

DOSTOJEWSKI

DER
IDIOT

G

GOLDMANN'S GELBE TASCHENBUCHER

Ungekürzte Ausgabe

GOLDMANN'S GELBE TASCHENBÜCHER

Band 361/362

Fjodor Dostojewskij, Der Idiot

Zu diesem Buch

Dieser großangelegte Roman war das Lieblingswerk Dostojewskijs. Am Beispiel des Fürsten Myschkin versucht er, einen Menschen mit „wahrhaft schöner Seele“ darzustellen. In erschütternder Weise verkörpert sich in der Figur des „Idioten“ das Christusthema und die ewige Verstrickung der Menschheit in Schuld und Leid. Die zentrale Figur Myschkins versinnbildlicht jene lichte Wahrheit, deren Schimmer Dostojewskij schon während seiner Verbannung in Sibirien zu erkennen glaubte.

Dostojewskij ist der große Meister der russischen Literatur und der große Deuter des russischen Menschen. Verständnis und Liebe für alles, was Menschenantlitz trägt, für die Erniedrigten und Beleidigten, sind die Impulse in seinem vielbewunderten und viel angefeindeten Werk, das auf die europäische Literatur starke Wirkung ausgeübt hat. Der Universalismus seiner sittlichen und künstlerischen Energien reiht ihn ein in den hohen Zug unsterblicher, wertesetzender Menschenbildner. Nach Dante, Shakespeare und Goethe ist er der Weltdichter, der die menschliche Seele als unendlichen Schau- und Kampfplatz eines überzeitlichen Mysteriums deutet.

Von Dostojewskij sind in Goldmanns GELBEN Taschenbüchern ferner erschienen: „Russische Liebesgeschichten“ (Band 330), „Raskolnikoff – Schuld und Sühne“ (Band 435/36), „Kindergeschichten“ (Band 471), „Die Brüder Karamasoff“ (Band 478/79/80/81), „Arme Leute“ (Band 543), „Die Dämonen“ (Band 575/76/77), „Aufzeichnungen aus einem toten Hause“ (Band 609/10), „Der Spieler“ (Band 884), „Die Erniedrigten und Beleidigten“ (Band 936/37).

FJODOR DOSTOJEWSKIJ

DER IDIOT

Roman



MÜNCHEN

WILHELM GOLDMANN VERLAG

Das Einstellen von »Goldmanns Taschenbüchern«
in Leihbüchereien, Volksbibliotheken, Werkbüchereien und Lesezirkel
ist vom Verlag ausdrücklich untersagt

Ungekürzte Ausgabe

||||

Made in Germany. Bearbeitete Übertragung von Klara
Brauner. Umschlagentwurf von Herbert Lorenz. Gesetzt
aus der Linotype-Garamond-Antiqua. Druck von Presse-
Druck- und Verlags-GmbH. Augsburg. Verlagsnummer

361/62 · W

Ende November gegen neun Uhr morgens eilte der Zug der Petersburg-Warschauer Bahn mit Volldampf Petersburg zu. Es war Tauwetter und daher so feucht und neblig, daß es nicht recht tagen konnte; es war schwer, aus den Fenstern des Waggonen auch nur zehn Schritte weit rechts und links von dem Bahnkörper etwas zu unterscheiden. Manche von den Reisenden kehrten aus dem Ausland zurück, am vollsten waren jedoch die Abteile dritter Klasse, in denen geringe, in ihren Geschäften nicht weit reisende Leute dichtgedrängt nebeneinander saßen. Alle waren, wie es stets der Fall ist, müde, allen fielen nach der schlaflosen Nacht die Augen zu, alle froren, und die Gesichter aller waren im Einklang mit dem Nebel bleich und gelblich.

In einem Waggon dritter Klasse saßen beim Morgengrauen zwei Reisende einander gegenüber am Fenster. Sie waren beide jung, waren beide nicht gerade elegant gekleidet, hatten beide recht bemerkenswerte Gesichter und wünschten beide endlich miteinander ins Gespräch zu kommen. Wenn jeder von ihnen gewußt hätte, was sein Gegenüber besonders in diesem Augenblick Außergewöhnliches an sich hatte, wäre er natürlich darüber erstaunt gewesen, daß der Zufall sie beide so seltsam im Waggon dritter Klasse des Petersburg-Warschauer Zuges zusammengeführt hatte. Der eine von ihnen war nicht groß, mochte wohl siebenundzwanzig Jahre alt sein und hatte krause, fast schwarze Haare und kleine, aber feurige graue Augen. Er hatte eine breite, platte Nase und hervorstehende Backenknochen; seine dünnen Lippen kräuselten sich oft zu einem frechen, spöttischen und fast boshaften Lächeln, doch seine Stirn war hoch und schön geformt und ließ die unedle Bildung der unteren Gesichtspartien vergessen. Besonders auffallend an diesem Gesicht war seine Leichenblässe, die dem ganzen Aussehen des jungen Mannes, trotz seines kräftigen Körperbaues, etwas Ermattetes und zugleich etwas schmerzliches Leidenhaftes verlieh, das mit dem dreisten, vulgären Lächeln und dem scharfen, selbstzufriedenen Blick nicht im Einklang stand. Er war warm gekleidet und trug einen weiten, schwarzen, mit Stoff bezogenen Schafspelz, so daß er in der Nacht nicht zu frieren brauchte, während sein Nachbar auf seinem vor Kälte zitternden Rücken alle Annehmlichkeiten einer feuchten russischen Novembernacht zu ertragen hatte, auf die er offenbar nicht vorbereitet war. Er hatte einen breiten, dicken, ärmellosen Mantel mit riesiger Kapuze an, wie sie oft von Reisenden irgendwo weit im Ausland, in der Schweiz oder in Norditalien, im Winter getragen werden, wobei selbstverständlich

auch nicht auf Entfernungen wie die von Eydtkuhnen bis Petersburg gerechnet wird. Doch das, was für Italien vollkommen ausreicht, erwies sich für Rußland als nicht ganz geeignet. Der Besitzer des Mantels mit der Kapuze war ein ebenfalls sechs- oder siebenundzwanzigjähriger junger Mann, von mehr als mittelgroßem Wuchs, mit sehr blonden, dichten Haaren, eingefallenen Wangen und einem dünnen, fast ganz weißen Spitzbart. Er besaß große, ruhige blaue Augen, in deren Blick etwas Stilles, aber Drückendes lag und die jenen seltsamen Ausdruck hatten, an welchem viele vom ersten Moment an ein epileptisches Individuum erkennen. Das Gesicht des jungen Mannes war übrigens angenehm und fein, aber farblos und jetzt ganz blau vor Kälte. In seinen Händen baumelte ein dünnes Bündel aus verblaßtem, altem Foulard, das sein ganzes Reisegepäck zu enthalten schien. Seine Füße steckten in dickbesohlenen Stiefeln mit darübergezogenen Gamaschen – alles an ihm war nicht russisch. Der schwarzhaarige Nachbar im Schafspelz hatte das alles hauptsächlich aus Längeweile gleich herausgefunden und fragte endlich mit jenem unartigen Lächeln, das die Schadenfreude der Menschen bei den Unannehmlichkeiten ihrer Nächsten manchmal so rücksichtslos und offen ausdrückt:

„Frieren Sie?“

Dabei hob er die Schultern in die Höhe.

„Sehr“, antwortete der Nachbar außerordentlich bereitwillig. „Und doch haben wir noch Tauwetter. Was wäre also bei Frost? Ich habe gar nicht geglaubt, daß es bei uns so kalt ist. Ich bin es nicht mehr gewohnt.“

„Sie kommen wohl aus dem Ausland?“

„Ja, aus der Schweiz.“

„So! Sie spüren es wohl gehörig!“

Der Schwarze pff und lachte. Sie kamen ins Gespräch. Die Bereitwilligkeit des jungen Mannes, alle Fragen seines schwarzhaarigen Gegenübers zu beantworten, war bewunderungswürdig; er schien die Nachlässigkeit, Müßigkeit und das Unpassende mancher Bemerkungen ganz zu überhören. Er teilte unter anderem mit, er wäre lange, über vier Jahre, nicht mehr in Rußland gewesen, da man ihn krankheitshalber, wegen seltsamer, nervöser Anfälle, in der Art der Epilepsie oder des Veitstanzes, die von Zuckungen und Krämpfen gefolgt waren, ins Ausland geschickt habe. Der Schwarze lächelte bei seinen Antworten ein paarmal, besonders aber, als der Blonde auf die Frage: „Nun, und hat man Sie wiederhergestellt?“ antwortete: „Nein, es hat nichts genützt.“

„Wieviel Geld haben Sie da wohl unnütz ausgegeben, und wir glauben diesen Leuten noch“, bemerkte der Schwarze ironisch.

„Das ist wirklich wahr!“ mischte sich ein neben ihnen sitzender, schlechtgekleideter Herr, der an einen in Schreiberdiensten verknöcherten Beamten erinnerte, ein Vierziger von kräftigem Körperbau, mit roter Nase und unreinem Gesicht, ins Gespräch. „Das ist die reine Wahrheit, sie saugen nur unnütz alles aus den Russen heraus!“

„Oh, wie irren Sie sich in diesem Falle“, erwiderte der Kranke mit leiser, friedfertiger Stimme, „ich kann natürlich nicht streiten, weil ich nicht von allem unterrichtet bin, mein Arzt hat mir aber sein letztes Geld mit auf die Reise gegeben und hat mich fast zwei Jahre lang auf seine Kosten erhalten.“

„Wieso, hat denn niemand für Sie zahlen können?“ fragte der Schwarze.

„Ja, Herr Pawlistschew, der meinen Unterhalt dort bestritt, ist vor zwei Jahren gestorben; ich habe darauf hierher an die Generalin Jepantschina, meine entfernte Verwandte, geschrieben, habe aber keine Antwort erhalten. So ist es bis zu meiner Reise geblieben.“

„Wohin wollen Sie denn?“

„Das heißt, wo ich absteige? Ich weiß es wirklich noch nicht . . .“

„Sie haben sich noch nicht entschieden?“

Beide Nachbarn lachten wieder.

„Und dieses Bündel da enthält wohl alles, was Sie besitzen?“ fragte der Schwarze.

„Ich will wetten, daß es so ist“, bemerkte der rotnasige Beamte mit außerordentlich befriedigter Miene, „und daß der Gepäckwagen keine ferneren Koffer enthält, trotzdem Armut ja keine Schande ist, was nicht unerwähnt bleiben soll.“

Auch das stimmte, und der blonde junge Mann gestand es sofort mit außerordentlicher Eile ein.

„Ihr Bündel ist jedoch nicht ohne Bedeutung“, fuhr der Beamte fort, nachdem die beiden sich satt gelacht hatten (es ist bemerkenswert, daß auch der Besitzer des Bündels zum Schlusse bei ihrem Anblick zu lachen begann, was ihre Heiterkeit noch steigerte), „trotzdem man wetten kann, daß es keine Goldrollen mit ausländischen Napoleondors und Friedrichdors, geschweige denn mit holländischen Arabern enthält, was man schon aus den Ihre ausländischen Stiefel bedeckenden Gamaschen schließen kann . . . Wenn man jedoch zu Ihrem Bündel noch eine solche Verwandte hinzufügt, wie die Generalin Jepantschina es ist, gewinnt das Gepäckstück eine ganz andere Bedeutung, selbstredend nur in dem Falle, wenn die Generalin Jepantschina mit Ihnen tatsächlich verwandt ist und Sie sich in Ihrer Zerstreutheit nicht irren . . . was dem Menschen, wenn auch nur aus Überschuß an Einbildungskraft, recht oft eigen ist.“

„Oh, Sie haben es wieder erraten“, sagte der blonde junge Mann, „ich irre mich beinahe wirklich, sie ist tatsächlich fast gar nicht mit mir verwandt; ich habe mich damals eigentlich auch nicht darüber gewundert, daß ich von ihr keine Antwort erhalten habe. Ich hatte es mir gedacht.“

„Sie haben nur unnützerweise Geld zum Frankieren des Briefes ausgegeben. Hm . . . Sie sind wenigstens offen und ehrlich, und das ist lobenswert! Hm . . . wir kennen den General Jepantschin eigentlich nur deshalb, weil alle ihn kennen; wir haben auch den verstorbenen Herrn Pawlistschew, der Sie in der Schweiz erhalten hat, gekannt, sofern es Nikolaj Andrejewitsch Pawlistschew war, denn es gibt zwei Vettern Pawlistschew. Der zweite ist jetzt mit in der Krim; der verstorbene Nikolaj Andrejewitsch war aber ein achtbarer und einflußreicher Mensch und hat seinerzeit viertausend Seelen besessen . . .“

„Das stimmt genau, er hieß Nikolaj Andrejewitsch Pawlistschew.“

Nachdem der junge Mann geantwortet hatte, betrachtete er den allwissenden Herrn scharf und forschend.

Solche Herren sind in einer gewissen gesellschaftlichen Schicht manchmal sogar recht oft anzutreffen. Sie wissen alles, die ganze ruhelose Wißbegierde ihres Geistes und ihre ganze Begabung arbeitet unaufhaltsam nach der einen Richtung hin, was selbstverständlich aus dem Mangel an wichtigeren Lebensinteressen und Anschauungen zu folgern ist, wie ein moderner Forscher sich ausgedrückt haben würde. Man muß unter dieser „Allwissenheit“ übrigens nur ein sehr beschränktes Gebiet verstehen: Wo der und der angestellt ist, mit wem er verkehrt, wieviel Vermögen er besitzt, wo er Gouverneur war, mit wem er verheiratet ist, welche Mitgift er bekommen hat, wer sein Vetter ersten und zweiten Grades ist und in dieser Art. Diese Allwissenden laufen größtenteils mit zerrissenen Ellbogen herum und bekommen monatlich siebzehn Rubel Gehalt. Die Menschen, von deren Leben sie bis in die kleinsten Details unterrichtet sind, würden sicherlich nie darauf kommen, welche Interessen sie dabei leiten können und doch finden viele von ihnen in diesen Kenntnissen, die einer ganzen Wissenschaft gleichkommen, geradezu Trost und gewinnen dadurch Selbstachtung und sogar höhere geistige Befriedigung. Diese Wissenschaft ist ja auch verlockend. Ich habe Gelehrte, Literaten, Dichter und Politiker gekannt, die darin ihre höchste Befriedigung und die Erfüllung ihrer Bestrebungen gefunden haben und die tatsächlich nur auf diese Weise Karriere gemacht haben.

Der schwarzhaarige junge Mann gähnte während der ganzen Dauer dieses Gesprächs, schaute ziellos zum Fenster hinaus und erwartete ungeduldig das Ende der Fahrt. Er war in einer ganz abson-

derlichen Weise zerstreut und fast erregt, so daß es sogar auffiel: er hörte manchmal zu und dann wieder nicht, schaute hin, ohne etwas zu sehen, und lachte oft, ohne zu wissen oder sich zu erinnern, warum er es tat.

„Gestatten Sie die Frage, mit wem habe ich die Ehre?“ wandte sich plötzlich der Herr mit dem unreinen Gesicht an den blonden Reisenden mit dem Bündel.

„Mein Name ist Fürst Lew Nikolajewitsch Myschkin“, antwortete dieser mit sofortiger, voller Bereitwilligkeit.

„Fürst Myschkin? Lew Nikolajewitsch? Ich kenne den Namen nicht. Ich habe ihn nie gehört“, antwortete der Beamte nachdenklich. „Natürlich meine ich nicht den Namen, der ist ja historisch, man kann und muß ihn in Karamsins Geschichte finden; ich spreche von der Person: die Fürsten Myschkin sind nirgends mehr anzutreffen, man hört wenigstens gar nichts von ihnen.“

„Ja, gewiß!“ antwortete der Fürst sogleich. „Außer mir gibt es jetzt keine Fürsten Myschkin mehr; ich glaube der letzte zu sein. Was aber meine Großväter und Urahnen betrifft, haben sie oft außer ihrem Gutshaus nichts besessen. Mein Vater war übrigens zuerst Junker und dann Sekondleutnant. Ich weiß nicht, auf welche Weise auch die Generalin Jepantschina eine Prinzessin Myschkina gewesen sein soll, sie ist wohl auch die Letzte ihres Geschlechts...“

„Hihihi! Die Letzte ihres Geschlechts! Hihi! Wie Sie das gesagt haben“, kicherte der Beamte.

Auch der Schwarze lächelte. Der Blonde war ein wenig darüber erstaunt, daß es ihm gelungen war, ein übrigens recht schlechtes Wortspiel zu machen.

„Denken Sie sich, ich habe es gar nicht so gemeint“, erklärte er endlich erstaunt.

„Ja, ja, selbstverständlich, selbstverständlich“, bestätigte der Beamte heiter.

„Sind Sie dort beim Professor auch unterrichtet worden, Fürst?“ fragte plötzlich der Schwarze.

„Ja... ich habe gelernt...“

„Ich aber habe nie Unterricht gehabt.“

„Auch ich habe ja nur wenig Unterricht gehabt“, fügte der Fürst fast entschuldigend hinzu. „Die Krankheit machte bei mir jedes systematische Studium unmöglich.“

„Kennen Sie die Rogoshins?“ fragte der Schwarze rasch.

„Nein, ich kenne sie nicht. Ich kenne ja sehr wenig Menschen in Rußland. Sind Sie ein Rogoshin?“

„Ja, ich bin Parfen Rogoshin.“

„Parfen? Sind Sie nicht einer von jenen Rogoshins . . .“, begann der Beamte mit großer Wichtigkeit.

„Ja, ja, von jenen, gerade von jenen“, unterbrach ihn Rogoshin mit unhöflicher Ungeduld; er hatte sich übrigens während der ganzen Zeit kein einziges Mal an den rotnasigen Beamten gewandt, sondern immer nur zu dem Fürsten gesprochen.

„Was . . . wirklich?“ sagte der Beamte, starr vor Staunen und mit glotzenden Augen, während sein Gesicht sofort einen unterwürfigen, entzückten und fast erschrockenen Ausdruck annahm. „Sie sind der Sohn jenes Semion Parfenytsch Rogoshin, des Ehrenbürgers, der vor einem Monat gestorben ist und ein Kapital von zweieinhalb Millionen hinterlassen hat?“

„Woher hast du denn erfahren, daß er zweieinhalb Millionen bar hinterlassen hat?“ unterbrach ihn der Schwarze, ohne den Beamten auch nur eines einzigen Blickes zu würdigen. „Was haben die nur davon“, wandte er sich an den Fürsten, „daß sie sich sofort einschmeicheln wollen? Es ist wahr, daß mein Vater gestorben ist und ich jetzt einen vollen Monat danach fast ohne Stiefel aus Pskow nach Hause fahre. Weder mein Bruder, dieser Schuft, noch meine Mutter haben mir etwas mitgeteilt oder Geld geschickt, gar nichts! Als ob ich ein Hund wäre! Ich habe den ganzen Monat in Pskow im Fieber gelegen!“

„Und jetzt bekommen Sie ein Milliönchen und noch einiges darüber, das ist das mindeste, o Gott!“ sagte der Beamte, die Hände zusammenschlagend.

„Was will er nur, sagen Sie, bitte!“ rief Rogoshin, erbozt und gereizt auf ihn hinweisend, wieder aus. „Ich gebe dir ja keine Kopeke, auch wenn du hier auf dem Kopf vor mir herumtanzst!“

„Ich werde es auch tun, ich werde auf dem Kopf herumtanzen.“

„Was sagen Sie dazu! Ich gebe dir nichts, gar nichts, auch wenn du eine ganze Woche vor mir herumtanzst.“

„Gib nichts! Es geschieht mir recht; gib nichts! Und ich werde doch herumtanzen. Ich werde meine Frau und meine kleinen Kinder verlassen und vor dir tanzen. Laß mir doch die Freude!“

„Pfui!“ sagte der Schwarze, ausspuckend. „Vor fünf Wochen bin ich mit einem Bündel, wie Sie, vor meinem Vater zur Tante nach Pskow entflohen“, wandte er sich an den Fürsten. „Ich habe dort am Fieber krank gelegen, und er ist in meiner Abwesenheit gestorben. Er hat einen Schlaganfall gehabt. Gott habe den Verstorbenen selig, er hat mich damals aber beinahe totgeschlagen! Glauben Sie es mir, Fürst, es ist bei Gott so! Wenn ich damals nicht geflohen wäre, hätte er mich totgeschlagen.“

„Haben Sie ihn durch irgend etwas erzürnt?“ fragte der Fürst, den Millionär im Schafspelz mit besonderer Neugierde betrachtend. Trotzdem die Million und die Erbschaft auch nichts Alltägliches waren, flößte dem Fürsten doch etwas ganz anderes Interesse ein und machte ihn staunen; Rogoshin wandte sich aus irgendeinem Grunde mit besonderer Vorliebe an den Fürsten, obwohl er sichtlich ein mehr mechanisches als seelisches Bedürfnis nach Mitteilungen hatte; er tat es eher aus Zerstreutheit als aus Offenheit, aus Unruhe und Aufregung, um nur jemand zu sehen und seine Zunge in Bewegung zu bringen. Er schien noch immer krank zu sein und zu fiebern. Der Beamte war jetzt durch Rogoshin wie gebannt, er fing jedes Wort auf und wog es, als suchte er nach einem Diamanten.

„Er war erzürnt und vielleicht auch mit Recht“, antwortete Rogoshin, „am schlimmsten war aber mein Bruder. Über meine Mutter kann man nicht viel sagen, sie ist eine alte Frau, liest Heiligenlegenden, sitzt mit alten Weibern zusammen, und es geschieht alles so, wie Bruder Senka es haben will. Warum hat er es mich aber nicht rechtzeitig wissen lassen? Ich verstehe es schon! Es ist wahr, ich war damals ja nicht bei Bewußtsein. Sie sagen auch, sie haben ein Telegramm abgeschickt. Das Telegramm ist aber zur Tante gekommen. Sie ist schon seit dreißig Jahren Witwe und sitzt von früh bis spät mit ihren geistesschwachen Mönchen. Sie ist noch ärger als eine Nonne. Das Telegramm hat sie erschreckt, und sie hat es, ohne es zu öffnen, auf die Polizei gebracht und es ist dort liegengeblieben. Da hat mich Wasilij Wasiljitsch Koniow gerettet und hat mir alles geschrieben. Der Bruder hat des Nachts von der Brokatdecke auf Vaters Sarg die Quasten aus gegossenem Golde abgeschnitten: ‚sie kosten gar so viel Geld‘, hat er gesagt. Wenn ich will, kann er ja schon allein deswegen nach Sibirien kommen, denn das ist Leichenschändung. He, du Vogel-scheuche!“ wandte er sich an den Beamten. „Wie ist das nach dem Gesetz: ist es Leichenschändung?“

„Ja, es ist Leichenschändung!“ bestätigte der Beamte sofort.

„Kommt man dafür nach Sibirien?“

„Ja, man kommt nach Sibirien, sofort nach Sibirien! Man kommt sofort nach Sibirien!“

„Die glauben alle, ich sei immer noch krank“, fuhr Rogoshin, sich an den Fürsten wendend, fort, „ich bin aber, ohne ein Wort zu sagen, heimlich in den Wagen gestiegen und bin abgereist; öffne mir also jetzt das Tor, Bruder Semion Semionytsh! Er hat den verstorbenen Vater gegen mich aufgehetzt, ich weiß es. Es ist aber wahr, daß ich den Vater damals Nastasia Filippownas wegen aufgebracht habe. Das war allein meine Schuld. Der Böse hat mich verwirrt.“

„Nastasia Filippownas wegen?“ fragte der Beamte unterwürfig, als kombiniere er etwas.

„Du kennst sie ja nicht!“ schrie Rogoshin ihn ungeduldig an.

„Ich kenne sie aber doch!“ antwortete der Beamte triumphierend.

„Was dir nicht einfällt! Gibt es denn so wenig Nastasia Filippownas? Und was für ein freches Geschöpf du bist, das muß ich dir sagen! Ich habe ja gewußt, daß irgend so ein Ungeziefer sich gleich an mich hängen wird!“ sagte er zum Fürsten.

„Vielleicht kenne ich sie aber doch!“ sagte der ruhelose Beamte. „Lebedew weiß alles. Eure Durchlaucht haben mich zu tadeln geruht; wie, wenn ich es aber doch beweise? Die Nastasia Filippowna, um derentwillen Ihr Vater Sie mit dem Stock bestrafen wollte, ist Nastasia Filippowna Baraschkowa, sozusagen eine vornehme Dame und in ihrer Art auch eine Fürstin, sie ist mit einem gewissen Afanasij Iwanowitsch Tozkij befreundet, nur mit ihm allein; er ist Gutsbesitzer und Großkapitalist, Mitglied von Vereinen und Unternehmungen und dadurch mit dem General Jepantschin sehr befreundet . . .“

„So, so!“ sagte Rogoshin endlich wirklich erstaunt. „Pfui Teufel, er weiß ja wirklich alles.“

„Ich weiß alles! Lebedew weiß alles! Ich bin ja auch mit Alexaschka Lichatschow zwei Monate lang nach dem Tode des Vaters herumgefahren, Durchlaucht, und kenne alle Gäßchen und Schlupfwinkel, es ist so weit gekommen, daß er ohne Lebedew keinen Schritt tut. Er befindet sich jetzt im Schuldgefängnis, damals hatte ich aber Gelegenheit, Armance, Koralia, die Fürstin Pazkaja, Nastasia Filippowna und noch viele andere kennenzulernen.“

„Nastasia Filippowna? War sie denn mit Lichatschow . . .“, sagte Rogoshin, ihn zornig anblickend, wobei ihm sogar die Lippen bleich wurden und zitterten.

„N-nein! Es war n-nichts! Gar nichts“, sagte der Beamte, sich eilig besinnend. „Lichatschow konnte ihr mit seinem ganzen Geld nicht beikommen! Nein, das ist etwas anderes als Armance. Sie hat nur Tozkij. Sie sitzt abends in ihrer Loge im Großen oder im Französischen Theater. Die Offiziere sprechen ja von so manchem, wenn sie unter sich sind, doch auch sie können nichts behaupten. Sie sagen nur, ‚das ist diese Nastasia Filippowna‘, und das ist alles; sonst sagen sie kein Wort mehr! Weil auch wirklich nichts ist.“

„Ja, das ist so“, bestätigte Rogoshin, düster die Stirne runzelnd, „Salioshew hat mir dasselbe gesagt. Ich lief damals im Überzieher, den ich vor drei Jahren vom Vater bekommen hatte, über den Newskij, und sie kam aus einem Geschäft heraus und stieg in ihren Wagen. Da war es mir, als hätte ich mich am Feuer verbrannt. Gleich

darauf begegnete ich Salioshew, mit dem ich mich nicht vergleichen konnte; er trug sich wie ein Friseurhilfe und hatte ein Lorgnon vor den Augen, wir aber wurden vom Vater gezwungen, geteerte Stiefel zu tragen und nichts als Kohlsuppe zu essen. ‚Dies ist‘, sagte er, ‚nicht deinesgleichen, sie ist eine Fürstin, sie heißt Nastasia Filippowna Baraschkowa und lebt mit Tozkij, Tozkij weiß aber nicht, wie er sie loswerden soll, weil er jetzt das rechte Alter, sein fünfundfünfzigstes Jahr erreicht hat und die größte Schönheit von ganz Petersburg heiraten will.‘ Da hat er mir auch erzählt, ich könnte Nastasia Filippowna noch am selben Tage beim Ballett im Großen Theater in ihrer Loge im ersten Rang sitzen sehen. Man sollte es aber bei meinem Vater nur einmal versuchen, ins Ballett zu gehen, da hätte es nur eine einzige Strafe gegeben – totgeschlagen hätte er uns. Ich bin aber trotzdem heimlich für eine Stunde hingelaufen und habe Nastasia Filippowna wiedergesehen; ich habe jene ganze Nacht nicht geschlafen. Am nächsten Morgen gibt mir der Verstorbene zwei fünfprozentige Papiere, zu fünftausend jedes, und sagt mir, ‚geh und verkaufe sie, bring dann siebentausendfünfhundert Rubel zu Andrejews ins Kontor, bezahle und bringe mir den Rest von den zehn Tausendern, ohne sonst irgendwo hinzugehen; ich werde auf dich warten.‘ Ich habe die Papiere verkauft und das Geld genommen, bin aber nicht zu den Andrejews ins Kontor, sondern, ohne mich umzuschauen, ins Englische Magazin gegangen und habe für das ganze Geld ein Paar Ohrgehänge gewählt, in jedem war ein Diamant, fast so groß wie eine Nuß, ich bin auch noch vierhundert Rubel schuldig geblieben, man hat sie mir aber trotzdem gegeben, ich hatte meinen Namen genannt. Ich ging mit den Ohrgehängen zu Salioshew und sagte: ‚Komm, Lieber, führe mich zu Nastasia Filippowna.‘ Wir gingen hin. Ich weiß nicht, was ich damals unter den Füßen, vor mir und zu beiden Seiten hatte. Wir sind geradeswegs in ihren Salon gegangen, sie hat uns selbst empfangen. Ich habe nicht gesagt, wer ich bin; Salioshew hat gesagt: ‚Das schenkt Ihnen Parfen Rogoshin zum Andenken an die gestrige Begegnung; geruhen Sie es anzunehmen.‘ Sie hat das Päckchen geöffnet, hat hingeschaut und gelächelt: ‚Danken Sie‘, hat sie gesagt, ‚Ihrem Freund, Herrn Rogoshin, für seine liebenswürdige Aufmerksamkeit‘, hat begrüßt und ist gegangen. Warum bin ich denn damals nicht gleich, auf der Stelle, gestorben! Ich bin ja auch nur darum hingegangen, weil ich gedacht habe, ich kehre sowieso nicht mehr lebendig zurück! Am meisten kränkte es mich aber, daß dieser Schuft Salioshew aus der Sache Nutzen gezogen hat. Ich bin klein und bin schlecht gekleidet, stehe schweigend da und starre sie an, denn ich schäme mich; er ist rotbackig, hält sich an die letzte Mode, hat gebrannte, poma-

disierte Haare und eine karierte Krawatte, er macht in einem fort Kratzfüße und Verbeugungen, und sie hat sicher das Geschenk von ihm, statt von mir angenommen. Als wir hinausgingen, sagte ich: „Unterstehe dich jetzt nicht, an sie zu denken, verstehst du!“ Er lacht: „Was wirst du aber jetzt zu Semion Parfenytsch sagen?“ Ich wollte mich damals eigentlich, ohne nach Hause zu gehen, ins Wasser stürzen, ich dachte mir aber: es bleibt sich ja ganz gleich und kehrte wie ein Verdammter nach Hause zurück.“

„Ach! Ach!“ sagte der Beamte mit einer Grimasse und begann fast zu zittern, „der Verstorbene hat ja nicht nur wegen zehn Tausendern, sondern schon wegen zehn Rubeln Leute ins Jenseits befördert“, sagte er, dem Fürsten zunickend. Der Fürst betrachtete neugierig Rogoshin, dieser war in diesem Augenblick noch bleicher.

„Ja, er hat Leute ins Jenseits befördert!“ wiederholte Rogoshin, „was weißt denn du davon? Er hat sofort alles erfahren“, erzählte er dem Fürsten weiter, „Salioshew hat es allen ausgeplaudert. Der Vater hat mich oben eingesperrt und eine volle Stunde lang geprügelt. ‚Das ist nur die Einleitung‘, sagte er, ‚ich komme am Abend noch, um mich von dir zu verabschieden.‘ Was glaubst du nun? Der Alte ist zu Nastasia Filippowna gefahren, hat sich bis zur Erde vor ihr verneigt und hat gefleht und geweint; da hat sie endlich die Schatulle gebracht und sie ihm hingeschleudert: ‚Da hast du deine Ohrgehänge, alter Graubart, sie erscheinen mir jetzt zehnmal so teuer, wenn Parfen sie mir unter solchen Gefahren gebracht hat. Grüße Parfen Semionytsch und danke ihm!‘ Ich hatte mir aber unterdessen mit Mutters Hilfe bei Serioshka Protuschin zwanzig Rubel geborgt und bin mit der Bahn nach Pskow gereist, ich bin dort im Fieber angekommen; die alten Weiber haben für mich Gebete aufgesagt, ich habe aber betrunken dagesessen. Dann bin ich mit meinem letzten Geld in die Schenken gegangen und habe mich die ganze Nacht bewußtlos auf der Straße herumgewälzt; am Morgen war ich schwer krank, unterdessen hatten noch die Hunde an mir genagt. Ich bin mit Mühe zu mir gekommen.“

„Haha, jetzt wird Nastasia Filippowna aber Augen machen!“ kicherte der Beamte, sich die Hände reibend. „Was sind denn jene Ohrgehänge dagegen! Jetzt werden wir sie für die Ohrgehänge so entschädigen . . .“

„Wenn du noch einmal ein Wort von Nastasia Filippowna sagst, werde ich dich, bei Gott, durchprügeln, trotzdem du mit Lichatschow herumgefahren bist“, rief Rogoshin, ihn fest bei der Hand packend.

„Wenn du mich prügelst, verstößt du mich nicht! Prügle nur! Dadurch bringst du mich dir näher! Durch Prügel drückst du mir einen

unvergänglichen Stempel auf . . . Wir sind aber schon angekommen!“

Der Zug fuhr tatsächlich in den Bahnhof ein. Trotzdem Rogoshin gesagt hatte, er sei heimlich abgereist, wurde er doch von einigen Leuten erwartet. Sie riefen ihm zu und schwenkten ihre Hüte.

„Schau nur, auch Salioshew ist hier!“ murmelte Rogoshin, sie mit einem triumphierenden und fast boshaften Lächeln betrachtend und wandte sich dann plötzlich an den Fürsten:

„Fürst, ich weiß nicht, warum ich dich lieb gewonnen habe. Vielleicht weil ich dir in einem solchen Augenblick begegnet bin; er war doch aber auch dabei“ (er wies auf Lebedew hin) „und ich habe ihn nicht lieb gewonnen. Komm zu mir, Fürst. Wir werden dir deine Gamaschen ausziehen und dir den schönsten Marderpelz anziehen; ich will dir den besten Frack und eine weiße Weste, oder was du sonst willst, nähen lassen, ich werde dir die Taschen mit Geld vollstopfen und dann . . . fahren wir zu Nastasia Filippowna! Kommst du, oder nicht?“

„Hören Sie, Fürst Lew Nikolajewitsch“, begann jetzt Lebedew. „Verpassen Sie die Gelegenheit nicht! Verpassen Sie sie nur nicht!“

Fürst Myschkin erhob sich, streckte Rogoshin höflich die Hand hin und sagte freundlich:

„Ich komme mit dem größten Vergnügen und danke Ihnen sehr dafür, daß Sie mich lieb gewonnen haben. Ich komme vielleicht noch heute, wenn ich Zeit habe. Denn ich muß offen sagen, daß auch Sie mir gefallen haben, besonders als Sie von den Diamantohrgehängen erzählten. Sie haben mir auch schon vor den Ohrgehängen gefallen, trotzdem Sie ein finsternes Gesicht haben. Ich danke Ihnen auch für die versprochenen Kleider und für den Pelz, denn ich werde tatsächlich bald sowohl Kleider als auch einen Pelz brauchen. Ich besitze gegenwärtig kaum eine Kopeke.“

„Du sollst gegen Abend Geld haben, komm nur!“

„Du wirst Geld haben“, wiederholte der Beamte, „du wirst gegen Abend, noch vor der Dämmerung welches haben!“

„Und wie verhalten Sie sich zu den Weibern, Fürst? Sind Sie ein Liebhaber? Sagen Sie es vorher!“

„N-n-nein! Ich bin . . . Sie wissen vielleicht nicht, daß ich meiner Krankheit wegen die Weiber überhaupt nicht kenne.“

„Wenn es so ist“, rief Rogoshin aus, „so bist du ja gar nicht von dieser Welt, Fürst, und Gott liebt solche, wie du es bist.“

„Ja, Gott liebt solche“, wiederholte der Beamte.

„Und du, Federwisch, folge mir“, sagte Rogoshin zu Lebedew, worauf alle den Waggon verließen.

Lebedew hatte also doch sein Ziel erreicht. Der lärmende Menschenhaufen entfernte sich bald in der Richtung nach dem Wosne-

senskij-Prospekt. Der Fürst mußte in die Litejnaja einbiegen. Es war naß und schmutzig; der Fürst fragte Vorübergehende nach dem Weg, und als er erfuhr, daß er noch drei Werst zu gehen hatte, beschloß er, einen Wagen zu nehmen.

2

General Jepantschin bewohnte ein eigenes Haus, etwas abseits von der Litejnaja bei der Spas-Preobraschenja-Kirche. Außer diesem sehr schönen Haus, von dem fünf Sechstel vermietet wurden, besaß General Jepantschin noch ein sehr großes Haus in der Sadowaja, das auch außerordentlich viel abwarf. Außerdem gehörte ihm ganz in der Nähe Petersburgs ein recht bedeutendes, einträgliches Gut; er hatte im Petersburger Kreise auch noch eine Fabrik. In alten Zeiten hatte General Jepantschin, wie allgemein bekannt war, an den Steuererhebungen teilgenommen. Jetzt figurierte er als Mitglied einiger solider Aktiengesellschaften, wo seine Stimme von außerordentlicher Bedeutung war. Er galt für einen Menschen mit großem Vermögen, großen Unternehmungen und großen Verbindungen. Er hatte es verstanden, sich an vielen Orten, unter anderem auch in seinem Amt, ganz unentbehrlich zu machen. Und dabei war es ebenfalls überall bekannt, daß Iwan Feodorowitsch Jepantschin ein Mensch ohne jede Bildung war und von einem Soldaten abstammte; das letztere konnte ihm zweifellos nur zur Ehre gereichen, doch der General war trotz seiner Klugheit nicht frei von kleinen, sehr verzeihlichen Schwächen und liebte manche Andeutungen nicht. Er war aber unstreitig ein kluger und geschickter Mensch. Er befolgte zum Beispiel das System, sich dort, wo er nicht bemerkt werden sollte, zurückzuziehen, und viele schätzten ihn gerade dieser Schlichtheit wegen.

Wenn diese Menschen aber nur wüßten, was manchmal in Iwan Feodorowitschs Seele vorging, obwohl er den ihm gebührenden Platz so gut kannte! So sehr er in allen weltlichen Dingen geübt und erfahren war und trotz einiger sehr bemerkenswerter Fähigkeiten, zog er es doch vor, für den Vollstrecker fremder Ideen, und nicht für einen selbständigen Erfinder gehalten zu werden. Er wollte für einen uneigennützig ergebenden und – so wollte es der Geist der Zeit – sogar für einen echt russischen, herzlichen Menschen gelten. Diese seine letztere Ambition hatte zu einigen recht drolligen Geschichten geführt; der General ließ aber bei den lächerlichsten Erlebnissen den Mut nicht sinken; er hatte außerdem selbst im Kartenspiel Glück, er spielte aber recht hoch und wollte diese seine angebliche kleine Schwäche, die ihm so oft nützlich war, absichtlich nicht geheimhalten, sondern schob sie noch in den Vordergrund. Er gehörte einem gemischten und jeden-

falls sehr bemittelten Gesellschaftskreise an. Doch er hatte noch vieles vor sich, er konnte warten, er konnte lange warten, und alles mußte mit der Zeit, wenn der richtige Augenblick kam, eintreffen. General Jepantschin stand ja auch noch im besten Mannesalter, er hatte sein sechsfünfundfünfzigstes Lebensjahr nicht überschritten, was ja jedenfalls noch zu der Blütezeit gehört, da zu der Zeit das eigentliche Leben erst beginnt. Die Gesundheit, die Gesichtsfarbe, die unbeschädigten, wenn auch schwarzen Zähne, der kräftige, stämmige Körperbau, der besorgte Gesichtsausdruck des Morgens im Amt und der heitere abends beim Kartenspiel oder im Hause Seiner Durchlaucht, das alles war seinen gegenwärtigen und künftigen Erfolgen förderlich und bestreute den Lebenspfad Seiner Exzellenz mit Rosen.

Der General war im Besitz einer blühenden Familie. Man muß gestehen, daß hier nicht mehr lauter Rosen waren, doch es war dafür vieles dabei, worauf sich schon lange die hauptsächlichsten Hoffnungen und Bestrebungen Seiner Exzellenz ernstlich zu konzentrieren begannen. Welche Ziele im Leben sind denn auch wichtiger und heiliger als die der Eltern? Die Familie des Generals bestand aus seiner Gemahlin und drei erwachsenen Töchtern. Der General hatte schon vor sehr langer Zeit, als er noch im Range eines Leutnants stand, ein fast gleichaltriges Mädchen geheiratet, das sich weder durch Schönheit noch durch Bildung auszeichnete und das ihm nur fünfzig Seelen in die Ehe mitbrachte, die er zur Begründung seines ferneren Vermögens brauchte. Doch der General murrte späterhin niemals über seine frühe Heirat, stellte sie nie als einen unbedachten, jugendlichen Schritt hin und achtete und fürchtete seine Gemahlin manchmal dermaßen, daß er sie sogar liebte. Die Gemahlin stammte aus der zwar nicht sehr ruhmreichen, aber doch sehr alten Familie der Fürsten Myschkin und war auf ihre Herkunft sehr stolz. Eine der damals einflußreichen Persönlichkeiten, einer jener Gönner, die ihre Gönnerschaft übrigens nichts kostet, erklärte sich damit einverstanden, für die Verheiratung der jungen Prinzeß zu sorgen. Er öffnete dem jungen Offizier die Tür und brachte ihn auf den richtigen Weg, dieser hätte aber nicht einmal eines Stoßes, sondern höchstens eines Blickes bedurft, um vorwärtszukommen. Das Ehepaar hatte die lange Zeit seines Zusammenlebens mit wenigen Ausnahmen in Eintracht verbracht. Die Generalin hatte es noch in einem sehr jugendlichen Alter verstanden, als geborene Prinzeß und als Letzte ihres Stammes, vielleicht auch auf Grund ihrer persönlichen Eigenschaften, einige sehr hochgestellte Gönnerinnen zu finden. Später begann sie mit dem zunehmenden Reichtum und mit der steigenden gesellschaftlichen Bedeutung ihres Mannes sich in diesem aristokratischen Kreise sogar wie heimisch zu fühlen.

In diesen letzten Jahren waren auch die drei Generalstöchter Alexandra, Adelaida und Aglaja herangewachsen und herangereift. Sie trugen alle drei zwar nur den Namen Jepantschin, gehörten aber mütterlicherseits einem Fürstengeschlecht an, besaßen eine nicht unbedeutende Mitgift, hatten einen Vater, der in Zukunft vielleicht eine sehr hohe Stellung einnehmen konnte und waren, was auch von einiger Wichtigkeit ist, alle drei, sogar die älteste, Alexandra, die schon das fünfundzwanzigste Lebensjahr überschritten hatte, nicht ausgenommen, auffallend hübsch. Die mittlere war dreiundzwanzig, die jüngste, Aglaja, soeben zwanzig Jahre alt geworden. Die jüngste war sogar eine ausgesprochene Schönheit und begann in der Gesellschaft großes Aufsehen zu erregen. Das war aber noch immer nicht alles; alle drei zeichneten sich durch Bildung, Geist und Begabung aus. Es war bekannt, daß sie einander außerordentlich liebten und sich gegenseitig bei allem halfen. Man sprach auch von einem angeblichen Verzicht der beiden älteren auf einiges zugunsten des gemeinsamen Abgottes des Hauses, der jüngsten. Sie vermieden es in Gesellschaft nicht nur, sich vorzudrängen, sondern waren eher zu bescheiden. Niemand konnte ihnen Hochmut und Überhebung vorwerfen, dabei hieß es aber, sie seien sich ihres Wertes bewußt. Die älteste befaßte sich mit Musik, die zweite malte hervorragend, doch das war viele Jahre allen unbekannt und kam erst in allerletzter Zeit und auch nur durch einen Zufall zutage. Man sagte ihnen, mit einem Wort, außerordentlich viel Lobenswertes nach. Man sprach entsetzt davon, wieviel Bücher sie gelesen hatten. Sie hatten es nicht eilig, sich zu verheiraten und schätzten zwar gewisse Gesellschaftskreise, aber nicht in übertriebenem Maße. Das war um so bemerkenswerter, als alle den Charakter, die Ziele und Wünsche ihrer Eltern kannten.

Es war schon gegen elf Uhr, als der Fürst an der Wohnungstür des Generals läutete. Der General bewohnte den zweiten Stock und nahm eine verhältnismäßig bescheidene, wenn auch seiner Stellung entsprechende Wohnung ein. Dem Fürsten öffnete ein Livreedienstler, mit dem er lange zu unterhandeln hatte, da dieser sowohl ihn als sein Bündel von Anbeginn an mißtrauisch musterte. Endlich führte ihn der erstaunte Diener auf seine wiederholten und hartnäckigen Versicherungen hin, er wäre tatsächlich ein Fürst Myschkin und mußte den General durchaus in einer wichtigen Angelegenheit sprechen, in ein angrenzendes kleines Vorzimmer, das sich neben dem Empfangs- und Arbeitszimmer befand und übergab ihn einem anderen Diener, der sich des Morgens in diesem Vorzimmer aufzuhalten und dem General die Besucher zu melden hatte. Dieser zweite Diener trug einen Frack, war über vierzig Jahre alt, hatte ein besorgtes Gesicht

und war der Kammerdiener Seiner Exzellenz in dessen Arbeitsstunden, was ihm ein gewisses Selbstbewußtsein verlieh.

„Warten Sie im Empfangszimmer und lassen Sie das Bündel hier“, sagte er langsam, indem er sich wichtig in seinen Sessel niederließ und mit strengem Staunen den Fürsten betrachtete, der sich mit seinem Bündel auf einen Sessel neben ihn setzte.

„Wenn Sie erlauben“, sagte der Fürst, „möchte ich lieber bei Ihnen warten, was soll ich denn da allein anfangen?“

„Es ziemt sich für Sie nicht, im Vorzimmer zu bleiben, weil Sie ein Besucher, mit anderen Worten, ein Gast sind. Wünschen Sie den General persönlich zu sprechen?“

Der Lakai konnte sich offenbar nicht mit dem Gedanken befreunden, einen solchen Besucher hereinlassen zu müssen und entschloß sich, ihn nochmals zu fragen.

„Ja, ich komme in einer Angelegenheit . . .“, wollte der Fürst beginnen.

„Ich frage ja nicht, was für eine Angelegenheit es ist, ich habe nur die Pflicht, Sie anzumelden. Ich habe aber schon gesagt, bevor der Sekretär nicht da ist, kann ich Sie nicht melden.“

Das Mißtrauen dieses Menschen schien noch zu wachsen. Der Fürst wich zu sehr von der Art der täglichen Besucher ab, und obwohl der General ziemlich oft, fast jeden Tag, zu einer gewissen Stunde in Geschäftsangelegenheiten sogar sehr verschiedenartige Menschen empfangen mußte, konnte der Kammerdiener trotz seiner Gewohnheit und seiner ziemlich genauen Instruktionen keinen Entschluß fassen; die Vermittlung des Sekretärs war unumgänglich notwendig.

„Sind Sie wirklich . . . aus dem Ausland?“ fragte er endlich unwillkürlich und stockte; er hatte vielleicht fragen wollen: „Sind Sie wirklich der Fürst Myschkin?“

„Ja, ich komme soeben von der Bahn. Ich glaube, Sie wollten fragen, ob ich wirklich der Fürst Myschkin bin und haben es nur aus Höflichkeit nicht getan?“

„Hm . . .“ brummte der erstaunte Diener.

„Ich versichere Ihnen, daß ich Sie nicht angelogen habe und Sie meiner wegen keine Unannehmlichkeiten haben werden. Was aber mein Aussehen und das Bündel betrifft, so brauchen Sie sich deshalb nicht zu wundern, ich befinde mich momentan in keinen glänzenden Verhältnissen.“

„Hm. Ich befürchte etwas anderes, mein Herr. Ich bin verpflichtet, Sie anzumelden und werde darüber mit dem Sekretär sprechen, wenn Sie nicht . . . Das ist es ja eben. Ich erlaube mir die Frage, ob Sie den General nicht etwa um Geld bitten wollen?“

„O nein, seien Sie diesbezüglich ganz ruhig. Ich komme in einer ganz anderen Angelegenheit.“

„Verzeihen Sie mir, ich habe das gefragt, weil Sie so ausschauen. Warten Sie auf den Sekretär; der Herr selbst hat jetzt mit einem Oberst zu sprechen, und dann kommt der Sekretär von der Handelsgesellschaft.“

„Wenn ich also lange warten muß, möchte ich Sie bitten mir zu sagen, ob ich hier nicht irgendwo rauchen könnte? Ich habe eine Pfeife und Tabak mit.“

„Rau-chen?“ fragte der Kammerdiener, ihn mit verächtlichem Staunen anstarrend, als traute er seinen Ohren nicht, „rauchen? Nein, Sie können hier nicht rauchen und Sie sollten sich überhaupt schämen, an so etwas zu denken. Ja . . . das ist merkwürdig!“

„Oh, ich habe es ja nicht hier im Zimmer tun wollen; ich weiß schon, ich würde hingehen, wohin Sie mich weisen würden, denn ich bin es gewohnt und habe schon seit drei Stunden nicht geraucht. Übrigens, wie Sie meinen, Sie kennen ja das Sprichwort: Stecke deinen Löffel nicht in anderer Leute Töpfe . . .“

„Wie soll ich Sie nur anmelden, wenn Sie so sind?“ murmelte der Kammerdiener fast unwillkürlich. „Erstens dürfen Sie sich hier gar nicht aufhalten, sondern müssen im Empfangszimmer sitzen, weil Sie in Eigenschaft eines Besuchers, also eines Gastes kommen, ich habe das zu verantworten . . . Ja, wollen Sie denn bei uns wohnen?“ fügte er hinzu, noch einmal nach dem Bündel des Fürsten hinschielend, das ihm offenbar keine Ruhe ließ.

„Nein, das will ich nicht. Ich würde, selbst wenn man mich einladen sollte, nicht bleiben. Ich bin einfach gekommen, um mich vorzustellen, sonst habe ich nichts vor.“

„Wie? Um Bekanntschaft zu machen?“ fragte der Kammerdiener erstaunt und mit steigendem Mißtrauen. „Warum haben Sie denn zuerst gesagt, daß Sie in irgendeiner Angelegenheit kommen?“

„Oh, es ist ja beinahe gar keine Angelegenheit! Wenn Sie übrigens wollen, ist es doch eine. Ich wollte auch um Rat fragen; ich komme aber hauptsächlich, um mich vorzustellen, denn ich bin ein Fürst Myschkin, und Frau Generalin Jepantschina ist auch eine geborene Prinzessin Myschkina, und es gibt außer ihr und mir keine Myschkins mehr.“

„Sie sind also ein Verwandter?“ sagte der Lakai, ganz erschrocken zusammenfahrend.

„Fast gar nicht. Wenn man sich übrigens Mühe geben will, kann man wohl herausfinden, daß wir miteinander verwandt sind, aber diese Verwandtschaft ist so weitläufig, daß sie eigentlich gar nicht

zählt. Ich habe der Generalin einmal aus dem Ausland einen Brief geschrieben, doch sie hat mir nicht geantwortet. Ich habe es aber trotzdem für nötig befunden, mich nach meiner Rückkehr hier zu melden. Ich erkläre Ihnen das alles jetzt, damit Sie nicht mehr im Zweifel sind, denn ich sehe, daß Sie sich immer noch beunruhigen: melden Sie einfach den Fürsten Myschkin, das genügt, um den Grund meines Besuches zu erklären. Es ist gut, wenn man mich empfängt, sollte man mich aber nicht empfangen wollen, hat auch das vielleicht seine guten Seiten. Ich halte es aber kaum für möglich, daß ich nicht empfangen werde. Die Generalin wird den ältesten und einzigen Vertreter ihres Geschlechtes sicher sehen wollen, denn sie hält, wie ich gehört habe, viel auf ihre Abkunft.“

Alles, was der Fürst sagte, schien ja sehr einfach zu sein; je einfacher seine Rede aber wurde, desto unsinniger erschien sie in diesem Falle, denn der erfahrene Kammerdiener mußte sich sagen, daß das, was einem Diener zu seinesgleichen zu sagen geziemt, im Gespräch eines Gastes mit einem Diener ganz unmöglich wird. Und da die Dienstboten gewöhnlich viel klüger sind, als ihre Herrschaft glaubt, fiel es dem Kammerdiener ein, es wären hier zwei Möglichkeiten vorhanden: entweder war der Fürst irgendein Abenteurer und kam also, um eine Unterstützung zu verlangen, oder aber er war einfach dumm und ohne jede Selbstachtung, denn ein kluger, seiner Würde bewußter Fürst würde nicht im Vorzimmer sitzen und mit einem Lakaien über seine Angelegenheiten sprechen; jedenfalls könnte er selbst also seinetwegen zur Rechenschaft gezogen werden.

„Sie sollten aber doch ins Empfangszimmer gehen“, bemerkte er möglichst eindringlich.

„Wenn ich dort gesessen hätte, hätte ich Ihnen das alles nicht erklären können“, sagte der Fürst lustig lachend, „und Sie würden sich noch immer meines Mantels und meines Bündels wegen beunruhigen. Jetzt brauchen Sie aber vielleicht gar nicht auf den Sekretär zu warten und können mich selbst anmelden.“

„Ich kann einen Besucher wie Sie nicht ohne den Sekretär anmelden, außerdem hat Exzellenz vorher befohlen, von niemand gestört zu werden, solange der Oberst drinnen ist, nur Gawrila Ardalionytsch darf unangemeldet hinein.“

„Ist das ein Beamter?“

„Gawrila Ardalionytsch? Nein. Er ist bei der Handelsgesellschaft angestellt. Legen Sie wenigstens das Bündel hierher.“

„Ich habe schon selbst daran gedacht; wenn Sie erlauben. Wissen Sie, ich will auch den Mantel ausziehen.“

„Natürlich, Sie können im Mantel doch nicht hinein.“

Der Fürst erhob sich, zog eilig den Mantel aus und stand jetzt in einem ganz anständigen und gut sitzenden, wenn auch abgetragenen Sakkoanzug da. Auf der Weste schlängelte sich eine Stahlkette, an der eine silberne Genfer Uhr hing.

Trotzdem der Fürst dumm war – davon war der Lakai schon überzeugt –, erschien es dem Kammerdiener des Generals endlich doch unanständig, das Gespräch mit dem Gast fortzusetzen, der ihm übrigens in gewissen Beziehungen gefiel. Andererseits rief er in ihm jedoch entschiedene, heftige Entrüstung hervor.

„Wann empfängt die Generalin?“ fragte der Fürst, seinen früheren Platz wieder einnehmend.

„Das geht mich nichts an. Die Gnädige empfängt verschieden, je nachdem wer es ist. Die Modistin darf schon um elf hinein . . . Gawrila Ardalionytsch wird auch früher als die andern vorgelassen, er kommt sogar zum ersten Frühstück.“

„Hier in den Zimmern ist es im Winter wärmer als im Ausland“, bemerkte der Fürst, „dafür ist es dort draußen wärmer als bei uns; im Winter kann ein Russe aber, wenn er es nicht gewohnt ist, in den Häusern gar nicht wohnen.“

„Heizt man dort nicht?“

„Ja, aber die Häuser sind dort anders eingerichtet, das heißt die Öfen und Fenster.“

„Hm. Und waren Sie lange fort?“

„Ja, vier Jahre. Ich bin übrigens fast immer in demselben Ort, in einem Dorf geblieben.“

„Sie sind jetzt an das Russische wohl gar nicht mehr gewöhnt?“

„Das ist wahr. Glauben Sie mir, ich staune, daß ich die russische Sprache noch nicht verlernt habe. Ich spreche jetzt mit Ihnen und denke mir dabei: Ich kann es ja noch ganz gut. Vielleicht spreche ich darum so viel. Seit gestern möchte ich dauernd russisch sprechen.“

„Hm! So! Haben Sie vorher in Petersburg gelebt?“ Soviel Mühe der Lakai sich auch geben mochte, es war ihm doch unmöglich, das Gespräch mit diesem höflichen und freundlichen Menschen stocken zu lassen.

„In Petersburg? Fast gar nicht, nur auf der Durchreise. Ich war hier auch früher nicht bekannt; jetzt soll es aber so viel Neues geben, daß selbst diejenigen, die in allem bewandert waren, wieder umlernen müssen. Man spricht hier jetzt viel von den Gerichten.“

„Hm . . . ! Ja. Es ist wahr, daß man von den Gerichten spricht. Und wie ist es dort, geht es dort bei Gericht besser zu?“

„Ich weiß es nicht. Ich habe von den unsrigen viel Gutes gehört. Wir haben zum Beispiel keine Hinrichtung.“

„Und werden dort Menschen hingerichtet?“

„Ja. Ich habe es in Frankreich, in Lyon gesehen. Schneider hat mich dorthin mitgenommen.“

„Henkt man dort?“

„Nein, in Frankreich schlägt man immer den Kopf ab.“

„Wie ist es denn, schreien die Verurteilten dabei?“

„Nein. Es ist ja nur ein Augenblick. Man legt den Menschen hin, und ein breites Messer fällt in einer Maschine, die Guillotine heißt, schwer und mit großer Kraft herab . . . Der Kopf springt so schnell weg, daß man nicht einmal blinzeln kann. Nur die Vorbereitungen sind furchtbar. Wenn man das Urteil verkündet, alles herrichtet, den Menschen bindet, auf das Schafott führt, das ist entsetzlich! Das Volk läuft zusammen, sogar die Frauen, obwohl man es dort nicht liebt, wenn Frauen zuschauen.“

„Das ist nichts für sie.“

„Natürlich! Natürlich! Diese Qual . . . ! Der Verbrecher war ein kluger, furchtloser, kräftiger, nicht mehr junger Mensch namens Legros. Ich sage Ihnen, ob Sie es glauben wollen oder nicht, daß er beim Besteigen des Schafotts weiß wie Papier war und weinte. Ist denn so etwas möglich! Ist es nicht furchtbar? Wer weint denn vor Angst? Ich hätte nie gedacht, daß jemand, der kein Kind ist, daß ein Mann von fünfundvierzig Jahren, der nie geweint hat, vor Angst weinen kann. Was geschieht mit der Seele in einem solchen Augenblick, was für Krämpfe hat sie zu durchleben? Es ist eine Seelenschändung, nichts anderes! Es heißt: ‚Du sollst nicht töten‘, und nun soll man ihn, weil er getötet hat, auch töten? Nein, das darf man nicht. Ich habe das vor einem ganzen Monat gesehen, es steht mir aber noch immer vor den Augen. Ich habe fünfmal davon geträumt.“

Der Fürst hatte sich warm geredet, sein blasses Gesicht war leicht gerötet, obwohl er wie bisher leise sprach. Der Kammerdiener hörte ihm mit so teilnahmsvollem Interesse zu, daß er an ihm wie gebannt hing; vielleicht war er auch ein Mensch von einiger Phantasie und Denkfähigkeit.

„Es ist noch gut, daß die Qual beim Köpfen nicht lange dauert“, bemerkte er.

„Wissen Sie was“, rief der Fürst eifrig aus, „Sie und alle anderen meinen dasselbe, man hat deswegen ja auch diese Maschine, die Guillotine, erfunden. Mir ist es aber damals gleich eingefallen: wie aber, wenn das sogar schlimmer ist? Es erscheint Ihnen komisch und sinnlos, bei einigem Nachdenken kommt man aber doch darauf. Stellen Sie sich vor: man wird gefoltert; der Mensch leidet, bekommt Wunden und hat körperliche Qualen zu ertragen, das lenkt ihn aber von der

Seelenpein ab, er leidet nur unter diesen Wunden bis er stirbt. Der größte, unerträglichste Schmerz rührt aber vielleicht nicht von den Wunden, sondern von der Gewißheit her, daß in einer Stunde, in zehn Minuten, in einer halben Minute und dann jetzt, jetzt gleich, die Seele aus dem Körper entfliehen wird, daß man Mensch zu sein aufhören muß und vor allem, daß es bestimmt so sein wird; diese Bestimmtheit ist die Hauptsache. Die Viertelsekunde, da man den Kopf unter das Messer legt und es über dem Kopf knirschen hört, ist am furchtbarsten. Wissen Sie, das ist nicht meine Einbildung, das haben viele gesagt! Ich glaube so sehr daran, daß ich Ihnen geradeheraus meine Meinung sagen werde. Der Mord auf Befehl ist unvergleichlich entsetzlicher als das Verbrechen des Mörders. Derjenige, der von Mördern getötet wird, wird des Nachts irgendwo im Wald umgebracht und hofft bis zum letzten Augenblick sicher, irgendwie noch gerettet zu werden. Es hat Fälle gegeben, daß man dem Unglücklichen schon den Hals durchschnitten hatte, er aber noch immer hoffte, floh oder bat. Hier wird aber diese ganze letzte Hoffnung, die den Tod zehnmal leichter ertragen läßt, einem mit Sicherheit genommen; dieses Urteil und der Umstand, daß man nicht mehr entrinnen kann, enthalten eine Qual, wie es auf der ganzen Welt keine furchtbarere gibt. Stellen Sie einen Soldaten in der Schlacht dicht vor eine Kanone und schießen Sie auf ihn, er wird immer noch hoffen; wenn Sie demselben Soldaten aber ein sicheres Todesurteil vorlesen, wird er wahnsinnig und weint. Wer will sagen, daß die menschliche Natur das aushalten kann ohne in Wahnsinn zu verfallen. Wozu diese widerliche, unnötige, sinnlose Verhöhnung? Vielleicht gibt es auf der Welt einen Menschen, dem man einmal das Urteil vorgelesen, den man eine Weile gequält hat, um ihm dann zu sagen: „Geh, man hat dir verziehen.“ Dieser Mensch könnte das genau erzählen. Von dieser Qual und diesem Entsetzen hat auch Christus gesprochen. Nein, man darf einen Menschen nicht so behandeln!“

Der Kammerdiener hätte das zwar nicht so wie der Fürst ausdrücken können, er hatte aber doch das Hauptsächlichste, wenn auch nicht alles, begriffen, was seinem gerührten Gesicht anzusehen war.

„Wenn Sie so große Lust zu rauchen haben“, sagte er, „ist es vielleicht zu machen, wenn Sie sich nur beeilen. Denn wie würde es aussehen, wenn man plötzlich nach Ihnen fragt und Sie sind nicht da? Sehen Sie, hier unter der Treppe ist eine Tür. Wenn Sie die Tür aufmachen, ist rechts eine Kammer; dort geht es schon, öffnen Sie nur das Fenster, denn eigentlich ist es nicht in der Ordnung . . .“

Doch der Fürst kam nicht mehr zum Rauchen. In das Vorzimmer trat plötzlich ein junger Mann mit Papieren in den Händen. Der

Kammerdiener nahm ihm den Pelz ab. Der junge Mann richtete seine Augen auf den Fürsten.

„Gawrila Ardalionytsch“, begann der Kammerdiener vertraulich und familiär, „der Herr sagt, er sei ein Fürst Myschkin und Verwandter der Gnädigen, er ist eben mit dem Zug aus dem Ausland gekommen und hat ein Bündel mitgebracht, aber . . .“

Dem Fürsten entging das Weitere, da der Kammerdiener zu flüstern begann. Gawrila Ardalionytsch hörte aufmerksam zu und blickte den Fürsten mit großer Neugierde an, endlich wandte er sich vom Diener ab und trat ungeduldig zu Myschkin hin.

„Sind Sie Fürst Myschkin?“ fragte er außerordentlich liebenswürdig und höflich. Er war ein etwa achtundzwanzigjähriger, sehr hübscher, schlanker junger Mann, von mittlerem Wuchs, mit einem kleinen Napoleonbärtchen und einem klugen, regelmäßigen Gesicht. Nur war sein Lächeln bei all seiner Freundlichkeit zu fein, seine Perlenzähne wurden dabei zu gleichmäßig entblößt und sein Blick war trotz seiner Heiterkeit und sichtbaren Offenheit zu scharf und prüfend.

„Wenn er allein ist, schaut er gewiß ganz anders drein und lacht vielleicht gar nicht“, fühlte der Fürst.

Der Fürst erklärte alles schnell, so gut es ging, und wiederholte fast dasselbe, was er schon vorher dem Kammerdiener und noch früher Rogoshin mitgeteilt hatte. Gawrila Ardalionytsch schien sich unterdessen auf etwas zu besinnen.

„Haben Sie nicht vor einem Jahr oder noch früher, wenn ich nicht irre, aus der Schweiz an Jelisaweta Prokofjewna geschrieben?“

„Das stimmt.“

„Dann kennt man Sie hier und erinnert sich bestimmt an Sie. Wollen Sie Seine Exzellenz sprechen? Ich werde Sie gleich melden . . . Der General wird gleich frei sein. Nur sollten Sie . . . es wäre besser, wenn Sie sich unterdessen in das Empfangszimmer bemühten . . . Warum ist der Herr hier?“ wandte er sich streng an den Kammerdiener.

„Ich sage ja, der Herr selbst wollte nicht . . .“

Jetzt ging die Tür des Arbeitszimmers plötzlich auf, und ein Offizier mit einer Mappe in den Händen trat laut sprechend und sich verneigend heraus.

„Bist du hier, Ganja?“ rief eine Stimme aus dem Zimmer des Generals. „Komm doch mal her!“

Gawrila Ardalionytsch nickte dem Fürsten zu und begab sich eilig in das Arbeitszimmer.

Nach ein paar Minuten wurde die Tür wieder geöffnet, und es ertönte Gawrila Ardalionytschs helle, freundliche Stimme:

„Treten Sie näher, Fürst!“

General Iwan Feodorowitsch Jepantschin stand inmitten seines Arbeitszimmers und blickte den eintretenden Fürsten mit außerordentlicher Neugierde an, er ging ihm sogar ein paar Schritte entgegen. Der Fürst kam auf ihn zu und stellte sich vor.

„Womit kann ich dienen?“ fragte der General.

„Es handelt sich um keine unaufschiebbare Angelegenheit; ich hatte nur einfach den Wunsch, Ihre Bekanntschaft zu machen. Ich möchte Ihnen nicht lästig fallen, da ich weder Ihre Zeiteinteilung noch Ihre Gewohnheiten kenne . . . Doch ich habe soeben erst den Zug verlassen; ich komme aus der Schweiz.“

Der General lächelte kaum merklich, dann sann er nach und wurde wieder ernst; er überlegte noch eine Weile, kniff die Augen zusammen, betrachtete seinen Gast nochmals vom Kopf bis zu den Füßen, wies rasch auf einen Sessel hin, setzte sich etwas schief gegenüber und wandte sich ihm in ungeduldiger Erwartung zu. Ganja stand in einer Ecke des Zimmers am Schreibtisch und ordnete Papiere.

„Ich habe eigentlich wenig Zeit für Bekanntschaften“, sagte der General, „da Sie aber gewiß in irgendeiner Absicht kommen . . .“

„Ich habe es vorausgesehen“, unterbrach ihn der Fürst, „daß Sie in meinem Besuch irgendeinen besonderen Zweck erblicken werden. Ich habe aber, bei Gott, an nichts anderes gedacht als an das Vergnügen, Ihre Bekanntschaft zu machen.“

„Das bereitet natürlich auch mir ein ganz außerordentliches Vergnügen, man kann aber nicht immer seinen Neigungen nachgehen, es kommen manchmal ja auch ernstere Angelegenheiten vor . . . Ich kann außerdem zwischen uns noch immer nichts Gemeinsames . . . und sozusagen keinen Grund entdecken . . .“

„Mein Besuch hat unstreitig keinen Grund, und es besteht gewiß auch wenig Gemeinsames zwischen uns. Denn wenn ich auch ein Fürst Myschkin bin und Ihre Frau Gemahlin demselben Geschlecht entstammt, ist das natürlich noch kein Grund. Ich sehe das vollkommen ein. Dessenungeachtet liegt der ganze Grund meines Besuches nur darin! Ich war länger als vier Jahre nicht mehr in Rußland; und wie bin ich von hier abgereist! Ich war beinahe nicht zurechnungsfähig! Ich habe schon damals so wenig von allem gewußt, jetzt weiß ich aber noch weniger. Ich brauche gute Menschen; mich beschäftigt auch eine gewisse Angelegenheit, und ich weiß nicht, an wen ich mich wenden soll. Ich habe mir noch in Berlin gedacht: wir sind miteinander beinahe verwandt, ich will zuerst zu Ihnen gehen, vielleicht können wir einander nützlich sein, wenn es gute Menschen sind. Denn ich habe gehört, daß Sie alle gute Menschen seien.“

„Ich danke sehr“, sagte der General erstaunt. „Gestatten Sie die Frage: wo sind Sie abgestiegen?“

„Ich bin noch nirgends abgestiegen.“

„Sie kommen also direkt vom Bahnhof zu mir? Haben Sie auch . . . Ihr Gepäck mit?“

„Mein ganzes Gepäck besteht aus einem kleinen Wäschebündel, ich habe nicht mehr; ich trage es gewöhnlich in der Hand. Ich habe ja noch abends Zeit, mir ein Zimmer zu mieten.“

„Sie haben also noch immer die Absicht, ein Zimmer zu mieten?“

„O ja, gewiß.“

„Nach Ihren Worten zu urteilen, könnte man annehmen, daß Sie bei mir wohnen bleiben wollten.“

„Das könnte ja nur auf Ihre Einladung hin geschehen. Ich muß aber gestehen, daß ich Ihre Einladung nicht angenommen hätte, und zwar aus keinem anderen Grunde, als meines Charakters wegen . . .“

„Es ist also sehr angezeigt, daß ich Sie nicht eingeladen habe und auch jetzt nicht einlade. Erlauben Sie, Fürst, daß ich bei der Gelegenheit alles zwischen uns aufkläre – da wir soeben festgestellt haben, daß von einer Verwandtschaft zwischen uns keine Rede sein kann, wiewohl das für mich selbstredend sehr schmeichelhaft wäre, ist es also . . .“

„Ich soll also aufstehen und fortgehen?“ sagte der Fürst, indem er sich erhob und trotz seiner sichtlich peinlichen Situation lustig aufachte. „Ich gebe Ihnen mein Wort darauf, General, daß ich, so wenig Genaueres ich von den hiesigen Sitten oder von der hiesigen Lebensart auch wußte, mir doch gedacht habe, daß unsere Begegnung sich ganz so, wie es jetzt geschehen ist, abspielen würde. Vielleicht ist das sogar das einzig Richtige . . . Sie haben ja auch meinen Brief damals nicht beantwortet . . . Nun, leben Sie wohl, und verzeihen Sie die Störung.“

Der Blick des Fürsten war in diesem Augenblick so freundlich und seinem Lächeln war selbst der Schatten irgendeiner feindseligen Empfindung so fremd, daß der General stehenblieb und seinen Gast mit ganz anderen Augen betrachtete; dieser ganze Stimmungsumschlag war in einem einzigen Moment geschehen.

„Wissen Sie was, Fürst“, sagte er mit fast ganz veränderter Stimme, „ich kenne Sie ja doch nicht genauer, vielleicht wird auch Jelisaweta Prokofjewna den Wunsch haben, ihren Verwandten zu sehen . . . Warten Sie also, wenn Sie wollen und wenn Sie Zeit haben . . .“

„Oh, ich habe Zeit; meine Zeit gehört ganz mir.“ Dabei legte der Fürst seinen weichen, runden Hut sofort auf den Tisch. „Ich muß gestehen, daß ich darauf gerechnet habe, Jelisaweta Prokofjewna würde sich vielleicht an meinen Brief erinnern. Vorhin, als ich draußen wartete, hatte Ihr Diener den Verdacht, ich wäre gekommen, um Sie

um eine Unterstützung zu bitten; ich habe das bemerkt. Bei Ihnen bestehen diesbezüglich wohl strenge Vorschriften. Ich bin aber wirklich nicht aus diesem Grund gekommen, sondern einzig und allein, um mit Ihnen bekannt zu werden. Mir fällt jetzt aber ein, daß ich Sie gestört habe, und das ist mir peinlich.“

„Wissen Sie was, Fürst“, sagte der General heiter lächelnd, „wenn Sie wirklich so sind, wie Sie zu sein scheinen, wird es vielleicht angenehm sein, Ihre Bekanntschaft zu machen. Sie sehen ja aber, daß ich ein sehr beschäftigter Mensch bin, ich muß jetzt gleich einiges durchsehen und unterschreiben, dann gehe ich zu Seiner Durchlaucht und dann ins Amt, daraus folgt also, daß ich, so gern ich gute Menschen sehe, doch . . . Ich bin übrigens davon überzeugt, daß Sie wohlgezogen sind und daß . . . Wie alt sind Sie, Fürst?“

„Sechszwanzig Jahre.“

„So! Ich habe geglaubt, Sie wären viel jünger.“

„Ja, man sagt, ich hätte ein jugendliches Aussehen. Ich werde es bald lernen und verstehen, Ihnen nicht lästig zu fallen, denn ich liebe das selbst gar nicht . . . Ich glaube übrigens, wir sind so verschiedene Menschen, daß wir vielleicht nicht viel Gemeinsames haben werden. Im übrigen ist aber diese Überzeugung bei mir selbst nicht gar so fest; denn es hat sehr oft nur den Anschein, als gäbe es keine gemeinsamen Interessen, es gibt aber trotzdem welche . . . Es ist nur auf die menschliche Faulheit zurückzuführen, daß die Menschen einander nach dem Augenmaß beurteilen und nichts Gemeinsames finden können. Ich habe das aber vielleicht etwas langweilig ausgedrückt? Ich glaube, Sie sind . . .“

„Nur noch ein paar Bemerkungen: Besitzen Sie irgendwelches Vermögen? Oder haben Sie vielleicht die Absicht, einen Beruf zu ergreifen? Verzeihen Sie, daß ich so . . .“

„Aber ich bitte sehr, ich schätze und begreife Ihre Frage sehr. Ich besitze vorläufig gar kein Vermögen und habe auch keinen Beruf, obwohl ich das sehr notwendig brauchen würde. Ich habe bis jetzt fremdes Geld gehabt, mein Professor Schneider, der mich in der Schweiz behandelt und unterrichtet hat, hat mir Geld für die Reise gegeben, und zwar so knapp, daß mir zum Beispiel jetzt nur noch ein paar Kopeken geblieben sind. Ich habe zwar etwas vor und brauche Rat, aber . . .“

„Können Sie mir sagen, wie Sie vorläufig zu leben gedenken und welche Absichten Sie haben?“ unterbrach ihn der General.

„Ich wollte irgendwie arbeiten.“

„Oh, Sie sind ja ein Philosoph; wissen Sie sich übrigens im Besitz von Talenten oder Anlagen, die Ihnen Brot verschaffen könnten? Verzeihen Sie wieder . . .“

„Oh, entschuldigen Sie sich nicht! Nein, ich glaube, daß ich weder besondere Talente noch Anlagen besitze; eher im Gegenteil, denn ich bin ein kranker Mensch und habe keine regelrechte Bildung. Was aber das Brot anbelangt, glaube ich . . .“

Der General unterbrach ihn und fragte ihn von neuem aus. Der Fürst wiederholte alles, was er schon vorher gesagt hatte. Es erwies sich, daß der General vom verstorbenen Pawlistschew gehört und ihn sogar persönlich gekannt hatte. Der Fürst konnte es selbst nicht erklären, weshalb Pawlistschew für seine Erziehung gesorgt hatte, es war übrigens vielleicht nur aus alter Freundschaft für seinen seligen Vater geschehen. Der Fürst war nach dem Tode seiner Eltern als kleines Kind zurückgeblieben und wuchs auf dem Lande auf, wo er sein ganzes Leben verbrachte, da seine Gesundheit Landluft verlangte. Pawlistschew hatte ihn alten Gutsbesitzerinnen, seinen Verwandten, anvertraut; man nahm für ihn erst eine Gouvernante und dann einen Hofmeister; er sagte übrigens, daß er sich zwar an alles erinnere, aber nur wenig erschöpfend erklären könne, da ihm vieles ganz unverständlich sei. Seine häufigen Krankheitsanfälle hätten ihn beinahe ganz zum Idioten gemacht. (Der Fürst gebrauchte dieses Wort: Idiot.) Er erzählte schließlich, Pawlistschew wäre einmal in Berlin dem Schweizer Professor Schneider begegnet, der sich speziell mit solchen Krankheiten befaßte und in der Schweiz, im Kanton Wallis, eine Anstalt besaß, wo er nach seiner eigenen Methode mit kaltem Wasser und Gymnastik behandelte, er kurierte Idioten und Wahnsinnige, unterrichtete dabei auch und überwachte überhaupt die geistige Entwicklung; Pawlistschew habe ihn vor etwa fünf Jahren zu ihm in die Schweiz geschickt und sei dann selbst, ohne irgendwelche Anordnungen getroffen zu haben, vor zwei Jahren plötzlich gestorben; Schneider habe ihn noch zwei Jahre lang bei sich behalten und behandelt; er habe ihn nicht endgültig geheilt, seinen Zustand aber sehr gebessert, und jetzt sei er von ihm endlich auf eigenen Wunsch und infolge eines zufällig eingetretenen Umstandes nach Rußland geschickt worden.

Der General war sehr erstaunt.

„Und Sie haben niemanden, gar niemanden in Rußland?“ fragte er.

„Jetzt noch nicht . . . Doch ich hoffe . . . ich habe außerdem einen Brief erhalten . . .“

„Haben Sie wenigstens irgend etwas gelernt“, unterbrach ihn der General, ohne das, was der Fürst von dem Briefe sagte, zu beachten, „und wird Ihre Krankheit Sie nicht daran hindern, irgendeinen leichten Posten im Amt zu übernehmen?“

„Oh, sicher nicht. Ich würde mir einen Posten sogar sehr wünschen, denn ich möchte selbst sehen, wozu ich veranlagt bin. Ich habe in den

vier Jahren ununterbrochen, freilich nicht ganz regelrecht, sondern nach einem besonderen System gelernt, und ich habe dabei Zeit gehabt, sehr viele russische Bücher zu lesen.“

„Russische Bücher? Sie können also ohne Fehler schreiben und lesen?“

„Oh, das kann ich wohl!“

„Das ist ausgezeichnet; und wie steht es mit Ihrer Schrift?“

„Ich habe eine sehr schöne Schrift. Das ist vielleicht sogar mein Talent; ich schreibe ganz kalligraphisch. Geben Sie mir etwas zum Schreiben, ich will Ihnen gleich eine Probe davon ablegen.“

„Mit Vergnügen. Das ist sogar sehr notwendig . . . Diese Ihre Bereitwilligkeit gefällt mir, Fürst, Sie sind wirklich sehr liebenswürdig.“

„Was für schöne Schreibutensilien Sie haben! Wieviel Bleistifte und Federn, was für ein dickes, gutes Papier . . . Und wie hübsch Ihr Arbeitszimmer ist. Ich kenne diese Landschaft, sie ist aus der Schweiz. Ich bin überzeugt, daß der Maler das nach der Natur gemalt hat, und ich bin sicher, diese Gegend gesehen zu haben; das ist aus dem Kanton Uri . . .“

„Das ist sehr möglich, obwohl es hier gekauft ist. Ganja, geben Sie dem Fürsten Papier; hier sind Federn und Papier, setzen Sie sich, bitte, an dieses Tischchen. Was ist das?“ wandte sich der General an Ganja, der unterdessen aus seiner Mappe eine Photographie großen Formates herausgenommen hatte und sie ihm hinhielt, „ach so! Nastasia Filipowna! Hat sie dir das selbst geschickt, ganz von selbst?“ fragte er Ganja lebhaft und mit großem Interesse.

„Sie hat es mir soeben gegeben, als ich ihr gratulierte. Ich habe sie schon lange darum gebeten. Ich weiß nicht, ob das nicht eine Andeutung ihrerseits ist, weil ich selbst an einem solchen Tag mit leeren Händen und ohne Geschenk zu ihr gekommen bin“, fügte Ganja unangenehm lächelnd hinzu.

„Nein, nein“, unterbrach der General überzeugt, „was du nur denken kannst! Sie sollte Andeutungen machen . . . sie ist auf so etwas gar nicht so erpicht. Was solltest du ihr auch schenken: man braucht ja Tausende dazu. Höchstens ein Bild? Beiläufig, hat sie dich noch nicht um dein Bild gebeten?“

„Nein, bisher nicht; vielleicht wird sie mich auch nie darum bitten. Sie haben doch nicht den heutigen Abend vergessen? Sie gehören ja zu den Geladenen.“

„Ja, ja, gewiß, ich denke daran und werde mich einstellen. Das will ich meinen, es ist ja ihr fünfundzwanzigster Geburtstag! Hm . . . Weißt du, Ganja, ich will es dir anvertrauen. Paß auf! Sie hat Afanasij Iwanowitsch und mir versprochen, heute abend das entscheidende Wort zu sagen: sein oder nicht sein! Denke also daran.“

Ganja wurde plötzlich so verlegen, daß er sogar ein wenig erbleichte.

„Hat sie das bestimmt gesagt?“ fragte er, und seine Stimme schien zu beben.

„Sie hat es vorgestern versprochen. Wir sind beide so in sie gedrungen, daß wir es ihr abgezwungen haben. Sie hat nur gebeten, es dir vorläufig nicht weiterzusagen.“

Der General beobachtete Ganja scharf; seine Verlegenheit schien ihm sichtlich zu mißfallen.

„Denken Sie daran, Iwan Feodorowitsch“, sagte Ganja erregt und schwankend, „daß sie mir bis zu ihrer eigenen Entscheidung die volle Freiheit der Wahl überlassen hat, und daß ich auch dann noch mein Wort sagen darf . . .“

„Also du . . . du . . .“ sagte der General plötzlich erschrocken.

„Ich sage nichts.“

„Ja, was hast du denn mit uns vor?“

„Ich habe mich vielleicht nur nicht richtig ausgedrückt . . .“

„Was solltest du auch sagen!“ rief der General aus, ohne seinen Ärger länger zu unterdrücken. „Es handelt sich jetzt nicht mehr darum, daß du nichts sagst, sondern um die Bereitwilligkeit, das Vergnügen, die Freude, mit der du ihre Worte aufnimmst . . . Was geht bei dir zu Hause vor?“

„Was soll vorgehen! Zu Hause bin ich der Herr, nur der Vater macht wie gewöhnlich Dummheiten, er wird jetzt zu einem richtigen Lärmacher; ich spreche gar nicht mehr mit ihm, halte ihn jedoch im Zaume und würde ihm die Tür weisen, wenn die Mutter nicht wäre. Die Mutter weint natürlich immer; die Schwester ärgert sich, ich habe ihnen aber endlich geradeheraus gesagt, daß ich mein eigener Herr bin und zu Hause Gehorsam verlange. Wenigstens habe ich das alles der Schwester in Gegenwart der Mutter erklärt.“

„Ich verstehe aber noch immer nicht, Verehrter“, bemerkte der General sinnend, indem er die Achseln zuckte und die Hände ein wenig spreizte. „Als Nina Alexandrowna neulich hier war – du weißt ja noch, wann das war –, hat sie auch geseufzt und gestöhnt. ‚Was haben Sie?‘ habe ich gefragt. Es zeigte sich nun, daß sie darin eine Schande sehen. Gestatte einmal die Frage, worin diese Schande besteht? Wer kann Nastasia Filippowna etwas vorwerfen? Nur der Umstand, daß sie es mit Tozkij gehalten hat? Das ist aber ein solcher Unsinn, besonders, wenn man gewisse Dinge in Betracht zieht. ‚Würden Sie sie denn zu Ihren Töchtern lassen?‘ sagt sie. Da haben wir’s! Ja, diese Nina Alexandrowna! Wie kann man das denn nicht verstehen, wie ist das nur möglich . . .“

„Daß sie ihre Lage nicht versteht?“ half Ganja dem nach einem Wort suchenden General. „Sie versteht schon; seien Sie ihr nicht böse.

Ich habe ihnen übrigens gleich meine Meinung gesagt, sie brauchen sich nicht mit fremden Angelegenheiten zu befassen. Und doch stützt sich unser ganzes Haus jetzt nur darauf, daß das letzte Wort noch nicht gesagt ist, das Gewitter wird aber heranziehen. Wenn heute das entscheidende Wort gesprochen wird, ist ja alles gelöst.“

Der Fürst hörte dieses ganze Gespräch mit an, indem er bei seiner Schriftprobe in der Ecke saß. Er war jetzt fertig, trat auf den Tisch zu und reichte den Papierbogen hin.

„Das ist also Nastasia Filippowna?“ sagte er, aufmerksam und neugierig das Porträt betrachtend. „Sie ist außerordentlich schön!“ fügte er sogleich eifrig hinzu. Es war das Bild einer tatsächlich auffallend schönen Frau. Sie war in einem schwarzen Seidenkleid von sehr einfacher und eleganter Machart photographiert; ihre anscheinend dunkelblonden Haare waren, wie sie sie wohl zu Hause trug, schlicht frisiert; ihre Augen waren dunkel und tief, ihre Stirn sinnend; ihre Züge erschienen leidenschaftlich und hochmütig. Ihr Gesicht war etwas mager, es mochte wohl auch ein wenig bleich sein . . .

Ganja und der General blickten den Fürsten erstaunt an . . .

„Wieso Nastasia Filippowna! Kennen Sie denn auch Nastasia Filippowna?“ fragte der General.

„Ja; ich bin erst einen Tag in Rußland und kenne diese schöne Frau schon“, antwortete der Fürst und erzählte sogleich von seiner Begegnung mit Rogoshin, dessen Mitteilungen er wiedergab.

„Das ist ja etwas ganz Neues!“ sagte der General wieder aufgeregt, nachdem er dem Fürsten aufmerksam zugehört hatte, und blickte Ganja forschend an.

„Das ist wohl nur so eine Frechheit“, murmelte der ebenfalls etwas betroffene Ganja, „ein Kaufmannssohn amüsiert sich eben. Ich habe von ihm schon einiges gehört.“

„Auch ich habe von ihm gehört, Bester“, fiel der General ein. „Dahmals, als die Geschichte mit den Ohrgehängen spielte, hat Nastasia Filippowna uns alles erzählt. Jetzt steht die Sache aber anders. Es handelt sich hier vielleicht wirklich um eine Million und um . . . eine große Leidenschaft. Es ist zwar eine widerliche, aber doch eine echte Leidenschaft, und es ist ja bekannt, wozu diese Herrschaften im Rausch fähig sind . . .! Hm . . .! Wenn dabei nur nichts herauskommt!“ schloß der General nachdenklich.

„Fürchten Sie sich vor der Million?“ fragte Ganja grinsend.

„Du etwa nicht?“

„Was glauben Sie, Fürst“, wandte Ganja sich plötzlich an ihn, „ist Rogoshin ein ernster Mensch oder nur ein Skandalmacher? Wie ist Ihre Meinung darüber?“

In Ganja ging etwas Besonderes vor, als er ihm diese Frage vorlegte. Eine neue, ungewöhnliche Idee schien in seinem Hirn aufzuflammen und jetzt ungeduldig aus seinen Augen zu leuchten. Der General, der sich aufrichtig und offen beunruhigte, schielte auch nach dem Fürsten hin, doch er tat es so, als erwarte er nicht viel von dessen Antwort.

„Ich weiß nicht, was ich Ihnen sagen soll“, erwiderte der Fürst, „es ist mir aber so vorgekommen, als sei in ihm eine große, ja, eine krankhafte Leidenschaft verborgen. Er ist ja auch noch ganz krank. Es ist sehr möglich, daß er sich gleich in den ersten Tagen in Petersburg ins Bett legen muß, besonders wenn er ein lustiges Leben führt.“

„So? Glauben Sie das?“ sagte der General, sich an diesen Gedanken klammernd.

„Ja, es scheint mir so.“

„Solche Ereignisse brauchen aber nicht erst in einigen Tagen zu geschehen, die Sache kann vielleicht noch heute, bis zum Abend losgehen“, sagte Ganja lächelnd zum General.

„Hm . . . Gewiß . . . Vielleicht, und dann hängt alles davon ab, was ihr dabei gerade durch den Kopf geht“, bemerkte der General.

„Und Sie wissen ja, wie sie manchmal ist.“

„Wie denn?“ fragte der General außerordentlich verstimmt. „Höre einmal, Ganja, widersprich ihr, bitte, heute nicht viel und gib dir Mühe, weißt du . . . mit einem Wort, es ihr recht zu machen . . . Hm . . .! Warum verziehst du so den Mund? Höre, Gawrila Ardalionytsh, es wird jetzt nur allzusehr am Platze sein, es uns deutlich zu machen: weswegen geben wir uns eigentlich so viel Mühe? Du verstehst ja, daß ich meine eigenen Interessen, die dabei mit im Spiele sind, längst sichergestellt habe; ich werde die Sache nach der einen oder anderen Seite zu meiner Zufriedenheit ordnen. Tozkij's Entschluß ist unerschütterlich, da bin auch ich meiner Sache ganz sicher. Und wenn ich jetzt noch um etwas besorgt bin, so ist es nur um dein Wohlergehen. Was denkst du dir eigentlich; vertraust du mir nicht? Du bist doch . . . ein . . . mit einem Wort: ein kluger Mensch, und ich habe auf dich gebaut . . . und das ist in diesem Falle, das . . . das ist . . .“

„Das ist die Hauptsache“, sprach Ganja zu Ende, indem er dem verwirrten General zu Hilfe kam und seine Lippen zu einem höchst giftigen Lächeln kräuselte, das er gar nicht mehr verbergen wollte. Er richtete seinen heißen Blick gerade auf die Augen des Generals, als wollte er sogar, daß dieser darin alle seine Gedanken läse. Der General errötete und fuhr auf.

„Ja, der Verstand ist die Hauptsache!“ stimmte er Ganja bei, indem er ihn scharf anblickte. „Du bist ein komischer Mensch, Gawrila Ar-

dalionytsch! Du scheinst dich über diesen Kaufmannssohn zu freuen, als wäre er deine Rettung. Man müßte sich hier aber gleich zu Anfang vom Verstand leiten lassen; gerade hier sollte man verstehen und . . . beiderseits ehrlich und offen handeln oder . . . vorher alles sagen, um niemanden zu kompromittieren, um so mehr, als dafür Zeit genug war und auch jetzt noch ist“, der General zog die Brauen bedeutsam in die Höhe, „obwohl nur noch ein paar Stunden übrigbleiben . . . Hast du verstanden? Ja? Willst du, oder willst du nicht? Wenn du nicht willst, dann sage es nur, und du bist dein eigener Herr. Niemand hält Sie zurück, Gawrila Ardalionytsch, niemand schleppt Sie gewaltsam in die Falle, wenn Sie darin durchaus eine Falle sehen wollen.“

„Ich will“, sagte Ganja halblaut, aber fest, und schwieg düster mit gesenkten Augen.

Der General war befriedigt. Er hatte sich hinreißen lassen, bereute es jetzt aber sichtlich, zu weit gegangen zu sein. Er wandte sich plötzlich dem Fürsten zu, und sein Gesicht schien den ihn beunruhigenden Gedanken auszudrücken, daß der Fürst dabei war und alles gehört hatte. Er beruhigte sich jedoch sofort: ein einziger Blick auf den Fürsten genügte, um alle Bedenken zu zerstreuen.

„Ah!“ rief der General aus, indem er die von dem Fürsten überreichte Probe seiner Schreibkunst betrachtete. „Das ist ja wie gedruckt! Und dazu noch wie etwas selten schön Gedrucktes! Schau einmal, Ganja, welches Talent!“

Der Fürst hatte auf den dicken Velinbogen in mittelalterlicher russischer Schrift den Satz geschrieben: „Eigenhändig gezeichnet vom gottesfürchtigen Mönch Pafnutij.“

„Das ist die wirkliche Unterschrift des Klostervorstehers Pafnutij, nach einer Reproduktion aus dem vierzehnten Jahrhundert“, erklärte der Fürst außerordentlich freudig und begeistert. „Alle unsere alten Klostervorsteher und Bischöfe haben wunderschöne Unterschriften gehabt. Wieviel Geschmack und wieviel Mühe ist darin enthalten! Besitzen Sie denn nicht wenigstens die Ausgabe von Pogodin, General? Und hier habe ich eine andere Schrift kopiert: Das sind die großen runden französischen Buchstaben des vorigen Jahrhunderts, manche Schriftzeichen waren ganz anders, das ist die Schrift des Volkes, der öffentlichen Schreiber, die ich durch eine ihrer Schriftproben, die ich besitze, kennengelernt habe; Sie müssen doch zugeben, daß auch das nicht ohne eine gewisse Würde ist. Schauen Sie diese runden O und A an. Ich habe den französischen Charakter auf die russischen Buchstaben übertragen; das ist sehr schwer, aber es ist mir gelungen. Auch dieser Satz weist eine schöne, originelle Schrift auf: ‚Fleiß bewältigt alles.‘ Das ist russische Schreiberschrift, und zwar, wenn Sie wollen,

Militärschreiberschrift. So wird ein offizieller Brief an eine hochstehende Persönlichkeit geschrieben, das ist auch eine schöne, feste und sehr geschmackvolle Schrift. Ein Kalligraph hätte diese Schnörkel oder, besser gesagt, diese Versuche, Schnörkel zu machen, ich meine diese halbvollendeten Schwänze, nicht zugelassen, schauen Sie sich aber das Ganze an, es hat Stil, und darin äußert sich die ganze Seele des militärischen Schreibers: er möchte sich gern etwas Freiheit gönnen, sein Talent treibt ihn dazu, doch der enge militärische Kragen ist fest zugeknöpft, die Disziplin äußert sich auch in der Schrift, das ist ausgezeichnet! Mir ist eine solche Schriftprobe erst vor kurzem aufgefallen, ich habe sie merkwürdigerweise zufällig in der Schweiz gefunden. Und das hier ist gewöhnliche, einfache, echt englische Schrift: die Eleganz kann nicht mehr weitergehen, alles darin ist reizvoll, es sind lauter Perlen; das ist vollendet schön; das da ist wieder eine französische Variation, die ich von einem französischen reisenden Kommis übernommen habe, es ist dieselbe englische Schrift, die nur um ein Haar schwärzer und dicker ist, dadurch ist das Verhältnis von Licht und Schatten aber schon gestört; beachten Sie auch, daß das Oval verändert und ein wenig gerundet ist, außerdem sind Schnörkel zugelassen, und das ist eine gefährliche Sache! Die Schnörkel erfordern einen außerordentlichen Geschmack; wenn sie aber gelingen, wenn das richtige Verhältnis gefunden ist, kann eine solche Schrift mit nichts verglichen werden, sie ist rein zum Verlieben.“

„Oh! Sie lassen sich ja in solche Feinheiten ein“, lachte der General, „Sie sind kein gewöhnlicher Kalligraph, Väterchen, Sie sind ein Künstler, was, Ganja?“ -

„Das ist merkwürdig“, sagte Ganja, „er hat auch das Bewußtsein seiner Berufung“, fügte er spöttisch lächelnd hinzu.

„Lache nur, lache nur, dabei kann man ja Karriere machen“, sagte der General. „Wissen Sie, Fürst, an welche Persönlichkeiten wir Sie jetzt zu schreiben beauftragen werden? Man kann Ihnen ja vom ersten Anfang an fünfunddreißig Rubel monatlich zahlen. Es ist aber schon halb eins“, schloß er, auf die Uhr blickend, „also jetzt wollen wir ernstlich sprechen, Fürst, denn ich habe es eilig und werde Sie heute vielleicht gar nicht mehr sehen. Setzen Sie sich für einen Augenblick; ich habe Ihnen schon mitgeteilt, daß ich nicht in der Lage bin, Sie oft zu empfangen, ich wünsche aber aufrichtig, Ihnen ein wenig zu helfen; ich habe dabei natürlich nur das Notwendigste im Auge, das Weitere hängt von Ihnen ab. Ich werde für Sie einen leichten Posten in der Kanzlei ausfindig machen, doch wird dabei Akkuratesse erforderlich sein. Jetzt das Fernere: im Hause, das heißt in der Familie von Gawrila Ardalionytsch Iwolgins, meinem jungen Freund hier, mit dem ich

Sie Bekanntschaft zu schließen bitte, werden von dessen Mama und Schwester einige freistehende möblierte Zimmer an gutempfohlene Leute mit Kost und Bedienung vermietet. Ich bin überzeugt, daß meine Empfehlung Nina Alexandrowna genügen wird. Für Sie, Fürst, ist das aber ein wahrer Schatz, vor allem, weil Sie nicht allein, sondern sozusagen im Schoße der Familie sein werden, und weil Sie, meiner Meinung nach, in einer Stadt wie Petersburg anfangs nicht allein sein dürfen. Nina Alexandrowna, die Mutter, und Warwara Ardalionowna, die Schwester von Gawrila Ardalionytsch, sind Damen, die ich außerordentlich schätze. Nina Alexandrowna ist die Gattin Ardalion Alexandrowitschs, eines Generals a. D., meines gewesenen Kollegen in meinem ersten Amt, mit dem ich einiger Umstände wegen den Verkehr abgebrochen habe, was mich übrigens nicht daran hindert, ihn in manchen Beziehungen zu achten. Ich erkläre Ihnen das alles, Fürst, damit Sie verstehen, daß ich Sie gewissermaßen persönlich empfehle und folglich auch die Verantwortung für Sie übernehme. Die Bezahlung ist sehr mäßig, und ich hoffe, daß Ihr Verdienst dazu bald vollkommen ausreichen wird. Jeder Mensch braucht zwar auch einiges Taschengeld, seien Sie aber nicht böse, wenn ich bemerke, daß Sie Taschengeld und überhaupt jedes überflüssige Geld vermeiden sollten. Ich sage das nach allem, was ich von Ihnen weiß. Da Ihr Portemonnaie jetzt aber leer ist, gestatten Sie mir, Ihnen für den Anfang fünfundzwanzig Rubel anzubieten. Wir werden später einmal miteinander abrechnen, und wenn Sie ein so aufrichtiger, herzlicher Mensch sind, wie Sie es Ihren Worten nach zu sein scheinen, können zwischen uns deswegen keine Schwierigkeiten entstehen. Ich habe bei meinem Interesse für Sie aber ein gewisses Ziel im Auge. Sie werden es mit der Zeit erfahren. Sie sehen also, daß ich mit Ihnen ganz offen bin; ich hoffe, Ganja, daß du gegen das Unterbringen des Fürsten in eurer Wohnung nichts einzuwenden hast?“

„Oh, im Gegenteil! Mama wird sich sehr freuen...“, bestätigte Ganja höflich und bereitwillig.

„Ich glaube, es ist bei euch ja nur das eine Zimmer vermietet. Dieser, wie heißt er nur, Ferd... Fer...“

„Ferdystschenko.“

„Ja, ja; dieser Ferdystschenko gefällt mir nicht: er ist ein schmutziger Possenreißer. Ich verstehe nicht, warum Nastasia Filippowna ihn so protegiert? Ist er denn wirklich mit ihr verwandt?“

„O nein, das alles ist nur ein Scherz! Er ist auch nicht entfernt mit ihr verwandt.“

„Also zum Kuckuck mit ihm! Nun, wie steht es, Fürst, sind Sie so zufrieden oder nicht?“

„Ich danke Ihnen, General, Sie haben sich mir gegenüber wie ein außerordentlich guter Mensch benommen, um so mehr, als ich Sie ja um gar nichts gebeten habe; ich sage das nicht aus Stolz; ich wußte wirklich nicht, wo ich ein Obdach suchen sollte. Mich hat zwar vorher Rogoshin eingeladen . . .“

„Rogoshin? Nein, nein; ich würde Ihnen den väterlichen oder, wenn Sie wollen, den freundschaftlichen Rat erteilen, Herrn Rogoshin ganz zu vergesse. Ich möchte Ihnen überhaupt raten, sich an die Familie zu halten, in die Sie jetzt kommen.“

„Wenn Sie schon so gut sind“, begann der Fürst wieder, „wollte ich Sie in einer gewissen Angelegenheit um Rat bitten. Man hat mir mitgeteilt . . .“

„Verzeihen Sie“, unterbrach der General, „ich habe jetzt keinen Augenblick Zeit mehr. Ich werde gleich mit Lisaweta Prokofjewna über Sie sprechen: wenn sie Sie jetzt gleich zu empfangen wünscht (ich werde mich bestreben, Sie ihr entsprechend darzustellen), rate ich Ihnen, die Gelegenheit zu benützen und ihr zu gefallen zu suchen, denn Lisaweta Prokofjewna kann Ihnen sehr nützlich sein; Sie sind ja auch mit ihr verwandt. Wenn sie es aber nicht wünschen sollte, müssen Sie nicht böse sein und ein anderes Mal kommen. Und du, Ganja, schau unterdessen einmal diese Rechnungen durch, Fedosejew und ich haben uns neulich damit abgeplagt. Es darf nicht vergessen werden, sie einzutragen . . .“

Der General ging hinaus, und der Fürst kam nicht dazu, von seiner Angelegenheit zu sprechen, auf die er jetzt schon fast zum viertenmal zurückkam. Ganja zündete sich eine Zigarette an und bot eine zweite dem Fürsten an; der Fürst nahm sie an, sagte aber nichts, da er nicht zu stören wünschte, und begann sich im Zimmer umzuschauen, doch Ganja beachtete den ihm vom General zurückgelassenen, mit Ziffern beschriebenen Bogen fast gar nicht. Er war zerstreut. Ganjas Blick, sein Lächeln und seine Nachdenklichkeit erschienen dem Fürsten jetzt, da sie miteinander allein blieben, noch unangenehmer. Er trat plötzlich auf den Fürsten zu; dieser stand in diesem Augenblick wieder über Nastasia Filippownas Bild geneigt und betrachtete es.

„Diese Frau gefällt Ihnen also, Fürst?“ fragte er unerwartet, indem er ihn durchdringend ansah. Es war, als hätte er dabei irgendeine besondere Absicht.

„Ein merkwürdiges Gesicht!“ antwortete der Fürst. „Ich bin überzeugt, daß ihr Schicksal kein alltägliches ist. Ihr Gesicht ist heiter, sie hat aber furchtbar gelitten, nicht wahr? Davon sprechen die Augen, diese beiden Knochen, die zwei Punkte unter den Augen, dort, wo die Wangen beginnen. Das ist ein sehr stolzes Gesicht, und ich weiß nicht,

ob sie gut ist. Ach, wenn sie gut wäre! Dann wäre ja alles gerettet!“

„Und würden Sie eine solche Frau heiraten?“ fuhr Ganja fort, ohne seinen heißen Blick von ihm zu wenden.

„Ich kann niemand heiraten, ich bin krank“, sagte der Fürst.

„Und würde Rogoshin es tun? Was meinen Sie?“

„Ich glaube, er würde sie gleich morgen heiraten, in einer Woche würde er sie aber vielleicht ermorden.“

Kaum hatte der Fürst das gesagt, als Ganja plötzlich so zusammenzuckte, daß der Fürst beinahe aufschrie.

„Was haben Sie?“ sagte er, seine Hand ergreifend.

„Durchlaucht! Seine Exzellenz bittet Sie, sich zu Ihrer Exzellenz zu bemühen“, erklärte der in der Tür erscheinende Diener.

Der Fürst folgte ihm.

4

Alle drei Fräulein Jepantschin waren große, gesunde, blühende Mädchen, mit prachtvollen Schultern, kräftiger Brust und mit Armen, die fast so stark wie Männerarme waren. Infolge ihrer Kraft und Gesundheit liebten sie es natürlich, manchmal gut zu essen, was sie auch gar nicht zu verheimlichen suchten. Ihre Mutter, die Generalin Lisaweta Prokofjewna, verhielt sich dieser Offenheit ihres Appetites gegenüber oft ablehnend, doch manche ihrer Ansichten hatten, trotz der ganzen äußerlichen Ehrerbietung, mit der sie von den Töchtern aufgenommen wurden, ihre ursprüngliche, absolute Unantastbarkeit eigentlich schon längst so sehr verloren, daß das einige Konklave der drei Mädchen häufig die Oberhand behielt, und die Generalin es zur Aufrechterhaltung ihrer Würde für angezeigt hielt, nicht zu streiten, sondern nachzugeben. Sie konnte ihre Natur aber oft nicht dazu bringen, zu gehorchen und sich den Beschlüssen der Vernunft zu fügen. Lisaweta Prokofjewna wurde mit jedem Jahr launischer und ungeduldiger, so daß sie oft sogar geradezu absonderlich erschien; da sie aber den gehorsamen und gut gezogenen Mann jederzeit in der Nähe hatte, entlud sich die angehäuften, überschüssigen üblen Laune gewöhnlich auf sein Haupt, wonach die Harmonie in der Familie wieder hergestellt war und alles nach Wunsch ging.

Die Generalin büßte ihren Appetit aber auch selbst nicht ein und nahm das reichliche Gabelfrühstück, das fast den Umfang eines Dinners hatte, gewöhnlich mit ihren Töchtern um halb ein Uhr. Die Mädchen tranken schon früher, um zehn Uhr, gleich nach dem Erwachen, im Bett eine Tasse Kaffee. Sie liebten das so und hatten es ein für allemal eingeführt. Um halb eins wurde aber der Tisch im kleinen Speisezimmer neben Mamas Gemächern gedeckt, und bei diesem intimen

Familienfrühstück erschien manchmal auch der General selbst, wenn die Zeit es ihm erlaubte. Außer Kaffee, Tee, Käse, Honig, Butter, besonderen, von der Generalin selbst gern gegessenen Pfannkuchen, Kotelettes und noch vielem anderen wurde noch eine kräftige, heiße Bouillon serviert. An diesem Morgen hatte sich die ganze Familie in Erwartung des Generals, der um halb eins zu kommen versprochen hatte, im Speisezimmer versammelt. Wenn er sich nur um eine Minute verspätet hätte, würde man sofort nach ihm geschickt haben, doch er erschien pünktlich. Als er auf seine Gemahlin zutrat, um sie zu begrüßen und ihr die Hand zu küssen, bemerkte er in ihrem Gesicht diesmal etwas Außergewöhnliches. Und obwohl er schon am Tage vorher geahnt hatte, daß es einer „Anekdote“ wegen (wie er sich auszudrücken pflegte) heute wohl so sein würde und sich deshalb schon gestern beim Einschlafen beunruhigt hatte, erschrak er jetzt doch. Die Töchter kamen auf ihn zu, um ihn zu küssen; sie zürnten ihm zwar nicht, doch er glaubte auch an ihnen etwas Besonderes zu sehen. Der General war übrigens aus gewissen Gründen etwas übertrieben mißtrauisch geworden; da er jedoch ein erfahrener und geschickter Gatte und Vater war, ergriff er sogleich seine Maßregeln.

Wir werden die Lebendigkeit unserer Erzählung vielleicht nicht allzu sehr schädigen, wenn wir sie hier unterbrechen und zum Zwecke der genaueren und geschlosseneren Schilderung der Verhältnisse und Umstände, die wir in der Familie des Generals Jepantschin zu Beginn unserer Erzählung antreffen, einige Erklärungen bringen. Wir haben soeben bemerkt, daß der General selbst, obwohl kein sehr gebildeter Mensch, sondern, wie er sich selbst nannte, nur ein Autodidakt, doch ein erfahrener Gatte und ein geschickter Vater war. Er befolgte unter anderem das System, seine Töchter nicht zum Heiraten zu drängen, also ihr Herz nicht zu überwachen und sie durch übertriebenes Sorgen seiner väterlichen Liebe um ihr Glück nicht zu belästigen, wie man es gerade in vernünftigen Familien mit vielen erwachsenen Töchtern häufig unwillkürlich zu tun pflegt. Er hatte es sogar erreicht, auch Lisaweta Prokofjewna für dieses System zu gewinnen, obgleich das vor allem deswegen Schwierigkeiten machte, weil es unnatürlich war; doch die Argumente des Generals waren außerordentlich überzeugend und fußten auf greifbaren Tatsachen. Die ihrem Willen und ihren eigenen Entschlüssen überlassenen Mädchen mußten doch endlich von selbst Vernunft annehmen, und dann mußte die Sache, die sie nicht mit Launen und übertriebener Geziertheit, sondern mit Lust in Angriff nehmen würden, ganz von selbst ins rechte Geleise kommen. Die Eltern hatten also nichts anderes zu tun, als ununterbrochen und möglichst unauffällig zu beobachten, damit keine seltsame Wahl oder

unvorhergesehene Abweichung vom vorgezeichneten Weg passieren konnte, und mußten dann im rechten Moment mit aller Kraft mithelfen und die Angelegenheit durch ihren Einfluß fördern. Endlich war ja auch der Umstand zu berücksichtigen, daß sowohl ihr Vermögen als auch ihre gesellschaftliche Stellung von Jahr zu Jahr in geometrischer Progression wuchs. Die Töchter gewannen also auch als Bräute, je mehr Zeit man verstreichen ließ. Zu allen diesen unwiderleglichen Gründen trat plötzlich noch eine Tatsache hinzu: die älteste Tochter Alexandra wurde, wie das stets zu geschehen pflegt, plötzlich und unerwartet fünfundzwanzig Jahre alt. Fast genau um dieselbe Zeit äußerte Afanasij Iwanowitsch Tozkij, ein Weltmann mit bedeutenden Verbindungen und großem Reichtum, wieder einmal seinen längst gehegten Wunsch zu heiraten. Das war ein etwa fünfundfünfzigjähriger Mann, von gutem Charakter und außerordentlich kultiviertem Geschmack. Er wollte gut heiraten und war ein hervorragender Kenner weiblicher Schönheit. Da zwischen ihm und General Jepantschin letzthin infolge ihrer gemeinsamen Teilnahme an einigen Finanzunternehmungen große Freundschaft herrschte, bat er diesen um seinen freundschaftlichen Rat und um seine Meinung, ob die Ehe zwischen ihm und einer der Generalstöchter im Bereiche der Möglichkeit läge. Das stille und harmonische Familienleben des Generals ging sichtlich einer Umwälzung entgegen.

Die Schönste in der Familie war unstreitig die jüngste, Aglaja. Doch Tozkij selbst sah trotz seines außerordentlichen Egoismus ein, daß er hier nicht an die richtige Adresse kam und anderswo suchen mußte, da Aglaja nicht für ihn bestimmt war. Vielleicht wurde die Sache aus blinder Liebe und allzu eifriger Fürsorge der Schwestern füreinander übertrieben, jedenfalls wünschten sie aber für Aglaja in der aufrichtigsten Weise kein gewöhnliches Menschenchicksal, sondern womöglich das Ideal eines Paradieses auf Erden. Aglajas künftiger Gatte mußte im Besitz aller Vollkommenheiten und Vorzüge sein, von seinem Reichtum schon gar nicht zu reden. Die Schwestern hatten sogar, ohne viel Worte darüber zu verlieren, beschlossen, wenn es sich als notwendig erweisen sollte, zu Aglajas Gunsten auf einen Teil ihres Geldes zu verzichten; Aglajas Mitgift sollte also ganz ungewöhnlich groß sein. Die Eltern wußten von diesem Übereinkommen der Schwestern und zweifelten daher, als Tozkij sie um Rat bat, fast gar nicht daran, daß eine der älteren Töchter sich nicht weigern würde, ihren Wunsch zu erfüllen, um so mehr, als Afanasij Iwanowitsch der Mitgift wegen keine Schwierigkeiten machen konnte. Tozkijs Antrag wurde vom General selbst infolge der ihm eigenen Lebenserfahrung überaus hoch geschätzt. Da Tozkij einiger beson-

derer Umstände halber bei allen seinen Schritten außerordentliche Vorsicht entwickelte und die Sache vorerst nur prüfte, sprachen auch die Eltern den Töchtern von seinem Antrag nur als von einer entfernten Möglichkeit. Darauf erhielten sie die zwar auch nicht ganz bestimmte, aber doch wenigstens beruhigende Erklärung zur Antwort, die älteste, Alexandra, würde den Antrag vielleicht annehmen. Sie war ein zwar eigenwilliges, aber gutes, vernünftiges und sehr verträgliches Mädchen; sie würde Tozkij vielleicht sogar gern heiraten und das einmal gegebene Wort treu erfüllen. Sie liebte äußeren Glanz nicht und würde zweifellos nicht nur keinerlei Schwierigkeiten und krasse Umwälzungen des Lebensganges heraufbeschwören, sondern war mehr als geschaffen dazu, das Leben ruhig und angenehm zu gestalten. Sie war sehr hübsch, wenn auch nicht gerade effektiv. Was konnte für Tozkij passender sein?

Doch die Sache ging noch immer einen schleppenden Gang. Tozkij und der General hatten die freundschaftliche Abmachung getroffen, vorläufig jeden entscheidenden, öffentlichen Schritt zu vermeiden. Selbst die Eltern hatten noch immer nicht offen mit den Töchtern gesprochen; es machte sich nach und nach auch etwas Unliebsames bemerkbar: die Mutter begann aus irgendeinem Grunde unzufrieden zu werden, und das war von großer Wichtigkeit. Es war ein Hindernis dabei, ein verzwickter und unangenehmer Umstand, der den ganzen Plan unwiederbringlich zerstören konnte.

Dieser so verzwickte und unangenehme Umstand, wie Tozkij sich ausdrückte, war schon etwa achtzehn Jahre alt. In der Nachbarschaft einer der größten Besitzungen von Afanasij Iwanowitsch, in einem Gouvernement des inneren Rußlands, schlug sich ein armer, kleiner Gutsbesitzer mit Mühe und Not durch. Das war ein wegen seines ununterbrochenen, schon sprichwörtlich gewordenen Pechs bekannter Mensch, ein pensionierter Offizier aus guter, adliger Familie, der in dieser Beziehung sogar über Tozkij stand, namens Filipp Alexandrowitsch Baraschkow. Trotzdem er tief in Schulden steckte und alles versetzt hatte, gelang es ihm endlich nach namenlosen Bemühungen und einer Arbeit, wie sie nur ein Leibeigener leistet, seine kleine Wirtschaft befriedigend einzurichten. Der geringste Erfolg ermutigte ihn ungeheuer. Er begab sich nun, von neuen Hoffnungen und Erwartungen erfüllt, für ein paar Tage in die Kreisstadt, um einen seiner Hauptgläubiger zu sprechen und mit demselben, so gut es ging, endgültig abzuschließen. Am dritten Tage nach seiner Ankunft in der Stadt erschien sein Dorfstarost zu Pferde mit verbrannter Wange und versengtem Bart bei ihm und teilte ihm mit, daß sein „Erbgut“ gestern um die Mittagsstunde niedergebrannt sei, wobei auch seine

Gattin zu verbrennen geruht habe, die Kinderchen aber unversehrt geblieben seien. Selbst der an derartige Überraschungen des Schicksals gewohnte Baraschkow konnte das nicht ertragen; er wurde wahnsinnig und starb einen Monat darauf am Fieber. Das verbrannte Gut mit den nach allen Himmelsrichtungen verstreuten Bauern wurde der Schulden halber verkauft; die beiden kleinen Mädchen Baraschkows von sechs und sieben Jahren wurden aber von Afanasij Iwanowitsch Tozkij aus Gnade zur Erziehung und Versorgung übernommen. Sie wurden zusammen mit den Kindern von Afanasij Iwanowitschs Verwalter, einem kinderreichen pensionierten deutschen Beamten, erzogen. Bald blieb nur das eine Mädchen, Nastja, zurück, da das jüngere am Keuchhusten starb; Tozkij hatte während seines Aufenthaltes im Ausland die beiden bald vergessen. Nach fünf Jahren fiel es Afanasij Iwanowitsch einmal auf der Durchreise ein, sich sein Gut anzuschauen, und er bemerkte plötzlich in dem Gutshause, in der Familie seines Deutschen, ein entzückendes Kind, ein zwölfjähriges, heiteres, liebes, kluges Mädchen, das ungewöhnlich schön zu werden versprach; Afanasij Iwanowitsch war in dieser Beziehung ein unfehlbarer Kenner. Er blieb diesmal nur ein paar Tage auf seinem Gut, traf jedoch seine Anordnungen, und in der Erziehung des Mädchens trat eine Umwälzung ein; es wurde eine in der Mädchenerziehung erfahrene, solide, nicht mehr junge Gouvernante, eine Schweizerin, angenommen, die sehr gebildet war und außer der französischen Sprache noch verschiedene Lehrfächer beherrschte. Sie zog in das Gutshaus ein, und die Erziehung der kleinen Nastasia nahm einen ganz anderen Charakter an. Genau nach vier Jahren war der Kursus beendet; die Gouvernante reiste ab und Nastja wurde von einer Dame, auch einer Gutsbesitzerin und ebenfalls einer Nachbarin Tozkij's, aber in einem andern weit entfernten Gouvernement, auf Afanasij Iwanowitschs Bevollmächtigung und Anweisung hin abgeholt. Auf diesem Gute befand sich ein neues, wenn auch nicht sehr großes Gutshaus, das sehr elegant eingerichtet war, auch das Dorf selbst trug den passenden Namen „Otradnoje“ (Das Erquickende). Die Gutsbesitzerin brachte Nastja direkt in dieses stille Häuschen, und da sie selbst, eine kinderlose Witwe, nur eine Werst davon entfernt lebte, übersiedelte sie jetzt zu Nastja. Nastja fand eine alte Wirtschafterin und eine erfahrene junge Kammerzofe vor. Im Hause befanden sich Musikinstrumente, eine elegante Bibliothek für junge Damen, Bilder, Stiche, Bleistifte, Pinsel, Malfarben, ein wunderbares Windspiel, und in etwa zwei Wochen erschien Afanasij Iwanowitsch in eigner Person. Er gewann sein in der Steppe verstecktes weltentlegenes Dörfchen besonders lieb, fuhr jeden Sommer hin, blieb zwei oder sogar drei Monate dort, und es verging

auf diese Weise eine ziemlich lange Zeit – etwa vier Jahre – in ruhiger, glücklicher, ästhetischer Weise.

Es geschah einmal, daß im Anfang des Winters, vier Monate nach Afanasij Iwanowitschs Sommeraufenthalt in Otradnoje, wo er diesmal nur zwei Wochen geblieben war, das Gerücht aufkam und zu Nastasia Flippowna drang, Afanasij Iwanowitsch wolle in Petersburg eine reiche, vornehme Schönheit heiraten und, mit einem Wort, eine solide, glänzende Partie machen. Dieses Gerücht erwies sich später nicht in allen Einzelheiten als richtig: die Verbindung war damals nur ganz entfernt geplant, und alles blieb noch sehr unbestimmt; in Nastasia Filippownas Schicksal ging um jene Zeit jedoch eine außerordentliche Umwälzung vor. Sie äußerte auf einmal eine ungewöhnliche Entschlossenheit und eine unerhörte Willenskraft. Sie verließ, ohne lange zu überlegen, ihr Landhäuschen und erschien plötzlich mutterseelenallein in Petersburg bei Tozkij. Dieser war erstaunt und begann zu sprechen; es erwies sich jedoch gleich beim ersten Wort, daß er seinen Stil, seinen Stimmumfang, die früheren Themen seiner angenehmen und ästhetischen Gespräche, die bisher solchen Eindruck gemacht hatten, seine Logik, alles, alles plötzlich ganz ändern mußte! Vor ihm saß jetzt eine ganz andere Frau, die derjenigen, die er bisher gekannt hatte und erst im Monat Juli im Dorfe Otradnoje zurückgelassen hatte, nicht im entferntesten ähnlich sah.

Es zeigte sich vor allem, daß diese neue Frau ungewöhnlich viel wußte und verstand, so viel, daß man darüber staunen mußte, woher sie diese Erfahrungen schöpfen und sich so genaue Begriffe aneignen konnte. Doch nicht aus der Bibliothek für junge Damen? Noch mehr als das, sie verstand sogar außerordentlich viel von der Jurisprudenz und hatte positive Kenntnisse, wenn nicht von dieser Welt, so doch wenigstens davon, wie einige Dinge sich in der Welt abspielen; auch hatte sie einen ganz anderen Charakter als vorher, sie war nicht mehr, wie früher, schüchtern, pensionsmäßig, unbestimmt, manchmal in ihrer originellen Heiterkeit und Naivität bezaubernd, manchmal traurig und sinnend, erstaunt, mißtrauisch, weinend und unruhig.

Nein: vor ihm saß und lachte ein ungewöhnliches, unbekanntes Geschöpf, sie rief ihm die giftigsten Sarkasmen zu und erklärte geradeheraus, in ihrem Herzen hätte ihm gegenüber außer tiefster, an Übelkeit grenzender Verachtung, die auf das erste Staunen sofort gefolgt war, niemals etwas bestanden. Diese neue Frau erklärte ihm, es wäre ihr vollkommen gleichgültig, wenn er sofort, ganz gleich wen, heirate, sie wäre aber doch gekommen, um diese Ehe zu vereiteln, die sie aus Bosheit und einzig deshalb, weil sie es einmal so wolle, nicht zulassen würde, darum mußte es eben so sein, „und wenn auch nur deshalb,

damit ich dich nach Herzenslust auslachen kann, denn jetzt will ich endlich auch lachen“.

So drückte sie sich wenigstens aus; vielleicht teilte sie ihm auch nicht alles, was sie im Sinn hatte, mit. Während die neue Nastasia Filippowna aber lachte und das alles erklärte, überlegte Afanasij Iwanowitsch sich die Sache und versuchte seine ein wenig wirren Gedanken möglichst in Ordnung zu bringen. Dieses Überlegen dauerte nicht lange; er dachte etwa zwei Wochen lang nach und suchte nach einer Lösung; nach Ablauf dieser Zeit war sein Entschluß jedoch gefaßt. Die Sache war die, daß Afanasij Iwanowitsch zu jener Zeit schon an die fünfzig Jahre alt und ein höchst solider und gesetzter Mensch war. Seine Stellung in der Welt und Gesellschaft ruhte schon längst auf festester Basis. Er liebte und schätzte sich selbst, seine Ruhe und seinen Komfort über alles auf Erden, wie es einem höchst anständigen Menschen auch geziemte. Das, was er sein ganzes Leben lang geschaffen hatte, was so schöne Formen anzunehmen begann, durfte durch nichts gestört und ins Wanken gebracht werden. Andererseits ließen Tozkijs Erfahrungheit und sein richtiger Blick für derlei Dinge ihn sehr bald und nur zu richtig erkennen, daß er es jetzt mit einem ganz außergewöhnlichen Geschöpf zu tun hatte; sie war eben so geartet, daß sie sich mit Drohungen allein nicht begnügen, sondern sie sicher auch ausführen würde und, was die Hauptsache war, durch nichts auf der Welt zurückgehalten werden konnte, um so mehr, als sie sich aus nichts etwas machte und also auch durch nichts zu verführen war. Es handelte sich hier offenbar um etwas anderes, um ein seelisches Chaos, um eine Art romantischer Empörung, Gott weiß über wen und was, um ein unersättliches Gefühl der Verachtung, das jedes Maß verloren hatte, mit einem Wort: um etwas höchst Komisches und in anständiger Gesellschaft Unzulässiges, das für jeden soliden Menschen, der damit zu tun hat, die reinste Strafe Gottes bildet. Bei Tozkijs Reichtum und seinen Verbindungen konnte man sofort irgendeine kleine und ganz unschuldige Intrige in Szene setzen, um sich von der Unannehmlichkeit zu befreien. Es war ja ganz klar, daß Nastasia Filippowna vom juristischen Standpunkt aus gar nichts Schädliches unternehmen konnte; sie war nicht einmal imstande, einen bedeutenden Skandal heraufzubeschwören, denn es war sehr leicht, ihr gleich in die Zügel zu fallen. Das alles galt aber nur für den Fall, wenn Nastasia Filippowna sich entschlossen hätte, wie alle anderen es unter solchen Umständen taten, zu handeln, ohne die Grenzen in einer zu exzentrischen Weise zu überschreiten. Hier kam Tozkij aber sein geübtes Auge zu Hilfe: er erriet, daß auch Nastasia Filippowna es selbst genau wußte, wie unschädlich sie vom Standpunkt eines Juristen

war, daß sie aber in ihrem Sinne und . . . in ihren funkelnden Augen etwas ganz anderes verborgen hielt. Nastasia Filippowna machte sich aus nichts auf der Welt etwas, am wenigsten jedoch aus sich selbst – es gehörte sehr viel Verstand und Beobachtungsgabe dazu, um in diesem Augenblick zu begreifen, daß sie sich schon längst nichts mehr aus sich selbst machte und um ihn, einen Skeptiker und weltmännischen Zyniker, dazu zu bringen, an den Ernst dieses Gefühls zu glauben – und sie war imstande, sich selbst auf nicht wieder gutzumachende, furchtbare Weise zugrunde zu richten und auch vor Sibirien und Zwangsarbeit nicht zurückzuschrecken, nur um einem Menschen, der ihr einen so unendlichen Widerwillen einflößte, genügenden Schimpf anzutun. Afanasij Iwanowitsch hatte niemals verheimlicht, daß er etwas feige, oder, besser gesagt, höchst konservativ sei. Wenn er zum Beispiel erfahren würde, daß man ihn bei der Trauung umbringen wollte oder daß dabei etwas sehr Unanständiges, Komisches und gesellschaftlich Unmögliches geschehen könnte, wäre er selbstredend erschrocken, aber nicht so sehr darüber, daß man ihn töten und blutig verwunden oder ihm öffentlich ins Gesicht spucken würde, sondern darüber, daß das mit ihm in einer so unnatürlichen und unmöglichen Form geschehen könnte. Nastasia Filippowna prophezeite aber gerade das, trotzdem sie noch darüber schwieg; er wußte, daß sie ihn ausgezeichnet studiert hatte und vollkommen verstand, folglich also auch wußte, wie er am empfindlichsten zu treffen sei. Da die Hochzeit vorerst tatsächlich nur etwas unbestimmt Geplantes war, gab Afanasij Iwanowitsch nach und fügte sich Nastasia Filippownas Wünschen.

Dieser Entschluß wurde noch durch einen Umstand gefördert: es war schwer, sich vorzustellen, wie wenig diese neue Nastasia Filippowna auch äußerlich an die frühere erinnerte. Sie war vorher nur ein sehr hübsches Mädchen gewesen, jetzt aber . . . Tozkij konnte es sich lange nicht verzeihen, daß er sie vier Jahre lang beobachtet hatte, ohne auf die Hauptsache zu kommen. Es war dabei von großer Bedeutung, daß beide Teile eine plötzliche innerliche Umwandlung durchgemacht hatten. Er erinnerte sich übrigens an Momente, da ihm beim Anblick dieser Augen seltsame Gedanken gekommen waren: es war, als ahnte man in ihnen ein tiefes, geheimnisvolles Dunkel. Dieser Blick schien ein Rätsel aufzugeben. Er hatte sich in den letzten zwei Jahren oft über den Wechsel von Nastasia Filippownas Gesichtsfarbe gewundert; sie wurde sehr bleich und erschien dadurch seltsamerweise noch schöner. Tozkij hatte dieses noch unberührte und so ohne jede Mühe sein eigen gewordenes Wesen anfangs, gleich allen viel Galantes erlebenden Gentlemen, mit Verachtung betrachtet, später begann er

jedoch an der Richtigkeit dieses Verhaltens zu zweifeln. Er hatte jedenfalls noch im vorigen Frühjahr beschlossen, Nastasia Filippowna bald mit irgendeinem vernünftigen und anständigen Herrn, der irgendwo in einem anderen Gouvernement ein Amt bekleidete, gut und reich zu verheiraten. (Oh, wie furchtbar und wie boshaft spottete Nastasia Filippowna nun darüber!) Jetzt ließ Afanasij Iwanowitsch sich jedoch von der Neuheit der Situation verführen und dachte selbst daran, wie er diese Frau wohl von neuem ausnützen könnte. Er beschloß Nastasia Filippowna in Petersburg zu lassen und ihr eine Umgebung von Luxus und Komfort zu schaffen. Wenn er auf das eine verzichten mußte, blieb ihm ja noch etwas anderes: er konnte in einem gewissen Kreis mit Nastasia Filippowna Staat machen, ja, geradezu mit ihr protzen. Afanasij Iwanowitsch hielt sehr viel auf seinen Ruhm in dieser Beziehung.

Auf diese Weise waren schon fünf Jahre vergangen, und in einem solchen Zeitraum hatte sich natürlich vieles aufgeklärt. Afanasij Iwanowitschs Situation war nicht gerade sehr angenehm; das schlimmste daran war, daß er, nachdem man ihn einmal so erschreckt hatte, sich nicht mehr beruhigen konnte. Er fürchtete sich einfach vor Nastasia Filippowna, ohne selbst zu wissen weswegen. Er hegte in den ersten zwei Jahren eine Zeitlang den Verdacht, daß Nastasia Filippowna selbst ihn zu heiraten wünsche, und nur ihres ungewöhnlichen Stolzes wegen schweige und beharrlich auf seinen Antrag warte. Das waren ja seltsame Ansprüche; Afanasij Iwanowitsch war aber mißtrauisch geworden: er runzelte die Stirn und sann lange nach. Zu seinem großen und (so ist einmal das menschliche Herz!) etwas unangenehmen Erstaunen überzeugte er sich jedoch plötzlich bei irgendeiner Gelegenheit, daß, wenn er selbst einen Antrag gemacht hätte, derselbe nicht angenommen worden wäre. Er begriff das lange Zeit nicht. Er hielt nur eine Erklärung für möglich, diejenige, daß der Stolz „der beleidigten und phantastischen Frau“ solchen Umfang angenommen hatte, daß sie es vorzog, ihre Verachtung in der Ablehnung des Antrages zu äußern als sich für immer zu versorgen und in für sie unerhörte Höhen zu steigen. Das ärgste dabei war der Umstand, daß Nastasia Filippowna sich furchtbar viel herauszunehmen begann. Man konnte bei ihr auch mit Geld nichts ausrichten, selbst wenn es sich um sehr große Summen handelte; sie lebte, obwohl sie den ihr angebotenen Komfort angenommen hatte, sehr bescheiden und hatte in diesen fünf Jahren fast nichts zurückgelegt. Afanasij Iwanowitsch riskierte ein sehr schlaues Mittel, um seine Bande zu lösen: er begann sie unbemerkt und geschickt mit Hilfe der unwiderstehlichsten Verführer in Versuchung zu bringen, doch die Ideale in Person: Fürsten, Husa-

ren, Gesandtschaftsattachés, Dichter, Romanciers und selbst Sozialisten machten auf Nastasia Filippowna auch nicht den geringsten Eindruck, als hätte sie an Stelle des Herzens einen Stein, und als wären ihre Gefühle für immer erschöpft und erstorben. Sie lebte meistens einsam, las, lernte sogar und liebte Musik. Sie hatte wenig Bekanntschaften; sie verkehrte immer mit komischen armen Beamtenfrauen, mit zwei Schauspielerinnn, mit alten Weibern und liebte sehr die zahlreiche Familie eines achtbaren Lehrers, wo man sie hoch verehrte und mit Vergnügen empfing. Abends kamen zu ihr ziemlich oft fünf, sechs Bekannte, das war alles. Tozkij erschien sehr häufig und pünktlich. Letzthin war General Jepantschin nicht ohne Mühe mit Nastasia Filippowna bekannt geworden. Zugleich hatte auch ein junger Beamter, namens Ferdystschenko, ein unanständiger Possenreißer, der viel trank und den lustigen Bruder spielte, ganz leicht und einfach ihre Bekanntschaft gemacht. Sie war auch mit einem seltsamen jungen Mann, namens Ptizyn, bekannt, einem bescheidenen, reichlich pedantischen Menschen, der von armen Leuten stammte und zu einem Wucherer geworden war. Sie lernte endlich auch Gawrila Ardalionytsch kennen . . . Das Ende von alledem war, daß Nastasia Filippowna schließlich einen seltsamen Ruf genoß; alle wußten von ihrer Schönheit, das war aber alles; niemand konnte sich irgendeiner Gunst rühmen und niemand konnte von ihr etwas erzählen. Dieser Ruf, ihre Bildung, ihr feines Benehmen, ihr Geist, das alles bestimmte Afanasij Iwanowitsch endgültig dazu, bei einem gewissen Plan zu verweilen. Von diesem Moment ab begann General Jepantschin an dieser Geschichte einen regen und auffallenden Anteil zu nehmen.

Als Tozkij sich an ihn so vertraulich um einen freundschaftlichen Rat bezüglich einer seiner Töchter gewendet hatte, machte er ihm auf die edelste Weise die offensten und vollständigsten Geständnisse. Er eröffnete ihm, daß er beschlossen habe, vor keinem Mittel mehr zurückzuschrecken, um seine Freiheit zu erringen; er würde sich auch dann nicht beruhigen, wenn Nastasia Filippowna ihm selbst erklärte, sie wolle ihn in Zukunft in Ruhe lassen; Worte genügten ihm nicht, er brauchte die vollsten Garantien. Sie besprachen die Sache und beschlossen, gemeinsam vorzugehen. Sie nahmen sich vor, zuerst ganz sanfte Mittel zu versuchen und sozusagen nur an die „edelsten Saiten des Herzens“ zu rühren. Sie kamen beide zu Nastasia Filippowna, und Tozkij begann geradeheraus damit, daß er von der Unerträglichkeit seiner furchtbaren Lage Mitteilung machte; er gab seine Schuld ohne weiteres zu; er sagte ihr offen, er könne seine ursprüngliche Sünde ihr gegenüber nicht bereuen, da er ein geborener Wüstling sei und sich nicht beherrschen könne, er wolle jetzt aber heiraten, und das

Schicksal dieser höchst anständigen, aristokratischen Ehe in ihre Hand legen; er erwarte mit einem Wort alles von ihrem edlen Herzen. Darauf begann General Jepantschin in Eigenschaft des Vaters zu sprechen; das, was er sagte, war vernünftig und ohne jede Sentimentalität, er erwähnte nur, daß er ihr Recht auf die Entscheidung von Afanasij Iwanowitschs Schicksal voll anerkenne, wobei er auch seine eigene Demut geschickt unterstrich und ihr zu verstehen gab, daß sowohl das Schicksal seiner Ältesten als auch vielleicht der beiden andern Töchter nur von ihrer Entscheidung abhinge. Auf Nastasia Filippownas Frage, „was man eigentlich von ihr wolle“, gestand Tozkij ihr mit derselben vollen Offenheit ein, er habe vor fünf Jahren einen solchen Schreck bekommen, daß er sich seitdem noch immer nicht beruhigen könne, was erst dann geschehen würde, wenn Nastasia Filippowna selbst heiraten wollte. Er fügte sogleich hinzu, diese Bitte seinerseits wäre natürlich sinnlos, wenn er diesbezüglich nicht einige Anhaltspunkte besäße. Er hätte es sehr wohl bemerkt und genau erfahren, daß ein junger Mann aus sehr guter Familie, im Besitz der ehrbarsten Verwandten, und zwar Gawrila Ardalionytsch Iwolgin, den sie ja kannte und bei sich empfing, sie schon lange leidenschaftlich liebte und selbstverständlich sein halbes Leben opfern würde, wenn er nur die Hoffnung, ihre Neigung zu gewinnen, hegen dürfte. Gawrila Ardalionytsch hätte es ihm, als seinem Freunde, in der Reinheit seines jungen Gemütes schon längst gestanden – das sei auch Iwan Feodorowitsch, dem Gönner des jungen Mannes, bekannt. Wenn er sich übrigens nicht irre, wußte Nastasia Filippowna schon längst von der Liebe des jungen Mannes, und es wäre ihm sogar so vorgekommen, als verhielte sie sich ihm gegenüber wohlwollend. Es falle ihm selbst natürlich am schwersten, darüber zu sprechen. Wenn Nastasia Filippowna in Tozkij jedoch, außer seinem Egoismus und dem Wunsche, sein eigenes Leben angenehm einzurichten, auch noch einiges Wohlwollen ihr gegenüber zuließe, würde sie verstehen, daß es ihm schon längst seltsam und peinlich sei, ihre Einsamkeit mit anzusehen. Ihr Leben sei in undurchdringliches Dunkel gehüllt, sie glaube nicht mehr an die stete Selbsterneuerung des Lebens, das für sie in Form der Liebe und der Gründung einer Familie wieder auferstehen könnte und somit von einem neuen Ziele erfüllt wäre; ihre vielleicht außerordentliche Begabung gehe sonst zugrunde, sie sei nur von dem freiwilligen Bewundern ihrer Trauer erfüllt, das sei, mit einem Wort, eine sonderbare Romantik, die ihm weder des gesunden Verstandes, noch des edlen Herzens Nastasia Filippownas würdig erscheine. Nachdem er wiederholt hatte, daß es ihm schwerer als jedem anderen falle, darüber zu sprechen, schloß er damit, daß er die Hoffnung nicht aufgeben könne,

Nastasia Filippowna würde ihn nicht voller Verachtung abweisen, wenn er seinen herzlichen Wunsch, ihr Schicksal auch für die Zukunft zu sichern, äußerte und ihr eine Summe von fünfundsiebzigtausend Rubeln anbot. Er fügte zur Erklärung hinzu, diese Summe sei für sie schon ohnehin in seinem Testament festgesetzt; das könne also nicht als eine Entlohnung betrachtet werden. Warum sollte man denn endlich nicht zulassen, daß er den so menschlichen Wunsch hege, sein Gewissen wenigstens durch irgend etwas zu entlasten.

Er sagte noch vieles, was in solchen Fällen über dieses Thema gesagt wird. Afanasij Iwanowitsch sprach lange und sehr beredt und fügte wie nebenbei die hochinteressante Mitteilung hinzu, daß er diese fünfundsiebzigtausend Rubel jetzt zum erstenmal erwähne, und daß selbst Iwan Feodorowitsch, der ja zugegen sei, nichts davon wisse; diese seine Absicht sei mit einem Wort niemand bekannt.

Nastasia Filippownas Antwort brachte die beiden Freunde zum Staunen.

Man bemerkte an ihr nicht die geringste Äußerung des früheren Spottes, der Feindseligkeit und des Hasses, es erschallte auch nicht jenes Gelächter, bei dem es Tozkij schon in der Erinnerung ganz kalt überlief; sie schien sich im Gegenteil darüber zu freuen, daß sie endlich mit jemand offen und freundschaftlich sprechen konnte. Sie erwiderte, daß sie selbst längst seinen freundschaftlichen Rat erbitten wollte, und daß nur ihr Stolz sie daran gehindert habe, jetzt sei das Eis aber gebrochen, und sie könne sich nichts Besseres wünschen. Sie gestand zuerst mit einem traurigen Lächeln und dann lustig lachend ein, daß der frühere Sturm jetzt nicht mehr wiederkehren würde; sie hätte ihre Ansichten teilweise geändert, und trotzdem ihr Herz das gleiche geblieben wäre, müsse sie sich doch mit vielem, das einmal geschehen, abfinden; das Geschehene war nicht rückgängig zu machen, es war vorbei, und sie wundere sich jetzt sogar darüber, daß Afanasij Iwanowitsch noch immer so ängstlich sei. Dann wandte sie sich an Iwan Feodorowitsch und erklärte mit dem Ausdruck größter Hochachtung, sie hätte schon längst von seinen Töchtern gehört und wäre es seit jeher gewohnt, dieselben aufrichtig hochzuschätzen. Schon der alleinige Gedanke daran, daß sie sich ihnen gegenüber irgendwie nützlich erweisen könne, würde sie glücklich und stolz machen. Es sei wahr, daß sie sich jetzt unglücklich fühle und sich langweile, sie langweile sich sogar sehr; Afanasij Iwanowitsch hätte ihre Träume erraten; sie wünsche es sich, wenn nicht in der Liebe, so doch in der eigenen Familie aufzuerstehen, und einen neuen Zweck in ihr Leben zu bringen; in bezug auf Gawrila Ardalionytsch könne sie jedoch fast nichts sagen. Es sei offenbar wirklich wahr, daß er sie liebe, sie

fühle, daß auch sie selbst ihn lieb gewinnen könne, wenn sie sich von der Verlässlichkeit seiner Neigung überzeugt habe; er sei bei all seiner Aufrichtigkeit jedoch noch sehr jung; dieser Entschluß sei schwer zu fassen. Ihr gefalle an ihm übrigens am meisten, daß er arbeite, sich abmühe und seine Familie selbst erhalte. Sie habe gehört, er sei ein energischer und stolzer Mensch, strebe danach, Karriere zu machen und vorwärtszukommen. Man habe ihr auch erzählt, daß Nina Alexandrowna Iwolgina, Gawrila Ardalionytschs Mutter, eine ausgezeichnete und höchst achtbare Frau sei, und seine Schwester, Warwara Ardalionowna, müsse ein sehr merkwürdiges und energisches Mädchen sein; sie habe durch Ptizyn sehr viel von ihr gehört. Sie habe erfahren, daß beide alle Schicksalsschläge mutig ertrügen; sie wünsche es sehr, ihre Bekanntschaft zu machen, es sei aber noch eine Frage, ob diese Familie sie gern in ihre Mitte aufnehmen würde? Sie habe gegen die Möglichkeit dieser Ehe prinzipiell nichts einzuwenden; sie müsse sich die Sache aber noch genau überlegen; sie wünsche, daß man ihr Zeit lasse. Was die fünfundsiebzigtausend Rubel anbelange, so spreche Afanasij Iwanowitsch unnützerweise so verlegen darüber. Sie wisse selbst den Wert des Geldes zu schätzen und würde es gewiß annehmen. Sie danke Afanasij Iwanowitsch für seine Diskretion und dafür, daß er sogar dem General, nicht nur Gawrila Ardalionytsch, nichts davon gesagt habe; warum sollte dieser aber nicht schon vorher davon wissen? Sie habe sich beim Eintritt in seine Familie dieses Geldes nicht zu schämen. Sie beabsichtige jedenfalls nicht, irgendwen um Verzeihung zu bitten und wünsche, daß man das wisse. Sie würde Gawrila Ardalionytsch nicht eher heiraten, als bis sie sich davon überzeugt habe, ob er oder seine Familie nicht irgendwelche geheime Gedanken in bezug auf sie hege. Sie sei sich jedenfalls keiner Schuld bewußt, und Gawrila Ardalionytsch solle in Erfahrung bringen, auf welche Weise sie diese fünf Jahre in Petersburg verlebt habe, in welchem Verhältnis sie zu Afanasij Iwanowitsch stehe und ob sie viel Geld zurückgelegt habe. Und sie nehme endlich dieses Kapital durchaus nicht darum an, weil sie es als eine Bezahlung für ihre Mädchenehre betrachte, sondern einfach als eine Entlohnung für ihr zerstörtes Leben.

Sie selbst war bei allen diesen Auseinandersetzungen so erregt und gereizt (was ja übrigens nur natürlich war), daß General Jepantschin befriedigt war und die Sache für erledigt hielt; doch der durch die früheren Erfahrungen gewitzigte Tozkij glaubte ihr auch jetzt nicht ganz und fürchtete lange Zeit, ob sich nicht auch hier eine Schlange unter den Blumen verberge. Die Unterhandlungen waren aber doch im Gange; der Punkt, auf dem das ganze Manöver der beiden

Freunde begründet war, die Möglichkeit einer Neigung für Ganja seitens Nastasia Filippownas, begann sich nach und nach aufzuklären und zu bewahrheiten, so daß sogar Tozkij manchmal an die Möglichkeit des Erfolges zu glauben begann. Unterdessen hatte Nastasia Filippowna eine Aussprache mit Ganja gehabt: es wurde dabei sehr wenig gesprochen, als leide ihre Keuschheit darunter. Sie hatte gegen seine Liebe nichts einzuwenden, betonte aber mit Nachdruck, daß sie sich durch nichts binden lassen wolle; sie behalte sich bis zur Hochzeit (wenn eine solche zustande kommen sollte) das Recht vor, und sei es noch in letzter Stunde, „nein“ zu sagen; sie überlasse aber auch Ganja dasselbe Recht. Bald darauf erfuhr Ganja mit Sicherheit, durch einen Zufall, die sich in häuslichen Szenen äußernde Ablehnung seiner ganzen Familie gegen diese Ehe und Nastasia Filippowna sei derselben in allen Einzelheiten bekannt; sie selbst erwähnte das aber nicht, trotzdem er es täglich erwartete. Man könnte von allen Geschichten und Umständen, die aus Anlaß dieses Heiratsprojektes und der diesbezüglichen Unterredungen zutage traten, übrigens noch viel erzählen; wir haben den Ereignissen aber schon ohnehin vorgegriffen, um so mehr, als manche dieser Begebenheiten erst in Form ganz unbestimmter Gerüchte auftauchten. Tozkij sollte zum Beispiel irgendwie erfahren haben, Nastasia Filippowna stehe mit den jungen Damen Jepantschin in einer unbekannten und vor allen geheimgehaltenen Verbindung, was ja etwas ganz Ungeheuerliches war. Dafür mußte er unwillkürlich einem andern Gerücht glauben, das er wie einen Alpdruck fürchtete: er hatte aus sicherer Quelle gehört, Nastasia Filippowna wüßte nur zu genau, daß Ganja ausschließlich des Geldes wegen heirate, und daß er eine verbrecherische, gierige, ungeduldige, neidische und ganz unverhältnismäßig eitle Seele habe; und Ganja habe zwar vorher tatsächlich leidenschaftlich danach gestrebt, Nastasia Filippowna zu besitzen, seit die beiden Freunde jedoch beschlossen hatten, diese beiderseits auflodernde Leidenschaft für ihre Zwecke auszunützen, Ganja dadurch zu gewinnen, daß sie ihm Nastasia Filippowna als legitime Frau verkauften, hasse er sie wie einen bösen Traum. In seiner Seele wäre eine seltsame Mischung von Leidenschaft und Haß, und er hätte zwar eingewilligt, die „schlechte Frau“ zu heiraten, dabei aber heimlich gelobt, sich an ihr dafür bitter zu rächen und es ihr später „heimzuzahlen“, wie er sich selbst ausgedrückt haben sollte. Nastasia Filippowna wußte das alles angeblich und bereitete im geheimen etwas vor. Tozkij erschrak zuerst so, daß er nicht einmal Jepantschin etwas von seinen Befürchtungen mitteilte; er hatte aber als schwacher Mensch Augenblicke, da er wieder Mut faßte und sich beruhigte; seine Hoffnungen steigerten sich zum Beispiel außerordent-

lich, als Nastasia Filippowna den beiden Freunden versprach, an ihrem Geburtstag ihren endgültigen Entschluß mitzuteilen. Dagegen bewahrheitete sich ein außerordentlich seltsames und unwahrscheinliches Gerücht, das den verehrten Iwan Feodorowitsch selbst betraf, leider immer mehr.

Auf den ersten Blick schien das alles der größte Unsinn zu sein. Es war schwer zu glauben, daß Iwan Feodorowitsch bei seinem respektablen Alter, bei seinem großen Verstand, seiner Lebenserfahrung sich durch Nastasia Filippowna hinreißen lassen könnte, das sollte aber in einem solchen Grade der Fall sein, daß diese Laune fast an eine Leidenschaft erinnerte. Es war schwer, sich zu denken, worauf er dabei rechnete; vielleicht sogar auf Ganjas Mithilfe. Tozkij hatte jedenfalls diesen Verdacht und witterte etwas von einer fast wortlosen, auf gegenseitigem Verständnis füreinander beruhenden Vereinbarung zwischen dem General und Ganja. Es ist übrigens eine alte Tatsache, daß ein Mensch, der sich von seiner Leidenschaft zu sehr hinreißen läßt, besonders wenn er bejahrt ist, ganz blind wird und da noch eine Hoffnung zu sehen glaubt, wo gar keine ist; noch mehr als das: er verliert den Verstand und handelt wie ein dummes Kind, auch wenn er ein Ausbund von Weisheit ist. Es wurde bekannt, daß der General zu Nastasia Filippownas Geburtstag wunderbare Perlen von ungeheurem Wert als Geschenk bereit hielt und sich sehr damit beschäftigte, trotzdem er wußte, daß Nastasia Filippowna eine uneigennützige Frau war. Er befand sich am Tage vor Nastasia Filippownas Geburtstag wie im Fieber, obgleich er das geschickt verbarg. Das Gerücht von diesen Perlen war selbst bis zur Generalin Japantschina gedrungen. Jelisaweta Prokofjewna litt zwar schon längst unter dem Leichtsinne ihres Mannes und hatte sich sogar teilweise daran gewöhnt; es war aber doch unmöglich, sich eine solche Gelegenheit entgehen zu lassen. Das Gerücht von den Perlen interessierte sie außerordentlich. Der General hatte das gleich bemerkt: es waren schon tags zuvor einige diesbezügliche Worte gefallen; er ahnte eine große Auseinandersetzung voraus und fürchtete sich davor. Aus diesem Grund hatte er an dem Tag, da unsere Erzählung einsetzt, gar keine Lust, im Schoß der Familie zu frühstücken. Er hatte vor der Ankunft des Fürsten beschlossen, Geschäfte vorzuschützen und Unannehmlichkeiten auszuweichen. Ausweichen hieß beim General manchmal einfach weglaufen. Er wollte wenigstens diesen einen Tag und hauptsächlich den Abend gewinnen und die Auseinandersetzungen verschieben. Und da kam plötzlich der Fürst so gelegen. „Als hätte Gott ihn mir geschickt!“ dachte der General, als er bei seiner Frau eintrat.

Die Generalin hielt viel auf ihre Abstammung. Wie war ihr also zumute, als sie auf einmal, ganz unvorbereitet, hörte, dieser letzte Vertreter der Familie, der Fürst Myschkin, von dem sie schon gehört hatte, wäre nichts anderes als ein armseliger Idiot und fast ein Bettler, der Almosen annahm! Der General wollte durch seine Mitteilung Eindruck machen, um die Aufmerksamkeit auf einmal zu fesseln und abzulenken und dadurch der Frage bezüglich der Perlen zu entgehen.

In außerordentlichen Fällen pflegte die Generalin gewöhnlich mit den Augen zu glotzen, den Körper ein wenig zurückzulehnen und, ohne ein Wort zu sagen, mit in die Ferne gerichtetem Blick dazusitzen. Sie war eine große, magere Frau, im gleichen Alter wie ihr Mann, mit dunklen, stark ergrauten, aber noch dichten Haaren, mit einer etwas gebogenen Nase, gelben, eingefallenen Wangen und dünnen Lippen. Ihre Stirn war hoch, aber schmal, und die grauen, recht großen Augen nahmen manchmal einen ganz unerwarteten Ausdruck an. Sie hatte früher einmal die Eitelkeit, zu glauben, ihr Blick sei außerordentlich effektiv; diese Überzeugung blieb bei ihr bestehen.

„Ihn empfangen? Sie sagen, ich soll ihn jetzt gleich empfangen?“ Und die Generalin starrte den geschäftig vor ihr herumlaufenden Iwan Feodorowitsch ununterbrochen an.

„Oh, was das anbelangt, sind keine Zeremonien notwendig, wenn du ihn nur zu sehen wünschst, meine Liebe“, beeilte der General sich, ihr die Sache auseinanderzusetzen. „Er ist im vollsten Sinne des Wortes ein Kind, und zwar ein recht armseliges; er hat krankhafte Anfälle, er war in der Schweiz und kommt direkt vom Bahnhof; er ist etwas wunderlich, auf deutsche Art gekleidet und hat dabei buchstäblich keine Kopeke; er weint beinahe. Ich habe ihm fünfundzwanzig Rubel geschenkt und will ihm in unserer Kanzlei irgendeine Schreiberstelle verschaffen. Und euch, mesdames, bitte ich, ihn zu bewirten, denn er scheint sehr hungrig zu sein . . .“

„Sie setzen mich in Erstaunen“, fuhr die Generalin ebenso fort. „Hungrig ist er und hat Anfälle! Was für Anfälle?“

„Oh, sie sind nicht sehr häufig, und er ist dabei fast wie ein Kind. Er ist übrigens gebildet. Ich wollte euch bitten, mesdames“, wandte er sich wieder an die Töchter, „ihn zu prüfen, es wäre doch gut zu wissen, wozu er zu brauchen ist.“

„Prü-fen?“ sagte die Generalin verwundert, indem sie ihre rollenden Augen im tiefsten Staunen von den Töchtern auf ihren Mann und wieder zurückgleiten ließ.

„Ach, lege dem keine solche Bedeutung bei, meine Liebe . . . Übrigens, wie du wünschst; ich hatte die Absicht, gegen ihn freundlich zu

sein und ihn bei uns einzuführen, weil das fast ein gutes Werk ist.“

„Ihn bei uns einführen? Und er kommt aus der Schweiz?!“

„Die Schweiz ist ja kein Hindernis; ich wiederhole übrigens, daß es von dir abhängt. Ich tue es nur deshalb, weil er erstens aus der gleichen Familie wie du stammt und vielleicht sogar dein Verwandter ist, und zweitens, weil er kein Obdach hat. Ich dachte sogar, du würdest dich für ihn ein wenig interessieren, da er ja doch der gleichen Familie angehört.“

„Gewiß, maman, wenn bei ihm keinerlei Umstände notwendig sind; außerdem wird er nach der Reise ja hungrig sein, warum sollte man ihm da nicht zu essen geben, besonders wenn er obdachlos ist!“ sagte die älteste, Alexandra.

„Und außerdem ist er ein Kind, man kann mit ihm noch Blindekuh spielen.“

„Blindekuh? Wieso?“

„Ach, maman, hören Sie bitte auf, Komödie zu spielen“, unterbrach Aglaja ärgerlich.

Die mittlere, Adelaida, konnte nicht länger an sich halten und lachte auf.

„Rufen Sie ihn, Papa, maman erlaubt es“, bestimmte Aglaja.

Der General klingelte und ließ den Fürsten holen.

„Aber nur unter der Bedingung, daß man ihm eine Serviette umbindet, wenn er sich zu Tisch setzt“, sagte die Generalin, „Feodor oder Mawra soll kommen und hinter ihm stehen und aufpassen, wenn er ißt. Ist er bei seinen Anfällen wenigstens ruhig? Macht er keine häßlichen Gesten?“

„Er ist im Gegenteil sogar sehr wohlerzogen und hat sehr gute Manieren. Er ist nur manchmal zu einfältig . . . Da ist er! Hier stelle ich euch Fürst Myschkin vor, den Letzten seines Geschlechtes, der aus derselben Familie stammt und vielleicht sogar ein Verwandter von dir ist, nehmt ihn freundlich auf. Wir gehen gleich zu Tisch, Fürst, erweisen Sie uns also, bitte, die Ehre . . . Mich müssen Sie aber entschuldigen, ich habe mich verspätet und bin in großer Eile . . .“

„Ich weiß schon, wohin Sie eilen“, sagte die Generalin betont.

„Ja, ich eile sehr, meine Liebe, es ist spät! Gebt ihm eure Alben, mesdames, damit er euch etwas hineinschreibt; er hat eine selten schöne Schrift! Ein wahres Talent; er hat bei mir eine altertümliche Unterschrift nachgemacht: ‚Eigenhändig gezeichnet vom gottesfürchtigen Klostervorsteher Pafnutij!‘ Also auf Wiedersehen!“

„Klostervorsteher? Pafnutij? Warten Sie, warten Sie! Wohin wollen Sie und was soll dieser Pafnutij?“ rief die Generalin in ihrem Ärger verbissen und fast erschrocken dem forteilenden Gatten nach.

„Ja, ja, meine Liebe, da war früher einmal so ein Klostervorsteher . . . ich muß aber zum Grafen, er wartet schon lange auf mich und hat mich doch selbst zu sich befohlen . . . Auf Wiedersehen, Fürst!“

Der General entfernte sich mit raschen Schritten.

„Ich weiß, was für ein Graf das ist!“ sagte Jelisaweta Prokofjewna mit Schärfe und richtete ihren gereizten Blick auf den Fürsten. „Also, was war es“, begann sie mürrisch und ärgerlich, „wie war die Sache? Ach ja: wer war denn dieser Klostervorsteher?“

„Maman“, wollte Alexandra beginnen, während Aglaja sogar mit dem Füßchen stampfte.

„Stören Sie mich nicht, Alexandra Iwanowna“, sagte die Generalin entschlossen, „ich will das auch wissen. Setzen Sie sich dorthin, auf jenen Sessel mir gegenüber, Fürst, nein, rücken Sie näher in die Sonne, ins Licht, damit ich Sie sehen kann. Also, was war das für ein Klostervorsteher?“

„Der Klostervorsteher Pafnutij“, antwortete der Fürst bereitwillig und ernst.

„Pafnutij? Das ist interessant; also, was war mit ihm?“

Die Generalin stellte ihre Frage ungeduldig, rasch und unliebenswürdig, indem sie den Fürsten nicht aus den Augen ließ und bei jedem seiner Worte nickte.

„Der Klostervorsteher Pafnutij lebte im vierzehnten Jahrhundert“, begann der Fürst, „er stand einer Einsiedelei an der Wolga im jetzigen Gouvernement Kostroma vor. Er war durch sein heiliges Leben bekannt, reiste auch zu den Tataren und half, die damaligen Angelegenheiten in Ordnung zu bringen; er hat ein Dokument unterschrieben, und ich habe die Kopie dieser Unterschrift gesehen. Sie hat mir so gefallen, daß ich sie mir gemerkt habe. Als der General vorhin meine Schrift sehen wollte, um zu wissen, welches Amt er mir übertragen könnte, habe ich einige Sätze mit verschiedener Schrift geschrieben und unter anderem auch ‚Eigenhändig gezeichnet vom gottesfürchtigen Klostervorsteher Pafnutij‘ mit der genauen Schrift dieses Klostervorstehers Pafnutij. Das hat dem General sehr gefallen, darum hat er jetzt davon gesprochen.“

„Aglaja“, sagte die Generalin, „merke dir: Pafnutij, oder notiere es dir lieber, ich vergesse doch immer alles. Ich habe übrigens geglaubt, das wäre interessanter. Wo ist denn diese Unterschrift?“

„Ich glaube, sie ist im Arbeitszimmer des Generals auf dem Tisch liegengeblieben.“

„Man soll sofort jemand schicken und sie holen lassen.“

„Ich will es ein zweites Mal schreiben, wenn Sie wünschen.“

„Natürlich, maman“, sagte Alexandra, „wir wollen jetzt lieber frühstücken, wir sind hungrig.“

„Das ist wahr“, entschied die Generalin. „Kommen Sie, Fürst; sind Sie sehr hungrig?“

„Ja, jetzt bin ich sehr hungrig, ich danke schön.“

„Es ist sehr gut, daß Sie höflich sind, und ich bemerke, daß Sie gar kein solcher . . . Sonderling sind, wie man Sie dargestellt hat. Kommen Sie. Setzen Sie sich hierher, mir gegenüber“, sagte sie im Speisezimmer und wies dem Fürsten geschäftig einen Platz an, „ich will Sie sehen können. Alexandra, Adelaida, bedient den Fürsten. Nicht wahr, er ist gar nicht so . . . krank? Vielleicht ist auch das mit der Serviette nicht notwendig . . . Hat man Ihnen beim Essen die Serviette umgebunden, Fürst?“

„Ich glaube, man hat sie mir früher einmal, als ich sieben Jahre alt war, umgebunden, jetzt lege ich mir die Serviette beim Essen gewöhnlich auf den Schoß.“

„So ist es recht. Und wie ist es mit Ihren Anfällen?“

„Mit den Anfällen?“ fragte der Fürst ein wenig erstaunt. „Ich habe jetzt ziemlich selten Anfälle. Ich weiß übrigens nicht; man sagt, das hiesige Klima würde mir schaden.“

„Er spricht gut“, bemerkte die Generalin, sich an die Töchter wendend, indem sie bei jedem Wort des Fürsten zu nicken fortfuhr, „ich hätte es gar nicht erwartet. Es waren also wie gewöhnlich nur Dummheiten und Unwahrheiten. Essen Sie, Fürst, und erzählen Sie: wo sind Sie geboren, wo hat man Sie erzogen? Ich will alles wissen; Sie interessieren mich außerordentlich.“

Der Fürst bedankte sich und begann mit großem Appetit zu essen, wobei er alles das wiederholte, was er an jenem Morgen schon mehr als einmal hatte erzählen müssen. Die Generalin wurde immer befriedigter. Auch die Mädchen hörten sehr aufmerksam zu. Man rechnete den Grad ihrer Verwandtschaft nach; es zeigte sich, daß der Fürst seinen Stammbaum ganz gut kannte; trotz allen Suchens war zwischen ihm und der Generalin jedoch keinerlei Verwandtschaft herauszufinden. Bei den Großvätern und Großmüttern war noch eine entfernte Verwandtschaft nachzuweisen. Diese trockene Materie gefiel der Generalin ganz besonders, da sie fast nie Gelegenheit hatte, über ihre Familie zu sprechen, obwohl sie es sehr gerne tat. Sie erhob sich daher in animierter Stimmung nach dem Essen.

„Wir wollen alle in unser gemeinsames Zimmer gehen“, sagte sie, „man wird auch den Kaffee dorthin bringen. Wir haben ein Zimmer, in dem wir alle zusammenkommen“, sagte sie, sich an den Fürsten wendend und ihn fortführend, „es ist eigentlich mein kleiner Salon,

wo wir, wenn wir allein sind, sitzen, wobei jede von uns sich mit irgend etwas beschäftigt: Alexandra, hier, meine älteste Tochter, spielt Klavier, liest oder näht; Adelaida malt Landschaften und Porträts (und bringt nie etwas fertig) und Aglaja sitzt da und tut nichts. Mir will auch nichts gelingen: es kommt nie etwas bei mir heraus. Da sind wir also; setzen Sie sich hierher zum Kamin, Fürst, und erzählen Sie. Ich will wissen, wie Sie erzählen können. Ich will mich zuerst genau davon überzeugen, und wenn ich dann die alte Fürstin Belokonskaja sehe, werde ich ihr von Ihnen erzählen. Ich will, daß alle sich für Sie interessieren. Also beginnen Sie!“

„Maman, es ist doch sehr sonderbar, so zu erzählen“, bemerkte Adelaida, die unterdessen ihre Staffelei zurechtgerückt hatte, Pinsel und Palette nahm und eine schon längst begonnene Landschaft nach einem Stich zu kopieren begann. Alexandra und Aglaja setzten sich beide auf ein kleines Sofa, falteten ihre Hände und machten sich bereit, dem Gespräch zuzuhören. Der Fürst bemerkte, daß er der Mittelpunkt der allgemeinen Aufmerksamkeit war.

„Ich würde überhaupt nichts erzählen, wenn man mich so dazu nötigen würde“, sagte Aglaja.

„Warum? Was ist denn Besonderes dabei? Weshalb soll er nicht erzählen? Er hat doch eine Zunge. Ich will wissen, ob er erzählen kann. Irgend etwas. Erzählen Sie von Ihren ersten Eindrücken in der Schweiz und wie es Ihnen dort gefallen hat. Ihr werdet sehen, er wird gleich sehr schön anfangen.“

„Der erste Eindruck war überwältigend“, wollte der Fürst beginnen.

„Da habt ihr's“, unterbrach ihn die ungeduldige Jelisaweta Prokofjewna, indem sie sich an die Töchter wandte, „er hat also angefangen.“

„Lassen Sie ihn doch wenigstens sprechen, maman“, sagte Alexandra. „Dieser Fürst ist vielleicht gar kein Idiot, sondern ein Betrüger“, flüsterte sie Aglaja zu.

„Ganz gewiß, ich habe das längst bemerkt“, antwortete Aglaja. „Es ist häßlich von ihm, eine Rolle zu spielen. Glaubt er denn dadurch zu gewinnen?“

„Der erste Eindruck war überwältigend“, wiederholte der Fürst. „Als man mich aus Rußland hinbrachte und wir dabei durch verschiedene deutsche Städte kamen, schaute ich sie mir nur schweigend an und erkundigte mich, soviel ich weiß, gar nicht danach. Das war nach einer Reihe langer, qualvoller Krankheitsfälle; wenn die Krankheit aber zunahm und die Anfälle sich ein paarmal hintereinander wiederholten, verfiel ich immer in eine Art Stumpfsinn, verlor gänzlich das Gedächtnis, und der logische Gedankengang schien trotz der Arbeit

des Verstandes zu stocken. Ich erinnere mich, daß ich mich endlich eines Abends in Basel, bei der Ankunft in der Schweiz, von diesem Dunkel erlöst fühlte und durch den Schrei eines Esels auf dem Stadtmarkt geweckt wurde. Der Esel fiel mir auf und gefiel mir aus irgendeinem Grunde außerordentlich gut, zugleich schien es sich aber auch in meinem Kopfe zu lichten.“

„Ein Esel? Das ist seltsam“, bemerkte die Generalin. „Es ist übrigens gar nicht seltsam, manche von uns wird sich noch in einen Esel verlieben“, bemerkte sie, die lachenden Mädchen zornig anblickend. „Das ist schon in der Mythologie vorgekommen. Fahren Sie fort, Fürst.“

„Seitdem liebe ich die Esel sehr. Ich fühle direkt Sympathie für sie. Ich begann mich nach ihnen zu erkundigen, denn ich hatte nie vorher einen gesehen, und ich überzeugte mich sofort davon, daß es sehr nützliche Tiere sind; sie sind fleißig, stark, geduldig, ausdauernd und billig, und dank diesem Esel begann die ganze Schweiz mir plötzlich zu gefallen, so daß meine vorherige Traurigkeit ganz verging.“

„Das alles ist sehr seltsam, die Begebenheit mit dem Esel könnte aber auch übergangen werden. Suchen wir uns ein anderes Thema aus. Was lachst du fortwährend, Aglaja? Und auch du, Adelaida? Der Fürst hat das von dem Esel sehr schön erzählt. Er hat ihn selbst gesehen, was hast du aber gesehen? Warst du je im Ausland?“

„Ich habe einen Esel gesehen, maman“, sagte Adelaida.

„Und ich habe einen gehört“, fügte Aglaja hinzu. Alle drei lachten wieder.

Der Fürst lachte mit ihnen.

„Das ist sehr häßlich von euch“, bemerkte die Generalin, „verzeihen Sie ihnen, Fürst, sie sind gut. Ich schimpfe immer über sie, liebe sie aber doch. Sie sind leichtsinnig, oberflächlich und verrückt.“

„Warum denn?“ fragte der Fürst lachend, „auch ich würde mir an ihrer Stelle die Gelegenheit nicht entgehen lassen. Ich bin trotzdem auf seiten des Esels: der Esel ist ein gutes und nützliches Geschöpf.“

„Und Sie, Fürst? Ich frage aus Neugier“, sagte die Generalin.

Alle lachten wieder.

„Dieser verfluchte Esel ist mir schon wieder dazwischengekommen; ich habe ja gar nicht an ihn gedacht!“ rief die Generalin. „Glauben Sie mir, Fürst, das war keine...“

„Anspielung? Oh, ich glaube Ihnen vollkommen!“

Und der Fürst lachte ohne aufzuhören.

„Es ist sehr gut, daß Sie lachen. Ich sehe, daß Sie der gutmütigste junge Mann von der Welt sind“, sagte die Generalin.

„Ich bin nicht immer gutmütig“, antwortete der Fürst.

„Ich bin aber gutmütig“, bemerkte die Generalin unerwartet, „ich bin, wenn Sie wollen, immer gutmütig, und das ist mein einziger Fehler, denn man soll nicht immer gutmütig sein. Ich bin auf die Mädchen und besonders auf Iwan Feodorowitsch oft böse, das Schlechte daran ist aber, daß ich, wenn ich böse bin, am allergutmütigsten bin. Ich war vorhin, bevor Sie kamen, böse und habe so getan, als ob ich nichts verstehen könnte. Das kommt bei mir vor, ich bin wie ein Kind. Aglaja hat mich zurechtgewiesen, ich danke dir, Aglaja. Das ist übrigens alles Unsinn. Ich bin doch nicht so dumm, wie ich zu sein scheine und wie meine Töchter mich hinstellen wollen. Ich habe Charakter und bin nicht sehr zurückhaltend. Ich sage das übrigens ohne Groll. Komm her, Aglaja, küsse mich, nun . . . Jetzt wollen wir aber mit den Zärtlichkeiten aufhören“, bemerkte sie, als Aglaja sie innig auf Hand und Lippen küßte. „Fahren Sie fort, Fürst, vielleicht fällt Ihnen etwas ein, das interessanter als der Esel ist.“

„Ich kann aber doch nicht begreifen, wie man so auf Kommando erzählen kann“, bemerkte Adelaida wieder. „Ich würde mich gar nicht zurechtfinden.“

„Der Fürst findet sich aber zurecht, weil er außerordentlich gescheit und mindestens zehn-, vielleicht aber auch zwölfmal gescheiter ist als du. Ich hoffe, du wirst das später merken. Überzeugen Sie sie davon, Fürst; fahren Sie fort. Den Esel könnte man jetzt aber wirklich übergehen. Was haben Sie außer dem Esel im Ausland gesehen?“

„Auch das vom Esel war gescheit“, sagte Alexandra, „der Fürst hat seinen krankhaften Zustand sehr interessant beschrieben. Alles wurde durch eine äußerliche Einwirkung wieder gut, und seine Umgebung begann ihm zu gefallen. Es hat mich immer interessiert, wie Menschen verrückt werden und dann wieder genesen. Besonders aber, wenn das so plötzlich geschieht.“

„Nicht wahr? Nicht wahr?“ fragte die Generalin eifrig, „ich sehe, daß auch du manchmal vernünftig bist. Jetzt habt ihr aber genug gelacht! Ich glaube, Sie wollten gerade von der Schweizer Natur erzählen, Fürst, also bitte!“

„Wir kamen nach Luzern und fuhren über den See. Ich fühlte, wie schön es war, mir wurde aber furchtbar schwer ums Herz.“

„Warum?“ fragte Alexandra.

„Ich verstehe das selbst nicht. Wenn ich solche Landschaften zum erstenmal sehe, habe ich immer ein Gefühl von Bangigkeit und Unruhe; mir ist wohl und traurig zugleich; das war übrigens noch während der Krankheit.“

„Ich möchte das aber trotzdem sehen“, sagte Adelaida. „Ich verstehe nicht, warum wir gar nicht dazu kommen, ins Ausland zu reisen.“

Ich kann schon seit zwei Jahren kein Sujet für ein Bild mehr finden:

Osten und Süden sind längst beschrieben . . .

Finden Sie mir ein Sujet zum Malen, Fürst.“

„Ich verstehe nichts davon. Ich glaube, man muß nur hinschauen und dann malen.“

„Ich kann aber nicht hinschauen.“

„Was sagt ihr da für unverständliche Dinge? Ich begreife das nicht!“ unterbrach die Generalin, „wieso kannst du nicht hinschauen? Du hast Augen, kannst also auch sehen. Wenn du hier nicht schauen kannst, wirst du es auch im Ausland nicht lernen. Erzählen Sie uns lieber, was Sie selbst gesehen haben, Fürst!“

„Das ist das allerbeste“, fügte Adelaida hinzu. „Der Fürst hat ja im Ausland sehen gelernt.“

„Das weiß ich nicht; ich habe dort nur meine Gesundheit gekräftigt; ich weiß aber nicht, ob ich dort sehen gelernt habe. Ich war übrigens fast die ganze Zeit dort sehr glücklich.“

„Glücklich? Sie verstehen es, glücklich zu sein?“ rief Aglaja aus. „Warum sagen Sie dann, daß Sie dort das Sehen nicht gelernt haben? Sie können ja sogar uns darin unterrichten.“

„Unterrichten Sie uns, bitte“, sagte Adelaida lachend.

„Ich kann gar nicht unterrichten“, sagte der Fürst gleichfalls lachend, „ich habe fast die ganze Zeit im Ausland in einem Schweizer Dorf verlebt; ich bin selten fortgekommen, und immer nur in die Nähe; was kann ich Sie also lehren? Zuerst fühlte ich nur keine Langeweile; ich begann bald zu genesen; dann wurde mir jeder Tag teuer und je weiter, desto teurer, so daß ich mir dessen bewußt wurde. Ich ging sehr zufrieden zu Bett und stand noch glücklicher auf. Es ist aber recht schwer zu erzählen, warum das alles so gekommen ist.“

„Sie hatten gar keinen Wunsch, irgendwo anders hinzukommen und sehnten sich nirgends mehr hin?“ fragte Alexandra.

„Zuerst, ganz im Anfang, fühlte ich eine Sehnsucht und verfiel in große Unruhe. Ich dachte immer darüber nach, wie ich leben sollte; ich wollte mein Schicksal voraussehen und war besonders in manchen Augenblicken sehr unruhig. Sie wissen, man hat in der Einsamkeit solche Momente. Ich träumte immer von einer großen Stadt wie Neapel, mit vielen Palästen, von lärmendem, tosendem Leben erfüllt . . . Ich träumte von so manchem. Dann schien es mir aber, man könnte auch im Gefängnis ein unendlich reiches Leben führen.“

„Ich habe diesen letzten lobenswerten Gedanken schon mit zwölf Jahren in meinem Lesebuch gefunden“, sagte Aglaja.

„Das ist reine Philosophie“, bemerkte Adelaida, „Sie sind ein Philosoph und sind gekommen, um uns zu unterrichten.“

„Sie haben vielleicht recht“, sagte der Fürst lächelnd, „ich bin vielleicht wirklich ein Philosoph und, wer weiß, vielleicht habe ich wirklich die Absicht zu belehren . . . Das ist möglich; das ist wirklich möglich.“

„Ihre Philosophie ist genau dieselbe, wie die von Jewlampia Nikolajewna“, fügte Aglaja hinzu. „Das ist nämlich eine Beamtenwitwe, die wir aus Mitleid bei uns empfangen. Ihr ganzer Lebenszweck ist die Billigkeit; sie denkt nur daran, wie sie möglichst billig leben könnte, und spricht nur von Kopeken, dabei hat diese Heuchlerin aber Geld. So ist es auch mit Ihrem reichen Leben im Gefängnis und vielleicht auch mit Ihrem vierjährigen Glück im Dorf, für das Sie Ihr Neapel verkauft haben, ich glaube aber, Sie sind dabei doch im Gewinn, trotzdem Sie dafür lauter Kopeken bekommen haben.“

„Man braucht mit dem, was ich vom Leben im Gefängnis gesagt habe, nicht einverstanden zu sein“, sagte der Fürst. „Ich habe einen Menschen, der zwölf Jahre im Gefängnis verbracht hat, erzählen hören; das war einer der Patienten meines Professors, der ihn auch behandelte. Er hatte Anfälle, war manchmal unruhig, weinte und beging sogar einmal einen Selbstmordversuch. Ich versichere Ihnen, daß sein Leben im Gefängnis sehr traurig war und jedenfalls nicht nach Kopeken berechnet werden könnte. Er verkehrte nur mit einer Spinne und mit einem Baum, der unter seinem Fenster wuchs . . . Ich will Ihnen aber lieber von meiner vorjährigen Begegnung mit einem anderen Menschen erzählen. Es war ein ungewöhnlicher Umstand dabei; das Merkwürdige daran ist eigentlich das Seltene eines solchen Falles. Dieser Mann wurde einst zugleich mit andern Personen aufs Schafott geführt, worauf man ihm seine Verurteilung zum Tode durch Erschießen wegen eines politischen Verbrechens vorlas. Nach zwanzig Minuten teilte man ihm seine Begnadigung und die Verhängung einer andern Strafe mit; er verlebte jedoch die Zeit zwischen den beiden Urteilen, diese zwanzig Minuten, oder doch wenigstens eine Viertelstunde, in der vollsten Überzeugung, er würde in einigen Minuten plötzlich sterben. Ich hörte es sehr gern, wenn er manchmal von seinen damaligen Eindrücken erzählte, und ich fragte ihn ein paarmal darüber aus. Er erinnerte sich mit ungewöhnlicher Deutlichkeit an alles und sagte, er würde nie etwas von diesen Minuten vergessen. In einer Entfernung von zwanzig Schritten vom Schafott, das vom Volk und von Soldaten umringt war, befanden sich drei in die Erde gegrabene Pfähle, da mehrere Menschen auf einmal hingerichtet werden sollten. Man führte die drei ersten zu den Pfählen hin, zog ihnen die Todeskleider (lange, weiße Hemden) an und schob ihnen weiße Mützen über die Augen, damit sie die Gewehre nicht sehen konnten; darauf pflanzte sich vor jedem Pfahl die aus einigen Soldaten bestehende

Mannschaft auf. Mein Bekannter war als achter an der Reihe, er mußte also mit der dritten Abteilung zu den Pfählen gehen. Der Geistliche trat an jeden mit einem Kreuz heran. Er wußte, daß er jetzt nicht mehr als fünf Minuten zu leben hatte. Er sagte, daß diese fünf Minuten ihm als eine endlose Frist und als ein unermesslicher Reichtum erschienen; er hatte die Empfindung, er könnte in diesen fünf Minuten noch so viel erleben, daß er jetzt an den letzten Augenblick noch gar nicht zu denken brauchte, er teilte sich sogar die Zeit genau ein: er berechnete, wie lange er brauchte, um sich von seinen Kameraden zu verabschieden, und bestimmte hierfür zwei Minuten, dann wollte er fernere zwei Minuten dazu benutzen, um ein letztes Mal im stillen nachzudenken, und die übrige Zeit, um zum letztenmal um sich zu schauen. Er wußte ganz genau, daß er diese drei Dinge vorhatte und sich die Zeit so einteilte. Er sollte im Alter von siebenundzwanzig Jahren, in der Blüte seiner Gesundheit und Kraft, sterben; er erinnerte sich, daß er beim Abschiednehmen von den Kameraden an einen von ihnen eine ganz nebensächliche Frage richtete und sich für die diesbezügliche Antwort sogar sehr interessierte. Auf den Abschied von den Kameraden folgten die zwei Minuten, die er für das stille Nachdenken bestimmt hatte; er wußte vorher, woran er denken würde: er wollte sich möglichst schnell und deutlich vergegenwärtigen, wie das möglich sei, daß er jetzt lebte, in drei Minuten aber ein Etwas, ein Wesen oder ein Ding sein würde. Was aber? Wo aber? Er wollte das alles innerhalb dieser zwei Minuten entscheiden! In der Nähe befand sich eine Kirche, und das vergoldete Dach des Turmes leuchtete im hellen Sonnenschein. Er erinnerte sich, daß er auf dieses Dach und auf die davon ausgehenden Strahlen starr hinschaute: diese Strahlen schienen ihm schon zu jener neuen Natur zu gehören, und er glaubte, er würde in drei Minuten irgendwie mit ihnen verschmelzen . . . Die Ungewißheit und der Widerwillen gegen dieses Neue, das gleich kommen mußte, waren furchtbar; er sagte aber, daß für ihn während dieser ganzen Zeit nichts bedrückender war als der unabweisbare Gedanke: „Wie, wenn ich aber nicht sterben müßte! Wenn ich leben könnte, welche Unendlichkeit! Und das alles wäre mein! Ich würde dann jede Minute in eine ganze Ewigkeit verwandeln, ich würde nichts verlieren, ich würde jeden Augenblick genau berechnen und nichts versäumen!“ Er sagte, dieser Gedanke sei in ihm schließlich in einen solchen Zorn übergegangen, daß er nur wünschte, möglichst schnell erschossen zu werden.“

Der Fürst schwieg plötzlich; alle erwarteten, er würde fortfahren und aus alledem irgendeinen Schluß ziehen.

„Sind Sie zu Ende?“ fragte Aglaja.

„Wie? Ja, ich bin zu Ende“, sagte der Fürst, wie aus einem kurzen Sinnen erwachend.

„Warum haben Sie das eigentlich erzählt?“

„Nur so . . . es ist mir so eingefallen . . . es hat ja auf unser Gespräch Bezug.“

„Sie sind sehr lakonisch“, bemerkte Alexandra, „Sie wollten daraus gewiß schließen, Fürst, daß kein einziger Augenblick nach Kopeken berechnet werden kann, und daß fünf Minuten manchmal teurer als ein Schatz sind. Das alles ist lobenswert, was war aber mit Ihrem Freunde, der Ihnen so furchtbare Geschichten erzählt hat . . . seine Strafe wurde ja nicht vollzogen, und man schenkte ihm also dieses ‚unendliche Leben‘. Was hat er denn nachher mit diesem Reichtum angefangen? Hat er jede Minute, die er verlebte, im voraus berechnet?“

„O nein, er hat es mir gesagt, ich habe ihn schon danach gefragt, er hat gar nicht so gelebt und hat viele, viele Minuten verloren.“

„Da haben Sie also die Erfahrung, man kann offenbar nicht leben, wenn man alles im voraus berechnet. Es gibt wohl einen Grund, warum man es nicht kann.“

„Ja, es ist wohl aus irgendeinem Grunde unmöglich“, wiederholte der Fürst, „das ist mir auch so vorgekommen. Ich kann daran aber trotzdem nicht glauben . . .“

„Also Sie glauben, daß Sie klüger als alle anderen leben werden?“ fragte Aglaja.

„Ja, ich habe das manchmal geglaubt.“

„Und Sie glauben es noch immer?“

„Und . . . ich glaube es noch immer“, antwortete der Fürst, Aglaja wie bisher mit einem stillen, fast scheuen Lächeln anschauend; er lachte aber gleich darauf, und sein Blick wurde heiter.

„Das ist bescheiden!“ sagte Aglaja fast gereizt.

„Wie tapfer Sie sind! Sie lachen, mich hat seine Erzählung aber so beeinflußt, daß ich später davon geträumt habe, – ich hätte diese fünf Minuten miterlebt . . .“

Er richtete seine Augen nochmals forschend und ernst auf seine Zuhörerinnen.

„Zürnen Sie mir nicht aus irgendeinem Grunde?“ fragte er plötzlich gleichsam verwirrt, indem er aber allen gerade in die Augen schaute.

„Weswegen?“ riefen alle drei Mädchen erstaunt aus.

„Ja, weil ich anscheinend immer belehren will . . .“ Alle lachten.

„Wenn Sie mir aber gezürnt haben, dann tun Sie es nicht mehr!“ sagte er. „Ich weiß selbst, daß ich weniger als die andern gelebt habe und weniger als alle andern vom Leben verstehe. Vielleicht spreche ich manchmal sehr seltsam.“

Jetzt wurde er ganz verlegen.

„Wenn Sie sagen, daß Sie glücklich waren, haben Sie ja nicht weniger, sondern mehr als die anderen gelebt; warum spielen Sie also Komödie und entschuldigen sich?“ begann Aglaja streng und streitsüchtig. „Beunruhigen Sie sich bitte deshalb nicht, weil Sie uns belehren; das bedeutet noch durchaus keine Überlegenheit Ihrerseits. Bei Ihrem Quietismus kann man auch hundert Lebensjahre mit Glück erfüllen. Wenn man Ihnen eine Hinrichtung und einen Finger zeigt, werden Sie sowohl aus dem einen als aus dem andern einen gleich lobenswerten Gedanken folgern und zufrieden sein. Auf die Weise ist es leicht zu leben.“

„Ich verstehe nicht, worüber du dich so ärgerst“, sagte die Generalin, die die Gesichter der Sprechenden schon lange beobachtete, „ich kann auch nicht verstehen, worüber ihr sprecht. Was bedeutet der Finger, was ist das für ein Unsinn? Der Fürst erzählt sehr schön, nur ein wenig traurig. Warum entmutigst du ihn? Er hat anfangs gelacht, jetzt läßt er aber ganz den Kopf hängen.“

„Das macht nichts, maman. Es ist schade, Fürst, daß Sie keine Hinrichtung gesehen haben, ich würde Sie sonst etwas fragen.“

„Ich habe eine Hinrichtung gesehen“, antwortete der Fürst.

„Sie haben das gesehen?“ rief Aglaja aus. „Eigentlich hätte ich es erraten sollen! Das setzt dem Ganzen die Krone auf. Wenn Sie das gesehen haben, wie können Sie dann sagen, daß Sie die ganze Zeit glücklich gelebt haben? Habe ich denn nicht recht?“

„Wurde denn jemand in Ihrem Dorf hingerichtet?“ fragte Adelaida.

„Ich habe es in Lyon gesehen, ich bin mit Schneider hingefahren, er hat mich mitgenommen. Ich bin dort bald nach meiner Ankunft gewesen.“

„Nun, und hat es Ihnen sehr gefallen? Haben Sie viel Nützliches und Belehrendes dabei entdeckt?“ fragte Aglaja.

„Es hat mir gar nicht gefallen, und ich war danach ein wenig krank; ich muß aber gestehen, daß ich wie gebannt hinschaute und den Blick nicht loszureißen vermochte.“

„Auch ich könnte den Blick davon nicht losreißen“, sagte Aglaja.

„Man liebt es dort nicht, wenn Frauen zuschauen, und schreibt sogar in den Zeitungen darüber.“

„Wenn man also findet, daß das nichts für Frauen ist, – will man damit sagen und folglich auch rechtfertigen, daß es etwas für Männer ist. Ich gratuliere zu dieser Logik. Sind Sie auch dieser Meinung?“

„Erzählen Sie von der Hinrichtung“, unterbrach Adelaida.

„Ich würde es jetzt nicht gerne tun...“ sagte der Fürst verwirrt und schien die Stirn zu runzeln.

„Es ist so, als gönnten Sie es uns nicht“, stichelte Aglaja.

„Nein, ich sage das nur deshalb, weil ich von dieser Hinrichtung schon vorhin erzählt habe.“

„Wem haben Sie es erzählt?“

„Ihrem Kammerdiener, während ich gewartet habe...“

„Welchem Kammerdiener?“ ertönte es von allen Seiten.

„Der im Vorzimmer sitzt, er hat graues Haar und ein rötliches Gesicht; ich habe im Vorzimmer gewartet, bevor ich zu Iwan Feodorowitsch gegangen bin.“

„Das ist seltsam“, bemerkte die Generalin.

„Der Fürst ist ein Demokrat“, sagte Aglaja kurz, „nun, wenn Sie es Alexejerzählt haben, können Sie es doch auch uns nicht abschlagen.“

„Ich will es unbedingt hören“, wiederholte Adelaida ihre Bitte.

„Als Sie mich vorher nach einem Sujet für ein Bild fragten“, sagte ihr der Fürst, sich wieder etwas ereifernd (er schien sehr schnell und kindlich in Eifer zu geraten), „kam mir wirklich der Gedanke, Ihnen eines zu nennen: Sie sollten das Gesicht des Verurteilten eine Minute vor dem Streich der Guillotine malen, in dem Augenblick, bevor er sich auf das Brett legt und noch auf dem Schafott steht.“

„Wieso das Gesicht? Nur das Gesicht?“ fragte Adelaida. „Das würde ein seltsames Sujet sein, und was wäre das dann für ein Bild?“

„Ich weiß nicht, warum denn nicht?“ sagte der Fürst mit großem Eifer, „ich habe unlängst in Basel ein solches Bild gesehen. Ich möchte Ihnen gerne davon erzählen... Ich werde es Ihnen einmal beschreiben... es hat auf mich einen großen Eindruck gemacht.“

„Sie müssen uns nachher von dem Baseler Bild erzählen“, sagte Adelaida, „erklären Sie mir aber jetzt, wie Sie aus dieser Hinrichtung ein Bild machen wollen. Können Sie wiedergeben, wie Sie es sich vorstellen? Wie soll man denn dieses Gesicht malen? Das eine Gesicht? Wie soll es denn sein?“

„Es soll genau eine Minute vor dem Tode sein“, begann der Fürst bereitwillig, von der Erinnerung hingerissen und offenbar sofort alles andere vergessend, „und zwar der Augenblick, da er die Treppe hinaufgekommen ist und soeben das Schafott betreten hat. Da hat er zu mir hingeblickt; ich habe sein Gesicht angeschaut und habe alles begriffen... Wie soll man das übrigens erzählen! Ich würde es sehr, sehr wünschen, daß Sie das malten oder daß es sonst jemand täte! Am liebsten Sie! Ich habe schon damals gedacht, daß ein solches Bild nützlich wäre. Wissen Sie, man kann alles darin ausdrücken, auch das, was vorher war, alles, alles. Er hat im Gefängnis gelebt und die Hinrichtung frühestens in einer Woche erwartet; er hat auf die übliche Formalistik und darauf gerechnet, daß die betreffenden Akten noch ir-

gendwo hingeschickt werden müssen und erst in einer Woche kommen können. Durch irgendeinen Zufall wurde die Sache jedoch beschleunigt. Er schlief noch um fünf Uhr morgens. Es war Ende Oktober; da ist es um fünf Uhr noch kalt und finster. Der Gefängnisdirektor kommt von der Wache begleitet leise herein und berührt leicht seine Schulter; er erhebt sich, stützt sich auf den Ellbogen und sieht Licht: ‚Was ist‘ – ‚Um zehn Uhr ist die Hinrichtung.‘ Er glaubt es in seiner Schlaftrunkenheit nicht, beginnt zu streiten und sagt, das Papier könne erst in einer Woche kommen, als er aber ganz wach wird, hört er zu streiten auf und schweigt – so wurde nachher erzählt – dann sagt er: ‚Es ist doch schwer, so plötzlich . . .‘ und schweigt wieder, weiter wollte er nichts mehr sagen. Drei, vier Stunden nehmen die üblichen Vorbereitungen in Anspruch. Der Geistliche kommt, dann erhält er sein Frühstück, das aus Wein, Kaffee und Fleisch besteht (ist das nicht eine Verhöhnung? Wenn man darüber nachdenkt, sieht man, wie grausam das ist; diejenigen, die es tun, sind aber wirklich unschuldige Menschen, die mit reinem Herzen handeln und davon überzeugt sind, daß es human ist), darauf folgt die Toilette (wissen Sie, wie die Toilette des Verbrechers ist?), endlich fährt man ihn durch die Stadt zum Schafott . . . Ich glaube, es kommt einem auch während dieser Fahrt so vor, als ob man noch unendlich lange zu leben hat. Er muß unterwegs gedacht haben: ‚Ich habe noch lange, noch drei Straßen Zeit zu leben; jetzt fahre ich durch diese, dann bleibt noch eine, und dann jene, wo rechts ein Bäcker ist . . . wir sind noch lange nicht beim Bäcker!‘ Ringsherum sind Leute, man schreit und lärmt, es sind Tausende von Gesichtern und Augen; er muß das alles ertragen und vor allem den Gedanken: ‚Da sind Tausende, die nicht hingerichtet werden, ich aber werde hingerichtet!‘ Das alles geht der Hinrichtung voran. Zu dem Schafott führt eine Treppe hinauf; vor dieser Treppe beginnt er plötzlich zu weinen, und doch war er ein kräftiger, tapferer Mensch und, wie man sagt, ein großer Verbrecher. Bei ihm befand sich ununterbrochen ein Geistlicher, der auch im Karren mit ihm fuhr und immer etwas sprach, der Verbrecher hörte ihm aber wohl kaum zu: er bemühte sich, es zu tun, verstand aber beim dritten Wort nichts mehr. So wird es wohl gewesen sein. Endlich begann er die Treppe hinaufzusteigen; seine Füße waren gebunden, darum konnte er sich nur mit kleinen Schritten fortbewegen. Der Geistliche, der wohl ein kluger Mensch war, hörte auf zu sprechen und hielt ihm immer das Kreuz zum Küssen hin. Unten an der Treppe war er sehr bleich, als er aber hinaufstieg und das Schafott betrat, wurde er plötzlich weiß wie Papier, genau so wie weißes Schreibpapier. Ihm wurden gewiß die Beine schwach und steif, und ihm wurde übel, als drückte ihn etwas in der

Kehle und kitzelte ihn; haben Sie das nicht manchmal gefühlt, wenn Sie erschrecken oder in furchtbaren Augenblicken, wenn man zwar den ganzen Verstand behält, der jedoch keinerlei Macht mehr über einen hat? Ich glaube, wenn eine unentrinnbare Katastrophe bevorsteht, wenn zum Beispiel ein Haus auf Sie niederstürzt, werden Sie plötzlich große Lust fühlen, sich niederzusetzen, die Augen zu schließen und, was auch kommen mag, zu warten! . . . In dem Moment, als diese Schwäche begann, hielt ihm der Geistliche mit einer schnellen Bewegung plötzlich schweigend ein kleines, vierkantiges, silbernes Kreuz an die Lippen, er reichte es ihm oft, jeden Augenblick hin. So wie das Kreuz seine Lippen berührte, öffnete er die Augen, schien sich für ein paar Sekunden zu beleben, und seine Füße trugen ihn weiter. Er küßte das Kreuz gierig und hastig, als beeilte er sich, für jeden Fall einen Vorrat mitzunehmen, er hatte in diesem Augenblick aber wohl kaum irgendwelche religiöse Gefühle. So ging es bis zum Brett hin . . . Es ist sonderbar, daß man in den allerletzten Sekunden selten in Ohnmacht fällt! Der Kopf lebt im Gegenteil mit furchtbarer Intensität und arbeitet gewiß mit aller Kraft wie eine Maschine, die im Gang ist; ich stelle mir vor, daß ganz verschiedenartige, meistens unvollendete, vielleicht auch komische, nebensächliche Gedanken darin hämmern: „Dieser Zuschauer da hat eine Warze auf der Stirn, der unterste Knopf des Henkers ist rostig . . .“ Dabei weiß man aber alles, erinnert sich an alles; es gibt einen Punkt, den man durchaus nicht vergessen kann, man kann auch nicht ohnmächtig werden, und alles geht und dreht sich um diesen einen Punkt. Man muß sich vorstellen, daß es bis zur letzten Viertelsekunde so ist, da der Kopf schon auf dem Richtblock liegt und wartet und . . . weiß und plötzlich das Eisen über sich klirren hört. Man hört das sicher. Wenn ich daliegen müßte, würde ich absichtlich zuhören und würde es auch hören. Es ist vielleicht nur der zehnte Teil eines Augenblicks, man hört es aber sicher! Denken Sie sich, man streitet noch immer darüber, ob der losgetrennte Kopf noch eine Sekunde lang weiß, daß er losgetrennt ist, was das für ein Gedanke ist! Und wie wenn es fünf Sekunden sind? . . . Malen Sie das Schafott so, daß nur die letzte Stufe deutlich und nahe zu sehen ist; der Verbrecher hat sie betreten: Man sieht den Kopf, das Gesicht ist weiß wie Papier, der Geistliche hält ihm das Kreuz hin, er streckt gierig seine blauen Lippen vor und schaut und weiß alles. Das Kreuz und der Kopf sind das Bild, das Gesicht des Geistlichen, des Henkers, der beiden Gehilfen und ein paar Köpfe und Augen unten können im Hintergrund gleichsam im Nebel ausgeführt sein . . . So sollte das Bild sein.“

Der Fürst schwieg und blickte alle an.

„Darin ist nichts mehr von Quietismus“, sagte Alexandra leise.

„Und erzählen Sie jetzt, wie Sie verliebt waren“, sagte Adelaida. Der Fürst blickte sie erstaunt an.

„Hören Sie“, sagte Adelaida eilig, „Sie sind uns noch die Beschreibung des Baseler Bildes schuldig, jetzt will ich aber wissen, wie Sie verliebt waren; leugnen Sie nicht, Sie waren es. Sowie Sie zu erzählen beginnen, hören Sie außerdem auf, Philosoph zu sein.“

„Wenn Sie verstummen, schämen Sie sich sogleich dessen, was Sie gesagt haben“, bemerkte Aglaja plötzlich. „Woher kommt das?“

„Das ist doch aber zu dumm“, sagte die Generalin kurz, indem sie Aglaja entrüstet ansah.

„Ja, es ist nicht gescheit“, bestätigte Alexandra.

„Glauben Sie ihr nicht, Fürst“, wandte sich die Generalin an ihn, „sie tut das absichtlich aus einer gewissen Bosheit; sie ist gar nicht so dumm erzogen; glauben Sie nicht etwas Derartiges, weil die Mädchen Sie so quälen; sie haben sicher irgend etwas vor, Sie gefallen ihnen aber schon. Ich kenne ihre Gesichter.“

„Auch ich kenne ihre Gesichter“, sagte der Fürst mit besonderer Betonung.

„Wieso denn?“ fragte Adelaida neugierig.

„Was wissen Sie von unseren Gesichtern?“ fragten auch die beiden andern gespannt.

Doch der Fürst schwieg und blickte ernst drein, alle warteten auf seine Antwort.

„Ich werde es Ihnen später sagen“, antwortete er leise und ernst.

„Sie wollen sich durchaus interessant machen“, rief Aglaja aus.

„Und welche Feierlichkeit!“

„Also gut“, sagte Adelaida wieder eilig, „wenn Sie aber ein solcher Kenner von Gesichtern sind, waren Sie sicher auch verliebt; ich habe es ja erraten. Erzählen Sie doch.“

„Ich war nicht verliebt“, antwortete der Fürst ebenso still und ernst. „Ich . . . war auf andere Weise glücklich.“

„Wie denn, wie war es?“

„Gut, ich werde Ihnen davon erzählen“, sagte der Fürst, der in tiefes Sinnen versunken zu sein schien.

6

„Sie schauen mich jetzt alle mit solcher Neugierde an“, begann der Fürst, „daß Sie mir vielleicht zürnen werden, wenn ich sie nicht befriedige. Nein, ich scherze“, fügte er schnell mit einem Lächeln hinzu. „Dort . . . dort gab es viele Kinder, und ich war die ganze Zeit über mit Kindern zusammen, nur mit Kindern. Es waren die Kinder jenes

Dorfes, der ganze Haufen, der die Schule besuchte. Ich habe sie eigentlich nicht unterrichtet; o nein, dazu war dort der Schullehrer, Jules Thibaut, da; vielleicht habe ich sie trotzdem einiges gelehrt, ich war aber meistens nur einfach mit ihnen zusammen, und meine ganzen vier Jahre vergingen auf diese Weise. Die Kinder liebten mich anfangs nicht. Ich bin so groß und schwerfällig; ich weiß auch, daß ich häßlich bin . . . es sprach auch viel mit, daß ich ein Ausländer war. Die Kinder spotteten anfangs über mich und bewarfen mich sogar mit Steinen, als sie mich dabei ertappten, wie ich Marie küßte. Ich küßte sie aber nur ein einziges Mal . . . Nein, lachen Sie nicht“, beilegte sich der Fürst, ein Lächeln der ihm zuhörenden Damen zu verhindern, „es war gar keine Liebe dabei. Wenn Sie wüßten, welch ein unglückliches Geschöpf das war, würden Sie sie ebenso bemitleiden, wie ich es tat. Sie war aus unserem Dorf. Ihre Mutter war eine ganz alte Frau, sie hatte in ihrem kleinen baufälligen, zweifenstrigen Häuschen mit Erlaubnis der Dorfborgigkeit ein Fenster abgeteilt; von diesem Fenster aus durfte sie mit Schnüren, Tabak, Seife und anderen billigen Dingen handeln und ernährte sich auf diese Weise. Sie war krank und hatte geschwollene Beine, so daß sie immer auf einem Fleck sitzen mußte. Marie, ihre Tochter, war zwanzig Jahre alt und dabei schwach und mager; sie hatte schon längst die Schwindsucht, sie ging aber doch zu den Bauern schwere Hausarbeit verrichten, sie scheuerte tagsüber Fußböden, wusch Wäsche, kehrte die Höfe und versorgte das Vieh. Ein durchreisender französischer Kommis verführte sie und nahm sie mit, nach einer Woche ließ er sie aber heimlich auf der Landstraße im Stich und verreiste. Sie kehrte ganz schmutzig, zerlumpt und mit zerrissenen Schuhen nach Hause zurück, indem sie sich unterwegs das Notwendigste zusammenbettelte; sie war eine ganze Woche zu Fuß gegangen, hatte auf dem Feld übernachtet und sich dabei sehr erkältet; ihre Füße waren mit Wunden bedeckt, ihre Hände waren geschwollen und rissig. Sie war übrigens auch früher nicht schön gewesen; sie hatte nur stille, gute, unschuldige Augen. Sie war furchtbar schweigsam. Sie hatte vorher einmal bei der Arbeit plötzlich zu singen begonnen, und ich erinnere mich noch, daß alle darüber erstaunt waren und lachten. ‚Wie, Marie singt? Sie singt!‘ Sie wurde furchtbar verlegen und verstummte darauf für immer. Damals war man noch freundlich zu ihr, als sie aber krank und zerlumpt zurückkehrte, hatte niemand auch nur das geringste Mitleid mit ihr! Wie grausam die Menschen in solchen Fällen sind! Was für starre Begriffe sie dann haben! Die Mutter war die erste, die sie voll Zorn und Verachtung empfing: ‚Du hast mich jetzt entehrt‘. Sie war auch die erste, die sie der Schande preisgab; als man im Dorf erfuhr, daß

Marie zurückgekehrt sei, liefen alle hin, um sie anzuschauen und fast das ganze Dorf versammelte sich in der Hütte der Alten: die Greise, die Kinder, die Frauen und Mädchen kamen eilig in einem gierigen Haufen. Marie lag hungrig und zerlumpt auf dem Boden zu den Füßen der Mutter und weinte. Als alle herbeiliefen, deckte sie sich mit ihren zerzausten Haaren zu und schmiegte ihr Gesicht an den Boden. Alle ringsumher betrachteten sie wie irgend etwas Ekles; die Alten verurteilten und beschimpften sie, die Jungen lachten sogar und die Frauen fielen über sie her und schrien, wobei sie sie mit einer Verachtung anschauten, als wäre sie ein Insekt. Die Mutter ließ das alles zu, sie saß selbst dabei, nickte mit dem Kopf und war damit einverstanden. Die Alte war damals schon sehr krank und dem Tode nahe: sie starb auch wirklich zwei Monate darauf; sie wußte, daß sie sterben würde, dachte aber bis zum Tode nicht daran, sich mit der Tochter zu versöhnen, sprach mit ihr kein Wort, jagte sie zur Schlafenszeit ins Vorhaus hinaus und gab ihr fast nichts zu essen. Sie mußte ihre kranken Füße oft in warmes Wasser legen; Marie wusch sie ihr jeden Tag und pflegte sie; sie nahm alle ihre Liebesdienste schweigend an und sagte ihr kein einziges freundliches Wort. Marie ertrug das alles, und als ich sie dann kennenlernte, bemerkte ich, daß sie diese Behandlung auch selbst guthieß und sich für ein ganz gemeines Geschöpf hielt. Als die Mutter bettlägerig wurde, kamen die alten Dorfweiber alle der Reihe nach, um sie zu pflegen, so ist es dort Sitte. Jetzt bekam Marie gar nichts mehr zu essen, alle im Dorf jagten sie fort und niemand wollte ihr wie früher eine Arbeit geben. Alle spien sie gleichsam an, die Männer hielten sie aber gar nicht mehr für eine Frau und riefen ihr immer die unflätigsten Dinge zu. Manchmal, sehr selten, wenn sie am Sonntag betrunken waren, warfen sie ihr, des Späßes halber, auf die Erde Geldstücke hin; Marie hob sie schweigend auf. Sie hatte schon damals angefangen Blut zu husten. Ihre Lumpen wurden endlich ganz zerfetzt, so daß sie sich schämte, sich so im Dorf zu zeigen; sie ging auch seit ihrer Rückkehr barfuß. Jetzt begannen die Kinder sie in einem ganzen Rudel zu umringen – es waren mehr als vierzig Schulkinder – neckten sie und bewarfen sie sogar mit Kot. Sie bat den Hirten, er möchte ihr die Kühe zu hüten erlauben, doch der Hirt jagte sie fort. Da begann sie ohne Erlaubnis mit der Herde für den ganzen Tag von zu Hause fortzugehen. Da sie sich dem Hirten sehr nützlich erwies und er das bemerkte, jagte er sie nicht mehr fort und gab ihr manchmal sogar die Überreste von seinem Essen, Käse und Brot. Er hielt das für eine große Gnade seinerseits. Als aber die Mutter starb, schämte der Pastor sich nicht, Marie öffentlich der Schande preiszugeben. Marie stand, wie sie jetzt stets ging, in ihren

Lumpen hinter dem Sarg und weinte. Es kamen viele Leute, um zu sehen, wie sie weinen und dem Sarg folgen würde; da wandte sich der Pastor – er war ein noch junger Mann und hatte seinen ganzen Ehrgeiz darauf gerichtet, ein berühmter Prediger zu werden – an alle und wies auf Marie hin. ‚Hier steht diejenige, die den Tod dieser achtbaren Frau verschuldet hat‘ (das war nicht richtig, denn sie war schon seit zwei Jahren krank gewesen), ‚da steht sie vor euch und wagt es nicht, aufzuschauen, denn Gottes Finger hat sie gezeichnet: sie ist barfuß und zerlumpt, ein Beispiel für diejenigen, die ihre Tugend verlieren! Wer ist das? Das ist ihre Tochter!‘ Und so ging es in der gleichen Weise fort. Und denken Sie sich, diese Gemeinheit gefiel fast allen, doch . . . es kam jetzt zu einem sonderbaren Zwischenfall; jetzt traten die Kinder für sie ein, denn damals waren schon alle Kinder auf meiner Seite und liebten Marie. Das war so gekommen. Ich wollte etwas für Marie tun; es war durchaus notwendig, daß sie Geld bekam, ich besaß damals aber nie eine Kopeke. Ich hatte eine kleine Brillantnadel, die verkaufte ich an einen Händler, der durch die Dörfer fuhr und mit alten Kleidern handelte. Er gab mir acht Franken, die Nadel war aber sicher vierzig wert. Ich bemühte mich lange, Marie allein zu treffen; endlich traf ich sie einmal außerhalb des Dorfes auf einem Seitenpfade, der bergauf führte, unter einem Baum bei einer Hecke. Ich gab ihr die acht Franken und sagte, sie sollte das Geld gut aufheben, da ich nichts mehr bekommen würde, dann küßte ich sie und sagte zu ihr, sie sollte nicht glauben, ich wäre in irgendwelcher schlechter Absicht gekommen und ich hätte sie nicht deshalb geküßt, weil ich in sie verliebt wäre, sondern weil mir sehr leid um sie wäre, ich hätte sie auch gleich zu Anbeginn durchaus nicht für schuldig, sondern nur für unglücklich gehalten. Ich wollte sie sehr gerne sofort trösten und davon überzeugen, daß sie sich nicht für so schlecht zu halten brauchte, doch sie schien es nicht zu verstehen. Ich bemerkte das gleich, trotzdem sie fast die ganze Zeit mit gesenkten Augen und furchtbar beschämt, schweigend vor mir stand. Als ich zu Ende war, küßte sie mir die Hand, und ich ergriff sofort die ihrige und wollte sie ihr küssen, doch sie entzog sie mir schnell. Plötzlich sahen wir, daß ein ganzer Kinderhaufen uns beobachtete; ich erfuhr nachher, daß sie mir schon lange auflauerten. Sie begannen zu pfeifen, in die Hände zu klatschen und zu lachen und Marie lief davon. Ich wollte zuerst sprechen, sie bewarfen mich aber mit Steinen. Am gleichen Tage erfuhren es alle, das ganze Dorf; Marie mußte es wieder büßen: man haßte sie noch mehr. Ich hörte sogar, daß man sie zu einer Strafe verurteilen wollte, das wurde aber glücklicherweise nicht ausgeführt; dafür ließen sie die Kinder nicht in Ruhe, sie neckten sie noch mehr als

vorher und bewarfen sie mit Kot; sie jagten ihr nach und sie lief mit ihrer schwachen Brust vor ihnen her, bis sie außer Atem kam, sie holten sie aber ein, schrien und schimpften. Ich begann einmal sogar mit ihnen zu raufen. Dann versuchte ich jeden Tag, so oft ich nur konnte, zu ihnen zu sprechen. Sie blieben manchmal stehen und lauschten, trotzdem sie immer noch schimpften. Ich erzählte ihnen, wie unglücklich Marie war; sie hörten bald zu schimpfen auf und gingen schweigend fort. Wir kamen nach und nach ins Gespräch, ich verheimlichte vor ihnen nichts; ich erzählte ihnen alles. Sie hörten sehr neugierig zu und begannen bald Marie zu bemitleiden. Manche von ihnen grüßten sie freundlich bei den Begegnungen: es ist dort Sitte, daß alle auf der Straße einander grüßen und ‚Guten Tag‘ sagen, ob sie miteinander bekannt sind oder nicht. Ich stelle mir vor, wie erstaunt Marie war! Einmal verschafften sich zwei Mädchen etwas Essen, trugen es ihr hin und gaben es ihr, dann kamen sie und sagten es mir. Sie erzählten, Marie hätte geweint und sie liebten sie jetzt sehr. Bald darauf begannen alle sie und zugleich plötzlich auch mich liebzuhaben. Sie kamen oft zu mir und baten mich immer, ihnen etwas zu erzählen; ich glaube, ich erzählte gut, denn sie hörten mir sehr gerne zu. Späterhin las und lernte ich nur, um ihnen erzählen zu können und tat es die ganzen folgenden drei Jahre immerwährend. Als alle – auch Schneider – mir dann vorwarfen, daß ich mit ihnen wie mit Erwachsenen sprach und vor ihnen nichts geheimhielt, antwortete ich, man müßte sich schämen, ihnen etwas vorzulügen, sie wüßten, trotz der Geheimtuererei ihnen gegenüber, alles; wenn nicht, würden sie es aber vielleicht auf eine häßliche Weise erfahren, während sie von mir nichts Häßliches erfuhren. Jeder sollte nur daran denken, wie es ihm in seiner Kindheit gegangen ist! Sie waren damit nicht einverstanden . . . Ich hatte Marie zwei Wochen vor dem Tode ihrer Mutter geküßt; als der Pastor predigte, waren schon alle Kinder auf meiner Seite. Ich erzählte ihnen sofort von der Rede des Pastors und erklärte sie ihnen; alle waren böse über ihn, manche so sehr, daß sie ihm die Fensterscheiben mit Steinen einwarfen. Ich hielt sie jetzt zurück, denn das war nicht mehr gut, im Dorf wurde aber sofort alles bekannt und man beschuldigte mich nun, ich hätte die Kinder verdorben. Dann erfuhren alle, daß die Kinder Marie lieb hatten und erschrakten sehr; Marie war aber trotzdem glücklich. Man verbot den Kindern sogar mit ihr zusammenzukommen, sie liefen aber heimlich ziemlich weit, eine halbe Werst vom Dorf zu ihrer Herde hin; sie brachten ihr Geschenke mit, und manche kamen nur, um sie zu umarmen und zu küssen und ihr ‚Je vous aime, Marie!‘ zu sagen; worauf sie pfeilschnell wieder zurückliefen. Marie wurde von diesem unerwarteten Glück,

das ihr jetzt zuteil wurde, fast wahnsinnig; sie hätte es sich nie träumen lassen; sie schämte und freute sich, die Kinder, besonders die Mädchen, wollten aber hauptsächlich deswegen zu ihr hinlaufen, um ihr zu sagen, daß ich sie liebte und ihnen sehr viel von ihr erzählte. Sie sagten ihr, sie wüßten das alles von mir, sie liebten und bemitleideten sie jetzt und würden es immer tun. Dann kamen sie auch zu mir und teilten mir mit freudigen, geschäftigen Gesichtchen mit, sie hätten soeben Marie gesehen und sie lasse mich grüßen. Des Abends ging ich immer zum Wasserfall hin; dort befand sich ein vom Dorf aus nicht sichtbares Plätzchen, das von Pappeln umringt war; sie kamen dorthin zu mir, wobei manche es heimlich taten. Ich glaube, meine Liebe zu Marie war für sie eine unendliche Freude, und das war mein einziger Betrug ihnen gegenüber während meines ganzen Aufenthaltes dort. Ich nahm ihnen nicht den Glauben, daß ich Marie liebte, daß ich in sie verliebt wäre, und sagte ihnen nicht, daß sie mir nur sehr leid tat; ich sah es ihnen an, daß sie sich wünschten, es wäre so, wie sie es sich ausgedacht und miteinander ausgemacht hatten, ich schwieg darum und gab mir den Anschein, als hätten sie richtig geraten. Diese kleinen Herzen waren so feinführend und zart: es erschien ihnen unter anderem unmöglich, daß Marie, die ihr teurer Léon so liebte, so schlecht gekleidet war und keine Schuhe hatte. Denken Sie sich nur, sie verschafften ihr Schuhe, Strümpfe und Wäsche und sogar irgendein Kleid; ich verstehe nicht, wie sie das zuwege brachten; sie waren alle dabei beteiligt. Wenn ich sie ausfragte, lachten sie nur fröhlich und die Mädchen klatschten in die Hände und küßten mich. Auch ich ging manchmal heimlich hin, um Marie zu sehen. Sie war sehr krank und konnte kaum gehen; endlich gab sie ihre Anstellung beim Hirten ganz auf, ging aber doch jeden Morgen mit der Herde fort. Sie setzte sich abseits nieder; einer der steilen, fast abschüssigen Felsen bildete dort einen Vorsprung; sie kauerte sich in einer versteckten Ecke auf einen Stein hin und saß den ganzen Tag, vom Morgen bis zur Stunde, wo die Herde zurückkehrte, fast reglos da. Sie war von der Schwindsucht schon so schwach, daß sie meistens mit geschlossenen Augen, den Kopf an den Felsen zurückgelehnt, dasaß und schwer atmend schlummerte; ihr Gesicht war mager wie das eines Skeletts, und Stirn und Schläfen waren mit Schweiß bedeckt. So traf ich sie immer an. Ich kam nur für einen Augenblick und wollte dabei nicht gesehen werden. Sowie ich erschien, fuhr Marie auf, öffnete die Augen, stürzte zu mir hin und küßte mir die Hände. Ich entzog sie ihr nicht mehr, denn sie fühlte sich dabei glücklich; sie weinte und zitterte die ganze Zeit, während ich bei ihr war; sie versuchte auch ein paarmal zu sprechen, man konnte sie aber schwer verstehen. Sie

war vor furchtbarer Aufregung und vor Entzücken wie wahnsinnig. Manchmal kamen die Kinder mit. Sie stellten sich dann gewöhnlich in der Nähe auf, um uns vor etwas oder vor jemand zu bewachen, und das machte ihnen große Freude. Wenn wir fortgingen, blieb Marie wieder wie bisher reglos, mit geschlossenen Augen und mit an den Felsen gelehntem Kopf allein zurück; sie träumte vielleicht von etwas. Eines Morgens konnte sie der Herde nicht mehr folgen und blieb in ihrem leeren Haus zurück. Die Kinder erfuhren es sofort und besuchten sie fast alle an diesem Tage; sie lag mutterseelenallein in ihrem Bett. Zwei Tage lang wurde sie nur von den Kindern gepflegt, die einander dabei ablösten; als man dann aber im Dorf hörte, daß Marie wirklich im Sterben lag, kamen die alten Frauen aus dem Dorf zu ihr, um bei ihr zu sitzen. Ich glaube, man begann im Dorf Marie zu bemitleiden, wenigstens wurden die Kinder nicht mehr wie früher getadelt und zurechtgewiesen. Marie schlummerte die ganze Zeit, sie hatte einen unruhigen Schlaf und hustete furchtbar. Die alten Frauen jagten die Kinder fort, diese liefen aber zum Fenster und kamen manchmal nur für einen Augenblick, um ‚Bon jour, notre bonne Marie‘ zu sagen. Sowie sie sie sah oder hörte, kam Leben in sie und sie versuchte sofort, ohne auf die Frauen zu hören, sich aufzusetzen, nickte ihnen zu und dankte ihnen. Sie brachten ihr wie bisher immer etwas mit, doch sie aß so gut wie nichts. Ich versichere Ihnen, daß sie dank den Kindern fast glücklich starb. Alle liefen dem Sarg nach und alle weinten. Maries Grab wurde von den Kindern stets gepflegt: sie schmückten es alljährlich mit Blumen und ringsherum haben sie Rosen gepflanzt. Seit dieser Beerdigung begann mich aber das ganze Dorf der Kinder wegen zu verfolgen. Die hauptsächlichsten Anstifter waren der Pastor und der Schullehrer. Es wurde den Kindern streng verboten, mich auch nur zu sehen, und Schneider mußte sich verpflichten, das zu überwachen. Wir kamen aber doch zusammen und verständigten uns von weitem durch Zeichen. Sie schickten mir kleine Briefe. Nach und nach kam die Sache wieder in das alte Geleise, es ging uns damals aber sehr gut: ich war den Kindern durch diese Verfolgung nur noch nähergetreten. Im letzten Jahre söhnte ich mich mit Thibaut und mit dem Pastor sogar beinahe aus. Schneider sprach und stritt mit mir aber viel über mein schädliches ‚System‘, mit Kindern umzugehen. Was war denn das für ein System! Endlich äußerte Schneider vor meiner Abreise den sehr seltsamen Gedanken, er habe sich endgültig davon überzeugt, daß ich selbst ein vollkommenes Kind wäre, ich sähe nur nach dem Wuchs und dem Gesicht aus wie ein Erwachsener; der Entwicklung, dem Herzen, dem Charakter und vielleicht selbst dem Verstande nach wäre ich jedoch nicht erwachsen

und würde, auch wenn ich sechzig Jahre alt werden sollte, so bleiben. Ich lachte sehr darüber: er hat natürlich unrecht, denn ich bin doch kein Kind. Nur das eine ist daran wahr: ich liebe es wirklich nicht, mit erwachsenen Menschen zu verkehren, und zwar – wie ich längst bemerkt habe – deshalb nicht, weil ich es nicht verstehe. Vielleicht wird man mich auch hier für ein Kind halten, man soll es nur tun! Alle halten mich aus irgendeinem Grunde auch für einen Idioten; ich war einmal wirklich so krank, so daß ich damals fast ein Idiot war; was für ein Idiot bin ich aber jetzt, wenn ich selbst verstehe, daß man mich für einen Idioten hält? Ich komme irgendwohin und denke mir: „Man glaubt, daß ich ein Idiot bin, dabei bin ich aber doch vernünftig, sie wissen nur nichts davon . . .“ Ich habe oft diesen Gedanken. Wissen Sie, als ich vorher hereinkam, Ihre lieben Gesichter sah – ich schaue mir jetzt die Gesichter sehr genau an – und Ihre ersten Worte hörte, wurde es mir zum erstenmal seit langer Zeit leicht ums Herz. Ich dachte mir schon vorher, ich gehöre vielleicht wirklich zu den Glückspilzen: es ist mir ja bekannt, daß man nicht bald jemand trifft, den man sofort liebgewinnen kann, ich habe Sie aber, sowie ich den Zug verlassen habe, gleich gefunden. Ich weiß sehr wohl, daß man sich schämen muß, von seinen Gefühlen vor allen zu sprechen, ich spreche aber zu Ihnen davon und schäme mich dessen nicht. Ich bin menschenscheu und werde Sie vielleicht lange nicht wieder besuchen. Fassen Sie das nur nicht falsch auf: ich habe es nicht deshalb gesagt, weil ich mir aus dem Verkehr bei Ihnen viel mache, glauben Sie auch nicht, daß ich über irgend etwas beleidigt bin. Sie haben mich gefragt, was ich in Ihren Gesichtern sehe? Ich will es Ihnen mit Vergnügen sagen. Sie, Adelaida Iwanowna, haben ein glückliches Gesicht, das sympathischste von allen dreien. Außerdem sagt man sich, daß Sie sehr schön sind, wenn man Sie anschaut: „Sie hat ein Gesicht wie eine gute Schwester.“ Sie treten einfach und leicht an alles heran, verstehen es aber auch, rasch in die Herzen einzudringen. So erscheint mir Ihr Gesicht. Auch Sie, Alexandra Iwanowna, haben ein schönes, sehr liebes Gesicht, Sie haben aber vielleicht einen heimlichen Kummer; Sie besitzen zweifellos das beste Herz. Sie sind aber nicht heiter. Sie haben etwas Besonderes im Gesicht, das an die Holbeinsche Madonna in Dresden erinnert. Das ist meine Meinung über Ihr Gesicht; habe ich gut geraten? Sie haben mich ja selbst danach gefragt. Was aber Ihr Gesicht betrifft, Lisawetta Prokofjewna,“ sagte er, sich plötzlich an die Generalin wendend, „so kann ich daraus nicht nur mit Wahrscheinlichkeit, sondern mit Gewißheit schließen, daß Sie trotz Ihres Alters ein vollständiges Kind in allem sind, sowohl in allem Guten als auch in allem Bösen. Sie zürnen mir doch nicht, daß ich das sage?

Sie wissen doch, welcher Meinung ich von Kindern bin? Und glauben Sie nicht, daß ich Ihnen eben das von Ihren Gesichtern aus Einfachheit so aufrichtig gesagt habe: o nein, durchaus nicht! Vielleicht habe ich mir etwas dabei gedacht.“

7

Als der Fürst jetzt verstummte, sahen alle, selbst Aglaja, besonders aber Lisaweta Prokofjewna ihn fröhlich an.

„Das war eine schöne Prüfung!“ rief sie aus. „Verehrte Damen, ihr habt geglaubt, daß ihr ihn als einen armen Menschen wohlwollend behandeln werdet, er hat euch aber nur zur Not für dessen würdig erklärt und hat noch hinzugefügt, daß er selten kommen wird. Wir haben uns also blamiert, und ich freue mich darüber; am meisten wird sich aber Iwan Feodorowitsch freuen. Bravo, Fürst, man hat uns vorher gesagt, wir sollten Sie prüfen. Das, was Sie über mein Gesicht gesagt haben, ist die volle Wahrheit: ich bin ein Kind und weiß es. Ich habe das schon vor Ihnen gewußt; Sie haben aber meinen Gedanken mit einem Wort ausgedrückt. Ich finde, Ihr Charakter gleicht dem meinigen ganz genau wie ein Tropfen Wasser dem andern, und ich freue mich sehr darüber. Der einzige Unterschied ist der, daß Sie ein Mann sind, ich aber eine Frau bin, und daß ich außerdem nicht in der Schweiz war.“

„Beeilen Sie sich nicht so, maman!“ rief Aglaja. „Der Fürst meint ja, daß er bei allen diesen Bekenntnissen seine Gedanken gehabt und das alles nicht nur so ganz harmlos gesagt hat.“

„Ja, ja“, bestätigten auch die andern lachend.

„Spottet nicht, meine Lieben, er ist vielleicht schlauer, als ihr alle drei zusammen. Ihr werdet es sehen. Warum haben Sie aber nichts über Aglaja gesagt, Fürst? Aglaja und auch ich warten darauf.“

„Ich kann jetzt noch nichts sagen. Vielleicht später.“

„Warum denn? Ich glaube, daß man sie nicht übersehen kann.“

„O nein, man sieht sie schon; Sie sind außerordentlich schön, Aglaja Iwanowna. Sie sind so schön, daß man sich fürchtet, Sie anzuschauen.“

„Ist das alles? Und was hat sie für Eigenschaften?“ fragte die Generalin beharrlich.

„Es ist schwer, über die Schönheit zu urteilen; ich bin darauf noch nicht vorbereitet. Die Schönheit ist ein Rätsel.“

„Das heißt, Sie haben Aglaja ein Rätsel aufgegeben“, sagte Adelaida, „rate einmal, Aglaja. Und ist sie wirklich schön, Fürst?“

„Außerordentlich!“ antwortete der Fürst citrig, indem er Aglaja mit Begeisterung anblickte; „fast so schön wie Nastasia Filippowna, trotzdem es ein ganz anderes Gesicht ist . . .!“

Die Damen wechselten einen erstaunten Blick.

„Wie w-e-r?“ fragte die Generalin, die Worte dehnend, „wie Nastasia Filippowna? Wo haben Sie Nastasia Filippowna gesehen? Welche Nastasia Filippowna?“

„Gawrila Ardalionytsch hat vorhin ihr Bild Iwan Feodorowitsch gezeigt.“

„So; hat er das Bild Iwan Feodorowitsch gebracht?“

„Er hat es ihm gezeigt. Nastasia Filippowna hat heute Gawrila Ardalionytsch ihr Bild geschenkt, und er hat es mitgebracht, um es zu zeigen.“

„Ich will es sehen!“ rief die Generalin aus. „Wo ist dieses Bild? Wenn sie es ihm geschenkt hat, muß er es ja bei sich haben, und er wird sicher noch im Arbeitszimmer sein. Er kommt am Mittwoch immer arbeiten und geht nie vor vier Uhr fort. Man soll Gawrila Ardalionytsch gleich kommen lassen! Nein, ich sehne mich nicht allzu sehr nach seinem Anblick. Tun Sie mir den Gefallen, lieber Fürst, gehen Sie in das Arbeitszimmer, lassen Sie sich das Bild geben und bringen Sie es her. Sagen Sie, wir wollen es uns anschauen. Bitte schön.“

„Er ist gut, aber zu einfältig“, sagte Adelaida, als der Fürst hinausgegangen war.

„Ja, etwas zu sehr“, bestätigte Alexandra, „und zwar so, daß er ein wenig lächerlich wirkt.“

Sie schienen beide ihren Gedanken nicht zu Ende zu sprechen.

„Er hat sich übrigens in bezug auf unsere Gesichter gut aus der Affäre gezogen“, sagte Aglaja, „er hat allen geschmeichelt, selbst mamen.“

„Denke dir, bitte, nichts aus“, wies die Generalin sie zurecht, „er hat nicht schmeicheln wollen, ich fühle mich aber doch geschmeichelt.“

„Glaubst du, daß er sich nur irgendwie aus der Affäre ziehen wollte?“ fragte Adelaida.

„Ich glaube, daß er gar nicht so einfältig ist.“

„Jetzt geht's los!“ sagte die Generalin zornig. „Ihr seid meiner Meinung nach viel lächerlicher als er. Er erscheint einfältig, hat aber seine Gedanken im besten Sinne des Wortes beisammen. Ganz wie ich.“

„Es ist sicher schlecht, daß mir das über das Bild entschlüpft ist“, dachte der Fürst, als er ins Arbeitszimmer ging und fühlte einige Gewissensbisse. „Vielleicht habe ich aber doch gut daran getan, davon zu sprechen...“

In ihm begann eine seltsame Idee aufzudämmern, die ihm übrigens noch nicht ganz klar war.

Gawrila Ardalionytsch saß noch im Arbeitszimmer und war in seine Papiere vertieft. Er schien sein Gehalt bei der Aktiengesellschaft

tatsächlich nicht unverdient zu beziehen. Er wurde furchtbar verlegen, als der Fürst um das Bild bat und ihm erzählte, auf welche Weise man davon erfahren hatte.

„Ach! Und wozu haben Sie das ausplaudern müssen!“ rief er ärgerlich und zornig aus, „Sie wissen nichts davon . . . Idiot!“ murmelte er vor sich hin.

„Verzeihen Sie, ich habe gar nicht darüber nachgedacht; ich kam im Gespräch darauf. Ich sagte, Aglaja wäre fast ebenso schön wie Nastasia Filippowna.“

Ganja bat, ihm die Sache genauer zu erzählen; der Fürst tat es. Ganja blickte ihn wieder spöttisch an.

„Diese Nastasia Filippowna scheint es Ihnen angetan zu haben“, bemerkte er, vertiefte sich aber, ohne zu Ende zu sprechen, in seine Gedanken. Er war nichtlich aufgeregt. Der Fürst erinnerte ihn an das Bild. „Hören Sie, Fürst“, sagte Ganja, als hätte ihn plötzlich ein neuer Gedanke erleuchtet, „ich habe eine sehr große Bitte an Sie . . . Ich weiß aber wirklich nicht . . .“

Er wurde verwirrt und stockte; er wollte einen Entschluß fassen und schien mit sich zu kämpfen. Der Fürst wartete schweigend. Ganja betrachtete ihn nochmals mit einem forschenden, durchdringenden Blick.

„Fürst“, begann er wieder, „man ist jetzt dort . . . eines seltsamen . . . und komischen Umstandes wegen . . . an dem ich ganz unschuldig bin . . . doch das ist überflüssig . . . ich glaube, mit einem Wort . . . daß man mir dort ein wenig zürnt, so daß ich eine Zeitlang, ohne gerufen zu werden, nicht hingehen will. Ich muß jetzt aber dringend mit Aglaja Iwanowna sprechen. Ich habe hier für jeden Fall ein paar Worte aufgeschrieben (in seinen Händen erschien ein kleiner, zusammengelegter Zettel) und weiß nicht, wie ich ihr das einhändigen soll. Würden Sie es nicht auf sich nehmen, Fürst, das jetzt gleich Aglaja Iwanowna zu überbringen, aber nur ihr, das heißt so, daß niemand es sieht, verstehen Sie mich? Das ist kein so furchtbares Geheimnis, es ist nichts Besonderes . . . werden Sie es tun?“

„Das ist mir nicht sehr angenehm“, antwortete der Fürst.

„Ach, Fürst, es muß unbedingt sein“, begann Ganja zu bitten, „sie wird mir vielleicht antworten . . . Glauben Sie mir, daß ich mich nur deshalb entschlossen habe, mich an Sie zu wenden, weil es etwas äußerst Wichtiges ist . . . Durch wen sollte ich es sonst schicken . . .? Es ist für mich von furchtbarer Bedeutung . . .“

Ganja fürchtete sehr, der Fürst würde nicht einwilligen und sah ihm mit ängstlicher Bitte in die Augen.

„Ich werde es vielleicht doch übergeben.“

„Aber ja so, daß niemand es merkt“, bat Ganja erfreut, „und ich hoffe, Fürst, ich kann mich auf Ihr Ehrenwort verlassen, wie?“

„Ich werde es niemand zeigen“, sagte der Fürst.

„Der Zettel ist nicht versiegelt, aber...“ Ganja hatte in seiner Aufregung fast zuviel gesagt, er hielt jetzt verlegen inne.

„Oh, ich werde ihn nicht lesen“, antwortete der Fürst einfach, nahm das Bild und verließ das Arbeitszimmer.

Als Ganja allein blieb, faßte er sich an den Kopf.

„Ein Wort von ihr und ich... und ich werde vielleicht wirklich brechen...!“

Er konnte sich in der Aufregung der Erwartung nicht mehr zu seinen Papieren setzen und begann im Zimmer auf und ab zu gehen.

Der Fürst war nachdenklich geworden; der Auftrag und der Gedanke an den von Ganja geschriebenen Zettel waren ihm unangenehm. Als er noch zwei Zimmer zu durchschreiten hatte, um in den Salon zu gelangen, blieb er plötzlich stehen, als wäre ihm etwas eingefallen, schaute sich um, trat näher zum Licht ans Fenster und begann Nastasia Filippownas Bild zu betrachten.

Er wollte gleichsam das Rätsel lösen, das sich in diesem Gesicht barg und das ihn vorhin so betroffen gemacht hatte. Der frühere Eindruck verließ ihn fast gar nicht mehr, und er beeilte sich jetzt, ihn wieder zu prüfen. Dieses Gesicht, das dank seiner Schönheit und noch etwas anderem, Undefinierbarem ungewöhnlich erschien, machte auf ihn jetzt einen noch stärkeren Eindruck. In diesem Gesicht schien ein grenzenloser Stolz und eine grenzenlose Verachtung, zugleich aber auch etwas Zutrauliches und außerordentlich Schlichtes zu sein; solche Kontraste erregten beim Anblick dieser Züge etwas wie Mitleid; ihre blendende Schönheit war fast unerträglich, diese Schönheit des bleichen Gesichtes, der fast eingefallenen Wangen und der brennenden Augen; jene seltsame Schönheit! Der Fürst betrachtete das Bild eine Minute lang, fuhr dann plötzlich auf, schaute sich um, näherte das Bild schnell seinen Lippen und küßte es. Als er bald darauf in den Salon trat, war sein Gesicht ganz ruhig.

In dem an den Salon grenzenden Speisezimmer wäre er in der Tür beinahe mit der hinaustretenden Aglaja zusammengestoßen. Sie war allein.

„Gawrila Ardalionytch hat mich gebeten, Ihnen das zu übergeben“, sagte der Fürst, indem er ihr den Zettel einhändigte.

Aglaja blieb stehen, nahm den Zettel und blickte den Fürsten seltsam an. In ihrem Blick war nicht die geringste Verlegenheit zu lesen, es war eher einige Verwunderung darin, die sich übrigens nur auf den Fürsten zu beziehen schien. Aglaja wollte ihm mit ihrem Blick gleich-

sam Rechenschaft darüber abverlangen, wieso er in dieser Sache mit Ganja im Einverständnis war, und zwar richtete sie ihre Forderung ruhig und hochmütig an ihn. Sie standen zwei, drei Augenblicke einander gegenüber; endlich nahm ihr Gesicht einen kaum merklichen, spöttischen Ausdruck an; sie lächelte leicht und ging an ihm vorüber.

Die Generalin betrachtete Nastasia Filippownas Bild, das sie in der vorgestreckten Hand recht weit von ihren Augen entfernt hielt, eine Zeitlang schweigend und etwas verächtlich.

„Ja, sie ist schön“, sagte sie endlich, „sehr sogar. Ich habe sie zweimal aus der Ferne gesehen. Sie schätzen also diese Schönheit?“ wandte sie sich plötzlich an den Fürsten.

„Ja . . .“ antwortete der Fürst mit einiger Anstrengung.

„Gerade diese Art?“

„Ja, gerade diese!“

„Weshalb?“

„Dieses Gesicht . . . birgt viel Leiden . . .“ sagte der Fürst in einer Weise, als spräche er mit sich, statt die Frage zu beantworten.

„Sie phantasieren aber vielleicht“, entschied die Generalin und warf das Bild mit einer hochmütigen Bewegung auf den Tisch. Alexandra nahm es auf, Adelaida trat zu ihr hin, und sie begannen es beide zu betrachten. In diesem Augenblick kehrte Aglaja wieder in den Salon zurück.

„Eine solche Macht!“ rief Adelaida plötzlich aus, indem sie über die Schulter der Schwester gebeugt das Bild gierig ansah.

„Wo? Welche Macht?“ fragte Lisaweta Prokofjewna schroff.

„Eine solche Schönheit ist eine Macht“, sagte Adelaida überzeugt, „man kann mit einer solchen Schönheit die Welt umdrehen!“

Sie trat sinnend zu ihrer Staffelei. Aglaja sah das Bild nur flüchtig an, kniff die Augen zusammen, schob die Unterlippe vor, wandte sich weg und setzte sich mit übereinandergelegten Armen abseits hin.

Die Generalin klingelte.

„Rufen Sie Gawrila Ardalionytsch, er ist im Arbeitszimmer“, sagte sie zu dem eintretenden Diener.

„Maman!“ rief Alexandra mit Betonung aus.

„Ich will ihm zwei Worte sagen, das genügt!“ erklärte die Generalin rasch und schnitt so jede Widerrede ab. Sie war sichtlich gereizt. „Sie müssen wissen, Fürst, daß bei uns jetzt lauter Geheimnisse sind. Nichts als Geheimnisse! So fordert das eine dumme Etikette. Und ausgerechnet bei einer Sache, die gerade Offenheit, Klarheit und Ehrlichkeit verlangt. Es sollen Ehen geschlossen werden, die mir gar nicht zusagen . . .“

„Maman, was fällt Ihnen ein?“ unterbrach Alexandra sie hastig.

„Was willst du, liebe Tochter? Gefällt dir das denn selbst? Es macht nichts, daß der Fürst zuhört, wir sind mit ihm befreundet. Wenigstens ich. Gott sucht sich nur gute Menschen aus, er braucht keine boshaften und launischen; besonders aber keine launischen, die heute eins und morgen wieder etwas anderes beschließen. Verstehen Sie, Alexandra Iwanowna? Sie sagen, daß ich wunderbar bin, Fürst, ich verstehe die Dinge aber fein zu unterscheiden. Denn das Herz ist die Hauptsache, alles andere ist Unsinn. Man braucht natürlich auch den Verstand . . . vielleicht ist der Verstand die Hauptsache. Lächle nicht, Aglaja, ich widerspreche mir nicht: ein Dummkopf mit Herz und ohne Verstand ist ebenso unglücklich wie ein Dummkopf mit Verstand und ohne Herz. Das ist eine alte Wahrheit. Ich bin eben ein Dummkopf mit Herz und ohne Verstand, und du bist ein Dummkopf mit Verstand und ohne Herz; wir sind beide unglücklich und haben beide zu leiden.“

„Was macht Sie denn gar so unglücklich, maman?“ fragte Adelaida; sie schien die einzige von allen Anwesenden zu sein, die ihre gute Laune beibehalten hatte.

„Zuerst meine klugen Töchter“, sagte die Generalin kurz, „und da das allein genügt, so braucht man sich über das andere nicht auszulassen. Es sind genug der Worte verloren. Ich will sehen, wie ihr beide (ich rechne Aglaja nicht dazu) mit eurem Verstand und eurer Beredsamkeit auskommen werdet, und ob Sie, sehr geehrte Alexandra Iwanowna, mit Ihrem geschätzten Herrn Gemahl glücklich sein werden? . . . Ah! . . .“ rief sie, den eintretenden Ganja erblickend, „da kommt noch ein Ehebündnis. Guten Tag!“ beantwortete sie Ganjas Verbeugung, ohne ihm einen Sitz anzubieten. „Sie wollen eine Ehe schließen?“

„Eine Ehe . . . ? Wie . . . ? Was für eine Ehe . . . ?“ murmelte bestürzt Gawrila Ardalionysch. Er war furchtbar verlegen.

„Wollen Sie heiraten? frage ich, wenn dieser Ausdruck Ihnen vielleicht besser gefällt?“

„N-nein . . . ich . . . n-ein“, log Gawrila Ardalionysch, während sein Gesicht von Schamröte übergossen war. Er warf auf die abseits sitzende Aglaja einen flüchtigen Blick und wandte seine Augen rasch ab. Aglaja sah ihn kalt, scharf und ruhig an, ließ ihn nicht aus den Augen und beobachtete seine Verlegenheit.

„Nein? Sie haben nein gesagt?“ fragte Lisaweta Prokofjewna ihn unbarmherzig aus, „genug, ich werde mir merken, daß Sie heute, Mittwoch vormittag, auf meine Frage ‚nein‘ geantwortet haben. Was haben wir heute, Mittwoch?“

„Ich glaube, es ist Mittwoch, maman“, antwortete Adelaida.

„Sie wissen niemals den Tag. Und welches Datum?“

„Der Siebenundzwanzigste“, antwortete Ganja.

„Der Siebenundzwanzigste? Das trifft sich aus gewissen Gründen gut. Also leben Sie wohl, Sie haben gewiß viel zu tun, für mich ist es aber Zeit, mich anzukleiden und auszufahren. Nehmen Sie Ihr Bild mit. Grüßen Sie die unglückliche Nina Alexandrowna von mir. Auf Wiedersehen, lieber Fürst! Kommen Sie oft; ich will eigens zur alten Belokonskaja fahren, um von Ihnen zu erzählen. Und wissen Sie, mein Lieber: ich glaube, daß Gott Sie um meinetwillen aus der Schweiz nach Petersburg geschickt hat. Es haben Sie ja vielleicht auch andere Angelegenheiten hergeführt, Sie sind aber hauptsächlich meinetwegen hergekommen. Gott hat es so gefügt. Auf Wiedersehen, meine Lieben! Alexandra, komm mit mir, mein Schatz.“

Die Generalin ging hinaus. Ganja stand ganz vernichtet, verwirrt und erbost da, dann nahm er das Bild vom Tisch und wandte sich mit einem schiefen Lächeln an den Fürsten:

„Ich gehe jetzt nach Hause, Fürst. Wenn Sie Ihre Absicht, bei uns zu wohnen, nicht aufgegeben haben, werde ich Sie hinführen, denn Sie kennen ja die Adresse nicht.“

„Warten Sie, Fürst“, sagte Aglaja, sich plötzlich von ihrem Sitz erhebend, „schreiben Sie mir noch etwas ins Album. Papa hat gesagt, daß Sie ein Kalligraph sind. Ich werde es Ihnen gleich bringen.“

Und sie verließ das Zimmer.

„Auf Wiedersehen, Fürst, auch ich gehe“, sagte Adelaida. Sie drückte dem Fürsten fest die Hand, lächelte ihm freundlich und herzlich zu und ging. Sie schaute Ganja nicht einmal an.

„Sie sind schuld“, sagte Ganja, der sich, als alle fort waren, plötzlich zähneknirschend auf den Fürsten stürzte. „Sie haben ihnen ausgeplaudert, daß ich heiraten will!“ flüsterte er rasch mit wütendem Gesicht und boshaft funkelnden Augen, „Sie schamlose Plaudertasche!“

„Ich versichere Sie, Sie irren sich“, antwortete der Fürst ruhig und höflich. „Ich wußte gar nicht, daß Sie heiraten wollen.“

„Sie haben vorhin gehört, daß Iwan Feodorowitsch gesagt hat, heute abend bei Nastasia Filippowna würde sich alles entscheiden, und Sie haben das weitererzählt! Sie lügen! Woher konnten die Damen das sonst erfahren haben? Zum Teufel, wer außer Ihnen konnte es ihnen denn sagen? Die Alte hat doch solche Andeutungen gemacht!“

„Sie müssen es am besten wissen, wer es erzählt hat, wenn es Ihnen so vorkommt, als mache man Ihnen Andeutungen; ich habe kein Wort davon gesagt.“

„Haben Sie den Zettel eingehändigt? Wo ist die Antwort?“ unterbrach ihn Ganja mit fieberhafter Ungeduld.

Aber in diesem Augenblick kehrte Aglaja zurück, und der Fürst hatte keine Zeit mehr zu antworten.

„Da, Fürst“, sagte Aglaja, indem sie ihr Album auf das Tischchen legte, „suchen Sie sich eine Seite aus und schreiben Sie mir irgend etwas. Hier ist eine ganz neue Feder. Macht es nichts, daß es eine Stahlfeder ist? Ich habe gehört, daß die Kalligraphen nicht mit Stahlfedern schreiben.“

Während sie mit dem Fürsten sprach, schien sie nicht zu bemerken, daß auch Ganja sich im Zimmer befand. Während der Fürst aber die Feder einsetzte, eine Seite heraussuchte und sich so vorbereitete, trat Ganja an den Kamin heran, wo Aglaja rechts in der Nähe des Fürsten stand, und sagte ihr mit zitternder, sich überschlagender Stimme fast ins Ohr:

„Ein Wort, nur ein Wort von Ihnen, und ich bin gerettet.“

Der Fürst wandte sich rasch um und sah die beiden an. Ganjas Gesicht drückte echte Verzweiflung aus; er schien diese Worte ohne Überlegung, Hals über Kopf gesagt zu haben. Aglaja blickte ihn einige Sekunden lang ganz mit demselben ruhigen Staunen wie vorher den Fürsten an; und dieses ruhige Staunen, das von dem vollen Erfassen dessen, was man ihr in diesem Augenblick sagte, zeugte, schien jetzt für Ganja schrecklicher als die stärkste Verachtung zu sein.

„Was soll ich denn schreiben?“ fragte der Fürst.

„Ich will es Ihnen gleich diktieren“, sagte Aglaja, sich zu ihm hinwendend, „sind Sie bereit? Schreiben Sie also: Ich lasse mit mir nicht handeln. Fügen Sie jetzt das Datum und den Monat hinzu. Zeigen Sie!“

Der Fürst reichte ihr das Album.

„Ausgezeichnet! Sie haben es wundervoll geschrieben; Sie haben eine prächtige Handschrift; ich danke Ihnen. Auf Wiedersehen, Fürst . . . Warten Sie“, fügte sie, als besinne sie sich auf etwas, hinzu, „kommen Sie, ich will Ihnen etwas zum Andenken schenken.“

Der Fürst folgte ihr; im Speisezimmer blieb Aglaja stehen.

„Lesen Sie das“, sagte sie, ihm Ganjas Zettel reichend.

Der Fürst nahm den Zettel und blickte Aglaja erstaunt an.

„Ich weiß ja, daß Sie das nicht gelesen haben, und daß Sie nicht der Vertraute dieses Menschen sein können. Lesen Sie; ich will, daß Sie es lesen.“

Der Zettel war offenbar in Eile geschrieben:

„Heute wird mein Schicksal in einer Ihnen bekannten Weise entschieden werden. Heute werde ich unwiderruflich mein Wort geben müssen. Ich habe keinerlei Anrecht auf Ihre Teilnahme und wage keinerlei Hoffnungen zu hegen; Sie haben aber einmal ein Wort, ein ein-

ziges Wort gesagt, und dieses Wort hat die ganze schwarze Nacht meines Lebens erhellt und ist meine Leuchte geworden. Sagen Sie jetzt noch ein solches Wort und retten Sie mich vor dem Untergang! Sagen Sie mir nur: ‚Brich mit allem‘, und ich werde heute noch der Sache ein Ende machen. Oh, was kostet es Sie, das zu sagen! Ich erbitte mir dieses Wort nur als das Zeichen Ihrer Teilnahme und Ihres Mitleids mit mir, nur als das! Und nichts mehr, gar nichts! Ich wage es nicht, irgendeine Hoffnung zu haben, weil ich dessen unwürdig bin. Wenn Sie aber dieses eine Wort gesagt haben, will ich meine Armut wieder auf mich nehmen und werde meine verzweifelte Lage mit Freuden ertragen. Ich werde den Kampf wieder freudig beginnen und werde darin mit neuer Kraft auferstehen!

Senden Sie doch dieses Wort des Mitleids (nur des Mitleids, ich schwöre es Ihnen!). Zürnen Sie nicht über die Kühnheit eines Verzweifelnden, Ertrinkenden und darüber, daß er einen letzten Versuch gemacht hat, um sich vor dem Untergang zu retten. G. I.“

„Dieser Mensch versichert“, sagte Aglaja schroff, als der Fürst zu Ende gelesen hatte, „daß dieses Wort: ‚Brechen Sie mit allem‘ mich nicht kompromittieren und zu nichts verpflichten wird, und bestätigt mir das, wie Sie sehen, schriftlich mit diesem Zettel. Beachten Sie, wie naiv er sich beeilt hat, einige Worte zu unterstreichen und wie leicht sein geheimer Gedanke zu durchschauen ist. Er weiß übrigens, wenn er von selbst, ohne mein Wort abzuwarten, ohne mir etwas zu sagen und ohne auf mich zu rechnen, mit allem gebrochen hätte, so hätte ich meine Gefühle ihm gegenüber vielleicht geändert und wäre vielleicht seine Freundin geworden. Er weiß das genau! Er hat aber eine niedrige Seele: er weiß es und entschließt sich nicht dazu; er weiß es und bittet doch um eine Garantie. Er ist nicht imstande, sich auf diese Gewißheit zu verlassen. Er will, ich soll ihm als Ersatz für die hunderttausend Rubel die Hoffnung auf mich geben. Was aber das einmal gesagte Wort betrifft, das er in dem Zettel erwähnt und das angeblich sein Leben erleuchtet hat, so ist das eine freche Lüge. Ich habe ihn einmal einfach bemitleidet. Doch ist er frech und schamlos: in ihm ist damals gleich der Gedanke an die Möglichkeit einer Hoffnung aufgekeimt; ich habe es auch sofort begriffen. Er hat mich seitdem immer einfangen wollen; er versucht es auch jetzt. Doch es ist genug; nehmen Sie den Zettel und geben Sie ihn ihm sofort zurück, das heißt aber nicht früher, als bis Sie unser Haus verlassen haben.“

„Und was soll ich ihm als Antwort sagen?“

„Selbstverständlich gar nichts. Das ist die beste Antwort. Sie wollen also bei ihm im Hause wohnen?“

„Iwan Feodorowitsch hat mir vorhin selbst dazu geraten.“

„Ich warne Sie vor ihm, nehmen Sie sich in acht; er wird es Ihnen jetzt nicht verzeihen, daß Sie ihm seinen Zettel zurückbringen.“

Aglaja drückte dem Fürsten leicht die Hand und ging. Ihr Gesicht war ernst und sie runzelte die Stirn, sie lächelte nicht einmal, als sie dem Fürsten beim Abschied zunickte.

„Ich komme gleich, ich muß nur mein Bündel holen“, sagte der Fürst zu Ganja, „dann können wir gehen.“

Ganja stampfte vor Ungeduld mit dem Fuß. Sein Gesicht verdunkelte sich geradezu vor Wut. Endlich traten sie beide auf die Straße; der Fürst hatte sein Bündel in den Händen.

„Die Antwort! Wo ist die Antwort?“ stürzte sich Ganja auf ihn, „was hat sie Ihnen gesagt? Haben Sie ihr den Brief übergeben?“

Der Fürst gab ihm schweigend den Zettel zurück. Ganja war wie versteinert.

„Wie? Mein Zettel!“ rief er aus, „er hat ihn ihr gar nicht abgegeben! Oh, ich hätte es mir denken können! Oh, verfl . . . Darum hat sie ja auch vorhin nichts verstanden! Ja wieso, warum haben Sie ihn ihr denn nicht gegeben, oh, verfl . . .“

„Verzeihen Sie, bitte, es ist mir im Gegenteil geglückt, Ihren Zettel im selben Augenblick, als Sie ihn mir gaben und genau so, wie Sie es haben wollten, abzugeben. Ich habe ihn jetzt darum wieder, weil Aglaja Iwanowna ihn mir soeben zurückgegeben hat.“

„Wann? Wann?“

„Als ich mit dem Schreiben fertig war und sie mich einlud, ihr zu folgen. (Sie haben es ja gehört.) Wir kamen ins Speisezimmer, sie reichte mir den Zettel und sagte, ich sollte ihn lesen und Ihnen dann zurückgeben.“

„Sie haben ihn gelesen!“ schrie Ganja laut auf, „Sie sollten ihn lesen! Haben Sie es getan?“

Und er blieb wieder wie erstarrt mitten auf der Straße stehen und war so erstaunt, daß er sogar den Mund öffnete.

„Ja, ich habe ihn soeben gelesen.“

„Und sie, sie selbst hat Ihnen das zu lesen gegeben? Sie selbst?“

„Sie selbst. Glauben Sie mir, ohne ihre Aufforderung hätte ich es nicht getan.“

Ganja schwieg eine Weile und bemühte sich mit qualvoller Anstrengung, sich das eben Gehörte zurechtzulegen, dann rief er aber plötzlich:

„Das kann nicht sein! Sie konnte es Sie nicht lesen lassen. Sie lügen! Sie haben eigenmächtig gelesen!“

„Ich sage die Wahrheit“, antwortete der Fürst in seinem früheren, ruhigen Ton. „Und glauben Sie mir: es tut mir sehr leid, daß es auf Sie einen so unangenehmen Eindruck macht.“

„Aber, Sie Unglückseliger, hat sie Ihnen denn dabei nichts gesagt? Sie wird Ihnen doch etwas geantwortet haben?“

„Ja, gewiß.“

„Sprechen Sie doch, so sprechen Sie, zum Teufel . . .!“

Und Ganja stampfte mit dem in einer Galosche steckenden rechten Fuß zweimal auf das Trottoir.

„Sowie ich den Zettel gelesen hatte, sagte sie mir, Sie wollten sie einfangen; Sie wünschten sie so zu kompromittieren, daß sie Ihnen irgendeine Hoffnung geben müßte, damit Sie, sich darauf stützend, ohne Nachteil die andere Hoffnung auf die hunderttausend Rubel aufgeben könnten. Wenn Sie das, ohne mit ihr zu unterhandeln, getan und mit allem gebrochen hätten, ohne von ihr vorher eine Garantie zu erbitten, wäre sie vielleicht Ihre Freundin geworden. Das ist, glaube ich, alles. Ja, noch etwas, als ich den Zettel schon genommen hatte und fragte, was sie darauf antworten würde, sagte sie, keine Antwort wäre die beste Antwort; ich glaube mich nicht zu irren; verzeihen Sie, wenn ich ihre genauen Ausdrücke vergessen haben sollte, ich erzähle es Ihnen so, wie ich es selbst verstanden habe.“

Ganja überkam eine grenzenlose Wut und sein Zorn äußerte sich jetzt ganz rückhaltlos:

„Ah! So ist es also!“ sagte er zähneknirschend. „Meine Zettel werden zum Fenster hinausgeschmissen! Ah! Sie läßt sich in keinerlei Unterhandlungen ein! Aber ich werde mich einlassen! Und wir wollen sehen! Ich habe noch viel einzufordern . . . wir wollen sehen . . .! Ich werde es ihr schon zeigen . . .!“

Sein Gesicht verzerrte sich und erbleichte; er schäumte vor Wut, er drohte mit der Faust. Sie gingen so ein paar Schritte. Er genierte sich nicht im geringsten vor dem Fürsten, weil er ihn für höchst unbedeutend hielt, und benahm sich so, als wäre er allein in seinem Zimmer. Plötzlich fiel ihm aber etwas ein.

„Auf welche Weise“, sagte er, sich plötzlich an den Fürsten wendend, „genießen Sie (Idiot! fügte er im stillen hinzu) plötzlich, zwei Stunden nach der ersten Bekanntschaft, ein solches Vertrauen? Wie kommt das?“

Es hatte nur noch der Neid gefehlt, um das Maß seiner Qualen vollzumachen. Jetzt stach dieser ihn aber plötzlich mitten ins Herz.

„Das kann ich Ihnen nicht erklären“, antwortete der Fürst.

Ganja blickte ihn böse an:

„Hat sie Sie nicht, um Ihnen ihr Vertrauen zu schenken, ins Speisezimmer gerufen? Sie wollte Ihnen ja etwas schenken?“

„Ich kann das nicht anders auffassen.“

„Wofür denn, zum Teufel! Was haben Sie denn dort gemacht? Wo-

durch haben Sie so gefallen? Hören Sie“, sagte er in furchtbarer Aufregung (alles in ihm war in diesem Augenblick in einem wirren, wild wogenden Durcheinander, so daß er keinen klaren Gedanken fassen konnte), „hören Sie, können Sie sich vielleicht einigermaßen erinnern und folgerichtig erzählen, wovon Sie dort gesprochen haben, wissen Sie noch jedes Wort, von Anfang an? Erinnern Sie sich vielleicht, ob Sie irgend etwas bemerkt haben?“

„Oh, ich kann mich sehr wohl an alles erinnern“, antwortete der Fürst, „im Anfang, als ich hereinkam und wir bekannt wurden, unterhielten wir uns zuerst von der Schweiz.“

„Lassen Sie die Schweiz zum Teufel fahren.“

„Dann von der Todesstrafe . . .“

„Von der Todesstrafe?“

„Ja; wir kamen im Gespräch darauf . . . Dann erzählte ich davon, wie ich dort drei Jahre verlebt habe und teilte ihnen die Lebensgeschichte einer armen Bäuerin mit . . .“

„Zum Teufel auch mit der armen Bäuerin! Weiter!“ trieb Ganja von Ungeduld gepeitscht an.

„Dann sprach ich davon, wie Schneider mir seine Meinung von meinem Charakter äußerte und mich dazu zwang . . .“

„Dieser Schneider soll zum Kuckuck gehen, ich pfeife auf seine Meinungen! Weiter!“

„Dann begann ich aus irgendeinem Anlaß von den Gesichtern, vom Gesichtsausdruck, zu sprechen und sagte, Aglaja Iwanowna sei fast ebenso schön, wie Nastasia Filippowna. Dabei entschlüpfte mir das von dem Bilde . . .“

„Sie haben aber doch das, was Sie vorhin im Arbeitszimmer gehört haben, nicht wiedererzählt? Nein? Nein?“

„Ich wiederhole Ihnen ja, daß ich es nicht getan habe.“

„Woher wissen die es denn nur, zum Teufel . . . Halt! Hat Aglaja den Zettel nicht der Alten gezeigt?“

„Ich kann Ihnen mit Bestimmtheit sagen, daß sie ihn ihr nicht gezeigt hat. Ich war die ganze Zeit dabei; sie hätte gar keine Möglichkeit gehabt, es zu tun.“

„Vielleicht ist Ihnen selbst etwas entgangen . . . Oh! verfluchter Idiot!“ rief er schon ganz außer sich aus, „er kann nicht einmal etwas erzählen!“

Als Ganja einmal zu schimpfen begonnen hatte und auf keinerlei Widerstand gestoßen war, gab er nach und nach jede Zurückhaltung auf, wie das bei manchen Menschen immer der Fall zu sein pflegt. Es fehlte nicht viel und er hätte vielleicht zu spucken begonnen, so raste er. Gerade diese Raserei verblendete ihn jedoch; sonst hätte er es

schon längst beachtet, daß dieser „Idiot“, den er so übel behandelte, manchmal alles nur zu rasch und fein verstand und außerordentlich gut wiedergab. Plötzlich geschah jedoch etwas Unerwartetes.

„Ich muß Ihnen etwas bemerken, Gawrila Ardalionytsch“, sagte auf einmal der Fürst, „ich war früher tatsächlich so krank, daß ich beinahe ein Idiot war; jetzt bin ich aber schon lange wieder gesund, und es ist mir darum ein wenig unangenehm, wenn man mich ins Gesicht einen Idioten nennt. Wenn man Ihr Mißgeschick in Betracht zieht, kann man Sie zwar entschuldigen, Sie haben mich in Ihrem Ärger aber schon zweimal beschimpft. Das ist mir sehr unangenehm, besonders wenn es so plötzlich, gleich bei der ersten Bekanntschaft geschieht. Da wir gerade an einer Straßenkreuzung sind, wäre es wohl am besten, wenn wir uns trennten. Sie gehen nach rechts nach Hause und ich werde nach links gehen. Ich habe fünfundzwanzig Rubel und werde sicher irgendeine Pension finden.“

Ganja wurde furchtbar verlegen und errötete sogar vor Scham, daß man ihn so unerwartet zurechtgewiesen hatte.

„Verzeihen Sie, Fürst“, rief er eifrig aus, indem er seinen schroffen Ton plötzlich in ausgesuchte Höflichkeit übergehen ließ, „verzeihen Sie mir, um alles in der Welt! Sie sehen doch, in welcher schlimmen Lage ich mich befinde! Sie wissen ja noch fast gar nichts davon, wenn Sie aber alles wüßten, würden Sie mir sicher verzeihen können, trotzdem das, was ich gesagt habe, unverzeihlich ist.“

„Oh, ich brauche keine solchen langen Entschuldigungen“, beeilte sich der Fürst zu antworten. „Ich begreife ja, daß Ihnen das alles sehr unangenehm ist und daß Sie deshalb schimpfen. Kommen Sie, gehen wir jetzt zu Ihnen. Ich komme sehr gerne . . .“

„Nein, es ist unmöglich, ihn jetzt so fortzulassen“, dachte Ganja im stillen, indem er den Fürsten unterwegs zornig betrachtete. „Dieser Schelm hat aus mir alles herausbekommen und lüftet jetzt plötzlich die Maske . . . Das bedeutet irgend etwas. Wir wollen sehen! Alles wird sich zeigen, alles, alles! Und zwar noch heute!“

Sie standen schon vor dem Haus.

Ganetschkas Wohnung war im dritten Stock, wohin man auf einer reinen, hellen und geräumigen Treppe gelangte, und bestand aus sechs oder sieben Zimmern und Zimmerchen, die übrigens nichts Besonderes aufwiesen, die aber ein Beamter mit Familie, auch wenn er zweitausend Rubel Gehalt bezog, sich jedenfalls nicht gut erlauben konnte. Die Wohnung war jedoch für Mieter mit Pension und Bedienung bestimmt und war erst vor zwei Monaten zu Ganjas großem Ärger

auf die inständigsten Bitten Nina Alexandrownas und Warwara Ardalionownas hin bezogen worden, die sich auch nützlich erweisen und die Einkünfte der Familie wenigstens um einiges vermehren wollten. Ganja hatte ein mürrisches Gesicht gemacht und das Vermieten eine Schmach genannt; er schämte sich dessen in der Gesellschaft, in der er als ein junger Mann mit einiger Zukunft zu glänzen gewohnt war. Alle diese Kompromisse mit dem Schicksal und dieses beengende Milieu brachten ihm tiefe seelische Wunden bei. Er hatte seit einiger Zeit begonnen, sich von jeder Kleinigkeit maßlos und unverhältnismäßig reizen zu lassen, und wenn er einwilligte, eine Zeitlang nachzugeben und alles zu ertragen, geschah es nur deshalb, weil er schon beschlossen hatte, in kurzem eine gründliche Umwälzung eintreten zu lassen. Dabei war aber diese Veränderung und Rettung, die er im Auge hatte, keine kleine Aufgabe und ihre bevorstehende Lösung drohte komplizierter und qualvoller als alles Bestehende zu werden.

Die Wohnung wurde durch einen im Vorzimmer beginnenden Gang in zwei Hälften geteilt. Auf der einen Seite des Ganges befanden sich jene drei Zimmer, die zum Vermieten an „besonders gutempfohlene“ Herrschaften bestimmt waren; auf derselben Seite, dort, wo der Gang bei der Küche endete, befand sich ein viertes, viel kleineres Zimmerchen, in dem das Oberhaupt der Familie, der General a. D. Iwolgine, wohnte und auf einem breiten Sofa schlief, der übrigens verpflichtet war, beim Verlassen der Wohnung und beim Zurückkehren in dieselbe durch die Küche und über die Hintertreppe zu gehen. In demselben Zimmerchen war auch Gawrila Ardalionytschs dreizehnjähriger Bruder, der Gymnasiast Kolja, einquartiert; er mußte in diesem engen Raum seine Schularbeiten machen, auf einem zweiten, sehr alten, schmalen und kurzen Sofa mit einem durchlöcherten Leinentuch schlafen, vor allem aber auf den Vater aufpassen und sich mit ihm abgeben, da dieser das immer weniger entbehren konnte. Dem Fürsten wurde das mittlere der drei Zimmer angewiesen; in dem ersten rechts wohnte Ferdystschenko und das dritte links stand noch leer. Ganja führte den Fürsten aber zuerst in die der Familie gehörende Hälfte der Wohnung. Diese private Hälfte bestand aus einem sich je nach Bedarf in ein Speisezimmer verwandelnden Salon, aus einem Wohnzimmer, das übrigens nur tagsüber ein solches war, des Abends aber von Ganja als Arbeits- und Schlafzimmer benützt wurde, und endlich aus einem dritten engen und stets verschlossenen Zimmer: Nina Alexandrownas und Warwara Ardalionownas Schlafräum. Mit einem Wort: alles in dieser Wohnung war eng und zusammengepfercht; Ganja knirschte nur im stillen mit den Zähnen. Obwohl er seiner Mutter gegenüber ehrerbietig war und sich auch bestrebte, es zu sein, konnte man aber

beim ersten Schritt in ihr Haus bemerken, daß er ein großer Familientyrann war.

Nina Alexandrowna war nicht allein, Warwara Ardalionowna saß mit ihr im Wohnzimmer; sie waren mit einer Häkelei beschäftigt und unterhielten sich dabei mit ihrem Gast, Iwan Petrowitsch Ptizyn. Nina Alexandrowna schien eine Fünfstädterin zu sein, sie hatte ein abgezehrtes, mageres Gesicht und große schwarze Ränder unter den Augen. Sie sah kränklich und etwas traurig aus, ihre Züge und ihr Blick waren aber ganz angenehm; ihr ernstes und von wahrer Würde erfülltes Wesen äußerte sich gleich bei ihren ersten Worten. Man fühlte in ihr trotz ihres traurigen Gesichtsausdrucks Willenskraft und selbst Entschlossenheit. Sie war außerordentlich bescheiden und, wie es einer alten Frau ziemt, dunkel gekleidet; ihre Sprache, ihr Benehmen und ihre Art und Weise ließen jedoch darauf schließen, daß diese Frau der guten Gesellschaft angehört hatte.

Warwara Ardalionowna war ein etwas mageres dreiundzwanzig-jähriges Mädchen, von mittlerem Wuchs, mit einem nicht ausgesprochen hübschen Gesicht, das jedoch das Geheimnis besaß, ohne Schönheit zu gefallen und höchst anziehend zu sein. Sie sah der Mutter sehr ähnlich und war, dank ihrem gänzlichen Mangel an Putzsucht, fast ebenso gekleidet. Der Blick ihrer grauen Augen konnte manchmal sehr heiter und freundlich sein, doch er war meistens ernst und oft, besonders aber in letzter Zeit, zu nachdenklich. Auch ihr Gesicht drückte Energie und Entschlossenheit aus, man fühlte aber, daß sie diese Eigenschaften in noch viel stärkerem Grade als die Mutter besaß. Warwara Ardalionowna war etwas jähzornig, und ihr Bruder fürchtete sich manchmal sogar vor ihren Ausbrüchen. Auch der jetzt bei ihnen anwesende Gast, Iwan Petrowitsch Ptizyn, fürchtete sich davor. Das war ein noch junger, etwa dreißigjähriger Mann, in bescheidener, aber eleganter Kleidung, mit angenehmen, aber schon zu soliden Manieren. Sein dunkelblondes Bärtchen wies darauf hin, daß er kein Beamter war. Er verstand es, klug und interessant zu plaudern, verhielt sich aber meist schweigsam. Er machte im allgemeinen einen angenehmen Eindruck. Er schien Warwara Ardalionowna gegenüber nicht gleichgültig zu sein und verbarg seine Gefühle nicht. Warwara Ardalionowna behandelt ihn freundschaftlich, zögerte jedoch noch, manche seiner Fragen zu beantworten und liebte dieselben überhaupt nicht. Ptizyn war aber durchaus nicht entmutigt. Nina Alexandrowna war freundlich zu ihm und begann ihm letzthin sogar viel anzuvertrauen. Es war allgemein bekannt, daß er Geld auf hohe Zinsen auslieh, wobei er sich durch mehr oder minder sichere Pfänder schadlos hielt. Er war mit Ganja außerordentlich befreundet.

Auf die eingehende, wenn auch unliebenswürdige Empfehlung Ganjas hin, der die Mutter sehr kalt, die Schwester jedoch gar nicht begrüßte und Ptizyn sofort aus dem Zimmer fortführte, sagte Nina Alexandrowna dem Fürsten ein paar verbindliche Worte und beauftragte den zur Tür hereinschauenden Kolja damit, ihn in das mittlere Zimmer zu bringen. Kolja hatte ein lustiges, recht liebes Gesicht und ein zutrauliches, einfaches Wesen.

„Wo ist denn Ihr Gepäck?“ fragte er, den Fürsten hineinführend.

„Ich habe ein Bündel; ich habe es im Vorzimmer gelassen.“

„Ich werde es Ihnen gleich bringen. Unsere ganze Dienerschaft besteht aus der Köchin und Matriona, so daß auch ich mithelfe. Warja beaufsichtigt alles und ist immer ärgerlich. Ganja sagt, Sie sind heute aus der Schweiz gekommen?“

„Ja.“

„Ist es in der Schweiz schön?“

„Sehr schön.“

„Sind dort Berge?“

„Ja.“

„Ich werde Ihnen Ihre Bündel sofort hereinschleppen.“

Jetzt kam Warwara Ardalionowna.

„Matriona wird Ihnen gleich das Bett beziehen. Haben Sie einen Koffer?“

„Nein, nur ein Bündel. Ihr Bruder ist es holen gegangen; es ist im Vorzimmer.“

„Dort liegt nichts außer diesem Bündelchen; wo haben Sie denn Ihre Sachen hingetan?“ fragte Kolja, ins Zimmer zurückkehrend.

„Ich habe außer dem nichts weiter“, erklärte der Fürst, sein Bündel in Empfang nehmend.

„So! Und ich dachte schon, Ferdystschenko hätte alles weggeschleppt.“

„Denk doch keinen Unsinn“, sagte Warja streng, die auch mit dem Fürsten sehr kurz und nur gerade höflich sprach.

„Chère Babette, du könntest mich ein bißchen zärtlicher behandeln, ich bin doch nicht Ptizyn.“

„Man müßte dich prügeln, Kolja, so dumm bist du noch. Sie können sich an Matriona wenden, wenn Sie etwas brauchen; das Mittagessen ist um halb fünf. Sie können mit uns zusammen oder in Ihrem Zimmer essen, wie Sie wollen. Komm, Kolja, störe den Herrn nicht.“

„Also komm, du energischer Charakter!“

Beim Hinausgehen stießen sie mit Ganja zusammen.

„Ist der Vater zu Hause?“ fragte Ganja Kolja und flüsterte ihm auf seine bejahende Antwort etwas ins Ohr.

Kolja nickte und folgte Warwara Ardalionowna.

„Nur zwei Worte, Fürst, ich habe in der Eile ganz vergessen, Ihnen etwas zu sagen. Ich habe sozusagen eine Bitte an Sie: tun Sie mir den Gefallen – wenn es Ihnen nicht zu lästig ist – und plaudern Sie weder hier über das, was zwischen mir und Aglaja soeben vorgefallen ist, noch dort darüber, was Sie hier vorfinden werden; denn hier ist auch genug Häßliches. Doch genug davon . . . Nehmen Sie sich wenigstens heute zusammen.“

„Ich versichere Ihnen, daß ich viel weniger geplaudert habe, als Sie glauben“, antwortete der Fürst ein wenig gereizt auf Ganjas Vorwürfe. Ihre Beziehungen zueinander nahmen einen immer unangenehmeren Charakter an.

„Ich habe heute Ihretwegen schon genug zu ertragen gehabt.“

„Beachten Sie noch eines, Gawrila Ardalionowitsch; wodurch war ich denn vorhin gebunden und was hinderte mich das Bild zu erwähnen? Sie haben mich ja nicht darum gebeten.“

„Pfui, ist das ein schlechtes Zimmer“, bemerkte Ganja, verächtlich um sich schauend. „Es ist finster und die Fenster gehen nach dem Hof hinaus. Sie sind zu uns in allen Beziehungen ungelegen gekommen . . . Das geht mich übrigens nichts an; ich habe ja mit dem Vermieten nichts zu tun.“

Jetzt schaute Ptizyn herein und rief Ganja; dieser wandte sich eilig von dem Fürsten ab und ging hinaus, trotzdem er noch etwas sagen wollte; er konnte sich dazu aber sichtlich nicht entschließen und schien sich zu schämen. Er hatte auch über das Zimmer nur aus Verlegenheit geschimpft.

Sowie der Fürst sich gewaschen und seine Toilette, so gut es ging, in Ordnung gebracht hatte, wurde die Tür wieder geöffnet, und ein Unbekannter schaute herein. Das war ein dreißigjähriger, großer, breitschultriger Herr mit einem unverhältnismäßig großen, rothaarigen, krausen Kopf. Er hatte ein fleischiges, rotbackiges Gesicht, dicke Lippen, eine breite, platte Nase und kleine, spöttische Augen, die unterbrochen zu zwinkern schienen. Im ganzen machte er einen etwas frechen Eindruck. Er war nicht besonders sauber gekleidet.

Er öffnete die Tür zuerst gerade nur so weit, um den Kopf hineinzustecken. Dieser Kopf schaute sich etwa fünf Sekunden lang im Zimmer um, worauf die Tür langsam aufging und die ganze Gestalt auf der Schwelle erschien. Der Gast trat aber noch nicht ein, sondern fuhr fort, den Fürsten mit zusammengekniffenen Augen zu mustern. Endlich schloß er die Tür hinter sich, kam näher, setzte sich auf einen Sessel, packte den Fürsten fest bei der Hand und zog ihn auf das Sofa schräg gegenüber nieder.

„Ferdystschenko“, sagte er, indem er dem Fürsten durchdringend und fragend ins Gesicht schaute.

„Und was weiter?“ antwortete der Fürst fast lachend.

„Ich wohne hier“, sagte Ferdystschenko, ihn noch immer anstarrend.

„Wollen Sie meine Bekanntschaft machen?“

„Ach!“ sagte der Gast, sich seufzend durch die Haare fahrend und schaute dann in die entgegengesetzte Ecke. „Haben Sie Geld?“ fragte er plötzlich und wandte sich dem Fürsten zu.

„Nicht viel.“

„Wieviel denn?“

„Fünfundzwanzig Rubel.“

„Zeigen Sie her.“

Der Fürst nahm den Fünfundzwanzigrubelschein aus der Westentasche und reichte ihn Ferdystschenko. Dieser faltete ihn auseinander, schaute ihn an, wandte ihn dann um und hielt ihn gegen das Licht.

„Sehr merkwürdig“, sagte er nachdenklich, „warum vergilben die Scheine so? Diese Fünfundzwanzigrubelscheine vergilben manchmal furchtbar und die andern verblassen im Gegenteil ganz. Da haben Sie!“

Der Fürst nahm den Schein zurück. Ferdystschenko erhob sich von seinem Sitz.

„Ich bin gekommen, um Sie zu warnen, erstens, leihen Sie mir nie Geld, denn ich werde Sie bestimmt darum bitten.“

„Gut.“

„Haben Sie die Absicht, hier zu zahlen?“

„Ich habe diese Absicht.“

„Ich aber nicht; danke! Ich wohne rechts von Ihnen, nächste Tür, haben Sie gesehen? Bemühen Sie sich nicht zu oft zu mir; seien Sie unbesorgt, ich werde zu Ihnen kommen. Haben Sie den General schon gesehen?“

„Nein.“

„Haben Sie ihn auch nicht gehört?“

„Natürlich nicht.“

„Sie werden ihn noch sehen und hören; er geht ja sogar mich um Geld an! Avis au lecteur. Leben Sie wohl! Kann man denn leben, wenn man Ferdystschenko heißt? Was?“

„Warum denn nicht?“

„Leben Sie wohl!“

Und er ging zur Tür. Der Fürst erfuhr später, dieser Herr sähe es für seine Pflicht an und mache es sich zur Aufgabe, alle durch seine Originalität und Lustigkeit in Erstaunen zu versetzen, es gelänge ihm aber nicht recht. Er mache auf manche sogar einen unangenehmen

Eindruck, worüber er sich aufrichtig gräme, ohne seine Mission jedoch aufzugeben. Er hatte die Genugtuung, beim Hinausgehen einigen Erfolg zu erringen, indem er mit einem eintretenden Herrn zusammenstieß; nachdem er den neuen, dem Fürsten unbekannten Gast ins Zimmer eingelassen hatte, zwinkerte er ein paarmal vielsagend nach ihm hin und ging auf diese Weise doch nicht ohne einen gewissen Effekt ab.

Der neue Gast, der wohl Mitte der Fünfziger sein mochte, war groß und dick und hatte ein feuerrotes, fleischiges, gedunsenes Gesicht, das von einem dichten grauen Backenbart umrahmt war, er hatte einen Schnurrbart und große glotzende Augen. Seine Erscheinung wäre imposant gewesen, hätte sie nicht etwas Nachlässiges, Abgetragenes, ja Schmutziges gehabt. Er hatte einen alten Rock mit fast durchlöchernten Ellbogen an, und seine Wäsche war durchaus nicht tadellos. In seiner Nähe roch es etwas nach Schnaps; sein Benehmen war jedoch effektiv und einstudiert; er hatte sichtlich den eifrigen Wunsch, durch seine Würde zu verblüffen.

Der Herr näherte sich dem Fürsten langsam, mit einem freundlichen Lächeln, nahm ihn schweigend bei der Hand, die er eine Weile in der seinen hielt und prüfte sein Gesicht, als erkenne er bekannte Züge.

„Er ist's! Er ist's!“ sprach er leise, aber feierlich, „als stände er leibhaftig vor mir! Ich höre, daß ein bekannter und mir teurer Name genannt wird und in meiner Erinnerung ersteht die unwiederbringliche Vergangenheit . . . Fürst Myschkin?“

„Ja, so heiße ich.“

„Ich bin der unglückliche, verabschiedete General Iwolgin. Darf ich Ihren Vor- und Vaternamen erfahren?“

„Lew Nikolajewitsch.“

„Ja, ja! Der Sohn meines Freundes, ich kann sagen: meines Spielkameraden, Nikolaj Petrowitsch?“

„Mein Vater hieß Nikolaj Lwowitsch.“

„Lwowitsch“, verbesserte sich der General, tat es jedoch ohne Eile, sondern mit vollkommener Sicherheit, als hätte er das nie vergessen, sondern sich nur zufällig versprochen. Er setzte sich, nahm den Fürsten wieder bei der Hand und ließ ihn neben sich Platz nehmen. „Ich habe Sie auf den Armen getragen.“

„Ist es möglich?“ fragte der Fürst. „Mein Vater ist schon vor zwanzig Jahren gestorben.“

„Ja; vor zwanzig Jahren; vor zwanzig Jahren und drei Monaten! Wir waren zusammen auf der Schule; ich bin direkt in die Militärakademie gekommen . . .“

„Auch mein Vater war in der Militärakademie, er war Sekondleutnant im Wasilkower Regiment.“

„Nein, im Belomirer. Die Versetzung in das Belomirer Regiment wurde beinahe gerade am Tage vor seinem Tode bekanntgegeben. Ich stand dabei und segnete ihn für die Ewigkeit. Ihre Mutter . . .“

Der General schwieg, wie von traurigen Erinnerungen übermannt.

„Auch sie starb ein halbes Jahr darauf an einer Erkältung“, sagte der Fürst.

„Nicht an einer Erkältung. Glauben Sie mir altem Manne, es war keine Erkältung. Ich war dabei, ich habe auch sie zu Grabe getragen. Sie ist vor Schmerz um ihren Fürsten und nicht an einer Erkältung gestorben. Ja, ich erinnere mich auch an die Fürstin! Diese Jugend! Der Fürst und ich, die wir seit der Kindheit befreundet waren, hätten uns um ihretwillen fast gegenseitig umgebracht.“

Der Fürst begann mit einigem Mißtrauen zuzuhören.

„Ich war in Ihre Mutter schon damals leidenschaftlich verliebt, als sie noch Braut, die Braut meines Freundes war. Der Fürst bemerkte es und war betroffen. Er kommt zu mir eines Tages um sieben Uhr früh und weckt mich auf. Ich kleide mich erstaunt an; wir schweigen beide; ich begriff alles. Er zieht aus der Tasche zwei Pistolen heraus: über ein Taschentuch, ohne Zeugen. Wozu brauchte man denn Zeugen, wenn wir beide einander in fünf Minuten ins Jenseits befördern wollten? Wir luden, hielten das Tuch in die Höhe, stellten uns hin, legten uns die Pistolen gegenseitig aufs Herz und schauten einander ins Gesicht. Plötzlich strömten uns beiden die Tränen aus den Augen, unsere Hände zitterten. Beiden, beiden zugleich! Darauf folgten natürlich Umarmungen und ein gegenseitiger edler Kampf. Der Fürst rief: ‚Sie ist dein‘, und ich: ‚Sie ist dein!‘ Mit einem Wort, mit einem Wort . . . Sie wollen bei uns wohnen?“

„Ja, eine Zeitlang vielleicht“, sagte der Fürst etwas stotternd.

„Fürst, Mama bittet, Sie möchten sich zu ihr bemühen“, sagte Kolja, zur Tür hereinschauend.

Der Fürst wollte sich erheben, der General legte aber die rechte Handfläche auf seine Schulter und zog ihn wieder auf das Sofa nieder.

„Ich will Sie als wahrer Freund Ihres Vaters auf einiges aufmerksam machen“, sagte der General. „Wie Sie sehen, habe ich selbst unter einer tragischen Katastrophe gelitten; doch ohne Gericht! Ohne Gericht! Nina Alexandrowna ist eine seltene Frau. Warwara Ardalionowna, meine Tochter, ist eine seltene Tochter! Die Verhältnisse zwingen uns, Zimmer zu vermieten, das ist eine unerhörte Schande! Ich, der ich Generalgouverneur werden sollte . . .! Sie sehen wir aber immer gerne bei uns. Bei mir im Hause spielt sich jetzt eine Tragödie ab!“

Der Fürst blickte ihn fragend und sehr neugierig an.

„Es soll eine unerhörte Ehe geschlossen werden. Die Ehe einer zweifelhaften Frau mit einem jungen Mann, der Kammerjunker sein könnte. Man wird diese Frau in das Haus bringen, in dem meine Tochter und meine Gemahlin weilen! Solange ich atme, soll sie aber nicht kommen! Ich werde mich auf die Schwelle legen und sie soll über mich schreiten . . .! Mit Ganja spreche ich jetzt fast gar nicht, ich vermeide es sogar, ihm zu begegnen. Ich teile Ihnen das absichtlich mit; wenn Sie bei uns wohnen, werden Sie ohnehin Zeuge alles dessen sein. Doch Sie sind der Sohn meines Freundes und ich habe das Recht zu hoffen . . .“

„Haben Sie die Liebenswürdigkeit, Fürst, zu mir ins Wohnzimmer zu kommen“, sagte Nina Alexandrowna, die jetzt selbst vor der Tür erschien.

„Denk dir, meine Liebe“, rief der General aus, „es hat sich erwiesen, daß ich den Fürsten auf meinen Armen getragen habe!“

Nina Alexandrowna blickte den General vorwurfsvoll, den Fürsten forschend an, sagte aber kein Wort. Der Fürst folgte ihr; sowie sie aber ins Wohnzimmer gekommen und sich gesetzt hatten, und als Nina Alexandrowna dem Fürsten gerade halblaut sehr eilig etwas mitzuteilen begann, erschien plötzlich auch der General im Zimmer. Nina Alexandrowna verstummte sofort und beugte sich mit sichtlichem Ärger über ihre Häkelei. Der General hatte ihre Verstimmung vielleicht bemerkt, er blieb jedoch weiter ausgezeichnete Laune.

„Der Sohn meines Freundes!“ rief er aus, sich an Nina Alexandrowna wendend. „Und so unerwartet! Ich habe längst nicht mehr daran gedacht. Ist es denn möglich, meine Liebe, daß du dich an den verstorbenen Nikolaj Lwowitsch nicht mehr erinnerst? Du bist doch noch . . . in Twer mit ihm zusammengekommen!“

„Ich erinnere mich an Nikolaj Lwowitsch nicht. Ist das Ihr Vater?“ fragte sie den Fürsten.

„Ja; er ist aber, soviel ich weiß, nicht in Twer, sondern in Jelisawetgrad gestorben“, bemerkte der Fürst, sich schüchtern an den General wendend. „Ich habe es von Pawlistschew gehört . . .“

„Es war in Twer“, wiederholte der General, „er wurde vor dem Tode, noch bevor die Krankheit fortgeschritten war, nach Twer versetzt. Sie waren noch zu klein und können sich weder der Versetzung, noch der Reise erinnern; Pawlistschew hat sich wohl geirrt, trotzdem er ein ausgezeichnete Mensch war.“

„Haben Sie auch Pawlistschew gekannt?“

„Es war ein seltener Mensch; doch ich war persönlich dabei, ich habe ihn auf dem Totenbett gesegnet . . .“

„Mein Vater war ja Angeklagter, als er starb“, bemerkte der Fürst

wieder. „Ich habe aber nie erfahren können, weswegen eigentlich; er ist im Spital verstorben.“

„Oh, es war wegen der Affäre des Gemeinen Kolpakow und der Fürst ist zweifellos freigesprochen worden.“

„So? Wissen Sie es bestimmt?“ fragte der Fürst mit besonderer Neugierde.

„Aber gewiß!“ rief der General aus. „Das Gericht ging, ohne einen Entschluß gefaßt zu haben, auseinander. Das war etwas ganz Undenkbares, eine in ihrer Art einzige Sache! Als der Stabshauptmann und Kompaniechef Larinow starb, wurde der Fürst provisorisch zu seinem Stellvertreter ernannt; gut. Der Gemeine Kolpakow begeht einen Diebstahl: er entwendet seinem Kameraden Schuhwaren und vertrinkt sie; gut. Der Fürst überführt Kolpakow und droht ihm mit der Rutenstrafe; beachten Sie wohl, daß es in Gegenwart des Feldwebels und Korporals geschah. Nun weiter. Kolpakow geht in die Kaserne, legt sich auf die Pritsche und stirbt nach einer Viertelstunde. Gut, das war jedenfalls ein unerwarteter, fast unmöglicher Fall. Wie dem nun sei, Kolpakow wird also beerdigt; der Fürst erstattet Bericht, und Kolpakow wird aus den Listen gestrichen. Was kann einfacher sein? Genau ein halbes Jahr später, bei der Truppenrevue, steht der Gemeine Kolpakow aber, als wäre nichts geschehen, in der dritten Kompanie des zweiten Nowosemljaner Infanterieregiments, bei derselben Brigade und derselben Division, wieder da!“

„Wie!“ rief der Fürst außer sich vor Staunen.

„Es ist nicht so, das ist ein Irrtum!“ wandte sich plötzlich Nina Alexandrowna an ihn, indem sie ihn fast traurig ansah. „Mon mari se trompe.“

„Aber, meine Liebe, se trompe ist leicht gesagt, erkläre aber einmal diesen Vorfall! Alle waren verblüfft. Ich wäre der erste, der sagen würde, qu'on se trompe. Ich war aber unglücklicherweise Zeuge und war selbst in der Untersuchungskommission. Alle Gegenüberstellungen bewiesen, daß es genau derselbe Gemeine Kolpakow war, der vor einem halben Jahr mit der üblichen Parade und mit Trommelwirbel beerdigt worden war. Das ist tatsächlich ein seltener, und ich gebe zu, ein fast unmöglicher Fall, aber . . .“

„Papa, es ist für Sie gedeckt“, erklärte Warwara Ardalionowna, ins Zimmer tretend.

„Das ist ausgezeichnet! Ich bin schon hungrig . . . Das ist doch sozusagen ein psychologischer Fall . . .“

„Die Suppe wird wieder kalt“, sagte Warja ungeduldig.

„Gleich, gleich“, murmelte der General im Weggehen. „Und trotz aller Nachforschungen . . .“ hörte man ihn noch im Gang.

„Sie werden, wenn Sie bei uns bleiben, Ardalion Alexandrowitsch vieles nachsehen müssen“, sagte Nina Alexandrowna zum Fürsten, „er wird Sie übrigens nicht allzusehr belästigen, er ißt auch allein. Sie müssen ja zugeben, jeder Mensch hat seine Fehler und seine . . . Eigentümlichkeiten, manche haben noch mehr davon, als diejenigen, auf die man mit den Fingern zu zeigen pflegt. Ich möchte Sie um eines sehr bitten: wenn mein Mann sich vielleicht bezüglich der Begleichung Ihrer Rechnung an Sie wendet, sagen Sie ihm, Sie hätten das Geld schon mir gegeben. Das heißt, was Sie Ardalion Alexandrowitsch gezahlt hätten, würde natürlich von Ihrer Rechnung abgezogen werden, ich bitte Sie nur der Ordnung halber darum . . . Was ist das, Warja?“

Warja kehrte ins Zimmer zurück und reichte der Mutter schweigend Nastasia Filippownas Bild. Nina Alexandrowna fuhr zusammen und betrachtete es erst wie erschrocken, dann eine Weile mit einem bitteren Gefühl. Endlich blickte sie Warja fragend an.

„Sie hat es ihm heute selbst geschenkt“, sagte Warja, „abends wird sich bei ihnen alles entscheiden.“

„Heute abend!“ wiederholte halblaut Nina Alexandrowna ganz entsetzt. „Nun also! Dann sind keine Zweifel und keine Hoffnungen mehr: sie hat mit diesem Bild alles erklärt . . . Hat er es dir denn selbst gezeigt?“ fügte sie erstaunt hinzu.

„Sie wissen ja, daß wir schon seit einem ganzen Monat kein Wort miteinander sprechen. Ptizyn hat mir alles erzählt, das Porträt hat dort auf dem Boden neben dem Tisch herumgelegen; ich habe es aufgehoben.“

„Fürst“, wandte sich Nina Alexandrowna plötzlich an ihn, „ich wollte Sie fragen (ich habe Sie eigentlich deswegen hergebeten), ob Sie meinen Sohn schon lange kennen? Er hat, glaube ich, gesagt, Sie wären erst heute von irgendwo gekommen?“

Der Fürst teilte das Gewünschte kurz mit, wobei er die größere Hälfte seines Lebenslaufes wegließ. Nina Alexandrowna und Warja hörten ihm zu.

„Ich will Sie nicht über Gawrila Ardalionowytsch ausforschen, wenn ich Sie danach frage“, bemerkte Nina Alexandrowna. „Sie müssen sich diesbezüglich keine falschen Vorstellungen machen. Wenn es irgend etwas gibt, das er mir selbst nicht eingestehen kann, will ich es nicht hinter seinem Rücken erfahren. Ich spreche eigentlich deshalb mit Ihnen, weil Ganja mir vorher, als Sie weggingen, auf meine Frage nach Ihnen antwortete: ‚Er weiß alles, man braucht sich vor ihm nicht zu genieren!‘ Was bedeutet das? Das heißt, ich möchte wissen, in welchem Maße . . .“

Plötzlich traten Ganja und Ptizyn ein; Nina Alexandrowna ver-

stummte sofort. Der Fürst blieb auf dem Sessel neben ihr sitzen, während Warja sich abseits stellte; Nastasia Filippownas Bild lag offen auf Nina Alexandrownas Arbeitstischchen, direkt vor ihr. Als Ganja es sah, runzelte er die Stirn, nahm es ärgerlich vom Tisch fort und warf es auf seinen Schreibtisch, der in der entgegengesetzten Zimmerecke stand.

„Heute, Ganja?“ fragte Nina Alexandrowna unvermittelt.

„Was ist heute?“ fuhr Ganja auf und fiel plötzlich über den Fürsten her. „Ah, ich verstehe, Sie haben also auch hier schon Zeit gefunden . . . Was ist das nur mit Ihnen, ist es eine Krankheit? Können Sie sich nicht beherrschen? Sie müssen doch endlich begreifen, Durchlaucht . . .“

„Daran bin nur ich schuld und niemand sonst, Ganja“, unterbrach ihn Ptizyn.

Ganja blickte ihn fragend an.

„Das ist ja so besser, Ganja, da die Sache doch teilweise entschieden ist“, murmelte Ptizyn, trat beiseite, setzte sich an den Tisch, nahm ein mit Bleistift bekritzelttes Papier aus der Tasche und begann es eingehend zu studieren.

Ganja stand düster da und erwartete voller Aufregung eine Familienszene. Es fiel ihm nicht einmal ein, sich bei dem Fürsten zu entschuldigen.

„Wenn alles entschieden ist, hat Iwan Petrowitsch natürlich recht“, sagte Nina Alexandrowna, „mache, bitte, kein mürrisches Gesicht und ärgere dich nicht, Ganja, ich werde dich nach nichts fragen, was du mir nicht selbst sagen willst, und ich versichere dich, daß ich mich ganz gefügt habe; tu’ mir den Gefallen und beunruhige dich nicht.“

Sie sagte das, ohne ihre Arbeit zu unterbrechen und schien tatsächlich ruhig zu sein. Ganja war erstaunt, schwieg jedoch vorsichtig und schaute die Mutter an, indem er abwartete, daß sie sich genauer erklärte. Die Familienszenen waren ihm zu unangenehm. Nina Alexandrowna bemerkte diese seine Vorsichtsmaßregel und fügte mit einem bitteren Lächeln hinzu:

„Du zweifelst noch immer und glaubst mir nicht; sei ruhig, es soll weder Tränen, noch Bitten geben wie früher, wenigstens meinerseits nicht. Ich wünsche nur eines, daß du glücklich bist, du weißt es ja; ich habe mich in mein Schicksal ergeben und mein Herz wird immer mit dir sein, ob wir beisammenbleiben oder auseinandergehen. Ich spreche natürlich nur von mir; du kannst von deiner Schwester nicht dasselbe verlangen . . .“

„Ah, schon wieder sie!“ rief Ganja aus, die Schwester spöttisch und haßerfüllt betrachtend. „Mama! ich schwöre Ihnen von neuem, was ich Ihnen schon versprochen habe: niemand wird es je wagen, Ihnen

die gebührende Achtung zu versagen, solange ich hier bin und solange ich lebe. Von wem auch die Rede ist, wer auch unsere Schwelle überschreiten mag, ich werde stets auf der höchsten Ehrerbietung Ihnen gegenüber bestehen.“

Ganja freute sich so, daß er die Mutter fast versöhnt und zärtlich betrachtete.

„Ich habe für mich nichts befürchtet, Ganja, du weißt es; ich habe mich diese ganze Zeit nicht um meinetwillen beunruhigt und gequält. Ich höre, zwischen euch soll heute alles entschieden werden? Was soll denn entschieden werden?“

„Sie hat versprochen, heute abend in ihrem Haus zu erklären, ob sie einverstanden ist oder nicht“, antwortete Ganja.

„Wir haben es fast drei Wochen lang vermieden, davon zu sprechen, und das war besser so. Jetzt, da alles zu Ende ist, will ich mir nur die eine Frage erlauben: wie konnte sie sich einverstanden erklären und dir sogar ihr Bild schenken, wenn du sie nicht liebst? Kanntest du sie denn, die so . . . so . . .“

„So erfahren ist, willst du sagen?“

„Ich wollte mich anders ausdrücken. Wie konntest du sie nur so täuschen?“

In dieser Frage klang plötzlich eine außerordentliche Gereiztheit. Ganja stand da, sann eine Weile nach und sprach, ohne seinen Spott zu verbergen:

„Sie haben sich hinreißen lassen, Mama, und die Selbstbeherrschung verloren; auf diese Weise hat bei uns alles begonnen, und wir sind gleich in Eifer geraten. Sie haben gesagt: es soll weder Fragen, noch Vorwürfe geben, jetzt beginnen Sie aber doch gerade damit! Lassen wir das lieber; lassen wir es wirklich, Sie haben jedenfalls die gute Absicht gehabt . . . Ich werde Sie niemals und um nichts in der Welt verlassen; ein anderer wäre vor einer solchen Schwester zumindest davongelaufen; da, wie sie mich jetzt anschaut! Hören wir davon auf! Und ich freute mich schon so. Woher wissen Sie, daß ich Nastasia Filippowna betrüge? Warja mag tun, was sie will. Jetzt wollen wir davon aber endgültig aufhören.“

Ganja wurde mit jedem Wort aufgeregter und lief ziellos im Zimmer herum. Solche Gespräche rührten sofort an die wunden Stellen aller Familienmitglieder.

„Ich habe gesagt, ich gehe fort, wenn sie kommt, und ich werde auch Wort halten“, sagte Warja.

„Aus Eigensinn!“ rief Ganja. „Du heiratest ja auch aus Eigensinn nicht! Was fauchst du mich an? Ich pfeife ja darauf Warwara Ardalionowna; führen Sie Ihre Absicht meinetwegen sofort aus, wenn Sie

wollen. Ich habe Sie längst satt. Wie! Sie entschließen sich endlich, uns zu verlassen, Fürst!“ schrie er diesen an, als er sah, daß er sich erhob.

In Ganjas Stimme klang schon jener Grad der Gereiztheit, bei dem den Menschen die Gereiztheit direkt freut, er gab sich derselben ohne jeden Rückhalt und mit fast wachsendem Genuß hin, ohne zu bedenken, wohin das führen konnte. Der Fürst wollte sich in der Tür umwenden, um etwas zu erwidern, als er aber Ganjas sonderbarem Gesichtsausdruck ansah, daß hier nur noch der letzte Tropfen fehlte, um das Maß vollzumachen, wandte er sich um und ging schweigend hinaus. Ein paar Minuten später hörte er es den aus dem Wohnzimmer zu ihm dringenden Stimmen an, daß das Gespräch in seiner Abwesenheit noch lauter und aufrichtiger geworden war.

Er ging durch den Salon in das Vorzimmer, um in den Gang und von dort in sein Zimmer zu gelangen. Als er an der Entreetür vorüberging, hörte er, daß draußen jemand mit aller Kraft an der Glocke zog; die Glocke schien aber nicht in Ordnung zu sein; sie zitterte nur ein wenig, ohne einen Ton von sich zu geben. Der Fürst schob den Riegel zurück, öffnete die Tür und trat erstaunt einen Schritt zurück, er fuhr hart zusammen: vor ihm stand Nastasia Filippowna. Er erkannte sie sofort nach dem Bild. Ihre Augen funkelten in einem Ausbruch von Ärger auf, als sie ihn erblickte; sie ging rasch in das Vorzimmer, wobei sie ihn mit der Schulter fortstieß, und sagte zornig, als sie den Pelz auszog:

„Wenn man zu nachlässig ist, die Glocke reparieren zu lassen, sollte doch wenigstens jemand im Vorzimmer sitzen, um das Klopfen zu hören. So, jetzt wirft er noch den Pelz hin, der Tölpel!“

Der Pelz lag tatsächlich auf dem Boden; Nastasia Filippowna hatte nicht abgewartet, bis der Fürst ihn ihr abnahm, sondern hatte ihn ihm selbst, ohne hinzuschauen, nach rückwärts zugeschleudert, bevor der Fürst ihn auffangen konnte.

„Man sollte dich fortjagen. Geh und melde mich.“

Der Fürst wollte etwas sagen, war aber so verwirrt, daß er nichts herausbrachte und mit dem vom Boden aufgehobenen Pelz in das Wohnzimmer gehen wollte.

„Jetzt geht er mit dem Pelz los! Wozu nimmst du den Pelz mit? Hahaha! Bist du denn verrückt?“

Der Fürst kehrte um und schaute sie wie versteinert an; als sie lachte, lächelte er auch, konnte die Zunge aber noch immer nicht bewegen. Im ersten Augenblick, als er ihr geöffnet hatte, war er bleich, jetzt schoß das Blut ihm aber plötzlich ins Gesicht.

„Was ist das nur für ein Idiot!“ rief Nastasia Filippowna empört

aus, mit dem Fuß aufstampfend. „Wo willst du eigentlich hin? Wen willst du denn melden?“

„Nastasia Filippowna“, murmelte der Fürst.

„Woher kennst du mich?“ fragte sie rasch, „ich habe dich noch nie gesehen! Geh und melde mich . . . Was ist denn da für ein Geschrei?“

„Da ist Streit“, antwortete der Fürst und ging ins Wohnzimmer.

Er kam gerade in einem sehr wichtigen Moment: Nina Alexandrowna war nahe daran, ganz zu vergessen, daß sie sich in „alles gefügt“ hatte; sie verteidigte übrigens Warja. Neben Warja stand Ptizyn, der seinen beschriebenen Zettel wieder weggelegt hatte. Warja ließ sich auch selbst nichts sagen, sie war nicht leicht einzuschüchtern; die Grobheiten des Bruders wurden jedoch mit jedem Worte unerträglicher und beleidigender. Sie hörte in solchen Fällen auf zu sprechen und blickte den Bruder nur schweigend, spöttisch und scharf an. Diese Taktik brachte ihn, wie sie wußte, dazu, daß er jedes Maß verlor. Gerade in diesem Augenblick betrat der Fürst das Zimmer und meldete: „Nastasia Filippowna!“

9

Alle schwiegen eine Weile; alle schauten den Fürsten an, als verstünden sie ihn nicht und als wollten sie ihn nicht verstehen. Ganja erstarrte vor Schrecken.

Nastasia Filippownas Ankunft war gerade in diesem Augenblick für alle die seltsamste und unerwünschteste Überraschung. Schon der Umstand allein, daß Nastasia Filippowna ihren ersten Besuch machte! Sie hatte sich bis jetzt so hochmütig benommen, daß sie im Gespräch mit Ganja nicht einmal den Wunsch geäußert hatte, seine Verwandten kennenzulernen, sie erwähnte sie letzthin überhaupt nicht, als wären sie gar nicht auf der Welt. Ganja freute sich zwar zum Teil darüber, daß ein für ihn nur unangenehmes Gespräch hinausgeschoben wurde, merkte sich diese Zurücksetzung aber ganz genau. Er hätte von ihr jedenfalls eher Sticheleien und Spottreden über seine Familie, als einen Besuch erwartet; er wußte mit Bestimmtheit, daß ihr alles, was sich bei ihm zu Hause aus Anlaß seiner geplanten Ehe abspielte, sowie auch die Ansicht seiner Anverwandten über sie genau bekannt war. Ihr Besuch jetzt, nachdem sie ihm das Bild geschenkt hatte, und dazu noch an ihrem Geburtstag, am Tage, an dem sie sein Schicksal zu entscheiden versprochen hatte, bedeutete fast diese Entscheidung selbst.

Die Verblüffung, mit der alle den Fürsten anschauten, währte nicht lange: Nastasia Filippowna erschien selbst in der Tür des Wohnzimmers und stieß beim Eintreten in das Zimmer den Fürsten wieder etwas zurück.

„Endlich ist es mir gelungen, hereinzukommen . . . warum binden Sie denn Ihre Glocke an?“ fragte sie heiter, indem sie Ganja, der, so schnell er konnte, zu ihr hinstürzte, die Hand reichte. „Warum machen Sie ein so langes Gesicht! Stellen Sie mich, bitte, vor . . .“

Der völlig verwirrte Ganja stellte sie zuerst Warja vor, und die beiden tauschten einen seltsamen Blick, bevor sie sich die Hände reichten. Nastasia Filippowna lachte übrigens und spielte die Heitere; Warja wollte sich aber nicht verstellen und schaute düster und forschend drein; auf ihrem Gesicht erschien auch nicht der Schatten eines Lächelns, das doch schon die bloße Höflichkeit erfordert hätte. Ganja war entsetzt; es war zu spät und auch ganz zwecklos, ihr jetzt zuzureden, und er warf Warja einen so drohenden Blick zu, daß sie begriff, was dieser Augenblick für ihren Bruder bedeutete. Sie schien sich jetzt zum Nachgeben entschlossen zu haben und lächelte Nastasia Filippowna kaum merklich zu. (Sie liebten einander in der Familie doch zu sehr!) Nina Alexandrowna verbesserte die Sache ein wenig, als Ganja sie in seiner Verwirrung nach seiner Schwester vorstellte und selbst als erste zu Nastasia Filippowna hinführte. Sowie Nina Alexandrowna jedoch von ihrem „außerordentlichen Vergnügen“ begonnen hatte, wandte Nastasia Filippowna sich, ohne ihr zuzuhören, rasch an Ganja, setzte sich unaufgefordert auf das kleine Sofa in der Fensterecke und rief:

„Wo ist denn Ihr Arbeitszimmer? Und wo sind Ihre Mieter? Sie vermieten doch Zimmer?“

Ganja wurde feuerrot und stotterte etwas statt einer Antwort, Nastasia Filippowna fügte aber sogleich hinzu:

„Wo haben Sie denn Platz für die Mieter? Sie haben ja nicht einmal ein Arbeitszimmer. Und ist das denn einträglich?“ wandte sie sich plötzlich an Nina Alexandrowna.

„Es ist etwas unbequem“, antwortete diese, „es ist aber doch einträglich. Wir haben übrigens gerade erst . . .“

Nastasia Filippowna hörte ihr aber schon nicht mehr zu; sie schaute Ganja an, lachte und sagte:

„Was machen Sie für ein Gesicht? O Gott, was für ein Gesicht Sie in diesem Augenblick haben . . .“

Sie lachte einige Augenblicke, und Ganjas Gesicht verzerrte sich dabei wirklich sehr: seine Erstarrung, seine komische, ängstliche Verwirrung waren jetzt plötzlich vergangen; er erbleichte aber furchtbar; seine Lippen verzogen sich krampfhaft; er richtete schweigend einen starren, bösen Blick auf Nastasia Filippownas Gesicht, die weiterlachte.

Es war noch ein Beobachter anwesend, der sich von seiner fast

gänzlichen Erstarrung bei Nastasia Filippownas Anblick noch immer nicht erholt hatte; er stand zwar wie eine Bildsäule auf derselben Stelle in der Wohnzimmertür, hatte aber doch die Blässe und die Veränderung in Ganjas Gesicht bemerkt. Dieser Beobachter war der Fürst. Er trat plötzlich fast erschrocken, wie automatisch, vor.

„Trinken Sie Wasser“, flüsterte er Ganja zu. „Und schauen Sie nicht so . . .“

Man sah, daß er es ohne jede Berechnung und ohne jeden Hintergedanken sagte, nur seiner ursprünglichen Regung folgend; seine Worte übten jedoch eine außerordentliche Wirkung aus. Ganjas ganzer Zorn schien sich plötzlich auf den Fürsten zu entladen; er packte ihn bei der Schulter und blickte ihn schweigend, rachsüchtig und haßerfüllt an, als wäre er nicht imstande, ein Wort zu sagen. Es entstand eine allgemeine Bewegung: Nina Alexandrowna schrie sogar leicht auf. Ptizyn machte unruhig einen Schritt zu ihnen hin, Kolja und Ferdystschenko, die in der Tür erschienen waren, blieben erstaunt stehen, und Warja war die einzige, die wie früher düster, aber aufmerksam beobachtend um sich schaute. Sie setzte sich nicht, sondern blieb mit auf der Brust gekreuzten Armen seitwärts neben der Mutter stehen. Ganja kam aber sofort, fast noch im selben Augenblick, als er sich fortreißen ließ, wieder zu sich und begann nervös zu lachen. Er beherrschte sich jetzt ganz.

„Ja, was fällt Ihnen ein, Fürst, sind Sie denn Arzt?“ rief er möglichst fröhlich und ungekünstelt aus, „Sie haben mich geradezu erschreckt! Nastasia Filippowna, darf ich Ihnen diesen köstlichen Kerl vorstellen, trotzdem ich ihn selber erst seit dem heutigen Morgen kenne?“

Nastasia Filippowna blickte den Fürsten erstaunt an.

„Ein Fürst? Das ist ein Fürst? Denken Sie sich, ich habe ihn vorher im Vorzimmer für einen Diener gehalten und habe ihn hergeschickt, um mich zu melden! Hahaha!“

„Das macht nichts; das macht nichts!“ rief Ferdystschenko eilig herantretend und darüber erfreut, daß man zu lachen begann, „das macht gar nichts, se non è vero . . .“

„Ich hätte Sie ja fast ausgezankt, Fürst. Verzeihen Sie mir, bitte. Ferdystschenko, wieso sind Sie zu einer solchen Zeit hier? Ich dachte, ich würde wenigstens Sie nicht antreffen. Wer ist es? Was für ein Fürst? Heißt er Myschkin?“ fragte sie Ganja, der unterdessen den Fürsten, den er noch immer bei der Schulter hielt, vorgestellt hatte.

„Unser Zimmerherr“, wiederholte Ganja.

Man wollte den Fürsten offenbar als etwas Absonderliches hinstellen (was allen als eine Lösung der gespannten Situation sehr ge-

legen kam) und schob ihn zu Nastasia Filippowna hin; der Fürst hörte sogar deutlich das Wort „Idiot“, das hinter ihm, wahrscheinlich von Ferdystschenko, geflüstert wurde, um Nastasia Filippowna zu informieren.

„Sagen Sie, warum haben Sie mich vorher nicht aufgeklärt, als ich mich in bezug auf Sie . . . so furchtbar geirrt habe?“ fuhr Nastasia Filippowna fort, indem sie den Fürsten auf die ungenierteste Weise vom Kopf bis zu den Füßen musterte; sie wartete ungeduldig auf eine Antwort, als wäre sie ganz davon überzeugt, dieselbe müßte bestimmt so dumm ausfallen, daß man darüber lachen würde.

„Ich war erstaunt, als ich Sie so plötzlich erblickte . . .“ murmelte der Fürst.

„Woher wußten Sie aber, daß ich es sei? Wo haben Sie mich vorher gesehen? Was ist das nur, mir ist, als hätte ich ihn schon irgendwo gesehen? Und erlauben Sie einmal die Frage; warum sind Sie denn eigentlich vorhin so erstarrt? Was ist denn an mir, das so erstarren macht?“

„Aber so reden Sie doch!“ sagte Ferdystschenko, der weiter Gesichter schnitt. „Vorwärts! O Gott, welche Dinge würde ich auf eine solche Frage gesagt haben! Nun, also rasch . . . Fürst, Sie sind nach alledem ein ungeschickter Mensch!“

„Auch ich würde an Ihrer Stelle eine Menge gesagt haben“, bemerkte der Fürst, sich lachend an Ferdystschenko wendend. „Ihr Bild hat auf mich vorhin einen tiefen Eindruck gemacht“, sagte er zu Nastasia Filippowna, „dann habe ich mit den Jepantschins über Sie gesprochen . . . und in aller Frühe, bevor der Zug in Petersburg einlief, erzählte mir Parfen Rogoshin viel von Ihnen . . . Ich habe auch gerade in dem Augenblick, als ich Ihnen öffnete, an Sie gedacht, und da traten Sie plötzlich ein.“

„Wieso haben Sie gewußt, daß ich es bin?“

„Nach dem Bild und . . .“

„Und wie noch?“

„Und weil ich Sie mir ganz so vorgestellt habe. Mir scheint auch, ich habe Sie schon irgendwo gesehen.“

„Wo? Wo denn?“

„Es ist mir, als hätte ich Ihre Augen irgendwo gesehen . . . Das kann aber nicht sein! Das scheint mir nur . . . Ich war ja niemals hier. Vielleicht habe ich es geträumt . . .“

„Schauen Sie den Fürsten an!“ rief Ferdystschenko aus. „Nein, ich nehme mein ‚se non è vero‘ zurück. Übrigens . . . übrigens, tut er es ja aus lauter Unschuld!“ fügte er bedauernd hinzu.

Der Fürst hatte die paar Sätze mit ungleicher, sich überschlagender

Stimme und oft Atem schöpfend gesprochen. Alles an ihm zeugte von außerordentlicher Aufregung. Nastasia Filippowna blickte ihn neugierig, aber nicht mehr lachend an. In diesem Augenblick wurde die den Fürsten und Nastasia Filippowna umdrängende Gruppe plötzlich durch eine laute neue Stimme, die von hinten erklang, gewissermaßen auseinandergeschoben und in zwei Hälften geteilt. Vor Nastasia Filippowna stand jetzt der Familienvater, General Iwolgin, in eigener Person. Er trug einen Frack und ein reines Hemd und hatte seinen Schnurrbart aufgezwirbelt.

Das konnte Ganja nicht mehr ertragen.

Er war bis zum Wahnsinn eitel und ehrgeizig: er, der in allen diesen Monaten nach einem Stützpunkt gesucht hatte, der ihn anständiger und nobler erscheinen lassen sollte; der fühlte, daß er auf dem erwählten Weg ein Neuling war und es auf ihm vielleicht nicht aushalten würde; der sich in seiner Verzweiflung endlich dazu entschlossen hatte, zu Hause, wo er alle tyrannisierte, den vollsten Zynismus zu äußern, der aber vor Nastasia Filippowna, die ihn bis zuletzt in Verwirrung brachte und so unbarmherzig beherrschte, nicht so aufzutreten wagte; „der ungeduldige Bettler“, wie Nastasia Filippowna sich selbst ausdrückte, was man ihm schon hinterbracht hatte, worauf er alle Schwüre leistete, sie das später schmerzlich büßen zu lassen, er, der zugleich im stillen manchmal kindisch davon träumte, alles zu ordnen und alle Gegensätze miteinander zu versöhnen, – er mußte auch noch diesen bitteren Kelch und dabei gerade in einem solchen Augenblick leeren! Das war eine unvorhergesehene und für einen eitlen Menschen furchtbare Qual, er hatte die Pein des Errötens um seiner Angehörigen willen im eigenen Hause zu erdulden. „Ist der Lohn selbst denn wirklich dessen wert!“ fiel es Ganja in diesem Augenblick ein.

Jetzt geschah das, was er in diesen zwei Monaten nur des Nachts als einen Alpdruck erlebte, der ihn mit eisigem Schrecken erfüllte: er sah die Begegnung seines Vaters mit Nastasia Filippowna. Er hatte es manchmal in qualvollen Momenten der Gereiztheit versucht, sich den General während der Trauung vorzustellen, hatte es aber nie vermocht, das entsetzliche Bild zu Ende zu denken, sondern hatte sich immer rasch davon abgewandt. Vielleicht übertrieb er das Peinliche der Situation; das ist bei eitlen Menschen stets der Fall. Er hatte in diesen zwei Monaten Zeit gehabt, sich die Sache zu überlegen und zu einem Entschluß zu gelangen, und er gab sich das Wort, seinen Vater, was es auch kostete, wenigstens für eine Zeit zu bändigen und womöglich sogar aus Petersburg zu entfernen, ob die Mutter damit einverstanden war oder nicht. Als Nastasia Filippowna vor zehn Minuten

eintrat, war er so bestürzt und verwirrt, daß er die Möglichkeit von Ardalion Alexandrowitschs Erscheinen ganz vergaß und keinerlei diesbezügliche Anordnung traf. Und jetzt erschien der General, nachdem er seine feierlichen Vorbereitungen getroffen und einen Frack angezogen hatte, in Anwesenheit aller und noch dazu in einem Augenblick, da Nastasia Filippowna „nur nach einer Gelegenheit suchte, um ihn und seine Angehörigen zu verhöhnen“. (Er war davon überzeugt.) Was sollte ihr jetziger Besuch denn auch sonst bedeuten? War sie gekommen, um mit seiner Mutter und Schwester Freundschaft zu schließen oder um sie in ihrem eignen Hause zu beleidigen? Die von den beiden Lagern eingenommene Position ließ keinen Zweifel mehr übrig! Seine Mutter und Schwester saßen abseits, als wären sie hier nur geduldet, und Nastasia Filippowna schien ganz vergessen zu haben, daß sie sich mit ihnen im selben Zimmer befand . . . Wenn sie sich so benahm, verfolgte sie sicher irgendein Ziel.

Ferdystschenko faßte den General unter und führte ihn heran.

„Ardalion Alexandrowitsch Iwolgin“, sagte, würdevoll lächelnd sich verbeugend, der General, „ein unglücklicher alter Soldat und das Oberhaupt der Familie, die durch die Hoffnung beglückt ist, eine so entzückende . . .“

Er sprach nicht zu Ende; Ferdystschenko schob ihm von rückwärts rasch einen Sessel zu, und der General, der um diese Nachmittagsstunde nicht ganz sicher auf den Beinen stand, ließ sich nieder oder richtiger, er fiel in den Sessel, was ihn übrigens gar nicht verlegen machte. Er setzte sich Nastasia Filippowna gegenüber hin und preßte ihre Finger mit liebenswürdiger Miene langsam und effektiv an seine Lippen. Es war überhaupt recht schwer, den General in Verlegenheit zu bringen. Sein Äußeres war, von einigem Mangel an Akkuratess abgesehen, noch recht anständig, was er selbst sehr gut wußte. Er hatte früher Gelegenheit gehabt, in guter Gesellschaft zu verkehren, aus der er erst vor zwei, drei Jahren endgültig ausgeschlossen wurde. Von diesem Zeitpunkt an gab er sich ganz rückhaltlos einigen seiner Schwächen hin; er hatte aber bisher angenehme und geschickte Umgangsformen beibehalten. Nastasia Filippowna schien über Ardalion Alexandrowitschs Erscheinen außerordentlich erfreut zu sein, sie wußte natürlich schon so manches von ihm.

„Ich habe gehört, daß mein Sohn . . .“ wollte Ardalion Alexandrowitsch beginnen.

„Ja, Ihr Sohn! Sie, der Papa, sind aber auch nett! Warum sieht man Sie nie bei mir? Wie ist es, verstecken Sie sich selbst oder versteckt Sie Ihr Sohn? Sie können ja zu mir kommen, ohne irgendwen zu kompromittieren.“

„Die Kinder des neunzehnten Jahrhunderts und deren Eltern . . .“ wollte der General wieder beginnen.

„Nastasia Filippowna! Gestatten Sie, bitte, daß Ardalion Alexandrowitsch sich für einen Augenblick entfernt, jemand will ihn sprechen“, sagte Nina Alexandrowna laut.

„Ich sollte ihn jetzt fortlassen! Aber ich bitte Sie, ich habe so viel von ihm gehört und wünschte so sehr ihn kennenzulernen! Und was hat er denn zu tun? Er ist ja General außer Dienst. Sie werden mich doch nicht verlassen und fortgehen, General?“

„Ich verspreche Ihnen, daß er Sie besuchen wird, jetzt braucht er aber Ruhe.“

„Ardalion Alexandrowitsch, man sagt, Sie müssen ruhen!“ rief Nastasia Filippowna mit einer unzufriedenen, launischen Grimasse aus, wie ein verzogenes Mädchen, dem man ein Spielzeug wegnimmt. Der General benützte die Gelegenheit, um sich noch lächerlicher zu machen.

„Meine Liebe! Meine Liebe!“ sprach er vorwurfsvoll, sich feierlich an seine Frau wendend und die Hand aufs Herz pressend.

„Gehen Sie nicht fort, Mama?“ fragte Warja laut.

„Nein, Warja, ich werde bis zu Ende hierbleiben.“

Nastasia Filippowna mußte sowohl die Frage, als auch die Antwort gehört haben, ihre Fröhlichkeit schien sich dadurch aber nur zu steigern. Sie bestürmte den General sofort mit Fragen, und er befand sich nach fünf Minuten in feierlichster Stimmung und hielt unter lautem Lachen der Anwesenden lange Reden.

Kolja zupfte den Fürsten am Rockschoß.

„Führen Sie ihn doch wenigstens hinaus! Das geht doch nicht! Ich bitte Sie!“ Dem armen Jungen funkelten Tränen der Empörung in den Augen. „Oh, der verfluchte Ganja!“ fügte er leise hinzu.

„Ich war mit Iwan Feodorowitsch Jepantschin wirklich sehr befreundet“, beantwortete der General Nastasia Filippownas Fragen. „Ich, er und der verstorbene Fürst Lew Nikolajewitsch Myschkin, dessen Sohn ich heute nach zwanzigjähriger Trennung wieder umarmen durfte, bildeten sozusagen eine unzertrennliche Kavalkade: Athos, Porthos und Aramis. Der eine liegt aber leider von Verleumdungen und einer Kugel getroffen im Grabe und der zweite sitzt vor Ihnen und kämpft noch immer gegen Verleumdungen und Kugeln an . . .“

„Gegen Kugeln!“ rief Nastasia Filippowna.

„Sie sind hier, in meiner Brust, ich habe sie in Kars empfangen und fühle sie bei schlechtem Wetter. In allen anderen Beziehungen lebe ich wie ein Philosoph, gehe spazieren, spiele wie ein Bourgeois, der

sich zur Ruhe gesetzt hat, in meinem Café Dame und lese die ‚Indépendance‘. Mit unserem Porthos, Jepantschin, bin ich nach der Begebenheit in der Eisenbahn vor drei Jahren, bei der ein Bologneserhündchen eine gewisse Rolle spielte, ganz auseinander gekommen.“

„Ein Bologneserhündchen! Was war denn das für eine Geschichte?“ fragte Nastasia Filippowna mit besonderer Neugierde. „Ein Bologneserhündchen? Und in der Eisenbahn...!“ sagte sie und schien sich auf etwas zu besinnen.

„Oh, das ist eine dumme Geschichte, es lohnt gar nicht, sie zu erzählen: es war wegen der Gouvernante der Fürstin Belokonskaja, Mrs. Smith... es ist aber wirklich gar nicht wert, daß man es wiederholt.“

„Erzählen Sie es, bitte!“ rief Nastasia Filippowna fröhlich aus.

„Auch ich habe es noch nicht gehört!“ bemerkte Ferdystschenko, „C'est du nouveau.“

„Ardalion Alexandrowitsch!“ ertönte wieder Nina Alexandrownas flehende Stimme.

„Papa, man fragt nach Ihnen!“ rief Kolja.

„Es ist eine dumme Geschichte, die man mit zwei Worten erzählen kann“, begann der General selbstzufrieden. „Vor fast zwei Jahren wurde die neue –sker Bahn eröffnet, ich hatte damals sehr wichtige Geschäfte bezüglich meiner Pensionierung zu erledigen und löste mir (schon in Zivilkleidern) ein Billett erster Klasse: ich steige ein, setze mich hin und rauche. Das heißt, ich fahre fort zu rauchen, ich hatte schon vorher geraucht. Ich befand mich allein in dem Abteil. Es ist weder verboten, noch erlaubt zu rauchen; es ist also wie gewöhnlich halb erlaubt; es hängt von der Person ab. Das Fenster ist geöffnet. Plötzlich steigen, vor dem letzten Pfiff, zwei Damen mit einem Bologneserhündchen ein und setzen sich gerade gegenüber hin; sie haben sich verspätet. Die eine ist höchst elegant, ganz hellblau gekleidet; die zweite trägt ein bescheideneres schwarzes Seidenkleid und eine Pelerine. Sie sind nicht häßlich, schauen hochmütig drein und sprechen englisch. Ich geniere mich natürlich nicht und rauche weiter. Ich dachte sogar anfangs daran, aufzuhören, da aber das Fenster offen war, wandte ich mich ab und rauchte weiter. Das kleine Bologneserhündchen, das so groß wie meine Faust war, ein schwarzes Fell und weiße Pfötchen hatte und wirklich etwas Seltenes war, lag auf den Knien der hellblauen Dame. Es trug ein silbernes Halsband mit einer Devise darauf. Ich bleibe ruhig sitzen. Ich bemerke nur, daß die Damen sich natürlich über meine Zigarre zu ärgern scheinen. Die eine starrt mich durch ihr Schildpattlorgnon an. Ich rühre mich noch immer nicht: denn sie äußern sich ja auch gar nicht! Sie könnten doch etwas sagen,

mich warnen oder bitten, wozu haben denn die Menschen einen Mund! Sie schweigen aber . . . plötzlich reißt mir die Blaue, ohne auch nur eine Silbe zu sagen, als wäre sie ganz von Sinnen, die Zigarre aus der Hand und wirft sie zum Fenster hinaus. Der Zug rast nur so dahin und ich schaue sie wie geistesabwesend an. Es war eine ganz wilde Frau, etwas, das sich gar nicht bändigen ließ; sie war übrigens üppig, groß, blond und sogar etwas zu rotbackig, ihre Augen funkelten mich nur so an. Ich näherte mich, ohne ein Wort zu sagen, mit der größten und selbst übertriebensten Höflichkeit dem Bologneserhündchen, nahm es mit zwei Fingern vorsichtig rückwärts beim Kopf und schleuderte es der Zigarre nach zum Fenster hinaus! Es konnte nur noch aufquietschen! Der Zug raste weiter.“

„Sie sind ein herzloser Mensch!“ rief Nastasia Filippowna lachend und wie ein kleines Mädchen in die Hände klatschend aus.

„Bravo, bravo!“ schrie Ferdystschenko. Auch Ptizyn, dem das Erscheinen des Generals außerordentlich unangenehm war, lächelte ein wenig; selbst Kolja lachte und rief „Bravo!“

„Und ich war im Recht, ich war tausendmal im Recht“, fuhr der triumphierende General eifrig fort, „denn, wenn in der Bahn das Rauchen verboten ist, so das Mitführen von Hunden noch viel mehr.“

„Bravo, Papa!“ rief Kolja entzückt aus, „großartig! Ich würde sicherlich dasselbe tun!“

„Was geschah jetzt mit der Dame?“ fragte Nastasia Filippowna ungeduldig.

„Das war ja gerade das Unangenehme“, sagte der General, die Stirn runzelnd, „sie schlug mich, ohne ein Wort zu sagen und ohne auch nur eine Andeutung zu machen, ins Gesicht. Eine ganz wilde, unerzogene Frau!“

„Und Sie?“

Der General senkte die Augen, hob die Brauen, zuckte mit den Achseln, preßte die Lippen aufeinander, streckte die Arme vor, schwieg eine Weile und fügte plötzlich hinzu:

„Ich habe mich hinreißen lassen.“

„Und hat es ihr weh getan? Hat es sehr weh getan?“

„Es hat ihr bei Gott nicht weh getan! Es kam zu einem Skandal, es hat aber gar nicht weh getan. Ich habe sie nur einmal abgewehrt, um sie loszuwerden. Da war aber der Teufel mit im Spiele: die Hellblaue erwies sich als die Gouvernante, die Engländerin oder Freundin der Fürstin Belokonskaja, und die in Schwarz als die älteste Komtesse Belokonskaja, eine alte Jungfer von fünfunddreißig Jahren. Es ist ja bekannt, in welchem Verhältnis die Generalin Jepantschina zum Hause Belokonskij steht. Alle Komtessen fielen in

Ohnmacht, es gab Tränen, Trauerkleidung aus Schmerz um das geliebte Hündchen, die sechs Komtessen und die Engländerin jammerten, mit einem Wort: der reinste Weltuntergang! Ich fuhr natürlich reumütig hin, bat um Entschuldigung und schrieb einen Brief, man nahm aber weder mich noch meinen Brief an, es kam zu einem Streit mit Japantschin, man wies mir die Tür, und der Verkehr wurde abgebrochen.“

„Erlauben Sie mal, wie ist denn das möglich?“ fragte plötzlich Nastasia Filippowna. „Ich habe vor fünf oder sechs Tagen in der ‚Indépendance‘ – ich lese immer die ‚Indépendance‘ – genau dieselbe Geschichte gelesen. Aber aufs Haar dieselbe! Die Begebenheit hat sich im Waggon einer rheinischen Bahn zwischen einem Franzosen und einer Engländerin zugetragen; die Zigarre wurde genau ebenso aus der Hand gerissen, das Bologneserhündchen wurde zum Fenster hinausgeworfen, es nahm auch ganz dasselbe Ende wie bei Ihnen. Selbst das Kleid war hellblau!“

Der General wurde furchtbar rot, auch Kolja errötete und preßte sich den Kopf mit den Händen. Ptizyn wandte sich rasch ab. Nur Ferdystschenko lachte noch immer. Ganja war ganz vernichtet: er stand die ganze Zeit da und duldete stumm eine übermenschliche Folter.

„Ich versichere Ihnen“, murmelte der General, „daß auch mir dasselbe passierte . . .“

„Papa hat wirklich mit Mrs. Smith, der Gouvernante von Belokonskijs, Unannehmlichkeiten gehabt“, rief Kolja aus, „ich erinnere mich daran.“

„Wie! Alles war ganz genau ebenso? Dieselbe Geschichte an zwei entgegengesetzten Enden Europas, in allen Einzelheiten, das hellblaue Kleid mit inbegriffen?“ fragte unbarmherzig Nastasia Filippowna. „Ich werde Ihnen die ‚Indépendance Belge‘ schicken!“

„Beachten Sie aber“, sagte der General beharrlich, „daß es mir zwei Jahre früher passiert ist.“

„Ja, das ist dann etwas anderes!“

„Papa, ich möchte Sie bitten herauszukommen, ich habe mit Ihnen ein paar Worte zu sprechen“, sagte Ganja mit zitternder, gequälter Stimme, indem er den Vater instinktiv bei der Schulter packte. In seinem Blick brannte unendlicher Haß.

Nastasia Filippowna lachte wie in einem hysterischen Anfall.

In diesem Augenblick läutete es im Vorzimmer sehr stark; jemand riß beinahe die Glocke herunter. Das kündigte einen ungewöhnlichen Besuch an. Kolja lief, um zu öffnen.

Das Vorzimmer füllte sich plötzlich mit Menschen, die großen Lärm machten; es schien im Wohnzimmer, als seien einige Menschen auf einmal hereingekommen und als folgten immer noch andere. Es redeten und schrien immer einige Personen zugleich; man sprach und lärmte auch auf der Treppe, da die Vorzimmertür, wie man deutlich hörte, nicht geschlossen wurde. Der Besuch schien sehr seltsam zu sein. Alle wechselten Blicke; Ganja stürzte in den Salon, es befanden sich aber auch dort schon ein paar Menschen.

„Da ist er, dieser Judas!“ rief eine dem Fürsten bekannte Stimme.
„Guten Tag, Schuft Ganja!“

„Ja, ja, da ist er schon!“ bestätigte eine zweite Stimme.

Der Fürst konnte nicht länger zweifeln, die eine Stimme gehörte Rogoshin, die zweite Lebedew.

Ganja stand wie geistesabwesend auf der Schwelle des Wohnzimmers und schaute schweigend, ohne sich dagegen zu wehren, zu, wie zehn bis zwölf Personen, eine nach der andern, Parfen Rogoshin in das Wohnzimmer folgten.

Es war eine äußerst gemischte Gesellschaft, die sich durch völlige Ungeniertheit auszeichnete. Manche kamen im Straßenkostüm, in Mänteln und Pelzen herein. Es war übrigens kein ganz Betrunkener unter ihnen; alle schienen aber sehr angeheitert zu sein. Alle machten beim Eintreten den Eindruck, als verließen sie sich aufeinander; niemand hätte wohl allein den Mut dazu gehabt, alle schienen sich aber gegenseitig weiterzuschieben. Selbst Rogoshin schritt vorsichtig an der Spitze des Haufens einher, doch er hatte sicher irgendeine Absicht und schien düster, gereizt und besorgt. Die übrigen bildeten aber nur einen Chor oder besser gesagt eine Hilfstruppe. Außer Lebedew befand sich auch Salioshew darunter, der gebrannte Haare hatte, den Pelz im Vorzimmer ablegte und elegant und dreist eintrat; es waren noch zwei, drei Herren dabei, die ihm ähnlich sahen und wohl ebenfalls Kaufleute waren; einer der Gäste trug einen halb militärischen Überzieher; ein kleiner, außerordentlich dicker Mensch lachte ununterbrochen; ein ungeheuer großer, ebenfalls dicker Herr war sehr düster und schweigsam und schien auf seine Fäuste große Hoffnungen zu setzen. Es war auch noch ein Student der Medizin und ein sehr beweglicher Pole dabei. Von der Treppe schauten zwei Damen herein, die aber nicht mitzukommen wagten; Kolja schlug ihnen die Tür vor der Nase zu und schob den Riegel vor.

„Guten Tag, Ganka, du Schuft! Was, du hast Parfen Rogoshin jetzt nicht erwartet?“ wiederholte Rogoshin, als er das Wohnzimmer erreichte und an der Tür vor Ganja stehenblieb. In diesem Moment

erblickte er aber im Zimmer sich gerade gegenüber Nastasia Filippowna. Er hatte wohl nicht im entferntesten an die Möglichkeit, sie hier zu treffen, gedacht, denn ihr Anblick übte auf ihn eine außergewöhnliche Wirkung aus; er erleichte so, daß seine Lippen ganz blau wurden. „Es ist also wahr!“ sagte er leise und ganz vernichtet, als spräche er mit sich selbst, „es ist also aus . . . ! Nun . . . Du wirst es mir jetzt büßen!“ fügte er plötzlich zähneknirschend und Ganja mit unmenschlichem Haß betrachtend hinzu. „Ach . . . !“

Er geriet außer Atem und konnte nur mit Mühe sprechen. Er ging mechanisch ins Zimmer, als er die Schwelle aber überschritten hatte und Nina Alexandrowna und Warja erblickte, blieb er trotz seiner Aufregung ein wenig verlegen stehen. Ihm folgte Lebedew, der wie ein Schatten nicht von ihm wich und schon stark betrunken war, dann der Student, der Herr mit den Fäusten, der sich nach rechts und links verneigende Salioshew und endlich drängte sich noch der kleine Dicke durch. Die Anwesenheit der Damen hielt sie alle ein wenig im Zaum und störte sie sichtlich sehr, aber natürlich nur, solange sie noch nicht angefangen hatten, bevor sie den ersten Anlaß hatten, aufzuschreien und in Aktion zu treten . . . dann aber würden sie sich vor keiner Dame auf der Welt mehr genießen.

„Wie? Auch du bist hier, Fürst?“ sagte Rogoshin zerstreut; die Begegnung mit dem Fürsten hatte ihn ein wenig verblüfft. „Du bist noch immer in deinen Gamaschen, ach!“ seufzte er, er hatte den Fürsten schon vergessen und richtete seinen Blick wieder auf Nastasia Filippowna, indem er sich immer näher an sie heranschob, als würde er von ihr wie von einem Magnet angezogen.

Nastasia Filippowna sah die Gäste mit unruhiger Neugierde an. Ganja kam endlich zu sich.

„Erlauben Sie, was hat das zu bedeuten?“ fragte er laut, die Ankömmlinge streng mustern und sich hauptsächlich an Rogoshin wendend. „Meine Herrschaften, Sie sind doch nicht in einen Stall gekommen, meine Mutter und Schwester befinden sich doch auch noch hier.“

„Wir sehen Ihre Mutter und Schwester“, sagte Rogoshin mit zusammengepreßten Zähnen.

„Man sieht ja, daß es die Mutter und die Schwester ist“, wiederholte Lebedew, um sich mehr Mut zu machen.

Der Herr mit den Fäusten, der annahm, der richtige Augenblick sei schon gekommen, begann etwas zu brummen.

„Ja, was soll denn das?“ sagte Ganja, die Stimme plötzlich übermäßig erhebend. „Erstens bitte ich alle, sich von hier in den Salon zu begeben und mich dann wissen zu lassen . . .“

„Er erkennt mich nicht!“ sagte Rogoshin mit einem boshaften Lächeln.

cheln, indem er sich nicht von der Stelle rührte. „Hast du Rogoshin nicht erkannt?“

„Ich habe Sie zwar schon irgendwo getroffen, aber . . .“

„Er hat mich irgendwo getroffen! Ich habe ja erst vor drei Monaten zweihundert Rubel meines Vaters an dich verspielt, der Alte ist gestorben, ohne daß er es erfahren hat; du hast mich hingeschleppt, und Knif hat mich beschwindelt. Erkennst du mich nicht? Ptizyn ist Zeuge! Wenn ich aber jetzt drei Rubel aus der Tasche nehme und sie dir hinhalte, wirst du uns bis zur Wasiljewskij-Insel auf allen vieren nachkriechen, so einer bist du! So ist deine Seele! Ich bin jetzt auch gekommen, um dich für Geld zu kaufen; achte nicht darauf, daß ich in solchen Stiefeln hereinkomme, ich habe viel Geld, Bruder, und ich kann dich und alles, was zu dir gehört, dafür kaufen . . . wenn ich will, kaufe ich euch alle! Ich kann alles kaufen!“ sagte Rogoshin, sich immer mehr ereifernd und gleichsam berauschend. „Ach!“ rief er aus, „Nastasia Filippowna! Jagen Sie mich nicht weg, sagen Sie nur das eine Wort: Heiraten Sie ihn oder nicht?“

Rogoshin stellte seine Frage wie verloren, als wendete er sich an eine Gottheit, er tat es aber mit dem Mut eines zum Tode Verurteilten, der nichts mehr zu verlieren hat. Er erwartete mit Todesangst die Antwort.

Nastasia Filippowna maß ihn mit einem spöttischen, hochmütigen Blick, betrachtete aber dann Warja, Nina Alexandrowna und Ganja und änderte plötzlich ihr Benehmen.

„Ich denke gar nicht daran, was haben Sie? Wieso fällt es Ihnen ein, danach zu fragen?“ antwortete sie still, ernst und ein wenig erstaunt.

„Nein? Nein!!“ rief Rogoshin fassungslos vor Freude aus. „Also nicht?! Man hatte die Zeit angesagt . . . Ach! Nastasia Filippowna, man sagt, Sie seien mit Ganka verlobt! Mit dem? Ist denn das möglich? Ich habe es ja allen gesagt! Ich kann ihn mit Haut und Haaren für hundert Rubel kaufen; wenn ich zwei, drei Tausender gebe, wird er am Tage vor der Hochzeit noch weglaufen und die Braut mir überlassen. Das ist doch wahr, Ganka, du Schuft! Du hättest die drei Tausender ja genommen! Da sind sie, da! Ich bin gekommen, um von dir die schriftliche Bestätigung zu verlangen; ich habe gesagt, ich werde dich kaufen, ich tue es auch!“

„Geh hinaus, du bist ja betrunken!“ schrie abwechselnd errötend und erbleichend Ganja.

Auf seinen Schrei folgte plötzliches Stimmengewirr; Rogoshins ganzes Gefolge wartete schon lange auf die erste Herausforderung. Lebedew flüsterte Rogoshin außerordentlich eingehend etwas ins Ohr.

„Du hast recht, Lebedew“, antwortete Rogoshin, „du hast recht, du

besoffene Seele! Riskieren wir es halt. Nastasia Filippowna!“ rief er, indem er sich wie wahnsinnig umschaute, erschrak und dann plötzlich beinahe dreist wurde. „Hier sind achtzehntausend Rubel!“ Und er warf auf das vor ihr stehende Tischchen ein in weißes Papier gewickeltes und kreuzweise mit einer Schnur umwickeltes Paket. „Da! Und . . . und es kommt noch etwas nach!“

Er wagte nicht, das, was er wollte, zu Ende zu sprechen . . .

„Pst!“ flüsterte Lebedew ihm mit furchtbar ängstlicher Miene zu; man konnte erraten, daß die Größe der Summe ihn erschreckt hatte und daß er vorschlug, es mit einer bedeutend geringeren zu versuchen.

„Nein, du verstehst nichts davon, Bruder, du weißt nicht, mit wem du es zu tun hast . . . auch ich bin wohl ebenso dumm gewesen wie du!“ fiel es Rogoshin plötzlich ein und er erbehte unter Nastasia Filippownas brennendem Blick. „A—ach! Ich habe einen Fehler begangen, weil ich auf dich gehört habe“, fügte er mit tiefer Reue hinzu.

Als Nastasia Filippowna Rogoshins bestürztes Gesicht sah, lachte sie plötzlich auf.

„Achtzehntausend Rubel für mich; man sieht gleich den Bauer!“ fügte sie plötzlich mit dreister Ungeniertheit hinzu und erhob sich vom Sofa, als wollte sie gehen. Ganja beobachtete diese ganze Szene mit stockendem Atem.

„Vierzigtausend, vierzig und nicht achtzehn!“ schrie Rogoshin. „Wanka Ptizyn und Biskup haben versprochen, bis sieben Uhr vierzigtausend herzuschaffen. Vierzigtausend! bar auf den Tisch gezählt!“

Die Situation wurde äußerst peinlich, Nastasia Filippowna fuhr jedoch fort zu lachen und ging nicht, als wollte sie die Sache absichtlich in die Länge ziehen. Nina Alexandrowna und Warja hatten sich ebenfalls erhoben und warteten erschrocken und schweigend, wie alles enden würde; Warjas Augen funkelten, Nina Alexandrowna fühlte sich aber sehr schlecht; sie zitterte, und wurde beinahe ohnmächtig.

„Wenn es so ist, dann hundert! Ich gebe Ihnen noch heute hunderttausend! Hilf mir, Ptizyn, du machst dabei ein gutes Geschäft!“

„Bist du verrückt“, flüsterte plötzlich Ptizyn, auf ihn zugehend und ihn bei der Hand packend, „bist du betrunken? Wir müssen Wachmänner holen lassen. Wo befindest du dich?“

„Er lügt, weil er einen Rausch hat“, sagte Nastasia Filippowna, wie um ihn zu reizen.

„Ich lüge nicht, das Geld wird gegen Abend da sein. Ptizyn, steh mir doch bei, du Wucherer, verlange was du willst, verschaffe mir aber bis zum Abend hunderttausend Rubel; ich werde beweisen, daß es mir nicht darauf ankommt!“ sagte Rogoshin, der sich plötzlich in Ekstase geredet hatte.

„Was soll denn das bedeuten?“ rief Ardalion Alexandrowitsch auf einmal drohend aus, auf Rogoshin zutretend. Die Plötzlichkeit dieses Ausrufes seitens des Alten, der bis dahin geschwiegen hatte, ließ die Sache sehr komisch erscheinen. Man hörte lachen.

„Woher kommt denn der?“ fragte Rogoshin lachend, „geh nur, Alter, du bist wohl betrunken!“

„Das ist doch aber gemein!“ rief Kolja vor Scham und Ärger weinend aus.

„Findet sich denn niemand unter euch, der diese Schamlose von hier fortbringt!“ schrie Warja plötzlich, vor Zorn bebend.

„Sie nennt mich schamlos!“ antwortete Nastasia Filippowna mit verächtlicher Fröhlichkeit, „und ich war so dumm herzukommen, um sie zu mir für den Abend einzuladen! So werde ich von Ihrer Schwester behandelt, Gawrila Ardalionowitsch.“

Ganja stand nach den Worten seiner Schwester eine Zeitlang wie vom Blitz gerührt da, als er aber sah, daß Nastasia Filippowna diesmal wirklich ging, stürzte er wie wahnsinnig zu Warja hin und packte sie wütend bei der Hand.

„Was hast du getan!“ rief er aus, sie so anblickend, als wünschte er sie auf der Stelle zu vernichten. Er war ganz verwirrt und konnte nicht zusammenhängend denken.

„Was ich getan habe? Wo schleppst du mich hin? Soll ich sie vielleicht deswegen um Verzeihung bitten, weil sie deine Mutter beleidigt hat und dein Haus schändet, du gemeiner Mensch?“ rief Warja triumphierend aus und blickte den Bruder herausfordernd an.

Sie standen so von Angesicht zu Angesicht eine Weile einander gegenüber. Ganja hielt sie noch immer bei der Hand. Warja versuchte sich ein paarmal mit aller Kraft loszureißen, hielt es aber nicht aus und spuckte plötzlich, ganz außer sich, dem Bruder ins Gesicht.

„So ein Mädchen!“ rief Nastasia Filippowna. „Bravo, Ptizyn, ich gratuliere Ihnen!“

Es flimmerte Ganja vor den Augen und er holte, sich ganz vergessend, so weit er konnte, zu einem Schlage nach der Schwester aus. Der Schlag hätte sie sicher direkt ins Gesicht getroffen. Plötzlich wurde Ganjas Hand aber im Fluge von einer anderen Hand aufgehalten.

Zwischen ihm und der Schwester stand der Fürst.

„Genug, hören Sie auf!“ sagte er eindringlich, aber wie von einer sehr starken Erschütterung am ganzen Leibe zitternd.

„Ja, wirst du mir denn ewig im Wege stehen!“ brüllte Ganja, indem er Warja losließ und mit der frei gewordenen Hand dem Fürsten im höchsten Grade der Wut mit aller Kraft eine Ohrfeige gab.

„Ach!“ schrie Kolja, die Hände zusammenschlagend, „mein Gott!“

Es entstand eine allgemeine Bewegung. Der Fürst erbleichte. Er sah Ganja mit einem seltsamen Ausdruck des Vorwurfs gerade in die Augen; seine Lippen zitterten, bemühten sich etwas auszusprechen und verzogen sich zu einem seltsamen, gar nicht passenden Lächeln.

„Also gut, ich muß es ertragen... ich lasse sie... aber doch nicht schlagen!“ sagte er endlich leise, hielt es jedoch plötzlich nicht aus, wandte sich von Ganja ab, bedeckte das Gesicht mit den Händen, ging in eine Ecke, drehte sich zur Wand hin und sprach mit zitternder Stimme:

„Oh, wie werden Sie sich Ihrer Handlungsweise schämen!“

Ganja stand in der Tat wie vernichtet da. Kolja stürzte zum Fürsten hin und umarmte und küßte ihn; ihm folgten Rogoshin, Warja, Ptizyn, Nina Alexandrowna, alle, selbst der Alte, Ardalion Alexandrowitsch.

„Es ist nichts, es ist nichts!“ murmelte der Fürst, mit demselben gar nicht passenden Lächeln nach allen Seiten hin.

„Er wird es büßen!“ schrie Rogoshin, „du wirst dich schämen, Ganja, daß du ein solches . . . Schaf“ (er konnte kein anderes Wort finden) „beleidigt hast! Fürst, laß sie, mein Lieber, pfeife darauf und komm mit! Du wirst sehen, wie Rogoshin dich liebt!“

Nastasia Filippowna war ebenfalls, sowohl durch Ganjas Benehmen als auch durch die Antwort des Fürsten, verblüfft. Ihr stets bleiches, nachdenkliches Gesicht, das die ganze Zeit über mit ihrem gemacht klingenden Lachen so gar nicht harmoniert hatte, schien jetzt durch ein neues Gefühl erregt zu sein, das sie aber doch nicht äußern wollte; sie bemühte sich vielmehr, den früheren spöttischen Ausdruck beizubehalten.

„Ich habe ihn wirklich irgendwo gesehen!“ sagte sie plötzlich ernst, sich an ihre frühere Frage erinnernd.

„Schämen Sie sich gar nicht! Sind Sie denn so, wie Sie jetzt gehandelt haben. Ist es möglich!“ rief der Fürst plötzlich mit tiefem Vorwurf aus.

Nastasia Filippowna war erstaunt, lächelte, schien aber etwas dahinter zu verbergen, blickte Ganja ein wenig verwirrt an und verließ das Wohnzimmer. Bevor sie jedoch das Vorzimmer erreicht hatte, kehrte sie plötzlich um, trat rasch auf Nina Alexandrowna zu, ergriff ihre Hand und zog sie an ihre Lippen.

„Ich bin ja wirklich ganz anders, er hat es erraten“, flüsterte sie rasch, leidenschaftlich und plötzlich errötend, drehte sich dann um und ging so schnell hinaus, daß niemand darüber nachdenken konnte, weshalb sie umgekehrt war. Man sah nur, daß sie Nina Alexandrowna etwas zuflüsterte und vielleicht deren Hand küßte. Warja hatte aber alles gesehen und gehört und war ihr erstaunt mit den Augen gefolgt.

Ganja kam zu sich und stürzte hinaus, um Nastasia Filippowna zu

begleiten, doch sie war schon fort. Er holte sie auf der Treppe ein.

„Begleiten Sie mich nicht!“ rief sie ihm zu. „Auf Wiedersehen heute abend! Kommen Sie ganz bestimmt, hören Sie!“

Er kehrte verlegen und sinnend zurück; ihn quälte ein seltsames Rätsel, das jetzt noch schwerer als vorher auf ihm lastete. Er dachte auch an den Fürsten . . . Er war so in Gedanken versunken, daß er kaum merkte, wie der ganze, von Rogoshin mitgebrachte Haufen sich an ihm vorbeischoß, eilig die Wohnung verließ und ihn bei der Tür zurückdrängte. Alle unterhielten sich laut über etwas. Rogoshin ging mit Ptizyn und sprach eindringlich von etwas Wichtigem und offenbar Unaufschiebbarem.

„Du hast verspielt, Ganja!“ rief er ihm im Vorbeigehen zu.

Ganja schaute ihnen beunruhigt nach.

11

Der Fürst verließ das Wohnzimmer und schloß sich in seinem Zimmer ein. Kolja kam sofort zu ihm, um ihn zu trösten. Der arme Junge schien jetzt ohne ihn gar nicht auskommen zu können.

„Sie haben gut getan, daß Sie weggegangen sind“, sagte er, „es wird jetzt dort ein noch größerer Spektakel als bisher beginnen, es geht bei uns jeden Tag so zu, und alles nur dieser Nastasia Filippowna wegen.“

„Bei euch ist viel Krankhaftes gereift und gewachsen, Kolja“, bemerkte der Fürst.

„Ja, das ist wahr. Selbstverständlich. Wir sind selbst daran schuld. Ich habe aber einen großen Freund, der noch unglücklicher ist. Wollen Sie, daß ich Sie mit ihm bekannt mache?“

„Gewiß. Ist er ein Kamerad von Ihnen?“

„Ja, fast ein Kamerad. Ich werde Ihnen nachher alles erklären. Finden Sie, daß Nastasia Filippowna schön ist? Ich habe sie bisher nie gesehen, trotzdem ich mich sehr darum bemüht habe. Sie hat mich einfach geblendet. Ich würde Ganja alles verzeihen, wenn er es aus Liebe täte; warum nimmt er aber Geld an, das ist das Schlechte dabei!“

„Ja, Ihr Bruder gefällt mir nicht besonders.“

„Das ist sehr begreiflich. Nachdem . . . Wissen Sie, ich kann alle diese verkehrten Ansichten nicht ausstehen. Irgendein Verrückter oder Narr oder ein Schuft im wahnsinnigen Zustand gibt einem eine Ohrfeige, und man ist deswegen für das ganze Leben entehrt und kann es nicht anders als mit Blut wegwaschen, wenn man nicht kniefällig um Verzeihung gebeten wird. Das ist meiner Ansicht nach sinnlos und despotisch. Darauf ist Lermontows Drama ‚Der Maskenball‘ aufgebaut; ich finde das dumm. Das heißt, ich will sagen, es ist unnatürlich. Er hat das ja aber fast in der Kindheit geschrieben.“

„Ihre Schwester gefällt mir sehr gut.“

„Wie sie Ganja ins Gesicht gespußt hat. Warja ist tapfer! Sie haben aber nicht gespußt, und ich bin überzeugt, daß es nicht aus Mangel an Tapferkeit war. Da kommt sie selbst. Ich wußte, daß sie kommen würde; sie ist gut, wenn sie auch Fehler hat.“

„Du hast hier nichts zu suchen“, fiel Warja sofort über ihn her, „geh zum Vater. Stört er Sie, Fürst?“

„Gar nicht, im Gegenteil.“

„Jetzt zeigt sie, daß sie die ältere ist! Das ist ihr Fehler. Ich habe übrigens geglaubt, der Vater würde bestimmt mit Rogoshin mitfahren. Er bereut es wohl jetzt. Ich will wirklich schauen, was mit ihm ist“, setzte Kolja, hinausgehend, hinzu.

„Ich habe Mama, Gott sei Dank, weggebracht und ins Bett gelegt, es ist alles gut gegangen. Ganja ist verlegen und sehr nachdenklich. Er hat ja auch allen Grund dazu. Das war eine gute Lehre! . . . Ich bin gekommen, um Ihnen nochmals zu danken und Sie etwas zu fragen: Haben Sie Nastasia Filippowna bisher nicht gekannt, Fürst?“

„Nein, ich habe sie nicht gekannt.“

„Wie kommen Sie dann dazu, ihr ins Gesicht zu sagen, sie wäre ‚nicht so‘. Und Sie scheinen richtig geraten zu haben. Es hat sich gezeigt, daß sie vielleicht wirklich gar nicht so ist. Ich werde aus ihr übrigens nicht klug. Sie hat natürlich die Absicht zu beleidigen gehabt, das ist klar. Ich habe schon vorher viel Seltsames von ihr gehört. Wenn sie aber gekommen ist, um uns einzuladen, warum hat sie sich dann Mama gegenüber so benommen? Ptizyn kennt sie ganz genau, doch er sagt, er habe sie vorhin auch nicht verstehen können. Und was war das mit Rogoshin? Man darf, wenn man sich selbst achtet, nicht so sprechen und noch dazu im Hause ihres . . . Mama ist auch Ihretwegen sehr besorgt.“

„Das sollte sie aber nicht“, sagte der Fürst abwehrend.

„Und wieso hat sie nur auf Sie gehört . . .“

„Warum glauben Sie das?“

„Sie haben ihr gesagt, sie solle sich schämen, und sie hat sich plötzlich ganz verändert. Sie steht unter Ihrem Einfluß, Fürst“, fügte Warja leicht lächelnd hinzu.

Die Tür ging auf, und Ganja kam ganz unerwartet herein.

Er zögerte gar nicht, als er Warja sah, er blieb eine Weile auf der Schwelle stehen und kam plötzlich entschlossen auf den Fürsten zu.

„Fürst, ich habe eine Gemeinheit begangen, verzeihen Sie mir, mein Lieber“, sagte er plötzlich gefühlvoll. Seine Gesichtszüge drückten Seelenpein aus. Der Fürst blickte ihn verwundert an und antwortete nicht sogleich. „Verzeihen Sie, verzeihen Sie mir doch!“ sagte Ganja

ungeduldig. „Wenn Sie wollen, küsse ich Ihnen sofort die Hand.“

Der Fürst war außerordentlich erstaunt und umarmte Ganja schweigend. Beide küßten einander herzlich.

„Ich hätte niemals gedacht, daß Sie so sind“, sagte der Fürst endlich, schwer atmend, „ich hätte Sie . . . dessen nicht für fähig gehalten.“

„Mich zu entschuldigen . . . ? Und wie habe ich vorher nur glauben können, daß Sie ein Idiot sind! Sie bemerken das, was andere nie beachten würden. Man sollte mit Ihnen sprechen . . . es ist aber besser, das nicht zu tun!“

„Da ist noch jemand, den Sie um Verzeihung bitten sollten“, sagte der Fürst, auf Warja hinweisend.

„Nein, das sind meine Feinde. Seien Sie davon überzeugt, Fürst, ich habe es oft erprobt; hier findet man keine aufrichtige Vergebung“, sagte Ganja eifrig und wandte sich von Warja ab.

„Nein, ich verzeihe“, sagte Warja plötzlich.

„Wirst du auch heute abend zu Nastasia Filippowna fahren?“

„Ich werde hinfahren, wenn du es haben willst; überlege es dir aber selbst, ob jetzt für mich auch nur die geringste Möglichkeit besteht, hinfzufahren?“

„Sie ist ja gar nicht so. Du siehst ja, was für Rätsel sie aufgibt. Sie macht Faxen“, und Ganja lächelte boshaft.

„Ich weiß selbst, daß sie nicht so ist und Faxen macht, aber was für welche? Und denke einmal darüber nach, Ganja, für wen sie dich selbst hält? Wenn sie auch Mama die Hand geküßt hat und wenn es nur Faxen waren, dich hat sie aber doch ausgelacht! Das ist bei Gott keine fünfundsiebzigtausend Rubel wert, Bruder! Du bist noch edlerer Regungen fähig, darum sage ich es dir: Fahre lieber gar nicht hin. Nimm dich in acht! Das kann zu nichts Gutem führen!“

Nachdem Warja das alles gesagt hatte, verließ sie ganz erregt rasch das Zimmer.

„So treiben sie es immer!“ sagte Ganja lächelnd. „Glauben sie denn wirklich, daß ich es nicht selbst weiß? Ich weiß ja viel mehr als sie.“

Bei diesen Worten setzte Ganja sich auf das Sofa; er hatte offenbar die Absicht, noch dazubleiben.

„Wenn es so ist“, sagte der Fürst schüchtern, „warum nehmen Sie dann eine Qual auf sich, von der Sie wissen, daß sie keine fünfundsiebzigtausend Rubel wert ist?“

„Ich meine nicht das“, murmelte Ganja, „sagen Sie mir übrigens, was Sie davon denken, ich will gerade Ihre Meinung darüber hören, ob diese Qual fünfundsiebzigtausend Rubel wert ist oder nicht?“

„Meiner Ansicht nach nicht.“

„Das habe ich gewußt. Es ist auch eine Schande, so zu heiraten?“

„Eine große Schande.“

„Nehmen Sie also zur Kenntnis, daß ich jetzt bestimmt heirate. Ich habe vorher noch geschwankt, jetzt aber nicht mehr. Sprechen Sie nicht. Ich weiß, was Sie sagen wollen . . .“

„Ich will etwas anderes sagen, als Sie glauben: ich wundere mich sehr über Ihre außerordentliche Sicherheit . . .“

„Wieso? Was für eine Sicherheit?“

„Die Sicherheit, mit der Sie annehmen, daß Nastasia Filippowna Sie bestimmt heiraten wird und daß diese ganze Angelegenheit schon erledigt ist. Wer bürgt Ihnen aber vor allem dafür, daß die fünfund-siebzigtausend Rubel, selbst wenn sie es tut, direkt in Ihre Tasche gelangen? Ich weiß übrigens bei weitem nicht alles.“

Ganja machte eine heftige Bewegung zum Fürsten hin.

„Selbstverständlich wissen Sie nicht alles“, sagte er, „warum würde ich denn sonst diese ganze Last auf mich nehmen?“

„Ich glaube, daß das sehr häufig vorkommt: man heiratet das Geld, das Geld hat aber die Frau.“

„N-nein, es wird bei uns anders sein . . . Es . . . es sind Umstände mit im Spiel . . .“ murmelte Ganja, in unruhiges Sinnen vertieft. „Was aber ihre Antwort anbelangt, so sind keinerlei Zweifel mehr möglich“, fügte er rasch hinzu. „Woraus schließen Sie, daß sie mich abweisen wird?“

„Ich weiß nichts außer dem, was ich gesehen habe; auch Warwara Ardalionowna hat soeben gemeint . . .“

„Aber was! Sie wissen nicht mehr, was sie sagen sollen. Seien Sie aber versichert, daß sie Rogoshin verhöhnt hat, ich habe mich davon überzeugt. Das war deutlich zu sehen. Ich bin vorher erschrocken, habe es dann aber durchschaut. Oder meinen Sie vielleicht das, wie sie die Mutter, den Vater und Warja behandelt hat?“

„Und Sie!“

„Vielleicht; das ist aber nichts als eine langgehegte, echt weibliche Rache. Sie ist eine furchtbar reizbare, empfindliche und eitle Frau. Wie ein um seinen Rang gekommener Beamter! Sie wollte sich und denen ihre ganze Verachtung zeigen . . . und auch mir; das ist wahr, ich leugne es nicht . . . Sie wird mich aber doch heiraten. Sie ahnen gar nicht, welcher Faxen die menschliche Eitelkeit fähig ist; sie hält mich ja für einen Schuft, weil ich sie, die Geliebte eines andern, so offen ihres Geldes wegen heiraten will, denkt aber nicht daran, daß ein anderer sie einfach betrügen würde; er würde ihr irgendwas von liberalen und fortschrittlichen Dingen vorreden und mit der Frauenfrage kommen, dann würde sie sich wie ein Faden durchs Nadelöhr ziehen lassen. Er würde der eitlen Närrin einreden (das ist ja so leicht), daß

er sie nur ‚der edlen Seele und ihres Unglücks‘ wegen heirate, würde sie dabei aber doch des Geldes wegen nehmen. Ich gefalle ihr nicht, weil ich ihr nichts vormachen will; ich hätte das aber eigentlich tun sollen. Wie benimmt sie sich aber selbst? Doch ganz ebenso! Wofür verachtet sie mich also, und warum macht sie alle diese Geschichten? Weil ich nicht nachgebe und mich stolz zeige. Wir werden ja übrigens sehen!“

„Haben Sie sie denn früher wirklich geliebt?“

„Ich habe sie anfangs geliebt. Jetzt ist es aber genug . . . Es gibt Frauen, welche nur als Geliebte etwas taugen, sonst aber zu nichts zu brauchen sind. Ich sage nicht, daß sie meine Geliebte war. Wenn sie ruhig leben will, werde auch ich ruhig sein; wenn sie sich aber gegen mich auflehnt, werde ich sie sofort verlassen und das Geld mitnehmen. Ich will nicht lächerlich werden, darauf kommt es mir vor allem an.“

„Es scheint mir“, bemerkte der Fürst vorsichtig, „daß Nastasia Filippowna klug ist. Warum sollte sie in Erwartung solcher Qualen in die Falle gehen? Sie hätte ja auch jemand anders heiraten können. Das erscheint mir sehr sonderbar.“

„Sie hat schon ihre Gründe! Sie wissen nicht alles, Fürst . . . es ist dabei . . . sie ist übrigens davon überzeugt, daß ich sie bis zum Wahnsinn liebe, ich schwöre es Ihnen, und wissen Sie, ich nehme beinahe mit Bestimmtheit an, daß auch sie mich auf ihre Weise liebt. – Sagen Sie mir übrigens ganz ehrlich, warum ich ein Schuft bin? Nur darum, weil sie alle es ihr nachmachen und mich einen Schuft nennen? Wissen Sie, jetzt bin auch ich von ihnen allen und von ihr angesteckt und nenne mich selbst einen Schuft! Das ist wirklich gemein!“

„Ich werde Sie jetzt nie mehr für einen Schuft halten“, sagte der Fürst. „Ich hatte früher geglaubt, daß Sie ein Bösewicht sind, jetzt haben Sie mich aber plötzlich davon abgebracht; daraus folgt die Lehre: man soll nie urteilen, wenn man keine Erfahrung hat. Ich sehe nun, daß man Sie nicht nur für keinen Bösewicht, sondern nicht einmal für einen sehr verdorbenen Menschen halten darf. Sie sind meiner Ansicht nach der gewöhnlichste Mensch, den es geben kann, nur daß Sie sehr schwach und gar nicht originell sind.“

Ganja lächelte höhnisch, schwieg aber. Der Fürst sah, daß ihm sein Urteil mißfallen hatte, wurde verlegen und verstummte gleichfalls.

„Was schauen Sie mich so an?“ fragte Ganja plötzlich den Fürsten, „man muß mit Ihnen vorsichtiger sein. Zum Teufel, Sie haben auch hier Gift beigemenget. Wer weiß, vielleicht sind Sie mein Feind? Ach ja, hahaha! Ich habe Sie zu fragen vergessen: Ist das wahr, mir ist es so vorgekommen, als ob Nastasia Filippowna Ihnen doch sehr gefällt, wie?“

„Ja . . . sie gefällt mir.“

„Sind Sie verliebt?“

„N–nein.“

„Dabei werden Sie ganz rot und machen eine leidende Miene. Nun, es ist gut, lassen wir das, ich werde nicht mehr lachen; auf Wiedersehen! Wissen Sie, sie ist ja eine tugendhafte Frau, – können Sie das glauben? Sind Sie der Meinung, daß sie mit diesem Tozkij lebt? Keine Spur! Schon lange nicht. Haben Sie auch bemerkt, daß sie manchmal geradezu schüchtern ist und vorhin oft verlegen wurde? Wirklich! Gerade solche Frauen sind herrschsüchtig. Also, leben Sie wohl!“

Ganja ging viel ungezwungener und in viel besserer Laune, als er gekommen war. Der Fürst blieb etwa zehn Minuten lang regungslos sitzen und dachte nach.

Kolja steckte wieder den Kopf zur Tür herein.

„Ich will nicht Mittag essen, Kolja, ich habe vorher bei Jepantschins sehr gründlich gefrühstückt.“

Kolja kam herein und überreichte dem Fürsten einen gefalteten und versiegelten Zettel vom General. Man sah es Kolja an, wie schwer ihm das fiel. Der Fürst las, erhob sich und griff nach dem Hut.

„Es sind nur zwei Schritte“, sagte Kolja verlegen. „Er sitzt dort jetzt bei einer Flasche. Ich kann nicht verstehen, wie er sich Kredit verschafft. Lieber Fürst, erzählen Sie dann bei uns zu Hause nicht, daß ich Ihnen den Zettel gebracht habe! Ich habe schon tausendmal geschworen, ich würde keine Zettel mehr überbringen, er tut mir aber so leid. Dann noch etwas; genießen Sie sich, bitte, mit ihm nicht; geben Sie ihm eine Kleinigkeit, und die Sache ist erledigt.“

„Ich habe selbst daran gedacht, Kolja; ich muß Ihren Papa in einer gewissen Angelegenheit sprechen . . . Also, kommen Sie!“

12

Kolja führte den Fürsten in ein in der Nähe auf der Litejnaja befindliches Café mit Billard, das im Parterre lag und einen Eingang von der Straße hatte. Ardalion Alexandrowitsch hatte es sich hier in der Ecke rechts im Extrazimmer als alter Stammgast bequem gemacht, vor ihm auf dem Tischchen stand eine Flasche und er hielt tatsächlich die ‚Indépendance Belge‘ in den Händen. Er erwartete den Fürsten; sowie er ihn erblickte, legte er sofort die Zeitung weg und begann mit einer eifrigen, eingehenden Erklärung, von der der Fürst übrigens fast nichts begriff, weil der General schon fast betrunken war.

„Ich habe keine zehn Rubel“, unterbrach ihn der Fürst, „hier sind aber fünfundzwanzig, wechseln Sie sie und geben Sie mir fünfzehn zurück, denn ich habe sonst selbst keine Kopeke mehr.“

„Oh gewiß; seien Sie versichert, es wird sofort geschehen . . .“

„Ich habe außerdem an Sie eine Bitte, General. Waren Sie niemals bei Nastasia Filippowna?“

„Ich? Ich sollte nicht da gewesen sein? Das sagen Sie mir? Ein paar-mal, mein Lieber, ein paar-mal“, rief der General in einem Anfall von selbstzufriedener und triumphierender Ironie, „ich habe aber dann selbst ein Ende gemacht, weil ich das unpassende Verhältnis nicht auf-rechterhalten wollte. Sie haben es selbst gesehen, Sie waren Zeuge der Vorfälle heute morgen: ich habe alles getan, was ein sanfter, nach-sichtiger Vater tun kann, jetzt wird aber ein Vater ganz anderer Art auftreten, und wir wollen dann sehen, ob der alte, verdiente Krieger über die Intrige siegen wird, oder ob die schamlose Kamelie in eine so edle Familie eindringt.“

„Ich wollte Sie gerade darum bitten, daß Sie mich heute abend bei Nastasia Filippowna als Ihr Bekannter einführen. Ich muß heute un-bedingt hingehen: ich habe etwas vor; ich weiß aber nicht, wie ich sonst hinkommen kann. Ich bin ihr vorhin vorgestellt worden, sie hat mich aber nicht eingeladen; es ist dort heute ein Abend für ge-ladene Gäste. Ich bin übrigens bereit, einige Formalitäten zu über-gehen und mich selbst auslachen zu lassen, wenn ich nur irgendwie hin-gelangen kann.“

„Sie haben meine Idee vollständig erraten, mein junger Freund“, rief der General begeistert aus, „ich habe Sie nicht dieser Kleinigkeit wegen herkommen lassen“, fuhr er fort, indem er das Geld in die Ta-sche steckte, „ich wollte Sie gerade deswegen sprechen, um Sie einzu-laden. sich mir bei meinem Besuch bei Nastasia Filippowna oder bes-ser gesagt: bei dem Feldzug gegen Nastasia Filippowna anzuschlie-ßen! General Iwolgin und Fürst Myschkin! Was wird sie dazu sagen? Ich werde endlich unter der Form einer Liebenswürdigkeit, aus An-luß des Geburtstages, nicht geradeheraus, sondern auf Umwegen mei-nen Willen äußern, doch es wird wie direkt wirken. Dann wird Ganja selbst sehen, was er zu tun hat: ob er beim verdienten Vater und . . . sozusagen und so weiter . . . bleiben will oder . . . Was geschehen muß, wird aber geschehen! Ihre Idee ist höchst fruchtbar. Wir werden uns um neun Uhr hinbegeben, wir haben noch Zeit.“

„Wo wohnt sie?“

„Weit von hier: beim Großen Theater, im Hause Mytowzowa, fast auf dem Platz selbst, in der ersten Etage. Es werden bei ihr nicht viel Menschen sein, trotzdem sie Geburtstag hat, und man wird früh fortgehen . . .“

Es war schon längst Abend; der Fürst saß noch immer da, hörte zu und wartete auf den General, der eine unendliche Menge von Anek-doten begann, aber keine einzige zu Ende erzählte. Er hatte nach der

Ankunft des Fürsten noch eine Flasche bestellt und wurde mit derselben erst in einer Stunde fertig, dann verlangte er eine zweite und leerte auch diese. Man kann sich denken, daß der General dabei Zeit hatte, fast seine ganze Lebensgeschichte zu erzählen. Endlich erhob sich der Fürst und sagte, er könnte nicht länger warten. Der General trank den letzten Rest der Flasche aus, stand auf und ging recht schwankend aus dem Zimmer. Der Fürst war verzweifelt. Er konnte nicht begreifen, wie er ihm so dumm vertrauen konnte. Er hatte ihm ja eigentlich auch nicht vertraut; er hatte nur auf den General gerechnet, um irgendwie bei Nastasia Filippowna eingeführt zu werden, auch wenn es dabei nicht ohne Skandal abgehen sollte, er hatte aber nicht mit einem so außerordentlichen Skandal gerechnet; der General war total betrunken, er entwickelte eine große Beredsamkeit und sprach ohne Aufhören sehr gefühlvoll, mit Tränen in der Stimme. Er behandelte dabei immer das Thema, daß alles durch die schlechte Aufführung aller Mitglieder seiner Familie zugrunde gehe, und daß dem jetzt ein Ende gemacht werden müsse. Sie kamen endlich auf die Litejnaja. Das Tauwetter hielt noch an, ein warmer, feuchter Wind piff melancholisch durch die Straßen, die Wagen rollten durch den Kot, die Pferde und Schindmähren klapperten mit ihren Hufen laut über das Pflaster. Die Fußgänger schlenderten in einem traurigen, durchnästen Haufen über die Trottoirs. Man traf Betrunkene.

„Sehen Sie diese beleuchteten ersten Etagen“, sagte der General, „hier wohnen überall meine Kollegen, und ich, der ich dem Vaterlande am längsten gedient und am meisten gelitten habe, schleppe mich zu Fuß zum Großen Theater in die Wohnung einer zweifelhaften Frau. Ein Mann, der dreizehn Kugeln in der Brust hat . . . glauben Sie es nicht? Pirogow hat nur meinetwegen nach Paris telegraphiert und hat das belagerte Sewastopol für eine Weile verlassen, und der Pariser Hofmedikus Nélaton hat sich im Namen der Wissenschaft die Erlaubnis zur Einreise erwirkt und ist, um mich zu untersuchen, in das belagerte Sewastopol gekommen. Das ist der höchsten Obrigkeit bekannt: ‚Ah, das ist ja der Iwolgin, der dreizehn Kugeln im Leibe hat!‘ so spricht man von mir! Sehen Sie dieses Haus, Fürst? Hier wohnt im ersten Stock mein alter Kamerad, General Sokolowitsch mit seiner edlen und zahlreichen Familie. Dieses Haus, drei Häuser am Newskij-Prospekt und zwei auf der Morskaja bilden meinen ganzen jetzigen Bekanntenkreis, ich spreche nur von meiner Person. Nina Alexandrowna hat sich schon längst in die Verhältnisse gefügt. Ich aber habe immer noch meine Erinnerungen und ruhe noch, sozusagen, im intelligenten Kreis meiner vormaligen Kameraden und der mich bisher vergötternden Untergebenen und lebe dort meinen Erinnerun-

gen. Dieser General Sokolowitsch (ich war übrigens schon lange nicht bei ihm und habe Anna Feodorowna lange nicht mehr gesehen) ... wissen Sie, lieber Fürst, wenn man selbst nicht empfängt, hört man unwillkürlich auch auf, andere zu besuchen. Hm ... und doch scheinen Sie mir nicht zu glauben ... Warum sollte ich übrigens den Sohn meines besten Freundes und Jugendgespielen nicht in diese entzückende Familie einführen? General Iwolgin und Fürst Myschkin! Sie werden ein bezauberndes Mädchen sehen, und nicht nur eines, sondern zwei, drei, die Zierden der Stadt und Gesellschaft: Schönheit, Bildung, Richtung, Frauenfrage, Poesie, das alles ... hat sich zu einer vielseitigen glücklichen Mischung vereinigt, ohne von der Mitgift von mindestens achtzigtausend Rubeln bar zu sprechen, die jede bekommt und die trotz aller sozialen und Frauenfragen nie schaden kann ... ich bin mit einem Wort durchaus dazu verpflichtet, ich muß Sie sogar dort einführen. General Iwolgin und Fürst Myschkin! Wie effektiv das klingt!“

„Jetzt gleich? Sie haben vergessen“, wollte der Fürst ihm in die Rede fallen.

„Nein, ich habe nichts vergessen, kommen Sie! Hier, diese prunkvolle Treppe hinauf! Ich wundere mich, daß kein Portier da ist, es ist aber ... Feiertag, und der Portier ist ausgegangen. Sie haben diesen Trunkenbold noch immer nicht fortgejagt. Dieser Sokolowitsch verdankt mir das ganze Glück seines Lebens und seiner dienstlichen Karriere, nur mir und niemand sonst, doch ... wir sind schon da.“

Der Fürst protestierte nicht mehr gegen den Besuch und folgte gehorsam dem General, um ihn nicht zu reizen, da er sich der Hoffnung hingab, General Sokolowitsch und dessen ganze Familie würden nach und nach wie ein Trugbild verschwinden und sich als nicht existierend erweisen, so daß sie wieder ruhig umkehren könnten. Er begann aber zu seinem Entsetzen diese Hoffnung zu verlieren. Der General führte ihn wie ein Mensch hinauf, der hier tatsächlich Bekannte hatte und fügte ununterbrochen biographische und topographische Details ein, die von mathematischer Exaktheit waren. Als sie endlich den ersten Stock erreicht hatten, blieben sie rechts vor der Tür einer sehr luxuriösen Wohnung stehen, und der General wollte an der Glocke ziehen, der Fürst hatte aber endgültig zu fliehen beschlossen; er wurde jedoch durch einen seltsamen Umstand aufgehalten.

„Sie haben sich geirrt, General“, sagte er, „auf der Tür steht Kulakow, und Sie wollten bei Sokolowitsch läuten.“

„Kulakow ... Kulakow beweist nichts. Die Wohnung gehört Sokolowitsch, und ich läute bei Sokolowitsch, ich pfeife auf Kulakow ... Man öffnet schon.“

Die Tür ging tatsächlich auf. Ein Diener schaute heraus und sagte, die Herrschaft sei nicht zu Hause.

„Wie schade, wie schade, gerade heute!“ wiederholte Ardalín Alexandrowitsch ein paarmal mit dem tiefsten Bedauern. „Melden Sie, mein Lieber, daß General Iwolgin und Fürst Myschkin vorsprechen wollten und außerordentlich bedauern.“

In diesem Augenblick schaute aus der offenen Tür noch das Gesicht einer etwa vierzigjährigen Dame in einem dunklen Kleid hervor, die wohl Wirtschafterin oder vielleicht auch Gouvernante war. Sie näherte sich neugierig und mißtrauisch, als sie die Namen des Generals Iwolgin und des Fürsten Myschkin hörte.

„Maria Alexandrowna ist nicht zu Hause“, sagte sie, besonders den General scharf musternd, „sie ist mit dem Fräulein Alexandra Michajlowna zur Großmutter gefahren.“

„Auch Alexandra Michajlowna ist nicht anwesend, o Gott, welches Malheur! Denken Sie sich nur, meine Gnädigste, ich habe immer solches Pech! Ich bitte Sie ergebenst, von mir zu grüßen und Alexandra Michajlowna daran zu erinnern . . . übergeben Sie ihr mit einem Wort meinen innigen Wunsch, all das, was sie sich Donnerstag abend bei den Tönen von Chopins Ballade gewünscht hat, möchte in Erfüllung gehen; das Fräulein wird sich daran erinnern. Meine Empfehlung! General Iwolgin und Fürst Myschkin!“

„Ich werde es ausrichten“, sagte die Dame, die Zutrauen zu fassen begann, indem sie sich verneigte.

Während sie die Treppe hinabstiegen, fuhr der General noch mit demselben Eifer zu bedauern fort, daß sie die Familie nicht zu Hause getroffen hatten und daß der Fürst um eine so entzückende Bekanntschaft gekommen war.

„Wissen Sie, mein Lieber, ich bin in meinem Herzen ein wenig ein Dichter, haben Sie das bemerkt? Übrigens . . . übrigens scheint es mir, daß wir nicht ganz richtig gegangen sind“, schloß er plötzlich ganz unerwartet. „Ich erinnere mich jetzt, daß Sokolowitsch in einem ganz anderen Hause wohnt, und sich jetzt, glaube ich, sogar in Moskau befindet. Ja, ich habe mich ein wenig geirrt, doch . . . das macht nichts.“

„Ich möchte nur eines wissen“, sagte der Fürst hoffnungslos, „ob ich auf Sie gar nicht mehr rechnen kann, und ob ich nicht lieber allein hingehen soll?“

„Nicht mehr rechnen? Allein? Aber warum denn, da es doch für mich etwas sehr Wichtiges ist, wovon das Schicksal meiner ganzen Familie so sehr abhängt? Sie kennen Iwolgin schlecht, mein junger Freund. Wer ‚Iwolgin‘ sagt, der sagt zugleich ‚Mauer‘. Man hat schon in der Eskadron, in der ich meine Laufbahn begonnen habe, gesagt:

verlasse dich auf Iwolgine wie auf eine steinerne Mauer. Ich muß unterwegs nur noch für einen Augenblick in ein Haus hinein, in dem mein Herz schon seit einigen Jahren nach allen Leiden und Prüfungen ausruht . . .“

„Sie wollen nach Hause?“

„Nein! Ich will . . . zu Frau Hauptmann Terentjewa, der Witwe des Hauptmanns Terentjew, meines vormaligen Untergebenen . . . und Freundes. Hier, bei der Frau Hauptmann, belebe ich meinen Geist und befreie mich von meinen, mir vom Leben und von meiner Familie verursachten Schmerzen . . . Und da ich heute eine große seelische Last mit mir schleppe, will ich . . .“

„Ich glaube ohnehin, eine große Dummheit begangen zu haben, indem ich Sie vorhin störte“, murmelte der Fürst. „Außerdem wollen Sie ja jetzt . . . Leben Sie wohl!“

„Ich kann, ich kann Sie aber nicht fortlassen, mein junger Freund!“ rief der General. „Sie ist eine Witwe, eine Mutter, in deren Herz Saiten ertönen, die in meinem ganzen Wesen einen Widerhall finden. Ein Besuch bei ihr dauert fünf Minuten, ich verkehre in diesem Haus ohne Formalitäten, ich wohne hier beinahe, ich werde mich waschen, die notwendigste Toilette machen, und wir begeben uns dann in einer Droschke zum Großen Theater. Glauben Sie mir, ich brauche Sie an diesem Abend . . . Hier, in diesem Hause, wir sind schon da . . . Ah, Kolja, du bist auch hier? Ist Marfa Borisowna zu Hause oder bist du selbst eben erst gekommen?“

„Oh, nein“, antwortete Kolja, der im Haustor mit ihnen zusammentraf, „ich bin schon lange hier bei Ippolit, es geht ihm heute schlechter; er war vormittags zu Bett. Ich bin jetzt zum Krämer gegangen, um Karten zu holen. Marfa Borisowna erwartet Sie. Aber Papa, ach, wie Sie ausschauen . . .!“ schloß Kolja, den Gang und die Bewegungen des Generals scharf beobachtend.

„Na . . . also gehen wir!“

Die Begegnung mit Kolja bewog den Fürsten, den General auch zu Marfa Borisowna, aber nur für einen Augenblick, zu begleiten. Der Fürst brauchte Kolja; er hatte aber beschlossen, den General auf jeden Fall zu verlassen und konnte es sich nicht verzeihen, daß er vorher auf ihn gerechnet hatte. Sie brauchten lange, um auf der Hintertreppe in den vierten Stock zu gelangen.

„Wollen Sie den Fürsten vorstellen?“ fragte Kolja unterwegs.

„Ja, mein Freund, ich will ihn bekannt machen: General Iwolgine und Fürst Myschkin, aber was ist . . . wie ist Marfa Borisowna?“

„Wissen Sie, Papa, Sie sollten lieber gar nicht hingehen! Sie wird Sie umbringen! Sie haben sich seit drei Tagen nicht blicken lassen, und

sie wartet auf das Geld. Warum haben Sie ihr Geld versprochen? Sie machen es immer so! Jetzt müssen Sie alles über sich ergehen lassen.“

Sie blieben im vierten Stock vor einer niedrigen Tür stehen. Der General bekam sichtlich Angst und schob den Fürsten vor.

„Ich will lieber hierbleiben“, murmelte er, „ich will sie über-
raschen . . .“

Kolja trat zuerst ein. Eine stark geschminkte, etwa vierzigjährige Dame in Pantoffeln, einer warmen Jacke und mit in Zöpfen geflochtenen Haaren schaute aus der Tür heraus, und die geplante Überraschung wurde zunichte. Sowie die Dame ihn erblickte, begann sie sofort zu schreien:

„Das ist der gemeine und böse Mensch, mein Herz hat es geahnt!“

„Kommen Sie, das hat nichts zu sagen“, flüsterte der General, noch immer unschuldig lächelnd, dem Fürsten zu.

Das bewahrheitete sich aber nicht. Sowie sie durch das dunkle niedrige Vorzimmer in den schmalen, mit sechs Sesseln und zwei Spieltischen möblierten Salon traten, fuhr die Frau des Hauses mit einstudierter, weinerlicher Stimme fort:

„Schämst du dich gar nicht, du Barbar, du Tyrann meiner Familie, du Bösewicht, du hast mir alles weggenommen, hast alles aus mir herausgesaugt und bist damit noch nicht zufrieden. Wie lange werde ich dich noch ertragen, du schamloser und gemeiner Mensch!“

„Marfa Borisowna! Marfa Borisowna! Das ist . . . Fürst Myschkin. General Iwolgin und Fürst Myschkin“, murmelte zitternd und verwirrt der General.

„Würden Sie glauben“, wandte sich die Frau plötzlich an den Fürsten, „würden Sie glauben, daß dieser schamlose Mensch meine verwaisten Kinder nicht verschont hat? Er hat alles weggenommen, alles fortgeschleppt, verkauft und verpfändet und hat nichts übriggelassen. Was soll ich mit deinen Pfandbriefen anfangen, du listiger, gewissenloser Mensch? Antworte, Betrüger, antworte, Unersättlicher: Womit soll ich nur meine verwaisten Kinder füttern? Jetzt kommt er betrunken und kann sich nicht auf den Beinen halten . . . Wodurch habe ich Gott erzürnt, du gemeiner, widerlicher Betrüger? Antworte!“ Der General war aber nicht in der Verfassung, es zu tun.

„Marfa Borisowna, fünfundzwanzig Rubel . . . alles, was ich dank der Hilfe des edelsten Freundes habe . . . Fürst! Ich habe mich bitter getäuscht! So ist das Leben . . . Entschuldigen Sie mich jetzt . . . ich bin schwach“, fuhr der General, mitten im Zimmer stehend und sich nach allen Seiten verneigend, fort, „ich bin schwach, verzeihen Sie! Lenotschka! ein Kissen . . . meine Liebe!“

Lenotschka, ein achtjähriges Mädchen, lief sofort hinaus und holte

ein Kissen, das sie auf das harte, zerfetzte, mit Wachstuch überzogene Sofa legte. Der General setzte sich mit der Absicht, noch vieles zu sagen, darauf, sowie er aber das Sofa berührt hatte, neigte er sich sofort zur Seite, drehte sich nach der Wand und schloß den Schlaf des Gerechten. Marfa Borisowna bot dem Fürsten zeremoniös und melancholisch einen Sessel beim Tisch an, setzte sich ihm gegenüber, stützte die Wange mit der rechten Hand und begann schweigend zu seufzen, indem sie den Fürsten anblickte. Drei kleine Kinder, ein Knabe und zwei Mädchen, von denen Lenotschka die älteste war, traten an den Tisch heran, legten alle drei die Hände darauf und begannen den Fürsten eingehend zu betrachten.

Kolja kam aus dem anstoßenden Zimmer herein.

„Ich freue mich sehr, daß ich Sie hier getroffen habe, Kolja“, wandte sich der Fürst an ihn, „könnten Sie mir nicht helfen? Ich muß durchaus zu Nastasia Filippowna. Ich habe vorhin Ardalion Alexandrowitsch darum gebeten, jetzt ist er aber eingeschlafen. Führen Sie mich hin, denn ich kenne weder den Weg noch die Straßen. Ich habe übrigens die Adresse: beim Großen Theater, Haus Mitowzowa.“

„Nastasia Filippowna hat nie beim Großen Theater gewohnt und mein Vater war, wenn Sie wissen wollen, niemals bei ihr; es ist merkwürdig, daß Sie sich auf ihn verlassen haben. Sie wohnt in der Nähe der Wladimirskaja bei Piat-Ugly, das ist viel näher von hier. Wollen Sie gleich dorthin? Es ist jetzt halb zehn. Kommen Sie, ich führe Sie hin.“

Der Fürst und Kolja machten sich sofort auf den Weg. Der Fürst hatte aber nicht einmal so viel Geld, um einen Wagen zu nehmen, sie mußten zu Fuß gehen.

„Ich wollte Sie mit Ippolit bekannt machen“, sagte Kolja, „das ist der älteste Sohn der Frau in der Jacke, er war im anderen Zimmer; er ist unwohl und hat heute den ganzen Tag gelegen. Er ist aber so seltsam: er ist furchtbar empfindlich, und es schien mir, er würde sich vor Ihnen schämen, weil Sie gerade in einem solchen Augenblick gekommen sind . . . Ich schäme mich doch nicht so wie er, weil es mein Vater ist, bei ihm ist es aber die Mutter, das ist der ganze Unterschied, denn die Männer gelten ja in solchen Fällen nicht für entehrt. Die Ungleichheit der Geschlechter ist übrigens in diesem Fall vielleicht nur ein Vorurteil. Ippolit ist ein Prachtkerl, er ist aber der Sklave einiger Vorurteile.“

„Sie sagen, er ist schwindsüchtig?“

„Ja, ich glaube, es wäre besser, wenn er bald sterben würde. Ich würde an seiner Stelle sicher sterben wollen. Ihm tun seine kleinen Geschwister leid. Wenn es möglich wäre und wir nur Geld hätten, würden wir eine Wohnung für uns allein mieten und uns von unseren

Familien lossagen. Das ist unser Traum. Wissen Sie, als ich ihm vorher von dem Vorfall mit Ihnen erzählte, ist er ganz zornig geworden, er sagt, derjenige, der eine Ohrfeige hinnimmt, ohne zum Duell zu fordern, sei ein Schuft. Er ist übrigens furchtbar gereizt, und ich habe aufgehört, mit ihm zu streiten. Nastasia Filippowna hat Sie also sogleich zu sich eingeladen?“

„Nein, darum handelt es sich ja gerade.“

„Wie gehen Sie dann hin?“ rief Kolja aus und blieb sogar mitten auf der Straße stehen. „Und ... und in einem solchen Anzug, dort ist ja Gesellschaft.“

„Ich weiß bei Gott nicht, wie ich gehen soll. Ich will es versuchen, vielleicht empfängt man mich doch, wenn nicht, habe ich also kein Glück. Was soll ich denn mit dem Anzug machen?“

„Kommen Sie in irgendeiner Angelegenheit? Oder nur pour passer le temps in ‚feiner Gesellschaft‘?“

„Nein, eigentlich ... das heißt, ich komme in einer Angelegenheit ... ich kann das schwer sagen, aber ...“

„Wissen Sie, Fürst, Sie gefallen mir sehr. Der heutige Vorfall mit Ihnen will mir nicht aus dem Kopf.“

„Auch Sie gefallen mir sehr, Kolja.“

„Sagen Sie, wie beabsichtigen Sie hier zu leben? Ich werde mir bald irgendeine Arbeit verschaffen und mir etwas verdienen, dann wollen wir, ich, Sie und Ippolit, beisammenbleiben und uns alle eine gemeinsame Wohnung mieten; wir werden dann den General bei uns empfangen.“

„Mit dem größten Vergnügen. Wir werden übrigens noch sehen. Ich bin jetzt sehr, sehr aufgeregt. Wie? Wir sind schon da? In diesem Hause ... welch ein großartiger Eingang! Und der Portier ... Nun, Kolja, ich weiß nicht, was daraus wird.“

Der Fürst stand ganz verwirrt da:

„Sie werden es mir morgen erzählen! Ängstigen Sie sich nicht zu sehr. Ich wünsche Ihnen Erfolg, denn ich teile selbst alle Ihre Ansichten! Leben Sie wohl. Ich kehre wieder zurück und werde es Ippolit sagen. Es ist gar kein Zweifel, daß man Sie empfangen wird, fürchten Sie nicht! Sie ist furchtbar originell. Auf dieser Treppe in der ersten Etage, der Portier wird es Ihnen zeigen.“

Der Fürst war beim Hinaufsteigen sehr beunruhigt und suchte sich, so gut er konnte, Mut zu machen: „Das Ärgste, das mir widerfahren kann, ist, daß ich nicht empfangen werde, daß man von mir schlecht denkt oder daß man mich vielleicht empfängt und dann auslacht ...“

Ach, das macht nichts!“ Das ängstigte ihn nicht sehr, um so mehr aber die Frage: „Was er dort tun würde und wozu er hinginge?“ Auf diese Frage konnte er durchaus keine beruhigende Antwort finden. Selbst wenn die Gelegenheit ihm günstig wäre und er Nastasia Filippowna auf irgendeine Weise sagen könnte: „Heiraten Sie diesen Menschen nicht, und richten Sie sich nicht zugrunde, er liebt nicht Sie, sondern Ihr Geld, er hat es mir selbst gesagt, auch Aglaja Jepantschina hat es mir gesagt, und ich bin gekommen, um Ihnen das mitzuteilen“, würde auch das wohl kaum in jeder Beziehung korrekt sein. Ihm schwebte auch noch eine andere noch ungelöste Frage vor, die so wichtig war, daß der Fürst sich sogar fürchtete, an sie zu denken, gar nicht wagte, sie zu formulieren und bei dem bloßen Gedanken daran errötete und zitterte. Er endete aber damit, daß er trotz aller dieser Gedanken und Zweifel doch eintrat und nach Nastasia Filippowna fragte.

Nastasia Filippowna hatte eine nicht sehr große, aber tatsächlich großartig ausgestattete Wohnung inne. Es gab während ihres fünfjährigen Aufenthaltes in Petersburg eine Zeit, da Afanasij Iwanowitsch ihr gegenüber besonders freigebig war; er rechnete damals noch auf ihre Liebe und dachte sie durch Komfort und Luxus zu verführen, da er wußte, wie leicht die Gewohnheit des Reichtums angenommen und wie schwer sie wieder abgelegt wird, wenn der Luxus nach und nach zum Bedürfnis geworden ist. Tozkij hielt sich in dieser Beziehung an die alten Überlieferungen, an denen er nichts änderte, da er die unbesiegbare Macht der sinnlichen Einflüsse unendlich achtete. Nastasia Filippowna lehnte den Luxus nicht ab, liebte ihn sogar; das Merkwürdige daran war aber, daß sie sich in keiner Weise dadurch beeinflussen ließ, als könnte sie stets auch ohne ihn auskommen; sie versuchte das sogar ein paarmal zu äußern, was Tozkij unangenehm berührte. Nastasia Filippowna hatte übrigens vieles, was Afanasij Iwanowitsch unangenehm berührte (und ihm späterhin selbst Verachtung einflößte). Außer der nicht gerade eleganten Menschensorte, die sie manchmal in ihre Nähe zog, die ihr also auch zusagen mußte, zeigte sie noch einige andere sehr seltsame Neigungen: es zeigte sich in ihr oft eine barbarische Mischung von Geschmacksrichtungen und die Fähigkeit, gewisse Dinge zu entbehren oder sich mit anderen zu begnügen, deren bloße Existenz von anständigen, feinen Menschen gar nicht zugelassen werden konnte. Wenn Nastasia Filippowna eine rührende, anmutige Unwissenheit bekundet hätte und beispielsweise der Meinung gewesen wäre, daß Bäuerinnen, wie sie selbst, auch nichts anderes als Batistwäsche tragen könnten, wäre Afanasij Iwanowitsch damit wohl einverstanden gewesen. Die ganze Erziehung Nastasia Filippownas nach dem Programm Tozkijs, der in diesen Dingen ein

großer Kenner war, sollte zu diesen Resultaten führen; die Resultate erwiesen sich jedoch zu seinem Schrecken als sehr seltsam. Nastasia Filippowna hatte aber trotzdem ein gewisses Etwas beibehalten, das durch seine ungewöhnliche, hinreißende Originalität und durch seine Macht Afanasij Iwanowitsch oft verblüffte und manchmal auch jetzt noch, da er alle seine früheren Absichten auf Nastasia Filippowna aufgegeben hatte, bestrickte.

Der Fürst wurde von einem Mädchen empfangen (Nastasia Filippowna hatte immer weibliche Bedienung), das seine Bitte, ihn zu melden, gegen jede Erwartung ohne Befremden aufnahm. Weder seine schmutzigen Stiefel noch der ärmellose Mantel und seine verlegene Miene machten sie schwankend. Sie nahm ihm den Mantel ab, bat ihn, im Empfangszimmer zu warten und ging sofort, um ihn zu melden.

Die bei Nastasia Filippowna versammelte Gesellschaft bestand aus ihren alten Bekannten, die sie auch sonst zu besuchen pflegten. Im Vergleich mit den sonst alljährlich üblichen Abendgesellschaften an diesem Tage waren nicht einmal viele Gäste erschienen. Es waren da vor allem Afanasij Iwanowitsch Tozkij und Iwan Feodorowitsch Jepantschin; beide gaben sich Mühe, liebenswürdig zu sein, beide befanden sich jedoch wegen der schlecht verborgenen Erwartung der Ganja versprochenen Erklärung in einer gewissen Unruhe. Außer ihnen war selbstverständlich auch Ganja da, der sehr düster, sehr nachdenklich und gar nicht galant war und sich meist schweigend abseits hielt. Er hatte sich nicht entschließen können, Warja mitzubringen, Nastasia Filippowna fragte auch gar nicht nach ihr; sowie sie Ganja aber begrüßt hatte, erinnerte sie ihn an seinen vorherigen Auftritt mit dem Fürsten. Der General, der noch nichts davon gehört hatte, fragte danach. Ganja erzählte nun trocken, zurückhaltend, aber ganz aufrichtig den ganzen Vorgang und verschwieg auch nicht, daß er den Fürsten um Verzeihung gebeten hatte. Dabei äußerte er sehr eifrig sein Befremden darüber, daß man den Fürsten, Gott weiß aus welchem Grunde, einen Idioten genannt hatte, daß er über ihn ganz anders denke und ihn im Gegenteil für einen recht durchtriebenen Menschen halte. Nastasia Filippowna hörte diese Äußerung sehr aufmerksam an und beobachtete Ganja neugierig, doch das Gespräch ging sofort auf Rogoshin über, der bei den Vorfällen des Vormittags eine solche Rolle gespielt hatte und für den Afanasij Iwanowitsch und Iwan Feodorowitsch sich außerordentlich interessierten. Es ergab sich, daß Ptizyn, der mit Rogoshin bis neun Uhr abends geschäftlich zu tun hatte, Genaueres über ihn mitteilen konnte. Rogoshin war mit aller Kraft in ihn gedrungen, ihm noch an demselben Tag hunderttausend Rubel zu verschaffen. „Er war zwar betrunken“, bemerkte

Ptizin dabei, „wir werden ihm aber, so schwierig das auch ist, die hunderttausend Rubel höchstwahrscheinlich auftreiben, ich weiß nur nicht, ob es heute und ob es die ganze Summe sein wird; es befassen sich aber viele damit, Kinder, Trepalow und Biskup; er zahlt die Zinsen, die man verlangt; er tut es natürlich, weil er betrunken ist und sich noch im ersten Rausch des Besitzes befindet . . .“, schloß Ptizin. Alle diese Neuigkeiten wurden mit einem teilweise ängstlichen Interesse aufgenommen; Nastasia Filippowna schwieg und wünschte sich offenbar nicht zu äußern; Ganja schwieg ebenfalls. General Japantschin war im stillen mehr als alle anderen beunruhigt; die von ihm des Morgens geschenkten Perlen waren mit einer zu kalten Liebesswürdigkeit und, wie ihm schien, selbst mit einigem Spott aufgenommen worden. Ferdystschenko war der einzige unter den Gästen, der sich in einer äußerst lustigen, festlichen Stimmung befand und, man wußte oft nicht worüber, laut lachte; er tat es aber wohl nur deshalb, weil er sich selbst die Rolle eines Hanswurstes aufgenötigt hatte. Auch Afanasij Iwanowitsch, der den Ruf eines feinen und eleganten Plauderers hatte und sonst an solchen Abenden die Unterhaltung zu leiten pflegte, war sichtlich verstimmt und, was sonst nie der Fall war, ein wenig verlegen. Die übrigen Gäste, die nicht zahlreich waren (zu ihnen gehörte ein armseliger alter Lehrer, der aus unbekannten Gründen eingeladen worden war, ein von niemand gekannter, sehr junger schüchterner Mann, der dauernd schwieg, eine vierzigjährige gewandte Dame aus Schauspielerkreisen und eine sehr hübsche, sehr elegant und luxuriös gekleidete und außerordentlich stille junge Frau), waren nicht nur nicht imstande, die Unterhaltung zu beleben, sondern wußten manchmal überhaupt nicht, wovon sie sprechen sollten.

Das Erscheinen des Fürsten kam also höchst gelegen. Die Meldung seiner Ankunft wurde mit Staunen und mit einem seltsamen Lächeln aufgenommen, besonders, als man aus Nastasia Filippownas befremdeter Miene ersah, daß sie gar nicht daran gedacht hatte, ihn einzuladen. Dann äußerte sie jedoch plötzlich eine solche Freude darüber, daß die Mehrzahl der Anwesenden sogleich bereit war, den unerwarteten Gast freundschaftlich und heiter zu empfangen.

„Das ist übrigens nur auf seine Naivität zurückzuführen“, entschied General Japantschin, „und es ist jedenfalls recht gefährlich, solchen Neigungen Vorschub zu leisten; in diesem Augenblick ist es aber wirklich nicht übel, daß es ihm eingefallen ist zu kommen, wenn es auch auf eine so originelle Weise geschieht: er wird uns, soviel ich ihn beurteilen kann, vielleicht ein wenig belustigen.“

„Um so mehr, als er sich selbst eindringt!“ fügte Ferdystschenko sogleich hinzu.

„Was folgt denn daraus?“ fragte trocken der General, der Ferdystschenko haßte.

„Er wird es büßen“, erklärte dieser.

„Fürst Myschkin ist noch kein Ferdystschenko“, konnte der General nicht unterlassen zu sagen, er hatte sich noch immer nicht mit dem Gedanken abgefunden, daß er mit Ferdystschenko in derselben Gesellschaft wie mit seinesgleichen verkehren mußte.“

„Schonen Sie Ferdystschenko, General“, antwortete dieser schmunzelnd. „Ich habe doch besondere Privilegien.“

„Was denn für welche?“

„Ich hatte vorigesmal die Ehre, das den Anwesenden ausführlich zu erklären; ich will es Ihnen nochmals wiederholen, Exzellenz. Sehen Sie, Exzellenz: alle sind geistreich, nur ich nicht. Ich habe mir nun zur Entschädigung die Erlaubnis, die Wahrheit sagen zu dürfen, erwirkt, da, wie es allen bekannt ist, nur diejenigen, die nicht geistreich sind, die Wahrheit sagen. Ich bin außerdem ein sehr rachsüchtiger Mensch, und zwar auch deshalb, weil ich nicht geistreich bin. Ich ertrage demütig jede Beleidigung, aber nur, solange mein Peiniger Erfolg hat; bei seinem ersten Mißerfolg erinnere ich mich sogleich an die Beleidigungen und räche mich irgendwie, ich schlage aus, wie Iwan Petrowitsch Ptizyn sich ausdrückt, der natürlich selbst nie nach jemand ausschlägt. Kennen Sie Krylows Fabel: ‚Der Löwe und der Esel‘, Exzellenz? Das sind wir beide, Sie und ich, wir sind damit gemeint.“

„Mir scheint, Sie gehen wieder zu weit, Ferdystschenko“, sagte der General auffahrend.

„Aber was haben Sie, Exzellenz?“ erwiderte Ferdystschenko, der darauf gerechnet hatte, daß er die Sache noch mehr in die Länge ziehen können würde, „beunruhigen Sie sich nicht, Exzellenz, ich kenne die mir gebührende Stellung: wenn ich gesagt habe, daß Sie und ich der Löwe und der Esel aus der Krylowschen Fabel sind, nehme ich die Rolle des Esels selbstverständlich auf mich, und Exzellenz sind der Löwe, es heißt ja in Krylows Fabel:

„Der mächtige Löwe, der Schrecken der Wälder,

Verlor seine Kräfte im Alter.“

Und ich bin der Esel, Exzellenz.“

„Ich bin mit dem letzteren einverstanden“, entfuhr es unvorsichtigerweise dem General.

Das alles war natürlich zu deutlich und absichtlich, es war aber einmal üblich, Ferdystschenko die Rolle eines Hanswurstes spielen zu lassen.

„Man erlaubt mir ja nur deshalb herzukommen“, rief Ferdystschenko einmal, „um gerade in diesem Stil zu reden. Wäre es denn

sonst möglich, einen Menschen wie mich zu empfangen? Ich begreife das ja. Kann man denn mich, einen Ferdystschenko, neben einem so feinen Gentleman mit Afanasij Iwanowitsch sitzen lassen? Es bleibt unwillkürlich nur die eine Erklärung übrig: man tut es gerade deshalb, weil es undenkbar ist.“

Wenn er auch brutal war, wurde er doch manchmal bissig, und gerade das schien Nastasia Filippowna zu gefallen. Denen, die bei ihr zu verkehren wünschten, blieb nichts anderes übrig, als Ferdystschenko mit in Kauf zu nehmen. Er hatte vielleicht richtig geraten, als er annahm, man lade ihn deshalb ein, weil er Tozkij gleich beim erstenmal durch seine Anwesenheit schokierte hatte. Auch Ganja mußte von ihm unendliche Qualen erdulden, und Ferdystschenko verstand es, sich Nastasia Filippowna auf diese Weise nützlich zu machen.

„Der Fürst wird wohl damit beginnen, daß er eine moderne Arie singt“, schloß Ferdystschenko und wartete ab, was Nastasia Filippowna sagen würde.

„Ich glaube nicht, Ferdystschenko, ereifern Sie sich bitte nicht.“

„Ah so! Wenn er besondere Rechte genießt, trete ich zurück . . .“

Nastasia Filippowna erhob sich, ohne auf ihn zu hören und ging selbst dem Fürsten entgegen.

„Ich habe bedauert“, sagte sie, plötzlich vor dem Fürsten erscheinend, „daß ich Sie vorhin in der Eile einzuladen vergessen habe, und ich freue mich, daß Sie mir jetzt Gelegenheit geben, Ihnen zu danken und Ihren Entschluß zu loben.“

Indem sie das sagte, blickte sie den Fürsten forschend an, um sich sein Kommen erklären zu können.

Der Fürst hätte auf ihre liebenswürdigen Worte vielleicht etwas erwidert, wenn er nicht so geblendet und betroffen gewesen wäre, daß er keinen Ton hervorbringen konnte. Nastasia Filippowna bemerkte das mit Befriedigung. Sie war an diesem Abend in großer Toilette und machte einen ganz außerordentlichen Eindruck. Sie nahm ihn bei der Hand und führte ihn zu den Gästen hinein. Bevor sie den Salon betraten, blieb der Fürst plötzlich stehen und flüsterte ihr sehr erregt und rasch zu:

„An Ihnen ist alles vollendet . . . selbst, daß Sie schwächig und bleich sind . . . Man möchte Sie sich gar nicht anders vorstellen . . . Ich habe mir so gewünscht zu Ihnen zu kommen . . . ich . . . verzeihen Sie . . .“

„Entschuldigen Sie sich nicht“, sagte Nastasia Filippowna lachend, „das würde Ihrer Seltsamkeit und Originalität nicht entsprechen. Man hat wohl recht, wenn man Sie einen sonderbaren Menschen nennt. Sie halten mich also für vollkommen, nicht wahr?“

„Ja.“

„Sie erraten zwar sonst meisterhaft, befinden sich hier aber im Irrtum. Ich werde Sie noch heute daran erinnern . . .“

Sie stellte den Fürsten den Gästen vor, von denen er die meisten schon kannte. Tozkij sagte ihm sogleich etwas Liebenswertes. Alle schienen ein wenig animierter zu sein und begannen auf einmal zu sprechen und zu lachen. Nastasia Filippowna wies dem Fürsten einen Sitz neben sich an.

„Was ist denn am Erscheinen des Fürsten seltsam?“ überschrie Ferdystschenko alle anderen. „Die Sache ist ja klar, die Tatsachen sprechen selbst!“

„Die Sache ist nur zu deutlich und zu auffallend“, sagte plötzlich Ganja, der bis dahin geschwiegen hatte. „Ich habe den Fürsten heute von dem Augenblick an, als er Nastasia Filippownas Bild auf Iwan Feodorowitschs Tisch erblickte, fast ununterbrochen beobachtet. Ich erinnere mich ganz genau, daß ich schon damals an das gedacht habe, wovon ich jetzt ganz überzeugt bin und was mir der Fürst nebenbei selbst eingestanden hat.“

Ganja sagte das alles außerordentlich ernst, ohne die geringste Scherzhaftigkeit, fast düster, was etwas seltsam erschien.

„Ich habe Ihnen keine Geständnisse gemacht“, antwortete der Fürst errötend, „ich habe nur Ihre Frage beantwortet.“

„Bravo, bravo!“ schrie Ferdystschenko. „Das ist wenigstens offenerherzig und dabei schlau!“

Alle lachten laut.

„Schreien Sie doch nicht so, Ferdystschenko“, bemerkte Ptizyn halblaut, von ihm angewidert.

„Ich hätte von Ihnen keine solchen Seitensprünge erwartet, Fürst“, sagte Iwan Feodorowitsch, „wissen Sie denn, für wen sich so etwas ziemt? Und Sie habe ich für einen Philosophen gehalten! So sind diese stillen Wasser!“

„Daraus, daß der Fürst bei einem ganz unschuldigen Witz wie ein naives junges Mädchen errötet, schließe ich, daß er als ein tugendhafter Jüngling in seinem Herzen die löblichsten Absichten hegt“, sagte oder lispelte vielmehr plötzlich ganz unerwartet der zahnlose, siebzehnjährige Lehrer, der bis dahin geschwiegen hatte und von dem niemand erwartet hätte, daß er an diesem Abend überhaupt etwas sagen würde. Da der Alte zu glauben schien, daß man über seine geistreiche Bemerkung lachte, begann er heftig mitzulachen, wobei er einen Hustenanfall bekam, und Nastasia Filippowna, die alle solche merkwürdigen Greise, Greisinnen und selbst Schwachsinnige sehr liebte, begann ihn sogleich zu streicheln und zu küssen und bot ihm Tee an. Sie ließ sich von dem Mädchen eine Mantille bringen, in die sie sich einhüllte, und

ordnete an, im Kamin Holz nachzulegen. Auf die Frage, wie spät es sei, antwortete das Mädchen, es sei schon halb elf.

„Meine Herrschaften, wollen Sie Champagner trinken?“ schlug Nastasia Filippowna plötzlich vor. „Es ist alles bereit. Vielleicht werden Sie sich dann besser amüsieren. Bitte, ohne alle Förmlichkeiten.“

Die Einladung zu trinken, die in so naiver Form erfolgte, erklang aus Nastasia Filippownas Munde sehr seltsam. Alle kannten die außerordentliche Steifheit, die bei ihren sonstigen Gesellschaften herrschte. Der Abend schien sich überhaupt lustig und auf eine ungewohnte Weise zu gestalten. Man nahm die Einladung zu trinken an, zuerst der General, die gewandte Dame, der Alte, Ferdystschenko und dann alle übrigen. Auch Tozkij griff nach seinem Glas, da er den jetzt aufkommenden neuen Ton harmonisch besänftigen und ihm, so gut es ging, den Charakter eines anmutigen Scherzes zu geben versuchen wollte. Ganja war der einzige, der nichts trank. Man konnte aus Nastasia Filippownas seltsamen, manchmal sehr schroffen und plötzlichen Ausfällen und aus ihrem grundlosen, hysterischen Lachen, das plötzlich in Schweigsamkeit, ja in düstere Nachdenklichkeit überging, nicht klug werden; sie trank auch und erklärte, an diesem Abend drei Gläser leeren zu wollen. Manche glaubten, sie hätte Fieber; man begann aber endlich zu bemerken, daß sie etwas zu erwarten schien, oft auf die Uhr sah und ungeduldig und zerstreut wurde.

„Sie scheinen etwas zu fiebern?“ fragte die gewandte Dame.

„Sogar stark und nicht nur etwas, darum habe ich mich ja auch in die Mantille eingewickelt“, antwortete Nastasia Filippowna, die tatsächlich blässer geworden war und zeitweise ein heftiges Zittern zu unterdrücken schien.

Es entstand eine allgemeine Bewegung und Unruhe.

„Sollten wir uns nicht lieber empfehlen?“ sagte Tozkij mit einem Blick auf Iwan Feodorowitsch.

„Durchaus nicht, meine Herrschaften! Ich bitte Sie sehr, dazubleiben. Ihre Anwesenheit ist für mich heute von großer Wichtigkeit“, erklärte Nastasia Filippowna plötzlich sehr bestimmt. Und da beinahe schon alle Gäste wußten, daß an diesem Abend ein sehr wichtiger Entschluß gefaßt werden sollte, erschienen diese Worte außerordentlich bedeutsam. Der General und Tozkij wechselten wieder einen Blick, Ganja zuckte krampfhaft zusammen.

„Wir sollten irgendein Gesellschaftsspiel arrangieren“, sagte die gewandte Dame.

„Ich kenne ein großartiges, ganz neues Gesellschaftsspiel“, erklärte Ferdystschenko, „jedenfalls eines, das nur einmal auf der Welt gespielt wurde und auch da nicht ganz gelang.“

„Wie ist es denn?“ fragte die Dame.

„Wir waren einmal irgendwo versammelt und hatten ein wenig getrunken, und da schlug einer von uns plötzlich vor, jeder sollte jetzt gleich bei Tische irgend etwas von sich erzählen, und zwar etwas, das er selbst mit reinem Gewissen für die schlimmste der im Laufe seines ganzen Lebens von ihm begangenen schlechten Handlungen hielt; aber unter der Bedingung, daß es aufrichtig sei; die Hauptsache war eben, daß man aufrichtig sein und nicht lügen sollte.“

„Ein seltsamer Gedanke“, sagte der General.

„Ja, es kann wohl kaum etwas Seltsameres geben, Exzellenz, das war aber eben das Gute daran.“

„Sehr komisch“, sagte Tozkij. „Es ist übrigens zu verstehen: es ist eine besondere Art von Prahlerei.“

„Vielleicht war das auch der Sinn des Ganzen, Afanasij Iwanowitsch.“

„So ein Gesellschaftsspiel bringt einem ja das Weinen näher als das Lachen“, bemerkte die gewandte Dame.

„Eine ganz unmögliche, sinnlose Idee“, meinte Ptizyn.

„Und ist es gelungen?“ fragte Nastasia Filippowna.

„Das ist es ja gerade, es ist nichts daraus geworden, jeder erzählte wirklich etwas, viele waren ganz aufrichtig, und denken Sie sich nur, manche erzählten sogar mit Vergnügen, dann schämten sich aber alle, man ertrug es nicht! Im allgemeinen war es übrigens in gewisser Weise auch sehr lustig.“

„Das wäre wirklich schön!“ bemerkte Nastasia Filippowna, plötzlich aufhorchend. „Wir sollten es auch versuchen, meine Herrschaften! Im Ernst, wir sind alle nicht sehr animiert. Wie, wenn jeder von uns irgend etwas . . . in dieser Art erzählen wollte . . . selbstredend nur, wenn alle damit einverstanden sind, es soll niemand ein Zwang auferlegt werden, wie? Vielleicht werden wir es ertragen? Wenigstens ist das sehr originell.“

„Ein genialer Gedanke!“ stimmte Ferdystschenko bei. „Die Damen sind übrigens ausgeschlossen, die Herren beginnen; die Reihenfolge wird durch Auslosen bestimmt, ebenso wie damals! Ja, ja! Wer durchaus nicht will, erzählt natürlich nicht, der Betreffende würde sich aber dann als sehr unliebenswürdig erweisen! Gebt eure Pfänder hierher in meinen Hut, der Fürst wird sie ziehen. Es ist eine höchst einfache Aufgabe, es gibt nichts Leichteres als die schlechteste Handlung seines ganzen Lebens zu erzählen, meine Herren! Sie werden sehen! Wenn aber jemand etwas vergessen sollte, werde ich ihn sofort daran erinnern!“

Es war eine äußerst seltsame Idee, die fast niemand gefiel. Die

einen runzelten die Stirn, die anderen lächelten schlaue. Manche wendeten einiges dagegen ein, aber nicht viel. „Wenn es aber irgend etwas ist, das sich in Damengesellschaft unmöglich erzählen läßt...“ bemerkte schüchtern der schweigsame Jüngling.

„Erzählen Sie es dann nicht. Gibt es denn nicht ohnehin genug schlechte Handlungen, junger Mann!“ antwortete Ferdystschenko.

„Ich weiß gar nicht, welche meiner Handlungen als die schlechteste gelten könnte“, meinte die gewandte Dame.

„Die Damen sind von der Pflicht zu erzählen befreit“, wiederholte Ferdystschenko, „aber nur befreit; eigene Bereitwilligkeit zu erzählen wird gern angenommen. Den Männern wird diese Pflicht aber nur dann erlassen, wenn sie durchaus nicht wollen.“

„Wie kann man aber beweisen, daß nicht gelogen wird?“ fragte Ganja. „Denn wenn das der Fall ist, verliert das Spiel seinen ganzen Sinn. Und wer lügt denn nicht! Jeder wird sicherlich lügen.“

„Es ist ja auch das schon interessant, wie alle lügen werden. Du brauchst dich vor dem Lügen aber nicht so zu fürchten, Ganja, denn deine allerschlechteste Handlung ist ohnehin allen bekannt. Denken Sie nur, meine Herrschaften“, rief Ferdystschenko plötzlich in einer Art Begeisterung aus, „denken Sie nur, mit welchen Augen wir einander morgen, nach den Bekenntnissen, betrachten werden!“

„Ist das denn möglich? Ist das wirklich Ihr Ernst, Nastasia Filippowna?“ fragte Tozkij würdevoll.

„Wer sich vor den Wölfen fürchtet, gehe nicht in den Wald“, antwortete Nastasia Filippowna lächelnd.

„Aber erlauben Sie, Herr Ferdystschenko, ist es denn möglich, daraus ein Gesellschaftsspiel zu machen?“ fuhr Tozkij immer beunruhigter fort, „ich versichere Sie, solche Dinge gelingen niemals; Sie sagen ja selbst, daß daraus schon beim erstenmal nichts geworden ist.“

„Wieso denn? Ich habe damals doch selbst erzählt, wie ich drei Rubel gestohlen habe; ja, ich habe das dort wirklich erzählt!“

„Zugegeben. Sie können es aber doch unmöglich so erzählt haben, daß es wahrscheinlich klang und daß man es Ihnen glaubte? Gawrila Ardalionowitsch hat aber ganz richtig bemerkt, daß das Spiel beim geringsten Verdacht der Unaufrichtigkeit jeden Sinn verliert. Die Wahrheit ist in einem solchen Fall nur ganz zufällig, bei einer besonderen Art von prahlerischer Stimmung möglich, die zu unfein und unanständig ist, um hier vorausgesetzt zu werden.“

„Was Sie aber für ein verfeinerter Mensch sind, Afanasij Iwanowitsch, das ist ja einfach zum Staunen!“ rief Ferdystschenko aus, „denken Sie nur, meine Herrschaften, Afanasij Iwanowitsch deutet durch seine Bemerkung, ich hätte von meinem Diebstahl nicht glaub-

würdig erzählen können, auf die diskreteste Weise an, daß ich auch tatsächlich nicht gestohlen habe (weil es unanständig ist, davon laut zu sprechen), trotzdem er selbst vielleicht davon überzeugt ist, daß Ferdystschenko sehr wohl stehlen kann! Doch jetzt zur Sache, meine Herren, die Pfänder sind eingesammelt, auch Sie, Afanasij Iwanowitsch, haben das Ihrige hineingelegt, folglich weigert sich niemand! Ziehen Sie, Fürst!“

Der Fürst steckte seine Hand in den Hut hinein und zog zuerst Ferdystschenkos Pfand, dann Ptizyns, als drittes das des Generals; als viertes das von Afanasij Iwanowitsch, als fünftes sein eigenes, als sechstes Ganjas. Die Damen hatten keine Pfänder hineingelegt.

„O Gott, welches Malheur!“ rief Ferdystschenko aus, „und ich habe geglaubt, zuerst würde der Fürst und dann der General an die Reihe kommen. Glücklicherweise kommt aber Iwan Petrowitsch nach mir, und ich werde entschädigt werden. Meine Herrschaften, ich muß also mit gutem Beispiel vorangehen, ich bedauere in diesem Augenblick aber vor allem, daß ich so nichtig bin und nichts Bemerkenswerthes an mir habe; ich nehme selbst im Amt nur eine ganz geringe Rangstufe ein; für wen kann es also interessant sein, daß Ferdystschenko etwas Schlechtes begangen hat? Und was ist meine schlechteste Handlung? Es ist hier ein embarras de richesse. Soll ich wieder von demselben Diebstahl erzählen, um Afanasij Iwanowitsch davon zu überzeugen, daß man, ohne ein Dieb zu sein, stehlen kann...“

„Sie überzeugen mich auch davon, Herr Ferdystschenko, daß man sich an dem Vergnügen berauschen kann... ungefragt von seinen häßlichsten Handlungen zu erzählen. Im übrigen... verzeihen Sie, Herr Ferdystschenko.“

„Beginnen Sie, Ferdystschenko, Sie reden furchtbar viel Überflüssiges und werden nie fertig werden!“ befahl Nastasia Filippowna.

Alle bemerkten, daß sie nach ihrem vorherigen krankhaften Lachen plötzlich geradezu düster, mürrisch und reizbar geworden war; sie bestand trotzdem eigensinnig und despotisch auf der Erfüllung ihrer unmöglichen Laune. Afanasij Iwanowitsch litt furchtbar. Er ärgerte sich auch über Iwan Feodorowitsch, der, als wäre nichts geschehen, beim Champagner saß und vielleicht selbst etwas zu erzählen vorhatte, wenn die Reihe an ihn kam.

„Ich bin nicht geistreich, Nastasia Filippowna, darum plaudere ich auch Überflüssiges!“ begann Ferdystschenko zu erzählen. „Wenn ich so viel Geist wie Afanasij Iwanowitsch oder Iwan Feodorowitsch besäße, würde ich heute ebenso wie Afanasij Iwanowitsch und Iwan

Feodorowitsch stumm dasitzen. Gestatten Sie einmal ein Frage, Fürst; glauben Sie nicht, wie auch ich, daß es auf der Welt viel mehr Diebe als ehrliche Leute gibt, und daß selbst der anständigste Mensch einmal im Leben etwas gestohlen hat? Das ist mein eigener Gedanke, aus dem ich übrigens durchaus nicht schliesse, daß alle Menschen Diebe sind, trotzdem ich, bei Gott, manchmal große Lust habe, das anzunehmen. Wie ist Ihre Meinung darüber?“

„Pfui, was für Dummheiten Sie zusammenreden“, sagte Darja Alexejewna, „welch ein Unsinn! Es ist doch nicht möglich, daß alle etwas gestohlen haben; ich habe nie etwas gestohlen.“

„Sie haben nie etwas gestohlen, Darja Alexejewna; was wird aber der Fürst sagen, der plötzlich ganz rot geworden ist?“

„Mir scheint, daß Sie recht haben, aber sehr übertreiben“, sagte der Fürst, der aus irgendeinem Grunde tatsächlich errötet war.

„Und haben Sie nie etwas gestohlen, Fürst?“

„Pfui! Was für eine Frage! Besinnen Sie sich, Herr Ferdystschenko“, trat der General für ihn ein.

Es handelt sich um nichts anderes, als darum, daß Sie sich jetzt, wo die Sache so weit ist, zu erzählen schämen, deshalb wollen Sie den Fürsten, weil er sanft ist, mit hineinziehen“, erklärte Darja Alexejewna.

„Ferdystschenko, erzählen Sie oder schweigen Sie und denken Sie nur an sich. Man verliert mit Ihnen jede Geduld“, sagte Nastasia Filippowna scharf und ärgerlich.

„Sofort, Nastasia Filippowna; wenn aber selbst der Fürst es eingestanden hat – denn ich behaupte, daß der Fürst es so gut wie eingestanden hat –, was hätte dann erst jemand anders gesagt (ich nenne niemand beim Namen), wenn er einmal die Wahrheit zu gestehen wünschte? Was aber mich betrifft, meine Herrschaften, habe ich nichts Besonderes zu erzählen: alles daran ist einfach zu dumm und häßlich. Ich versichere Ihnen jedoch, daß ich kein Dieb bin, ich weiß selbst nicht, wieso ich gestohlen habe. Also, das war vor drei Jahren, an einem Sonntag, bei Semion Iwanowitsch Istschenko. Er hatte Gäste zum Essen eingeladen. Nach dem Mittagessen blieben die Herren beim Wein sitzen. Es fiel mir ein, seine Tochter, Fräulein Maria Semionowna, darum zu bitten, ein wenig Klavier zu spielen. Als ich durch das Eckzimmer ging, sah ich auf Maria Semionownas Arbeitstischchen einen grünen Dreirubelschein liegen, sie hatte ihn herausgenommen, um etwas für die Wirtschaft besorgen zu lassen. Es war niemand im Zimmer. Ich nahm den Schein und steckte ihn, ohne zu wissen weshalb, in die Tasche. Ich verstehe nicht, was über mich gekommen war. Ich kehrte rasch zurück und setzte mich an den Tisch. Ich saß da und wartete immer in ziemlicher Aufregung, unaufhörlich

redend, Anekdoten erzählend und lachend; dann setzte ich mich zu den Damen. Etwa nach einer halben Stunde wurde die Sache bemerkt, man begann die Dienstmädchen auszufragen. Man hatte Darja im Verdacht. Ich äußerte außerordentliche Neugierde und Teilnahme, ich erinnere mich, als Darja ganz den Kopf verlor, suchte ich sie sogar zu überreden, sie sollte ein Geständnis ablegen und bürgte ihr für Maria Iwanownas Güte, ich sagte es laut, vor allen. Alle schauten zu, und ich empfand dabei, gerade weil ich so redete und der Schein indessen in meiner Tasche lag, ein außerordentliches Vergnügen. Ich vertrank diese drei Rubel noch am selben Abend im Restaurant. Ich ging hin und verlangte eine Flasche Lafitte, ich hatte nie vorher Wein bestellt, ohne irgend etwas dazu zu essen; ich wollte aber das Geld schnell ausgeben. Ich fühlte weder damals noch später besondere Gewissensbisse. Ich würde das sicher nicht mehr wiederholen; Sie können mir das glauben oder nicht, das ist mir ganz gleich. Ich bin zu Ende.“

„Das ist aber sicher nicht Ihre schlechteste Handlung“, sagte Darja Alexejewna angewidert.

„Das ist ein psychologischer Vorfall und keine Handlung“, bemerkte Afanasij Iwanowitsch.

„Und was geschah mit dem Mädchen?“ fragte Nastasia Filippowna, ohne ihren furchtbaren Ekel zu verbergen.

„Das Mädchen wurde selbstverständlich gleich am nächsten Tag fortgejagt. Das ist ein strenges Haus.“

„Und Sie haben es zugelassen?“

„Das ist nicht übel! Hätte ich denn hingehen und eingestehen sollen?“ sagte Ferdystschenko lachend. Der durch seine Erzählung hervorgerufene ungünstige Eindruck hatte ihn etwas betroffen gemacht.

„Wie schmutzig das ist!“ rief Nastasia Filippowna aus.

„Wie? Sie wollen die schlechteste Handlung eines Menschen hören und verlangen dabei noch Glanz! Die schlechtesten Handlungen sind immer sehr schmutzig, Nastasia Filippowna, wir werden uns bei Iwan Petrowitschs Erzählung davon überzeugen; vieles glänzt ja äußerlich und will als Tugend erscheinen, weil eine eigene Equipage vorhanden ist. Aber auf welche Weise ...“

Ferdystschenko hielt es, mit einem Wort, nicht aus und wurde plötzlich bis zur Selbstvergessenheit und Maßlosigkeit erbozt, so daß sein Gesicht sich verzerrte. Er schien seltsamerweise von seiner Erzählung doch ein ganz anderes Resultat erwartet zu haben. Diese „Verstöße“ gegen den guten Ton und „die Prahlerei besonderer Art“, wie Tozkij das nannte, passierten Ferdystschenko sehr oft und waren ganz in seinem Stil.

Nastasia Filippowna zuckte vor Zorn sogar zusammen und blickte Ferdystschenko scharf an; dieser erstarrte sofort vor Schrecken und verstummte; er fühlte, daß er zu weit gegangen war.

„Sollten wir nicht lieber aufhören?“ fragte Afanasij Iwanowitsch schlau.

„Die Reihe ist an mir, ich mache aber von dem Dispens Gebrauch und werde nicht erzählen“, sagte Ptizyn entschlossen.

„Sie wollen nicht?“

„Ich kann nicht, Nastasia Filippowna; ich halte ein solches Gesellschaftsspiel überhaupt für unmöglich.“

„General, ich glaube, die Reihe ist an Ihnen“, wandte sich Nastasia Filippowna an ihn, „wenn Sie sich aber auch weigern sollten, wird aus der ganzen Sache nichts, und ich würde das bedauern, da ich die Absicht hatte, zum Schluß einen Vorfall aus meinem eigenen Leben zu erzählen, ich wollte es aber erst nach Ihnen und Afanasij Iwanowitsch tun, denn Sie müssen mir doch Mut machen“, schloß sie lachend.

„Oh, wenn Sie das versprechen“, rief der General eifrig aus, „bin ich bereit, Ihnen meine ganze Lebensgeschichte zu erzählen; ich muß aber gestehen, daß ich mir in der Erwartung, daß die Reihe an mich kommt, schon etwas zurechtgelegt habe . . .“

„Man kann aus dem bloßen Gesichtsausdruck Seiner Exzellenz schließen, mit welchem besonderen Vergnügen er sein Geständnis literarisch bearbeitet hat“, erlaubte sich der noch immer etwas verlegene Ferdystschenko giftig lächelnd zu bemerken.

Nastasia Filippowna blickte den General flüchtig an und lächelte auch ein wenig. Man sah aber, daß ihre Verstimmtheit und Gereiztheit immer zunahmen. Afanasij Iwanowitsch erschrak noch mehr, als er Nastasia Filippownas Versprechen hörte.

„Meine Herrschaften, es ist mir wie jedem anderen passiert, im Laufe meines Lebens auch nicht ganz tadellose Handlungen zu begehen“, begann der General, „merkwürdigerweise halte ich aber die kurze Begebenheit, die ich gleich erzählen werde, für die häßlichste meines Lebens. Es sind seitdem fast fünfunddreißig Jahre vergangen, ich kann mich bei der Erinnerung daran aber doch nicht von einer gewissen, sozusagen beklemmenden Empfindung frei machen. Es ist übrigens eine ganz dumme Sache: ich war damals gerade Fähnrich geworden und hatte meinen Dienst in der Armee angetreten. Man weiß ja, wie es in diesen Jahren ist: das Blut wogt nur so, man besitzt aber keine überflüssige Kopeke. Ich hatte einen Offiziersburschen, Nikifor, der sehr für mich sorgte, er sparte, nähte, scheuerte, putzte und stahl sogar, wo er nur konnte, um das Haus in Ordnung halten zu können: es war der treueste und anständigste Mensch von der Welt.

Ich war selbstverständlich streng, aber gerecht. Wir waren damals in einem kleinen Städtchen einquartiert. Man hatte mich in einem Vorort bei einer verwitweten Leutnantsfrau untergebracht. Es war eine mindestens achtzigjährige Greisin. Sie wohnte in einem alten, baufälligen, hölzernen Häuschen und war zu arm, um ein Dienstmädchen halten zu können. Dabei hatte sie einst eine zahlreiche Familie und viele Verwandte gehabt; die einen waren aber gestorben, die anderen waren verweist oder hatten die Alte vergessen, ihren Mann hatte sie aber schon vor fünfundvierzig Jahren verloren. Ein paar Jahre vorher hatte bei ihr noch eine Nichte, die bucklig und, wie man sagte, böse wie eine Hexe war, gewohnt; sie hatte die Alte einmal sogar in den Finger gebissen, doch auch sie war gestorben, so daß die Alte schon etwa drei Jahre lang mutterseelenallein lebte. Ich langweilte mich furchtbar bei ihr, sie war äußerst einsilbig, und es war unmöglich, aus ihr etwas herauszubekommen. Endlich stahl sie mir einmal einen Hahn. Die Sache ist bis heute noch nicht aufgeklärt, es konnte aber sonst niemand gewesen sein. Wir gerieten des Hahnes wegen in heftigen Streit, und man quartierte mich auf meine Bitte hin in dem entgegengesetzten Vorort in der zahlreichen Familie eines Kaufmannes mit einem ungeheuren Bart ein; ich sehe ihn noch wie leibhaftig vor mir. Nikifor und ich übersiedelten voller Freude und schieden von unserer Alten. Es vergingen etwa drei Tage, ich kam vom Exerzieren zurück und Nikifor fragte mich: ‚Warum haben Euer Wohlgeboren unsere Schüssel bei der früheren Hausfrau zurückgelassen? Wir haben jetzt nichts, um die Suppe zu servieren.‘ Ich war natürlich erstaunt: ‚Wieso, wie konnte unsere Schüssel bei der Hausfrau bleiben?‘ Nikifor meldete mir nun, die Alte hätte ihm beim Umzug unsere Schüssel deshalb nicht mitgegeben, weil ich, wie sie sagte, ihren Topf zerbrochen hätte, sie wollte nun statt ihres Topfes unsere Schüssel zurückbehalten, und zwar sollte ich ihr das selbst vorgeschlagen haben. Ein solcher Betrug ihrerseits brachte mich natürlich auf; das Blut des Fähnrichs kam in Wallung, ich sprang auf und rannte hin. Ich kam ganz empört bei der Alten an; ich traf sie in einer Ecke des Vorhauses, sie schien sich dort vor der Sonne zu verbergen, war, wie immer, allein und saß, die Wange auf die Hand stützend, da. Ich donnerte gleich los und beschimpfte sie, was ich konnte, auf echt russische Weise. Wie ich aber genauer hinschaue, kommt sie mir seltsam vor, sie sitzt da, wendet mir das Gesicht zu, glotzt mich an, antwortet aber kein Wort und scheint sich hin und her zu wiegen. Ich beruhigte mich endlich, betrachtete sie genau, fragte sie aus, bekam aber keinen Laut zur Antwort. Ich blieb eine Weile unschlüssig stehen; die Fliegen summten, die Sonne ging unter, rings herrschte Stille, und ich ging endlich

ganz verwirrt. Bevor ich noch zu Hause angelangt war, wurde ich zum Major berufen, dann mußte ich zur Kompanie und kam erst spätabends nach Hause. Das erste, was Nikifor mir sagte, war: „Wissen Euer Wohlgeboren, daß unsere Hausfrau gestorben ist?“ „Wann?“ „Heute abend, so vor eineinhalb Stunden.“ – Sie war also gerade, während ich sie beschimpfte, im Sterben. Das machte mich so betroffen, daß ich nur mit Mühe zur Besinnung kam. Ich dachte oft daran und träumte sogar davon. Ich bin natürlich nicht abergläubisch, ich ging aber doch am dritten Tage zur Beerdigung hin. Je weiter die Zeit fortschreitet, desto öfter denke ich daran. Ich grüble nicht weiter darüber nach, wenn es mir aber manchmal einfällt, wird mir schlecht zumute. Die Hauptsache ist, daß ich mir die Sache auf folgende Weise vorstelle. Diese Frau war ja ein menschliches Wesen, das, wie es in unserer Zeit üblich ist, ein Recht auf humane Behandlung hat, sie hatte sehr lange und schließlich zu lange gelebt. Sie war einst von Kindern, von einem Mann, von einer Familie und von Verwandten umringt gewesen. Alles um sie herum war voller Leben, sie hatte lächelnde Gesichter um sich, und plötzlich war alles wie weggefeht, und sie blieb wie eine Fliege ganz allein zurück, als wäre sie von jemand verflucht. Und endlich ließ Gott sie sterben. Meine Alte verschied mit untergehender Sonne an einem stillen Sommerabend; die Sache gibt ja zu denken, und in diesem Augenblick überschüttet sie der junge, wilde Fähnrich, statt ihr mit Tränen zuzuschauen, in ihrer letzten Stunde einer fehlenden Schüssel wegen mit einer Flut der gemeinsten Schimpfworte. Ich bin zweifellos schuldig, und wenn ich meine Tat, die nun so viele Jahre hinter mir liegt, auf Grund der seitdem in meinem Charakter vorgegangenen Veränderung wie die eines Fremden betrachte, so bedauere ich sie trotzdem doch noch. Das kommt sogar mir manchmal sonderbar vor, um so mehr, als ich ja nicht gar so schuldig bin: warum ist es ihr denn auch gerade um diese Zeit eingefallen zu sterben? Es gibt hier natürlich nur die eine Rechtfertigung: daß es sich gewissermaßen um einen psychologischen Fall handelt, ich konnte mich aber doch nicht eher beruhigen, als bis ich vor etwa fünfzehn Jahren eingeführt hatte, daß stets zwei alte kranke Frauen auf meine Rechnung im Versorgungshaus Aufnahme finden, damit ihre letzten Tage auf Erden durch anständige Verpflegung angenehmer gestaltet werden. Ich habe vor, das für alle Zeiten zu sichern, und ich will zu diesem Zweck ein Kapital vermachen. Das ist alles. Ich wiederhole, daß ich in meinem Leben vielleicht oft gefehlt habe, ich halte diesen Vorfall aber meinem Gewissen nach für die schlechteste Handlung meines ganzen Lebens.“

„Und statt von der schlechtesten haben Exzellenz von einer der

besten Handlungen Ihres Lebens erzählt; Sie haben Ferdystschenko betrogen!“ rief dieser aus.

„Ich hätte mir wirklich gar nicht gedacht, General, daß Sie doch ein gutes Herz haben; es ist sogar schade darum“, sagte Nastasia Filippowna geringschätzig.

„Schade? Wieso denn?“ fragte der General liebenswürdig lachend und trank nicht ohne Selbstbewußtsein von seinem Champagner.

Jetzt war die Reihe an Afanasij Iwanowitsch, der sich ebenfalls vorbereitet hatte. Alle sahen voraus, daß er sich nicht weigern würde wie Iwan Petrowitsch, und erwarteten seine Mitteilungen mit besonderer Neugierde, wobei sie auch Nastasia Filippowna fortwährend anblickten.

Afanasij Iwanowitsch begann mit außerordentlicher Würde, die seinem imposanten Äußern vollkommen entsprach, und mit leiser, liebenswürdiger Stimme eine seiner netten Geschichten zu erzählen. (Er war, nebenbei bemerkt, ein ansehnlicher, solider, großer Mensch, mit einer kleinen Glatze und graumelierten Haaren, er war ziemlich beleibt, hatte volle, rote, ein wenig herabhängende Wangen und falsche Zähne. Er trug sehr weite, elegante Kleider und wunderbare Wäsche. Man konnte sich an seinen weichen, weißen Händen nicht satt sehen. Er trug auf dem Zeigefinger der rechten Hand einen teuren Brillantring.) Nastasia Filippowna betrachtete, während er sprach, eingehend die Spitze ihres Ärmelvolants, an der sie mit zwei Fingern der linken Hand zupfte, so daß sie gar nicht dazu kam, Tozkij auch nur ein einziges Mal anzuschauen.

„Meine Aufgabe wird mir am meisten dadurch erleichtert“, begann Afanasij Iwanowitsch, „daß mir die Pflicht auferlegt ist, nichts anderes als die schlechteste Handlung meines Lebens zu erzählen. Es gibt in diesem Fall kein Schwanken: das Gewissen und das Herz geben einem sofort ein, was man zu erzählen hat. Ich bekenne mit Bitternis, daß es unter allen meinen, vielleicht zahllosen, leichtsinnigen und unüberlegten Taten eine gibt, deren bloße Erinnerung nur zu sehr auf meinem Gewissen lastet. Es war vor etwa zwanzig Jahren; ich hielt mich damals besuchsweise auf dem Gut meines Bekannten, Platon Ordynzew, auf. Er war soeben zum Adelsmarschall gewählt worden und war mit seiner jungen Frau gekommen, dort die Weihnachtsfeiertage zu verbringen. Anfisa Alexejewna hatte auch gerade um diese Zeit Geburtstag, und es wurden zwei Bälle in Aussicht genommen. Der ausgezeichnete Roman von Dumas-Fils ‚La dame aux camélias‘ war damals gerade erschienen, ein Poem, das meiner Ansicht nach nie sterben oder altern wird und das damals das Modebuch war und in der großen Welt viel Aufsehen erregte. In der Provinz

waren alle Damen, soweit sie das Buch gelesen hatten, davon ganz entzückt. Der Reiz der Erzählung, das Originelle der gesellschaftlichen Stellung der Hauptperson, diese verlockende, in allen Feinheiten geschilderte Welt und endlich die bezaubernden Details, die in dem Buch verstreut sind (zum Beispiel das von den Umständen, unter denen weiße oder rote Kamelien abwechselnd verwendet werden), alle diese entzückenden Einzelheiten riefen fast eine Erschütterung hervor. Kamelien wurden sehr modern. Alle verlangten Kamelien, alle suchten danach. Sie können sich ja denken, ob man in einer Kreisstadt viel Kamelien bekommen kann, besonders wenn dieselben von allen zu den Bällen gekauft werden, selbst wenn man voraussetzt, daß nicht viel Bälle stattfinden. Petja Worchowskoj verzehrte sich damals vor Liebe zu Anfisa Alexejewna. Ich weiß wirklich nicht, ob zwischen ihnen etwas war, ob er ernste Hoffnungen hegen konnte. Der Arme suchte wie verrückt nach Kamelien für Anfisa Alexejewna zum Ball. Die Gräfin Sozkaja aus Petersburg und Sophia Nespalowa würden, wie man wußte, bestimmt mit weißen Sträußen erscheinen. Anfisa Alexejewna wünschte sich der Wirkung halber rote. Der arme Platon wurde fast zu Tode gehetzt, man weiß doch, wie es den Männern in solchen Fällen zu gehen pflegt; er hatte versprochen, Kamelien aufzutreiben, was wurde aber daraus? Katerina Alexandrowna Mytistschewa, Anfisa Alexejewnas furchtbare Nebenbuhlerin, mit der sie spinnefeind war, hatte ihr die Blumen am Tage zuvor weggeschnappt. Darauf folgten selbstredend Weinkrämpfe und Ohnmachtsanfälle. Platon war vernichtet. Wenn Petja in diesem dramatischen Moment irgendwo Blumen auftreiben könnte, würde das seiner Sache natürlich sehr förderlich sein; die Dankbarkeit der Frau kennt in solchen Fällen keine Grenzen. Er rennt wie wahnsinnig herum; es ist aber eine ganz unmögliche, hoffnungslose Sache. Am Vorabend des Geburtstages und Balles treffe ich ihn um elf Uhr abends bei Maria Petrowna Subkowa, Ordynzews Nachbarin. Er strahlt förmlich. „Was hast du?“ – „Ich hab's! Heureka!“ – „Wie ist das nur möglich, Bruder! Wo? Wie?“ – „In Jekschajsk (ein Städtchen eines anderen Kreises in einer Entfernung von zwanzig Werst von uns) wohnt ein bärtiger, reicher Kaufmann Trepalow, der lebt dort mit seiner alten Frau und hat statt Kinder eine Menge Kanarienvögel. Sie sind beide große Blumenfreunde und besitzen Kamelien.“ „Aber das ist ja noch sehr zweifelhaft, und wie, wenn er nichts hergibt?“ – „Ich werde mich auf die Knie werfen und so lange zu seinen Füßen liegen, bis er sie mir gibt, ich gehe ohne die Blumen nicht weg!“ – „Wann fährst du hin?“ – „Morgen in aller Frühe um fünf Uhr.“ – „Viel Glück!“ – Ich freute mich sehr für ihn und kehrte zu Ordynzews zurück; es war schon

zwei Uhr nachts, ich konnte aber doch nicht zur Ruhe kommen. Ich wollte schon schlafen gehen, da kam mir plötzlich eine höchst originelle Idee! Ich schlich mich sofort in die Küche, weckte den Kutscher Sawelij und versprach ihm fünfzehn Rubel, wenn er Wagen und Pferde in einer halben Stunde zur Abfahrt bereit haben würde. Nach einer halben Stunde stand der Wagen natürlich vor dem Tor; ich hörte, Anfisa Alexejewna hätte Migräne und Fieber und befände sich im Delirium, – ich stieg ein und fuhr weg. Um fünf Uhr traf ich in der Schenke von Jekschajsk ein; ich wartete dort, bis es tagte und befand mich um sieben Uhr bei Trepalow. Ich erzählte ihm die Sache und fragte: ‚Haben Sie Kamelien? Väterchen erretten Sie mich, helfen Sie, ich will Ihnen kniefällig danken!‘ Es war ein großer, grauhaariger, strenger Alter. ‚Nein, nein, um keinen Preis! Ich tue es nicht!‘ Da warf ich mich ihm zu Füßen. Ich streckte mich lang am Boden aus! ‚Was haben Sie, mein Lieber?‘ fragte er ganz erschrocken. ‚Es handelt sich ja um ein Menschenleben!‘ rief ich ihm zu. ‚Nehmen Sie dann die Blumen in Gottes Namen!‘ Was für Kamelien ich mir da abschnitt! Es war eine wahre Pracht, er hatte ein ganzes kleines Gewächshaus. Der Alte seufzte nur. Ich nahm hundert Rubel heraus. ‚Nein, Väterchen, beleidigen Sie mich doch nicht‘, sagte er dazu. ‚Wenn es so ist‘, erwiderte ich, ‚haben Sie die Güte, Verehrtester, diese hundert Rubel für die Verbesserung der Pflege und Nahrung im hiesigen Krankenhaus zu verwenden.‘ ‚Das ist etwas anderes, Väterchen‘, meinte er da, ‚das ist etwas Gutes, Edles und Gottgefälliges; ich werde das Geld in Ihrem Namen abgeben.‘ Dieser echte Russe, de la vraie souche, gefiel mir sehr gut. Ich war von meinem Erfolg entzückt und machte mich gleich auf den Rückweg; wir fuhren im Bogen zurück, um nicht mit Petja zusammenzutreffen. Sowie ich ankam, schickte ich die Blumen herüber, damit sie Anfisa Alexejewna gleich nach dem Erwachen bekäme. Sie können sich ja ihr Entzücken, ihre Dankbarkeit und ihre Freudentränen vorstellen. Der noch gestern tiefunglückliche, vernichtete Platon schluchzte an meiner Brust. Leider Gottes sind alle Männer, seit der Erschaffung... der legitimen Ehe so! Ich wage nichts mehr hinzuzufügen, Petjas Aussichten waren aber durch diese Episode endgültig vernichtet. Ich dachte anfangs, er würde mich umbringen, wenn er alles erfahren hätte, und machte mich selbst bereit, ihn zu empfangen, es kam aber ganz anders – er fiel in Ohnmacht, hatte gegen Abend Fieber und am nächsten Morgen eine böse Hitzkrankheit, dabei schluchzte er krampfhaft wie ein Kind. Als er sich nach einem Monat einigermaßen erholt hatte, ließ er sich nach dem Kaukasus versetzen; es wurde ein richtiger Roman daraus! Er endete damit, daß er in der Krim fiel. Damals kommandierte sein Bruder

Stepan Worchowskoj das Regiment und zeichnete sich dabei aus. Ich gestehe, daß ich noch viele Jahre darauf Gewissensbisse hatte: warum habe ich ihm das angetan? Wenn ich wenigstens noch verliebt gewesen wäre. Es war aber doch nur ein dummer Streich eines galanten Abenteuers wegen. Und wenn er damals durch mich nicht um die Kamelien gekommen wäre, lebte er vielleicht heute noch, wäre glücklich, hätte Erfolg und hätte es sich gar nicht einfallen lassen, gegen die Türken zu kämpfen.“

Afanasij Iwanowitsch schwieg nun mit derselben Würde, mit der er seine Erzählung begonnen hatte. Man bemerkte, als Afanasij Iwanowitsch fertig war, daß Nastasia Filippownas Augen seltsam aufflamnten und daß es um ihre Lippen zuckte. Man betrachtete die beiden neugierig.

„Ferdystschenko ist betrogen worden! Und wie! Nein, wie man mich betrogen hat!“ rief Ferdystschenko mit weinerlicher Stimme, da er sah, daß er jetzt seine Bemerkung machen konnte und mußte.

„Warum haben Sie Ihre Sache nicht besser verstanden? Lernen Sie bei klugen Leuten!“ antwortete ihm Darja Alexejewna fast triumphierend (sie war Tozkijs alte Freundin und vertrat seine Interessen).

„Sie haben recht, Afanasij Iwanowitsch, dieses Gesellschaftsspiel ist sehr langweilig, und wir müssen damit möglichst bald aufhören“, sagte Nastasia Filippowna nachlässig. „Ich will jetzt das sagen, was ich versprochen habe, und dann wollen wir alle Karten spielen.“

„Aber vor allem das Versprochene!“ rief der General eifrig.

„Fürst“, sagte Nastasia Filippowna, sich schroff und unerwartet an ihn wendend, „meine alten Freunde, der General und Afanasij Iwanowitsch wollen mich immer verheiraten. Sagen Sie mir, wie Sie darüber denken: soll ich heiraten oder nicht? Ich werde das tun, was Sie sagen.“

Afanasij Iwanowitsch erbleichte, der General war starr. Alle streckten die Köpfe vor und glotzten sie an. Ganja war wie versteinert.

„Wen . . . wen denn?“ fragte der Fürst mit versagender Stimme.

„Gawrila Ardalionowitsch Iwolgin“, fuhr Nastasia Filippowna wie bisher scharf, bestimmt und deutlich fort.

Es vergingen einige Sekunden des Schweigens; der Fürst schien trotz seiner Anstrengung kein Wort hervorbringen zu können, als wäre seine Brust von einer furchtbaren Last bedrückt.

„N-nein . . . heiraten Sie nicht!“ flüsterte er endlich, schwer atmend.

„So soll es auch sein! Gawrila Ardalionowitsch“, sagte sie herrisch und gleichsam triumphierend, „haben Sie die Entscheidung des Fürsten gehört? Sie enthält meine Antwort; und die Sache soll hiermit ein für allemal erledigt sein!“

„Nastasia Filippowna!“ sprach Afanasij Iwanowitsch mit bebender Stimme.

„Nastasia Filippowna!“ sagte der General eindringlich, aber erregt. Alle waren beunruhigt und befremdet.

„Was haben Sie, meine Herrschaften?“ fuhr sie fort, indem sie ihre Gäste scheinbar erstaunt betrachtete. „Warum sind Sie alle so aufgefahren? Und was Sie für Gesichter machen!“

„Aber . . . erinnern Sie sich nicht, Nastasia Filippowna“, murmelte Tozkij stotternd, „Sie haben . . . ganz freiwillig versprochen . . . und hätten doch etwas Rücksicht nehmen können . . . Es fällt mir schwer . . . und ich bin natürlich verlegen . . . aber . . . Mit einem Wort, jetzt, in einem solchen Augenblick und . . . und vor fremden Leuten . . . eine ernste Sache so . . . durch ein Gesellschaftsspiel . . . eine so ernste Herzens- und Ehrensache zu beschließen . . . von der so viel abhängt . . .“

„Ich verstehe Sie nicht, Afanasij Iwanowitsch; Sie reden wirklich ganz wirr. Erstens, was heißt das: vor fremden Leuten? Befinden wir uns denn nicht in einem ausgezeichneten, intimen Kreis? Und was hat denn das Gesellschaftsspiel damit zu tun? Ich wollte einfach auch etwas zum besten geben und habe es jetzt getan; war es denn nicht schön? Und warum sagen Sie, es sei nicht ernst? Ist es denn nicht ernst? Sie haben ja gehört, wie ich dem Fürsten erklärt habe: ‚ich werde das tun, was Sie sagen.‘ Hätte er ja gesagt, würde ich mich sofort einverstanden erklärt haben, er hat aber nein gesagt, und ich habe verzichtet; und das soll nicht ernst sein? Mein ganzes Leben hing an einem Faden; was kann denn noch ernster sein?“

„Aber der Fürst, warum der Fürst? Was ist denn eigentlich dieser Fürst?“ murmelte der General, der seine Entrüstung über die so kränkende Autorität des Fürsten kaum mehr verbergen konnte.

„Der Fürst hat für mich die Bedeutung, daß ich in ihm zum erstenmal in meinem Leben einen wahrhaft ergebenen Menschen gefunden habe. Er hat an mich auf den ersten Blick hin geglaubt, und auch ich glaube an ihn.“

„Es bleibt mir nichts anderes übrig, als Nastasia Filippowna für die außerordentliche Rücksicht, mit der sie . . . mich behandelt hat, zu danken“, sagte endlich Ganja, ganz bleich, mit zitternder Stimme und verzerrten Lippen, „es war natürlich ganz in der Ordnung . . . aber . . . der Fürst . . . der Fürst in einer solchen Sache . . .“

„Rechnet er auch auf die fünfundsiebzigtausend Rubel, wie?“ unterbrach ihn plötzlich Nastasia Filippowna. „Wollten Sie vielleicht das sagen? Leugnen Sie nicht, Sie wollten es bestimmt sagen! Afanasij Iwanowitsch, ich habe ganz vergessen hinzuzufügen: Sie sollen diese fünfundsiebzigtausend behalten und wissen, daß ich Sie freigebe.“

Genug! Man muß Sie doch endlich aufatmen lassen! Neun Jahre und drei Monate! Morgen beginnt das neue Leben, heute ist aber mein Geburtstag, und ich gehöre zum erstenmal ganz mir selbst an! General, nehmen auch Sie Ihre Perlen zurück und schenken Sie sie Ihrer Gemahlin, da sind sie; und morgen verlasse ich diese Wohnung für immer. Es werden bei mir keine Gesellschaften mehr sein, meine Herrschaften!“

Nachdem sie das gesagt hatte, erhob sie sich plötzlich, als wollte sie fortgehen.

„Nastasia Filippowna! Nastasia Filippowna!“ hörte man von allen Seiten. Alle waren aufgeregt von ihren Sitzen aufgesprungen, hatten sie umringt und lauschten beunruhigt ihren stoßweise, fieberhaft und leidenschaftlich gesprochenen Worten; alle empfanden, daß etwas nicht in Ordnung war, niemand konnte aus der Sache klug werden.

In diesem Augenblick ertönte plötzlich ein lautes, andauerndes Klingeln, genau so wie damals in Ganjas Wohnung.

„Ah! ah! Jetzt kommt die Entscheidung! Endlich! Es ist halb zwölf!“ rief Nastasia Filippowna aus, „ich bitte Platz zu nehmen, meine Herrschaften, das ist die Entscheidung!“

Als sie das gesagt hatte, setzte sie sich selbst. Ein seltsames Lächeln umspielte ihre Lippen. Sie saß schweigend, in fieberhafter Erwartung da und schaute auf die Tür.

„Rogoshin und die hunderttausend Rubel, es kann darüber kein Zweifel bestehen“, brummte Ptizyn vor sich hin.

15

Das Stubenmädchen Katja kam sehr erschrocken herein.

„Da geht Gott weiß was vor, Nastasia Filippowna! Es sind zehn vollkommen betrunkene Menschen gekommen und wollen herein, sie sagen, sie gehören zu Rogoshin und Sie selbst wüßten es schon.“

„Es ist wahr, Katja, laß sie sofort herein.“

„Ist es möglich . . . alle, Nastasia Filippowna? Sie sehen ganz verwahrlost aus. Es ist furchtbar!“

„Laß sie alle herein, Katja, fürchte dich nicht, jeder einzelne soll hereinkommen, sonst werden sie es ohne deine Erlaubnis tun. Wie sie lärmen, ganz wie vorhin! Die Herrschaften sind vielleicht beleidigt“, wandte sie sich an ihre Gäste, „daß ich in Ihrer Gegenwart eine solche Gesellschaft empfangen? Es tut mir sehr leid, und ich bitte um Entschuldigung, es muß aber sein, und ich wünsche sehr, daß Sie alle Zeugen dieser Entscheidung sind, übrigens ganz nach Belieben . . .“

Die Gäste fuhren fort zu staunen, zu flüstern und miteinander Blicke zu wechseln, es war aber klar, daß das alles abgemacht und

vorbereitet war und daß Nastasia Filippowna, trotzdem sie natürlich ganz von Sinnen war, jetzt nicht mehr aufgehalten werden konnte. Alle waren furchtbar neugierig. Man hatte auch keinen Grund, sich besonders zu fürchten. Es waren nur zwei Damen anwesend: Darja Alexejewna, die gewandte Dame, die schon manches durchgemacht hatte und schwer aus der Fassung zu bringen war, und die schöne, aber schweigsame Unbekannte. Diese Unbekannte konnte aber wohl kaum etwas verstehen: sie war eine Deutsche von auswärts, die nicht russisch sprach, sie schien außerdem ebenso dumm wie schön zu sein. Sie war zum erstenmal da; es war üblich geworden, sie zu bestimmten Gesellschaften in luxuriösester Toilette und wie für eine Ausstellung frisiert einzuladen und sie zur Verschönerung des Abends wie ein reizendes Bild zu placieren, ebenso wie manche sich für ihre Abendgesellschaften bei Bekannten ein Gemälde, eine Vase, eine Figur oder einen Wandschirm borgen. Was die Männer anbelangt, war Ptizyn mit Rogoshin befreundet, und Ferdystschenko fühlte sich wie ein Fisch im Wasser; Ganja konnte noch immer nicht zu sich kommen, empfand aber dunkel und unaufhaltsam den fieberhaften Drang, bis zu Ende am Pranger auszuhalten; der alte Lehrer, der wenig von dem, was vorging, verstand, weinte fast und zitterte buchstäblich vor Angst, als er eine außerordentliche Bewegung um sich bemerkte und Nastasia Filippownas Aufregung sah, die er wie eine Enkelin vergötterte; er wäre aber eher gestorben, als daß er sie in einem solchen Augenblick verlassen hätte. Afanasij Iwanowitsch konnte sich natürlich nicht durch solche Abenteuer compromittieren; die Sache interessierte ihn jedoch sehr, trotzdem sie einen so wahn sinnigen Verlauf nahm; auch hatte Nastasia Filippowna in bezug auf ihn zwei, drei solche Bemerkungen fallen lassen, daß es ganz unmöglich war zu gehen, ohne die Sache vorher aufgeklärt zu haben. Er beschloß, bis zu Ende dazubleiben, zu allem zu schweigen und nur den Beobachter zu spielen, was er selbstverständlich seiner Würde schuldig war. General Jepantschin, der sich durch die soeben erfolgte rücksichtslose und lächerliche Abweisung seines Geschenkes verletzt fühlte, war der einzige, den alle diese ungewöhnlichen Vorgänge und Rogoshins Erscheinen noch mehr beleidigen mußten; ein Mensch wie er war schon ohnehin zu herablassend gewesen, als er sich neben Ptizyn und Ferdystschenko hinzusetzen entschloß; die Macht der Leidenschaft, die das zustande gebracht hatte, mußte aber doch endlich dem Pflichtgefühl und der Rücksicht auf seinen Rang, auf seine Stellung und vor allem auf seine Würde weichen, so daß Rogoshin mit seinem Gefolge in der Anwesenheit Seiner Exzellenz jedenfalls unmöglich war.

„Ach, General“, unterbrach ihn sofort Nastasia Filippowna, als er sich mit einer diesbezüglichen Bemerkung an sie wandte, „das habe ich ganz vergessen! Ich versichere Sie aber, daß ich an Sie gedacht habe. Wenn Sie sich so verletzt fühlen, bestehe ich nicht auf Ihrer Anwesenheit und will Sie nicht halten, trotzdem ich gerade Sie jetzt sehr gerne bei mir sehen würde. Ich danke Ihnen jedenfalls sehr für Ihre Besuche und Ihre so schmeichelhafte Aufmerksamkeit, wenn Sie sich jedoch fürchten . . .“

„Erlauben Sie, Nastasia Filippowna“, rief der General in einer Anwandlung ritterlicher Großmut, „wem sagen Sie das? Ich werde jetzt aus lauter Ergebenheit bei Ihnen bleiben, wenn Ihnen irgendeine Gefahr drohen sollte . . . Überdies muß ich gestehen, daß ich außerordentlich neugierig bin. Ich wollte nur bemerken, daß die Leute die Teppiche beschädigen und vielleicht etwas zerschlagen werden . . . Ich glaube überhaupt, man sollte sie gar nicht hereinlassen, Nastasia Filippowna!“

„Rogoshin selbst!“ meldete Ferdystschenko.

„Was glauben Sie, Afanasij Iwanowitsch“, beeilte der General sich diesem zuzuflüstern, „ist sie nicht verrückt? Ich meine das ohne jede Allegorie, rein medizinisch, wie?“

„Ich habe Ihnen ja gesagt, daß sie immer dazu neigte“, gab Afanasij Iwanowitsch diplomatisch zur Antwort.

„Und dabei das Fieber . . .“

Rogoshins Gefolge erschien fast in derselben Zusammensetzung wie früher; es hatte sich nur um zwei Personen vermehrt: um einen heruntergekommenen Alten, der seinerzeit Redakteur eines verleumderischen Skandalblattes gewesen war und von dem man erzählte, er habe seine falschen auf Gold gearbeiteten Zähne versetzt und vertrunken; außerdem war noch ein pensionierter Sekondleutnant hinzugekommen, der seinem Handwerk und seiner Bestimmung nach dem Herrn mit den Fäusten ein Nebenbuhler und Konkurrent zu werden drohte und der niemand von Rogoshins Gefolge bekannt war, sondern nur auf der Straße, auf der Sonnenseite des Newskij-Prospekts aufgelesen worden war, wo er die Passanten aufhielt und im Stil des Schriftstellers Marlinskij unter dem tückischen Vorwand, er selbst hätte „Bittstellern seinerzeit je fünfzehn Rubel gegeben“, um eine Unterstützung bat. Die beiden Konkurrenten äußerten vom ersten Augenblick an eine gegenseitige Feindseligkeit. Der Herr mit den Fäusten hielt sich durch die Aufnahme des „Bettlers“ in das Gefolge für gekränkt, und da er von Natur aus schweigsam war, brummte er nur manchmal wie ein Bär und nahm die Anknüpfungsversuche und Schmeicheleien des „Bettlers“, der sich als

ein gewandter, diplomatischer Mensch erwies, mit tiefer Verachtung auf. Der Sekondleutnant schien seinem Äußern nach bei „der Arbeit“ eher Geschicklichkeit und List als Kraft zu entwickeln, er war auch kleiner als der Herr mit den Fäusten. Er hatte schon ein paarmal vorsichtig, ohne sich in einem offenen Streit einzulassen, aber sehr protzig angedeutet, daß das englische Boxen seine Vorzüge hätte und erwies sich mit einem Wort als ein echter Anhänger des Westeuropäertums. Der Herr mit den Fäusten lächelte bei dem Wort: „Boxen“ nur verächtlich und verletzend und zeigte manchmal wie zufällig oder stellte, besser gesagt, ein ganz nationales Ding, eine ungeheure sehnige, muskulöse, mit rotem Flaum bedeckte Faust zur Schau, ohne den Nebenbuhler einer Debatte für würdig zu erachten, und es war allen klar, daß, wenn dieses echt nationale Ding sich ohne zu fehlen auf einen Gegenstand herabsenken würde, tatsächlich nur ein nasser Fleck zurückbleiben konnte.

Es waren auch jetzt, wie damals, keine Betrunknen unter ihnen, dank Rogoshins Bemühungen, der seinen Besuch bei Nastasia Filippowna den ganzen Tag im Auge gehabt hatte. Er selbst hatte Zeit gefunden, fast ganz nüchtern zu werden, war aber von den Eindrücken dieses unmöglichen und in seinem Leben ganz einzig dastehenden Tages vollständig wirr. Er hatte in seinem Herzen und seinem Gedächtnis ununterbrochen nur einen Gedanken gehabt und hatte dieses einen Gedankens wegen die ganze Zeit von fünf Uhr nachmittags bis um elf Uhr abends in unendlicher Bangigkeit und Unruhe verbracht, indem er sich mit Leuten wie Kinder und Biskup abgab, die wie wahnsinnig herumrannten, um seine Aufträge zu erfüllen. Die hunderttausend Rubel in barem Gelde, die Nastasia Filippowna flüchtig, spöttisch und ganz unbestimmt erwähnt hatte, waren trotz allem beschafft worden, und zwar für Zinsen, von denen selbst Biskup mit Kinder aus Scham nur flüsternd sprach.

Rogoshin ging wie vorhin an der Spitze des Zuges, die andern folgten ihm zwar im vollen Bewußtsein ihrer Vorzüge, aber doch etwas ängstlich. Sie fürchteten sich, Gott weiß weshalb, hauptsächlich vor Nastasia Filippowna. Manche von ihnen hatten sogar geglaubt, man würde sie sofort die Treppe herunterwerfen. So dachte unter anderem auch der Geck und Herzenbezwinger Salioshew.

Doch die übrigen, vor allem aber der Herr mit den Fäusten, verhielten sich Nastasia Filippowna gegenüber mit tiefster Verachtung, hegten in ihrem Herzen tiefsten Haß, wenn sie ihn auch nicht laut äußerten und gingen zu ihr, als gelte es eine Belagerung.

Die elegante Ausstattung der beiden ersten Zimmer, die für sie unerhörten und nie von ihnen gesehenen Dinge, die luxuriösen Möbel,

die Bilder, die riesige Venusstatue, machten auf sie jedoch einen großen Eindruck und riefen in ihnen Ehrfurcht und beinahe Angst hervor. Das hinderte sie alle aber nicht, Rogoshin zu folgen und sich in den Salon zu drängen; als der Herr mit den Fäusten, der Bettler und noch einige andere unter den Gästen aber den General Japantschin bemerkten, waren sie im ersten Augenblick so entmutigt, daß sie sich nach und nach sogar in das angrenzende Zimmer zurückzogen. Nur Lebedew war selbstüberzeugt und mutig genug, um fast neben Rogoshin einherzuschreiten, da er tatsächlich davon durchdrungen war, was eine Million vierhunderttausend in bar, und hunderttausend jetzt gleich in Händen bedeutete. Man muß übrigens bemerken, daß sie alle, ohne auch den erfahrenen Lebedew auszuschließen, in der Erkenntnis der Grenzen ihrer Macht ein wenig unsicher waren und nicht wußten, ob ihnen jetzt tatsächlich alles erlaubt war oder nicht? Lebedew war in manchen Augenblicken bereit zu schwören, daß das der Fall sei, fühlte jedoch in anderen Momenten das Bedürfnis, sich an einige beruhigende und ermutigende Paragraphen des Gesetzbuches zu erinnern.

Auf Rogoshin selbst machte Nastasia Filippownas Salon einen Eindruck, der demjenigen, den seine Gefährten empfangen, ganz entgegengesetzt war. Sowie die Portiere sich hob und er Nastasia Filippowna erblickte, hörte alles übrige, noch viel intensiver als am Vormittag, für ihn zu existieren auf. Er erleichte und blieb für einen Augenblick stehen; man konnte erraten, daß sein Herz furchtbar klopfte. Er wandte seinen schüchternen und verlorenen Blick ein paar Sekunden lang nicht von Nastasia Filippowna, dann schritt er plötzlich, beinahe wankend, wie besinnungslos, an den Tisch heran; er stieß unterwegs gegen Ptizyns Sessel und trat mit seinen schmutzigen Stiefeln auf die Spitzengarnierung des eleganten blauen Kleides der schweigsamen schönen Deutschen; er entschuldigte sich nicht und bemerkte es überhaupt gar nicht. Als er beim Tisch angelangt war, legte er einen seltsamen Gegenstand darauf hin, den er beim Betreten des Salons mit beiden Händen vor sich gehalten hatte. Es war ein großes, drei Zoll hohes und vier Zoll breites Paket, das fest in Zeitungspapier eingewickelt und von allen Seiten und zweimal über Kreuz sorgfältig mit einer Zuckerhutschnur zusammengebunden war. Dann blieb er, ohne ein Wort zu sagen, mit herabhängenden Armen stehen, als erwarte er seinen Urteilsspruch. Er war ebenso wie vorher gekleidet, nur trug er jetzt einen ganz neuen, grellgrünen und roten seidenen Schal mit einer ungeheuren, einen Käfer darstellenden Brillantnadel und hatte auf dem schmutzigen Finger der rechten Hand einen massiven Brillantring. Lebedew war

etwa drei Schritte vor dem Tisch stehengeblieben; die übrigen versammelten sich, wie gesagt, nach und nach im Salon. Katja und Pascha, Nastasia Filippownas Stubenmädchen, kamen auch, um hinter den aufgehobenen Portieren voll Staunen und Furcht zuzuschauen.

„Was ist das?“ fragte Nastasia Filippowna, nachdem sie Rogoshin neugierig und scharf betrachtet hatte, und wies mit den Augen auf den „Gegenstand“ hin.

„Hunderttausend Rubel!“ antwortete er beinahe flüsternd.

„Er hat also Wort gehalten, was sagen Sie dazu? Setzen Sie sich, bitte, hierher, auf diesen Sessel, ich werde Ihnen nachher etwas sagen. Wen bringen Sie da mit? Die ganze vorherige Gesellschaft? Nun, sie mögen kommen und sich setzen; dort auf das Sofa, hier ist noch eins. Da sind auch zwei Sessel . . . was haben Sie denn, wollen Sie nicht?“

Einige der Ankömmlinge waren tatsächlich sehr verlegen geworden und hatten sich in das angrenzende Zimmer zurückgezogen, um dort zu warten, manche blieben aber und setzten sich auf die Einladung hin möglichst weit vom Tisch in die Ecken; die einen wollten sich noch immer ganz unsichtbar machen, andere fühlten sich mit der Zeit aber unnatürlich rasch heimisch. Rogoshin setzte sich auch auf den ihm angewiesenen Sessel, blieb aber nicht lange dort; er erhob sich bald und setzte sich nicht wieder. Er begann die Gäste nach und nach zu unterscheiden und zu beobachten. Als er Ganja erblickte, lächelte er giftig und flüsterte: „So, so!“ Den General und Afanasij Iwanowitsch betrachtete er aber ohne Verlegenheit und auch ohne besondere Neugierde. Als er aber neben Nastasia Filippowna den Fürsten entdeckte, konnte er seinen Blick lange nicht von ihm abwenden, als wäre er außerordentlich erstaunt und könnte sich von dieser Begegnung keine Rechenschaft ablegen. Es sah aus, als befände er sich minutenlang in wirklichem Fieber. Er hatte, von den Erschütterungen dieses Tages abgesehen, die ganze vergangene Nacht im Waggon zugebracht und schon zweimal vierundzwanzig Stunden lang nicht geschlafen.

„Meine Herrschaften, das sind hunderttausend Rubel“, sagte Nastasia Filippowna, sich mit einer fieberhaft ungeduldigen Herausforderung an alle wendend, „hier in diesem schmutzigen Paket. Er hat mir vorhin wie ein Verrückter zugerufen, er würde mir am Abend hunderttausend Rubel bringen, und ich habe ihn immer erwartet. Er hat um mich gehandelt: er hat mit achtzehntausend begonnen, ist plötzlich auf vierzig übergegangen und hat jetzt die hunderttausend gebracht. Er hat also Wort gehalten! Ach, wie bleich er ist . . . ! Das alles geschah vorher bei Ganja: ich bin zu seiner Mama gekommen, um meine zukünftige Familie zu besuchen, und da hat

seine Schwester mir ins Gesicht gerufen: „Warum jagt man denn diese Schamlose nicht fort von hier!“ und hat Ganja, ihrem Bruder, ins Gesicht gespuckt. Sie ist ein Mädchen mit Charakter!“

„Nastasia Filippowna!“ sagte der General vorwurfsvoll. Er begann die Sache auf seine Weise ein wenig zu verstehen.

„Was ist denn, General? Ist das vielleicht unanständig? Jetzt ist aber genug Komödie gespielt. Wenn ich wie die unantastbare Tugend selbst in der Loge des Französischen Theaters saß und alle, die mir fünf Jahre lang nachliefen, wie eine Wilde mied und wie die stolze Unschuld dreinschaute, war an alledem nur meine Dummheit schuld! Da kommt er nach den fünf Jahren der Unschuld und legt vor Ihnen die hunderttausend Rubel auf den Tisch; jetzt stehen seine Troikas gewiß schon draußen und erwarten mich. Er hat mich auf hunderttausend Rubel geschätzt! Ganja, ich sehe, daß du mir noch immer zürnst? Wolltest du mich denn wirklich in deine Familie einführen! Mich, die ich Rogoshin gehöre! Was hat denn der Fürst vorhin gesagt?“

„Ich habe nicht gesagt, daß Sie Rogoshin gehören, Sie gehören nicht Rogoshin!“ sagte der Fürst mit zitternder Stimme.

„Nastasia Filippowna, genug, Mütterchen, genug, genug, Täubchen“, sagte Darja Alexejewna, die sich nicht länger beherrschen konnte, „wenn sie dich alle so anekeln, brauchst du doch keine Rücksicht zu nehmen! Und willst du dich denn wirklich mit so einem abgeben, auch wenn er dir hunderttausend Rubel bringt! Es ist wahr, es sind hunderttausend, da kann man nichts sagen! Nimm die hunderttausend nur und jage ihn fort, so muß man es mit denen machen; ach, ich hätte sie alle an deiner Stelle . . . Was soll man da wirklich lange überlegen!“

Darja Alexejewna war geradezu zornig geworden. Sie war eine gute und sehr empfindliche Frau.

„Sei nicht böse, Darja Alexejewna“, sagte Nastasia Filippowna, ihr zulächelnd, „ich habe es ihm ja ohne Zorn gesagt. Habe ich ihm denn Vorwürfe gemacht? Ich begreife es wirklich nicht, wie mir der Einfall kommen konnte, in eine anständige Familie eintreten zu wollen. Ich habe seine Mutter gesehen und ihr die Hand geküßt. Wenn ich dich aber vorhin bei dir zu Hause verhöhnt habe, Ganja, geschah es nur, weil ich absichtlich zum letztenmal sehen wollte, wie weit du gehen kannst. Du hast mich wirklich in Staunen versetzt. Ich habe vieles erwartet, aber doch nicht das! Ist es denn möglich, daß du mich heiraten wolltest, trotzdem du wußtest, daß er mir fast am Vorabend deiner Hochzeit solche Perlen schenkt und ich sie annehme? Und Rogoshin? Er hat ja in deinem Hause, vor deiner Mutter und Schwester, um mich gehandelt, und du bist trotzdem als Freier hergekom-

men und hättest beinahe deine Schwester mitgebracht? Hat Rogoshin denn wirklich recht gehabt, als er sagte, daß du für drei Rubel auf allen vieren bis zum Wasiljewskij-Ostrow kriechst?“

„Er kriecht hin“, sagte Rogoshin plötzlich leise, aber mit dem Ausdruck tiefster Überzeugtheit.

„Und wenn du noch vor Hunger sterben würdest! Man sagt aber, daß du ein schönes Gehalt beziehst! Du wolltest also noch als Zugabe zu allem übrigen und zu der Schande eine verhaßte Frau in dein Haus führen! (Denn ich weiß ja, daß du mich haßt!) Ja, ich glaube jetzt, daß so einer für Geld umbringen kann! Sie sind ja jetzt alle von einer solchen Gier erfüllt, das Geld lockt sie so, daß sie wie besessen sind. Er ist noch ein Kind und will schon Wucherer werden! Er ist imstande, auf ein Rasiermesser Seide zu wickeln und einen Freund von rückwärts wie einen Hammel abzuschlachten, genau so, wie ich es neulich gelesen habe. Ja, du bist ein Schamloser! Ich bin auch eine Schamlose, du bist aber noch viel ärger. Ich spreche nicht mehr von dem dort mit dem Sträußchen . . .“

„Sind Sie es, sind Sie es wirklich, Nastasia Filippowna?“ rief der General aus, indem er die Hände in wirklichem Schmerz zusammenschlug. „Sie, die Sie so feinführend sind und so zarte Empfindungen haben, und jetzt! Welche Sprache! Welche Ausdrücke!“

„Ich bin jetzt berauscht, General“, sagte Nastasia Filippowna plötzlich lachend, „ich will mich amüsieren! Heute ist mein Geburtstag, mein Ehren- und Festtag, auf den ich schon lange gewartet habe. Darja Alexejewna, siehst du den Sträußchenherrn dort, diesen monsieur aux camélias? Er sitzt und lacht uns aus . . .“

„Ich lache nicht, Nastasia Filippowna, ich höre nur mit größter Aufmerksamkeit zu“, erwiderte Tozkij mit Würde.

„Warum habe ich ihn nur volle fünf Jahre gequält und nicht fortgelassen? War er das denn wert? Er ist einfach so, wie er sein muß . . . Er wird noch mich für schuldig erklären, er hat mich ja erziehen lassen, hat mich wie eine Gräfin gehalten; wieviel Geld hat das verschlungen! Er hat mir schon dort einen anständigen Mann ausgesucht und hier Ganja; und was glaubst du nun: ich habe diese fünf Jahre mit ihm gar nicht gelebt, habe aber sein Geld angenommen und geglaubt, daß ich recht habe. Ich war ganz wirr! Du sagst, nimm die hunderttausend und jage ihn fort, wenn es dir widerlich ist. Es ist wahr, daß es mir widerlich ist . . . Ich hätte ja schon längst und nicht nur Ganja heiraten können, wenn es mir nicht auch zu widerlich wäre. Und warum habe ich volle fünf Jahre in diesem Zorn hingebracht! Du wirst mir wohl nicht glauben, ich habe aber vor vier Jahren manchmal daran gedacht, ob ich meinen Afanasij Iwanowitsch

nicht wirklich heiraten sollte? Ich dachte damals aus Bosheit daran; da ist mir so manches durch den Kopf gegangen; ich hätte ihn aber wirklich dazu bringen können! Er hat es mir selbst angeboten, glaubst du das wohl? Er hat ja gelogen, er ist aber zu lüstern, er hält es so nicht aus. Dann ist mir aber zum Glück eingefallen: ja, ist er denn überhaupt eines solchen Zornes wert! Und er wurde mir damals plötzlich so widerlich, daß ich ihn nicht nehmen würde, auch wenn er mir einen Antrag gemacht hätte. Und ich habe es volle fünf Jahre so getrieben! Nein, es ist schon besser, auf die Straße zu gehen, wo ich auch hingehöre! Entweder ich lasse mich mit Rogoshin ein, oder ich gehe noch morgen Wäsche waschen! Denn ich habe ja nichts, was mir gehört; wenn ich gehe, werfe ich ihm alles hin, ich lasse meinen letzten Fetzen hier zurück. So nimmt mich aber niemand; frage einmal Ganja, ob er mich so nimmt? Nicht einmal Ferdystschenko würde mich nehmen! . . .“

„Ferdystschenko würde Sie vielleicht wirklich nicht nehmen, Nastasia Filippowna, ich bin ein aufrichtiger Mensch“, unterbrach sie Ferdystschenko, „dafür nimmt Sie der Fürst! Sie sitzen da und klagen, Sie sollten aber lieber den Fürsten anschauen! Ich beobachte ihn schon lange . . .“

Nastasia Filippowna wandte sich neugierig zum Fürsten hin.

„Ist es wahr?“ fragte sie.

„Es ist wahr“, flüsterte der Fürst.

„Sie nehmen mich ohne irgend etwas, so wie ich bin!“

„Ich nehme Sie, Nastasia Filippowna . . .“

„Da haben wir eine neue Anekdote!“ murmelte der General.

Der Fürst richtete einen traurigen, strengen, durchdringenden Blick auf Nastasia Filippowna, die ihn weiter betrachtete.

„Da hat sich doch einer gefunden!“ sagte sie, sich plötzlich an Darja Alexejewna wendend, „er tut es aber wirklich mit reinem Herzen, ich kenne ihn. Ich habe einen Wohltäter gefunden! Man hat übrigens vielleicht recht, wenn man sagt, es sei nicht ganz richtig mit ihm. Wovon willst du denn leben, wenn du schon so verliebt bist, daß du, ein Fürst, eine, die Rogoshin gehört, heiraten willst? . . .“

„Ich nehme eine anständige Frau, Nastasia Filippowna, und keine, die Rogoshin gehört“, sagte der Fürst.

„Ich bin anständig?“

„Ja, Sie sind anständig.“

„Nun, das haben Sie . . . aus Romanen! Das sind alte Fäscleien, lieber Fürst, jetzt ist die Welt klüger geworden, und das alles ist Unsinn! Wie solltest du auch heiraten, du brauchst ja selbst noch eine Kinderfrau!“

Der Fürst erhob sich und sagte mit zitternder, schüchterner Stimme, aber zugleich mit dem Ausdruck eines tief überzeugten Menschen:

„Ich weiß nichts, Nastasia Filippowna, ich habe nichts gesehen, Sie haben recht, aber ich . . . ich würde das für eine Ehre halten, die Sie mir und nicht ich Ihnen erwiese. Ich bin nichts, Sie haben aber gelitten und sind aus einer solchen Hölle rein hervorgegangen, und das ist viel. Warum schämen Sie sich also und wollen sich mit Rogoshin einlassen? Sie sind im Fieber . . . Sie haben Herrn Tozkij siebzigtausend Rubel zurückgegeben und wollen alles, was hier ist, verlassen, niemand von den Anwesenden würde das getan haben. Ich . . . liebe Sie, Nastasia Filippowna. Ich würde für Sie sterben, Nastasia Filippowna. Ich werde niemand erlauben, auch nur ein Wort über Sie zu sagen, Nastasia Filippowna . . . Wenn wir arm sein werden, werde ich arbeiten, Nastasia Filippowna . . .“

Bei den letzten Worten hörte man Ferdystschenko und Lebedew kichern, und selbst der General räusperte sich sehr mißvergnügt. Ptizyn und Tozkij wollten auch lächeln, unterdrückten es jedoch. Die übrigen rissen vor Staunen einfach den Mund auf.

„Wir werden aber vielleicht nicht arm, sondern sehr reich sein, Nastasia Filippowna“, fuhr der Fürst mit derselben schüchternen Stimme fort. „Ich weiß es übrigens nicht bestimmt und bedauere sehr, daß ich im Laufe dieses ganzen Tages darüber nichts erfahren konnte, ich habe aber in der Schweiz einen Brief von einem gewissen Herrn Salaskin aus Moskau bekommen, der mich benachrichtigt, ich könnte vielleicht eine sehr große Erbschaft machen. Da ist der Brief . . .“

Der Fürst zog tatsächlich einen Brief aus der Tasche.

„Ist er denn verrückt?“ murmelte der General. „Das ist ja das reinste Irrenhaus.“ Alle schwiegen eine Weile.

„Ich glaube, Fürst, Sie sagten, der Brief wäre von Salaskin?“ fragte Ptizyn. „Das ist ein in gewissen Kreisen sehr bekannter Mann, ein guter Advokat, und wenn er Sie davon benachrichtigt, können Sie sich vollkommen darauf verlassen. Ich kenne glücklicherweise die Handschrift, weil ich mit ihm vor kurzem geschäftlich zu tun hatte . . . Wenn Sie mich in den Brief hineinblicken ließen, könnte ich Ihnen vielleicht etwas darüber sagen.“

Der Fürst hielt ihm mit zitternden Händen schweigend den Brief hin.

„Ja, was bedeutet denn das, was heißt das?“ fragte der General auf-fahrend und starrte alle wie wahnsinnig an. „Ist es denn wirklich eine Erbschaft?“

Alle richteten ihre Blicke auf Ptizyn, der den Brief las. Die allgemeine Neugier erhielt neue, außergewöhnliche Nahrung. Ferdystschenko konnte nicht ruhig sitzenbleiben; Rogoshin blickte erstaunt

und sehr beunruhigt um sich und wandte sich bald zum Fürsten, bald zu Ptizyn. Darja Alexejewna saß in der Erwartung wie auf Nadeln. Selbst Lebedew konnte sich nicht länger beherrschen, er kam aus seiner Ecke hervor, bückte sich so tief er konnte und begann mit der Miene eines Menschen, der dafür Schläge erwartet, über Ptizyns Schulter in den Brief zu schauen.

16.

„Es ist eine sichere Sache“, erklärte Ptizyn endlich, indem er den Brief zusammenfaltete und dem Fürsten gab, „Sie erhalten ohne alle Schwierigkeiten nach dem unanfechtbaren Testament Ihrer Tante ein außerordentlich großes Kapital.“

„Das ist unmöglich!“ rief der General aus.

Alle rissen wieder den Mund auf.

Ptizyn erklärte, sich hauptsächlich an Iwan Feodorowitsch wendend, dem Fürsten sei vor fünf Monaten eine Tante gestorben, die er nie persönlich gekannt hatte, die leibliche ältere Schwester der Mutter des Fürsten, die Tochter des Moskauer Kaufmannes dritter Gilde Papuschin, der bankerottiert hatte und in Armut gestorben war. Doch der älteste Bruder dieses Papuschin, der auch vor kurzem starb, war ein durch seinen Reichtum bekannter Kaufmann. Ihm waren vor einem Jahr fast im Laufe eines Monats seine beiden Söhne gestorben. Das schmerzte ihn so, daß der Alte kurz darauf selbst erkrankte und starb. Er war verwitwet und hatte keine anderen Erben als die Tante des Fürsten, die Nichte Papuschins, eine sehr arme Frau, die bei fremden Leuten lebte. Während der Übernahme der Erbschaft lag diese Tante eigentlich schon im Sterben, da sie an Wassersucht litt; sie beauftragte Salaskin aber gleich, nach dem Fürsten zu forschen und hatte noch Zeit, ihr Testament zu machen. Weder der Fürst noch der Arzt, bei dem er in der Schweiz lebte, hatten Lust, offizielle Mitteilungen abzuwarten oder Erkundigungen einzuziehen, sondern der Fürst machte sich mit Salaskins Brief in der Tasche selbst auf den Weg.

„Ich kann Ihnen nur sagen“, schloß Ptizyn, sich an den Fürsten wendend, „daß die Sache ganz zweifellos in Ordnung ist, und daß Sie alles, was Salaskin Ihnen von der Gesetzlichkeit und Unanfechtbarkeit der Erbschaft schreibt, für bare Münze nehmen können. Ich gratuliere Ihnen, Fürst! Sie werden wohl eine und eine halbe Million bekommen, vielleicht auch noch mehr. Papuschin war ein sehr reicher Kaufmann.“

„So steht es also mit dem letzten Vertreter des Geschlechtes der Fürsten Myschkin!“ brüllte Ferdystschenko.

„Hurra!“ krächzte Lebedew mit trunkener Stimme.

„Und ich habe dem Armen vorhin fünfundzwanzig Rubel geliehen,

hahaha! Das ist nichts als Zauberei“, sagte der General, der vor Stauen ganz wirr wurde, „ich gratuliere, ich gratuliere!“ und er erhob sich von seinem Sitz, um den Fürsten zu umarmen. Ihm folgten die anderen, die alle den Fürsten umringten. Selbst diejenigen, die sich hinter der Portiere verborgen gehalten hatten, begannen im Salon zu erscheinen. Es entstand Stimmengewirr, es ertönten Ausrufe, man verlangte sogar nach Champagner; alle drängten sich und stießen einander. Man hatte für einen Augenblick fast Nastasia Filippowna vergessen und die Tatsache, daß sie doch die eigentliche Gastgeberin war. Allen fiel es aber nach und nach ein, daß der Fürst ihr soeben einen Antrag gemacht hatte. Die Sache erschien jetzt also noch einmal so verrückt und ungewöhnlich wie vorher. Der tieferstaunte Tozkij zuckte nur die Achseln; er war fast der einzige, der saß, der übrige Haufen drängte sich im Durcheinander um den Tisch. Alle behaupteten später, Nastasia Filippowna wäre von diesem Augenblick an verrückt geworden. Sie blieb auch sitzen und betrachtete die Anwesenden eine Zeitlang mit einem seltsamen, erstaunten Blick, als begreife sie das alles nicht und als strenge sie sich an, es zu erfassen. Dann wandte sie sich plötzlich an den Fürsten und betrachtete ihn scharf mit düster gerunzelter Stirn; doch das dauerte nur einen Augenblick; alles schien ihr vielleicht plötzlich nur ein Scherz und eine Verhöhnung zu sein; doch das Aussehen des Fürsten beruhigte sie sofort. Sie wurde nachdenklich und lächelte dann so, als wäre sie sich nicht ganz bewußt, weshalb . . .

„Ich bin also wirklich Fürstin!“ flüsterte sie wie spöttisch und lachte, als sie zufällig Darja Alexejewna anblickte. „Die Entscheidung ist ganz unerwartet ausgefallen . . . ich habe sie mir anders gedacht . . . Ja, warum stehen Sie denn, meine Herrschaften, nehmen Sie doch Platz und gratulieren Sie mir und dem Fürsten! Ich glaube, jemand hat Champagner verlangt; Ferdystschenko, gehen Sie, bestellen Sie! Katja, Pascha“, sagte sie, als sie plötzlich in der Tür ihre Mädchen erblickte, „kommt her, ich heirate, habt ihr es gehört? Den Fürsten; er hat anderthalb Millionen, er ist ein Fürst Myschkin und nimmt mich!“

„Mit Gott, Mütterchen, es ist Zeit! Verpasse das nicht!“ rief Darja Alexejewna aus, von dem Vorgefallenen tief erschüttert.

„Setzen Sie sich doch neben mich, Fürst“, fuhr Nastasia Filippowna fort, „so, da kommt der Wein, gratulieren Sie uns, meine Herrschaften!“

„Hurra!“ riefen viele Stimmen auf einmal. Die meisten drängten sich um den Wein, unter ihnen befand sich fast das ganze Gefolge Rogoshins. Trotzdem sie aber schrien oder zu schreien bereit waren, fühlten viele von ihnen, ungeachtet der seltsamen Umstände und der Umgebung, daß sich jetzt ein Wechsel vollzog. Die andern waren ver-

legen und warteten mißtrauisch. Viele flüsterten aber einander zu, es sei etwas ganz Gewöhnliches, Fürsten heirateten ja so, sie nähmen sich sogar oft Frauen aus einem Zigeunerlager. Rogoshin selbst stand da und schaute mit einem regungslos und erstaunt lächelnden Gesicht zu.

„Fürst, mein Lieber, besinne dich!“ flüsterte der General entsetzt, indem er von der Seite an ihn herantrat und ihn am Ärmel zupfte.

Nastasia Filippowna bemerkte das und lachte auf.

„Nein, General! Ich bin jetzt selbst eine Fürstin, haben Sie es gehört? Der Fürst wird mich nicht beleidigen lassen! Afanasij Iwanowitsch, gratulieren Sie mir doch; ich werde jetzt überall neben Ihrer Frau sitzen können; wie denken Sie, ist es vorteilhaft, einen solchen Mann zu haben? Eine und eine halbe Million, ein Fürst und noch dazu, wie es heißt, ein Idiot! Was kann es Besseres geben? Jetzt beginnt erst das wahre Leben! Du kommst zu spät, Rogoshin! Nimm dein Paket weg, ich heirate den Fürsten und bin reicher als du!“

Rogoshin hatte jetzt begriffen, um was es sich handelte. Ein unsäglicher Schmerz verzerrte sein Gesicht. Er schlug die Hände zusammen und ein Stöhnen entrang sich seiner Brust.

„Tritt zurück!“ schrie er dem Fürsten zu.

Man lachte rings um ihn.

„Er soll deinetwegen zurücktreten?“ sagte Darja Alexejewna triumphierend. „Wie er das Geld auf den Tisch geworfen hat, der Bauer! Der Fürst heiratet sie, und du bist nur gekommen, um hier Unfug zu treiben!“

„Auch ich heirate sie! Sofort, augenblicklich! Ich gebe alles hin . . .“

„Du bist ein Trunkenbold, der aus einer Schenke kommt, man sollte dich hinausjagen!“ rief Darja Alexejewna empört aus.

Man lachte noch mehr.

„Hörst du, Fürst?“ wandte sich Nastasia Filippowna an diesen.

„Schau, wie der Bauer um deine Braut handelt.“

„Er ist betrunken“, sagte der Fürst. „Er liebt Sie sehr.“

„Wirst du dich nachher nicht schämen, daß deine Braut fast zu Rogoshin gegangen wäre?“

„Sie waren damals im Fieber, Sie sind auch jetzt noch im Fieber und sprechen wie im Delirium.“

„Und wirst du dich auch nicht schämen, wenn man dir später sagen wird, daß deine Frau Tozkis Mätresse war?“

„Nein, ich werde mich dessen nicht schämen . . . Sie waren nicht freiwillig bei Tozkij.“

„Und wirst du es mir nie vorwerfen?“

„Nein, ich werde es Ihnen nicht vorwerfen.“

„Gib acht, man kann nicht für das ganze Leben garantieren!“

„Nastasia Filippowna“, sagte der Fürst leise und wie mitteilend, „ich habe Ihnen vorhin gesagt, ich würde Ihre Einwilligung als eine Ehre für mich und nicht für Sie betrachten. Sie haben über diese Worte gelacht, und ich habe auch alle übrigen lachen gehört. Ich habe mich vielleicht komisch ausgedrückt und war selbst komisch, es hat mir aber immer geschienen, daß ich . . . verstehe, was Ehre ist, und ich bin sicher, die Wahrheit gesagt zu haben. Sie wollten sich soeben unwiederbringlich zugrunde richten, denn Sie würden sich das später niemals verzeihen: Sie sind doch ganz unschuldig. Es ist nicht möglich, daß Ihr Leben ganz verloren sein soll. Was ist denn dabei, daß Rogoshin zu Ihnen gekommen ist, und daß Gawrila Ardalionowitsch Sie betrügen wollte? Warum sprechen Sie immer davon? Nicht viele sind imstande das zu tun, was Sie getan haben, ich wiederhole es Ihnen; wenn Sie aber zu Rogoshin gehen wollten, geschah das ja, weil Sie es in einer krankhaften Anwandlung beschlossen hatten. Sie befinden sich auch jetzt noch in einem krankhaften Zustand und sollten sich eigentlich zu Bett legen. Sie würden noch morgen Wäsche waschen gehen, statt bei Rogoshin zu bleiben. Sie sind stolz, Nastasia Filippowna, Sie sind aber vielleicht so unglücklich, daß Sie sich wirklich für schuldig halten. Man muß Sie lange pflegen, Nastasia Filippowna. Ich werde Sie pflegen. Ich habe neulich Ihr Bild gesehen, und es war mir, als erkannte ich ein bekanntes Gesicht. Es kam mir gleich vor, als hätten Sie schon nach mir gerufen . . . Ich . . . ich werde Sie das ganze Leben achten, Nastasia Filippowna“, schloß der Fürst plötzlich errötend, als käme er zur Besinnung und verstünde nun, vor welchen Menschen er das sagte.

Ptizin hatte vor lauter Zartgefühl den Kopf gesenkt und schaute zu Boden. Tozkij dachte im stillen: „Er ist ein Idiot, weiß aber doch, daß er durch Schmeichelei am meisten gewinnt, so ein Kerl!“

Der Fürst fühlte auch den aus einer Ecke auf ihn gerichteten funkelnden Blick Ganjas, der ihn damit förmlich vernichten wollte.

„Ist das ein guter Mensch!“ rief Darja Alexejewna gerührt aus.

„Ein gebildeter, aber zugrunde gegangener Mensch!“ flüsterte der General halblaut.

Tozkij nahm den Hut und hielt sich bereit, heimlich zu verschwinden. Er und der General wechselten einen Blick, um zusammen fortzugehen.

„Ich danke, Fürst, niemand hat mit mir bisher so gesprochen“, sagte Nastasia Filippowna, „man hat mit mir immer nur gehandelt, kein anständiger Mensch hat mich aber bisher heiraten wollen. Haben Sie gehört, Afanasij Iwanowitsch? Wie erscheint Ihnen alles das, was der Fürst gesagt hat? Das ist ja beinahe unanständig . . . Rogoshin! Warte

noch mit dem Fortgehen. Ich sehe ja, daß du gar nicht fortgehen willst. Vielleicht komme ich doch noch mit. Wo wolltest du mich denn hinführen?“

„Nach Katharinenhof“, meldete Lebedew aus einer Ecke, während Rogoshin nur zusammenzuckte und mit weit offenen Augen vor sich hinschaute, als traute er seinen Sinnen nicht. Er war ganz abgestumpft, als ob er einen furchtbaren Schlag auf den Kopf erhalten hätte.

„Ja, was hast du, was hast du, Mütterchen! Du bekommst ja wirklich Anfälle: bist du denn tatsächlich verrückt?“ rief Darja Alexejewna erschrocken aus.

„Und du hast es mir wirklich geglaubt!“ sagte Nastasia Filippowna, indem sie lachend vom Sofa aufsprang. „Ich sollte so ein Kind zugrunde richten? Das ist doch etwas für Afanasij Iwanowitsch: er liebt ja die Kinder! Komm, Rogoshin! Halte dein Paket bereit! Es macht nichts, daß du mich heiraten willst, gib trotzdem das Geld her. Ich werde dich vielleicht gar nicht nehmen. Glaubst du, daß du das Paket behältst, wenn du mich heiratest? Du irrst dich! Ich bin eine Schamlose! Ich war Tozkijs Geliebte . . . Fürst! Du brauchst jetzt Aglaja Japantschina und nicht Nastasia Filippowna, sonst wird Ferdystschenko mit Fingern auf dich zeigen! Du fürchtest dich nicht davor, ich würde mich aber fürchten, daß ich dich zugrunde gerichtet habe, und daß du es mir dann vorwerfen wirst! Wenn du mir aber erklärst, daß ich dir eine Ehre antue, mußt du darüber Tozkij befragen. Ganetschka, du hast Aglaja Japantschina schon verpaßt; wußtest du das? Wenn du mit ihr nicht gehandelt hättest, hätte sie dich sicher genommen! So seid ihr alle: man muß sich einmal entschließen, ob man es mit anständigen oder unanständigen Frauen zu tun haben will! Sonst gibt es unvermeidlich Verwirrung . . . Wie der General schaut, er hat sogar den Mund aufgerissen . . .“

„Das ist ja ein Sodom und Gomorra!“ rief der General achselzuckend. Er hatte sich vom Sofa erhoben; alle standen wieder herum. Nastasia Filippowna befand sich in einem Zustand von Raserei.

„Ist es denn möglich!“ stöhnte der Fürst händeringend.

„Hast du das nicht erwartet? Auch ich bin vielleicht stolz, trotzdem ich eine Schamlose bin! Du hast mich vorhin vollkommen genannt; wie schaut es aber mit dieser Vollkommenheit aus, wenn ich mich bloß, um damit prahlen zu können, daß ich eine Million und den Fürstentitel verschmäh habe, ins Verderben stürze! Wie kann ich danach deine Frau sein? Afanasij Iwanowitsch, ich habe die Million aber doch zum Fenster hinausgeworfen! Wie konnten Sie nur glauben, daß ich es für ein Glück halten würde, Ganja zu heiraten und die fünfund-siebzigtausend Rubel zu bekommen? Behalte die fünfund-siebzig Tau-

sender, Afanasij Iwanowitsch (du bist nicht einmal bis hundert gegangen, Rogoshin hat dich übertrumpft); Ganja werde ich aber schon zu trösten wissen, es ist mir etwas eingefallen. Jetzt will ich mich amüsieren, ich gehöre ja auf die Straße! Ich habe zehn Jahre im Gefängnis verbracht, jetzt will ich aber mein Glück genießen! Was ist denn, Rogoshin? Mach dich fertig, komm!“

„Wir gehen!“ brüllte Rogoshin fast wahnsinnig vor Freude. „He, ihr alle... bringt Wein! Ach!“

„Halte Wein bereit, ich werde trinken. Wird es auch Musik geben?“

„Ja, ja! Nicht herangehen!“ brüllte Rogoshin wild, als er sah, daß Darja Alexejewna sich Nastasia Filippowna näherte. „Sie ist mein! Alles ist mein! Die Königin! Es ist aus!“

Er war vor Freude atemlos; er ging um Nastasia Filippowna herum und rief allen „nicht herangehen!“ zu. Das ganze Gefolge war schon in den Salon gedrungen. Die einen tranken, die andern schrien und lachten, alle befanden sich in ganz erregter, zwangloser Stimmung. Ferdystschenko machte den Versuch, sich ihnen anzuschließen. Der General und Tozkij hielten sich wieder bereit, rasch zu verschwinden. Auch Ganja nahm den Hut in die Hand, er stand aber schweigend da und schien sich von dem sich vor ihm entrollenden Bild noch immer nicht losreißen zu können.

„Nicht herangehen!“ schrie Rogoshin.

„Was schreist du denn!“ sagte Nastasia Filippowna lachend. „Noch bin ich die Herrin hier im Hause; wenn ich will, kann ich dich hinausjagen. Ich habe dein Geld noch nicht genommen, da liegt es; gib das ganze Paket her! In diesem Paket liegen hunderttausend Rubel! Pfui, welcher Schmutz! Was hast du, Darja Alexejewna? Sollte ich ihn denn wirklich zugrunde richten?“ Sie wies auf den Fürsten hin. „Wie kann er denn heiraten, er braucht noch selbst eine Kinderfrau; der General wird jetzt seine Kinderfrau sein, achte darauf, wie er um ihn herum-scharwenzelt! Siehst du, Fürst, deine Braut hat das Geld genommen, weil sie eine Verlorene ist, und du wolltest sie heiraten! Warum weinst du denn? Ist es bitter? Lache nur“, fuhr Nastasia Filippowna fort, während auf ihren Wangen zwei große Tränen auffunkelten. „Glaube daran, daß die Zeit alles heilt! Es ist besser, sich die Sache jetzt zu überlegen als später... Warum weint ihr alle, auch Katja weint! Was hast du, liebe Katja? Ich lasse dir und Pascha viel zurück, ich habe das schon angeordnet, lebt jetzt wohl! Ich habe dich, ein anständiges Mädchen, gezwungen, mich, die Verlorene, zu bedienen. Es ist so besser, Fürst, es ist wirklich besser; du würdest mich sonst verachten, und wir wären nicht glücklich! Schwöre nicht, ich glaube es nicht! Und wie dumm das wäre!... Nein, wir wollen lieber als Freunde scheiden,

denn ich bin ja selbst eine Träumerin, und es würde dabei nichts Gutes herauskommen Habe ich denn nicht auch von dir geträumt? Du hast recht; schon seit langer Zeit; als ich noch bei ihm auf dem Gut lebte und fünf Jahre mutterseelenallein verbrachte, habe ich über vieles nachgedacht und oft von vielem geträumt, ich habe mir immer so einen, wie du es bist, vorgestellt, einen, der gut, ehrlich, lieb und so dumm ist, daß er plötzlich kommt und sagt: „Sie sind nicht schuldig, Nastasia Filippowna, ich vergöttere Sie!“ Ich habe manchmal so viel geträumt, daß ich ganz wahnsinnig wurde . . . Und dann kam dieser da: er blieb zwei Monate im Jahr bei uns zu Besuch, schändete, verletzte, entflammte und verdarb mich; wenn er fort war, wollte ich mich tausendmal in den Teich stürzen, ich war aber feige und hatte keinen Mut dazu: nun und jetzt . . . Rogoshin, bist du bereit?“

„Ich bin bereit! Nicht herangehen!“

„Fertig!“ ertönten einige Stimmen.

„Die Troikas mit Schellen warten!“

Nastasia Filippowna ergriff das Paket.

„Ganja, ich habe eine Idee: ich will dich entschädigen, denn warum solltest du alles verlieren? Rogoshin, wird er für drei Rubel bis zum Wasiljewskij-Ostrow kriechen?“

„Ja, er wird hinkriechen!“

„Also höre, Ganja, ich will deine Seele zum letztenmal bis auf den Grund sehen; du hast mich drei Monate lang gequält; jetzt ist die Reihe an mir. Siehst du dieses Paket, es enthält hunderttausend Rubel! Ich werde es jetzt, jetzt gleich vor allen, vor diesen vielen Zeugen ins Kaminfeuer werfen! Sowie das Feuer es ganz erfaßt hat, mußt du ohne Handschuhe, mit bloßen Händen und zurückgestreiften Ärmeln, in den Kamin greifen und es aus dem Feuer ziehen! Wenn du es herausholst, gehört es dir, die ganzen hunderttausend Rubel gehören dir! Du wirst dir bloß ein klein wenig die Fingerchen verbrennen, dafür bekommst du aber hunderttausend Rubel, denke nur! Das Herausholen dauert ja nicht lange! Und ich werde deine Seele ganz nackt sehen, wenn du mein Geld aus dem Feuer holen wirst. Alle sind Zeugen, daß das Paket dann dir gehört! Wenn du es aber nicht holst, wird es verbrennen; ich werde niemand heranzulassen! Weg! Alle weg! Das Geld gehört mir! Ich habe es von Rogoshin für eine Nacht bekommen. Gehört das Geld mir, Rogoshin?“

„Es gehört dir, meine Freude! Dir, Königin!“

„Also geht alle weg, ich tue, was ich will! Nicht stören! Ferdystschenko, schüren Sie das Feuer!“

„Nastasia Filippowna, meine Hände gehorchen mir nicht!“ antwortete Ferdystschenko bestürzt.

„Ach was!“ rief Nastasia Filippowna, ergriff die Feuerzange, schürte damit zwei glühende Holzscheite und warf, sowie das Feuer aufflackerte, das Paket hinein.

Man schrie auf; viele bekreuzten sich sogar.

„Sie ist verrückt! Sie ist verrückt!“ schrien alle.

„Müßten . . . müßten wir sie nicht binden?“ flüsterte der General Ptizyn zu. „Oder sollte man sie nicht irgendwo hinschicken . . . Sie ist verrückt, sie ist doch verrückt? Nicht wahr?“

„N-ein, das ist vielleicht nicht nur Wahnsinn“, flüsterte Ptizyn totenblaß und zitternd, und vermochte seinen Blick von dem glimmenden Paket nicht loszureißen.

„Ist sie verrückt? Nicht wahr, sie ist verrückt?“ drang der General in Tozkij.

„Ich habe Ihnen ja gesagt, daß sie eine originelle Frau ist“, murmelte der ebenfalls etwas blaß gewordene Tozkij.

„Es sind aber doch hunderttausend Rubel . . .!“

„O Gott, o Gott!“ hörte man von allen Seiten rufen. Alle drängten sich zum Kamin hin, alle streckten die Köpfe vor, um sehen zu können, und alle schrien . . . Manche sprangen sogar auf die Sessel, um über die anderen hinwegschauen zu können. Darja Alexejewna lief in das nächste Zimmer und flüsterte erschrocken mit Katja und Pascha. Die schöne Deutsche lief fort.

„Mütterchen! Königin!“ heulte Lebedew, vor Nastasia Filippowna auf den Knien rutschend und die Arme nach dem Kamin ausbreitend. „Hunderttausend! Hunderttausend! Ich habe es selbst gesehen, man hat das Geld vor meinen Augen eingepackt! Mütterchen, sei barmherzig! Befehl mir, in den Kamin zu steigen; ich steige ganz hinein und lege meinen grauen Kopf ins Feuer . . .! Ich habe eine kranke, lahme Frau und dreizehn Kinder, lauter Waisen; ich habe vorige Woche meinen Vater begraben, er sitzt hungrig da, Nastasia Filippowna!!“ und er wollte mit diesen Worten zum Kamin kriechen.

„Weg!“ rief Nastasia Filippowna und stieß ihn fort. „Macht alle Platz! Ganja, was stehst du da? Schäme dich nicht! Steige hinein! Es ist dein Glück!“

Ganja hatte an diesem Tage und diesem Abend aber schon zu viel ertragen und war auf diese letzte Prüfung nicht gefaßt. Die Menge trat vor ihnen zu beiden Seiten auseinander und er befand sich vor Nastasia Filippowna, kaum drei Schritte von ihr entfernt. Sie wartete dicht beim Kamin, ohne ihren brennenden, durchdringenden Blick von ihm zu wenden. Ganja stand im Frack, mit Hut und Handschuhen in der Hand, schweigend vor ihr, ließ alles über sich ergehen und blickte mit gekreuzten Armen ins Feuer. Ein wahnsinniges Lä-

cheln verzog sein schneeweißes Gesicht. Er konnte die Augen zwar nicht von dem Feuer und dem glimmenden Paket abwenden, in seiner Seele schien aber doch etwas Neues aufzusteigen; es war, als hätte er geschworen, die Folter zu ertragen; er rührte sich nicht von der Stelle; nach einigen Augenblicken war es allen klar, daß er das Paket nicht holen wollte und würde.

„Es wird verbrennen und man wird dich verhöhnen“, rief Nastasia Filippowna ihm zu, „du wirst dich ja dann aufhängen, ich scherze nicht.“

Das Feuer, das anfangs zwischen zwei glühenden Holzscheiten aufgeflammt war, erlosch beinahe, als das Paket darauf fiel und es zu ersticken drohte. Eine kleine blaue Flamme leckte aber noch unten an der einen Ecke des unteren Scheites. Endlich berührte eine dünne, lange Flammenzunge das Paket. Das Feuer blieb daran haften und kroch an den Papierecken nach oben; plötzlich brannte das ganze Paket im Kamin, und die helle Flamme schlug in die Höhe.

Alle stöhnten auf.

„Mütterchen“ heulte Lebedow noch immer, indem er sich wieder vordrängte, Rogoshin zog und stieß ihn aber von neuem weg.

Rogoshin selbst hatte sich ganz in einen regungslosen Blick verwandelt. Er konnte von Nastasia Filippowna nicht wegschauen, er be rauschte sich an ihrem Anblick und befand sich im siebenten Himmel.

„Sie ist eine Königin!“ wiederholte er unaufhörlich, indem er sich an jeden ersten besten wandte. „Das ist so unsere Art!“ rief er ganz besinnungslos aus. „Wer von euch, ihr Lumpe, macht ihr das nach, he?“

Der Fürst beobachtete alles traurig und stumm.

„Ich würde es für einen einzigen Tausender mit den Zähnen heraus-holen!“ schlug Ferdystschenko vor.

„Auch ich könnte es mit den Zähnen holen!“ sagte der Herr mit den Fäusten, der hinter allen stand, zähneknirschend, in einem Anfall echter Verzweiflung. „Der Teufel hol's! Es brennt, alles brennt!“ rief er, die Flamme erblickend.

„Es brennt, es brennt!“ schrien alle einstimmig und drängten sich zum Kamin hin.

„Ganja, mache keine Faxen, ich sage es zum letztenmal!“

„Geh hin!“ brüllte Ferdystschenko, in förmlicher Raserei zu Ganja hinstürzend und ihn am Ärmel zupfend. „Geh hin, Possenreißer! Es verbrennt! Oh, verflucht!“

Ganja stieß Ferdystschenko mit aller Kraft fort, wandte sich um und ging zur Tür; er hatte aber noch keine zwei Schritte gemacht, als er wankte und zu Boden stürzte.

„Er ist ohnmächtig!“ riefen alle aus.

„Mütterchen, es verbrennt!“ heulte Lebedew.

„Es verbrennt ohne jeden Zweck!“ brüllte man von allen Seiten.

„Katja, Pascha, bringt ihm Wasser und Riechsalz!“ ordnete Nastasia Filippowna an, ergriff die Feuerzange und zog das Paket heraus. Fast das ganze äußere Papier war verbrannt und glimmte, man sah aber sofort, daß das Innere unversehrt war. Das Geld war in ein dreifach zusammengelegtes Zeitungspapier gewickelt, und die Scheine waren ganz geblieben. Alle atmeten auf.

„Es ist höchstens ein Tausender beschädigt, alles andere ist unversehrt“, sagte Lebedew gerührt.

„Alles gehört ihm! Das ganze Paket ist sein! Hören Sie, meine Herrschaften“, verkündete Nastasia Filippowna, indem sie das Paket neben Ganja hinlegte, „er ist doch nicht hingegangen, er hat sich beherrscht! Die Eitelkeit ist also noch größer als die Geldgier. Das macht nichts, er wird zu sich kommen! Sonst würde er mich vielleicht ermorden . . . er kommt schon zu sich. General, Iwan Petrowitsch, Darja Alexejewna, Katja, Pascha, Rogoshin, habt ihr gehört? Das Paket gehört ihm, Ganja. Ich überlasse es ganz ihm, als Entschädigung . . . na, es ist ja ganz gleich wofür! Sagt es ihm. Es soll nur neben ihm liegenbleiben . . . Rogoshin, vorwärts! Lebe wohl, Fürst, ich habe zum erstenmal einen wirklichen Menschen gesehen! Leben Sie wohl, Afanasij Iwanowitsch, danke schön!“

Das ganze Gefolge Rogoshins eilte schreiend und lärmend durch die Zimmer dem Ausgang zu, ihnen voran schritten Rogoshin und Nastasia Filippowna. Die Mädchen reichten ihr den Pelz; die Köchin Marfa kam aus der Küche; Nastasia Filippowna küßte sie alle.

Der Fürst stürzte, so schnell er konnte, zum Haustor hin, wo alle sich in vier Troiken mit Schellen setzten. Der General holte ihn auf der Treppe ein.

„Aber Fürst, tu mir den Gefallen und besinne dich!“ sagte er, ihn bei der Hand packend. „Laß sie nur! Du siehst ja, wie sie ist! Ich spreche mit dir wie ein Vater . . .“

Der Fürst sah ihn an, sagte aber kein Wort, riß sich los und lief hinunter.

Bei der Auffahrt angelangt, von der die Troiken soeben fortgefahren waren, sah der General, wie der Fürst rasch in eine Droschke stieg; er rief dem Kutscher „Katharinenhof“ zu und fuhr den Troiken nach. Dann kam der Wagen des Generals mit dem grauen Traber und brachte Iwan Feodorowitsch, von neuen Hoffnungen und Aussichten erfüllt und mit den Perlén, die er doch nicht mitzunehmen vergessen hatte, nach Hause. Mitten unter seinen Plänen tauchte Nastasia Filippownas verführerisches Bild ein paarmal vor ihm auf; der General seufzte.

Zwei Tage nach den seltsamen Vorgängen auf Nastasias Filippownas Abendgesellschaft, mit denen wir den ersten Teil unserer Erzählung abschlossen, fuhr Fürst Myschkin in Angelegenheiten der Abhebung seiner unerwarteten Erbschaft eilig nach Moskau. Manche meinten damals, seine plötzliche Abreise könnte auch andere Gründe haben; wir vermögen aber sowohl darüber als auch über die Erlebnisse des Fürsten in Moskau und überhaupt während seiner Abwesenheit von Petersburg nur recht wenig zu berichten. Der Fürst blieb genau sechs Monate fort, und selbst diejenigen, die einigen Grund hatten, sich für sein Schicksal zu interessieren, konnten während dieser Zeit nur sehr wenig über ihn erfahren. Zu manchen von ihnen drangen zwar ab und zu, wenn auch sehr selten, Gerüchte über ihn, doch waren dieselben meistens seltsam und widersprachen einander fast immer. Am meisten interessierte man sich natürlich für den Fürsten im Hause Jepantschin, wo er sich vor seiner Abreise nicht einmal mehr verabschieden konnte. Der General kam mit ihm damals übrigens sogar zwei-, dreimal zusammen; sie hatten etwas Ernstes miteinander zu besprechen. Jepantschin teilte seiner Familie aber nichts davon mit. Man vermied es überhaupt im Hause Jepantschin in der ersten Zeit, also fast während eines ganzen Monats nach der Abreise des Fürsten, von ihm zu sprechen. Nur die Generalin Lisaweta Prokofjewna äußerte sich gleich zu Beginn, sie hätte sich in dem Fürsten „bitter getäuscht“. Darauf fügte sie nach zwei oder drei Tagen, ohne den Fürsten zu nennen, ganz im allgemeinen hinzu: „das Hauptmerkmal ihres Lebens wäre eine immerwährende Enttäuschung in bezug auf die Menschen gewesen.“ Und nach etwa zehn Tagen schloß sie endlich in Form einer Sentenz, als ihre Töchter sie durch irgend etwas gereizt hatten: „Ich habe genug Fehler begangen! Das wird nie mehr geschehen.“ Man muß dabei aber bemerken, daß in ihrem Haus recht lange eine unangenehme Stimmung herrschte. Es machte sich etwas Drückendes, Steifes, Unausgesprochenes und Streitsüchtiges fühlbar; alle zeigten unfreundliche Gesichter. Der General arbeitete Tag und Nacht, er war geschäftlich sehr in Anspruch genommen; man hatte ihn, besonders in seinem Amt, selten tätiger und fleißiger gesehen. Man kam zu Hause kaum dazu, ihn zu sehen. Was jedoch die jungen Damen Jepantschin anbelangt, so äußerten sich diese selbstverständlich über gar nichts. Sie sprachen vielleicht auch, wenn sie unter sich waren, sehr wenig. Sie waren stolze, hochmütige und manchmal selbst gegeneinander sehr schamhafte Mädchen, die sich übrigens gegenseitig

nicht nur auf ein einziges Wort, sondern sogar auf einen Blick hin verstanden, so daß es manchmal überflüssig war, viel zu sprechen.

Nach und nach verebbten auch die in der Stadt verbreiteten Gerüchte, und es herrschte über die Sache völliges Dunkel. Manche erzählten von einem nicht ganz zurechnungsfähigen jungen Fürsten (niemand konnte mit Sicherheit den Namen nennen), der plötzlich eine ungeheure Erbschaft angetreten und eine Französin von auswärts, eine bekannte Cancantänzerin aus dem Château des Fleurs in Paris, geheiratet hätte. Andere sagten aber, die Erbschaft wäre einem General zugefallen, und die berühmte französische Cancantänzerin hätte sich mit einem ungeheuer reichen russischen Kaufmannssohn verheiratet, der während seiner Hochzeit in betrunkenem Zustand aus lauter Protzerei Lose der letzten Lotterieleihe für genau siebenhunderttausend Rubel an einer Kerze verbrannt habe. Alle diese Gerüchte verstummten jedoch auf Grund verschiedener Umstände sehr bald. So hatte sich unter anderem Rogoshins ganzes Gefolge, von dem doch viele manches erzählen konnten, mit ihm selbst an der Spitze genau eine Woche nach einer furchtbaren Orgie in dem Restaurant in Katharinenhof, bei der auch Nastasia Filippowna anwesend war, vollzählig nach Moskau begeben. Manche, die sich für die Sache nicht einmal allzusehr interessierten, erfuhren auf Grund von Gerüchten, Nastasia Filippowna wäre gleich am nächsten Tag nach dem Gelage in Katharinenhof geflohen und verschwunden, und man hätte endlich in Erfahrung gebracht, sie wäre nach Moskau gereist; so daß man in Rogoshins Reise nach Moskau eine gewisse Bestätigung fand.

Man hörte auch einiges über Gawrila Ardalionowitsch Iwolgin, der in seinem Kreis sehr bekannt war. Es trat aber auch hier ein Umstand ein, der alle ungünstigen Annahmen in bezug auf ihn sehr bald widerlegte und nach und nach ganz aus der Welt schaffte; er wurde sehr krank und konnte nicht nur in Gesellschaft, sondern selbst im Amt nicht erscheinen. Nachdem er einen Monat krank gewesen war, erholte er sich wieder, gab aber aus irgendeinem Grunde die Anstellung bei der Aktiengesellschaft endgültig auf und wurde durch jemand anders ersetzt. Er hatte sich auch im Hause des Generals Japantschin nicht mehr blicken lassen, so daß der General einen anderen Beamten zu sich kommen ließ. Gawrila Ardalionowitschs Feinde hätten annehmen können, er wäre durch alles Geschehene so beschämt, daß er sich nicht auf der Straße zu zeigen wagte; er kränkelte aber tatsächlich; er wurde ganz hypochondrisch und war oft nachdenklich und gereizt. Warwara Ardalionowna heiratete im Laufe desselben Winters Ptizyn; alle, die sie kannten, schrieben diese Heirat direkt dem Umstand zu, daß Ganja seine Beschäftigung nicht wieder

aufnehmen wollte und seine Familie nicht nur zu unterstützen aufhörte, sondern selbst der Hilfe und sogar der Pflege bedürftig war.

Wir bemerken nebenbei, daß auch der Name Gawrila Ardalionowitsch im Hause Jepantschin nie mehr erwähnt wurde, als wäre ein solcher Mensch nicht nur nie in ihrem Hause, sondern überhaupt nie auf der Welt gewesen. Und doch hatten dort alle (und zwar sehr bald) in bezug auf ihn etwas sehr Seltsames erfahren, und zwar folgendes: in jener verhängnisvollen Nacht nach den unangenehmen Erlebnissen bei Nastasia Filippowna war Ganja nach seiner Rückkehr nach Hause nicht schlafen gegangen, sondern hatte mit fieberhafter Ungeduld die Rückkehr des Fürsten erwartet. Der Fürst, der nach Katharinenhof gefahren war, kehrte um sechs Uhr früh von dort zurück. Da kam Ganja in sein Zimmer und legte das ihm von Nastasia Filippowna während seiner Ohnmacht geschenkte versengte Geldpaket auf den Tisch. Er bat den Fürsten eindringlich, dieses Geschenk Nastasia Filippowna bei der ersten Möglichkeit zurückzuerstatten. Als Ganja beim Fürsten eintrat, befand er sich in einer feindseligen, fast verzweifelten Stimmung; er und der Fürst wechselten aber angeblich ein paar Worte, worauf Ganja noch zwei Stunden beim Fürsten verbrachte und die ganze Zeit über bitterlich weinte. Sie trennten sich freundschaftlich voneinander.

Dieses Gerücht, das zu allen Jepantschins gedrungen war, erwies sich, wie späterhin bestätigt wurde, als ganz richtig. Es ist natürlich seltsam, daß Gerüchte solcher Art sich so schnell verbreiten und so schnell in Erfahrung gebracht werden konnten; alles, was sich bei Nastasia Filippowna zugetragen hatte, wurde zum Beispiel beinahe schon am nächsten Tag, und zwar mit fast allen Details im Hause Jepantschin bekannt. In bezug auf die Nachrichten über Gawrila Ardalionowitsch konnte man jedoch voraussetzen, daß dieselben durch Warwara Ardalionowna überbracht wurden, die ganz plötzlich bei den Damen Jepantschin erschien und sich dort sehr bald heimisch zu fühlen begann, was Lisaweta Prokofjewna außerordentlich wunderte. Doch Warwara Ardalionowna, die es aus irgendeinem Grunde zwar für nötig befunden hatte, den jungen Damen Jepantschin näherzutreten, hätte mit ihnen sicher nicht von ihrem Bruder gesprochen. Das war eine in ihrer Art sehr stolze Frau, obwohl sie dort Freundschaft schloß, wo man ihren Bruder beinahe hinausgejagt hatte. Sie war auch schon früher mit den Damen Jepantschin bekannt gewesen, hatte sie aber selten gesehen. Sie erschien übrigens auch jetzt fast nie im Salon, sondern kam immer für einen Augenblick von der Hintertreppe herein. Lisaweta Prokofjewna hatte sie auch vorher nicht besonders gern gehabt und verhielt sich ihr gegenüber jetzt ganz

ebenso, trotzdem sie Warwara Ardalionownas Mutter, Nina Alexandrowna, sehr schätzte. Sie wunderte und ärgerte sich und schrieb die Bekanntschaft mit Warja den Launen und dem Eigensinn ihrer Töchter zu, die „nicht mehr wußten, auf welche Weise sie den Wünschen der Mutter entgegenhandeln sollten“. Warwara Ardalionowna fuhr aber doch fort, sie vor und nach ihrer Heirat zu besuchen.

Als nach der Abreise des Fürsten aber ein Monat vergangen war, erhielt die Generalin Jepantschina von der alten Fürstin Belokonskaja, die vor zwei Wochen zu ihrer ältesten verheirateten Tochter nach Moskau gefahren war, einen Brief, der auf sie sichtlich Eindruck machte. Sie teilte weder den Töchtern, noch Iwan Feodorowitsch etwas davon mit, man merkte aber in der Familie aus vielen Anzeichen, daß sie besonders unruhig und recht erregt war. Sie begann mit den Töchtern auf eine seltsame Weise von ungewöhnlichen Dingen zu reden; sie wollte sich offenbar aussprechen, hielt sich aber aus irgendeinem Grunde zurück. Am Tage des Eintreffens des Briefes liebkoste sie alle, küßte Aglaja und Adelaida und tat vor ihnen Buße für etwas, sie konnten aber nicht darauf kommen, um was es sich eigentlich handelte. Sie wurde selbst Iwan Feodorowitsch gegenüber, den sie einen vollen Monat ihre Ungnade hatte fühlen lassen, plötzlich nachsichtig. Selbstverständlich ärgerte sie sich gleich am nächsten Tag furchtbar über ihre gestrigen Gefühlsäußerungen und kam noch vor dem Essen mit allen in Streit, gegen Abend hellte sich der Horizont jedoch wieder auf. Sie war jetzt überhaupt im Laufe einer ganzen Woche ganz guter Laune, was schon lange nicht mehr vorgekommen war.

Nach weiteren acht Tagen traf von der Belokonskaja noch ein Brief ein, und die Generalin entschloß sich jetzt, ihren Gefühlen Luft zu machen. Sie erklärte feierlich, die „alte Belokonskaja“ (sie nannte die Fürstin, wenn sie von ihr sprach, nie anders) teile ihr in bezug auf diesen . . . „Sonderling, den Fürsten“, recht tröstliche Nachrichten mit! Die alte Dame hatte in Moskau nach ihm geforscht, über ihn Erkundigungen eingezogen und dabei nur Gutes erfahren; der Fürst erschien endlich persönlich bei ihr und machte auf sie einen fast außerordentlichen Eindruck. „Was daraus zu ersehen ist, daß sie ihn eingeladen hat, sie jeden Tag von ein bis zwei Uhr zu besuchen, daß er jeden Tag kommt und sie ihn noch immer nicht satt hat“, schloß die Generalin, indem sie hinzufügte, der Fürst verkehre, dank der „Alten“, in zwei, drei anständigen Häusern. „Es ist gut, daß er nicht immer zu Hause sitzt und sich nicht wie ein Dummkopf geniert.“ Die Mädchen, denen das alles mitgeteilt wurde, bemerkten sofort, daß ihre Mama ihnen sehr vieles aus ihrem Briefe verheimlichte. Sie erfuhren das vielleicht durch Warwara Ardalionowna, die sehr viel wissen konnte und

selbstverständlich alles wußte, was Ptizyn über den Fürsten und dessen Aufenthalt in Moskau bekannt war. Ptizyn war aber vielleicht besser als alle anderen darüber informiert. Er war jedoch in geschäftlichen Dingen außerordentlich schweigsam, wenn er Warja auch alles mitteilte. Die Sympathien der Generalin Warwara Ardalionowna gegenüber verringerten sich deswegen sofort noch mehr. Wie dem auch sei, das Eis war doch gebrochen, und es wurde plötzlich möglich, von dem Fürsten laut zu sprechen. Der außergewöhnliche Eindruck und das übermäßige Interesse, das der Fürst im Hause Jepantschin hervorgerufen und hinterlassen hatte, äußerte sich nochmals in vollster Klarheit. Die Generalin wunderte sich sogar über die auf ihre Töchter durch die Nachrichten aus Moskau ausgeübte Wirkung. Die Töchter wunderten sich aber ihrerseits über ihre Mama, die ihnen so feierlich erklärt hatte, „das Hauptmerkmal ihres Lebens wäre eine immerwährende Enttäuschung in bezug auf die Menschen gewesen“, und zu gleicher Zeit den Fürsten der einflußreichen alten Belokonskaja in Moskau empfahl, was nur mit großer Mühe gelingen konnte, denn die „Alte“ war in gewissen Fällen recht schwerfällig.

Sowie das Eis gebrochen war und ein neuer Wind wehte, benützte auch der General gleich die Gelegenheit, sich zu äußern. Es erwies sich, daß auch er für die Sache außerordentliches Interesse hatte. Er machte übrigens nur über die „geschäftliche Seite der Dinge“ Mitteilungen. Es erwies sich, daß er den Fürsten in dessen eigenem Interesse überwachen ließ, besonders aber dessen Ratgeber Salaskin im Auge behielt, mit welcher Aufgabe er zwei sehr verlässliche und in ihrer Art sehr einflußreiche Herren in Moskau betraut hatte. Alles, was von der Erbschaft, „sozusagen von der Tatsache der Erbschaft“ gesagt wurde, erwies sich als richtig; die Erbschaft selbst schien aber nicht so bedeutend zu sein, wie die ersten Gerüchte besagten. Das Vermögen war zur Hälfte belastet; es waren Schulden zu begleichen und es meldeten sich verschiedene Prätendenten, auch benahm sich der Fürst trotz aller Ratschläge gar nicht geschäftlich. „Ich gönne es ihm natürlich von Herzen“, erklärte der General jetzt, da „das Eis des Schweigens“ gebrochen war, „denn der Bursche ist zwar nicht ganz richtig im Kopf, verdient es aber trotzdem.“ Er hätte dabei aber doch Dummheiten gemacht: es erschienen zum Beispiel Gläubiger des verstorbenen Kaufmannes mit nichtigen oder nicht einwandfreien Dokumenten, manche, die vom Fürsten gehört hatten, kamen auch ganz ohne Dokumente, und was geschah? Der Fürst befriedigte fast alle, trotz der Vorstellungen der Freunde, alle diese kleinen Gläubiger und dunklen Existenzen wären ganz rechtlos; er tat es nur deshalb, weil es sich erwies, daß einige von ihnen tatsächlich gelitten hatten.

Die Generalin sagte, auch die Belokonskaja schreibe ihr ähnliche Dinge, das sei „dumm, sehr dumm“; „Dummheit ist aber nicht zu heilen“, fügte sie schroff hinzu, man sah es aber ihrem Gesicht an, wie sehr sie sich über die Handlungsweise dieses „Dummkopfes“ freute. Der General bemerkte schließlich, daß seine Gemahlin an dem Fürsten wie an einem leiblichen Sohn Anteil nahm und dabei Aglaja sehr zärtlich behandelte; als Iwan Feodorowitsch das sah, spielte er für eine Weile den ernstesten Geschäftsmann.

Diese angenehme Stimmung hielt aber nicht lange an. Kaum waren zwei Wochen vergangen, als sich plötzlich alles veränderte. Die Generalin machte ein finsternes Gesicht, und der General fügte sich nach einigem Achselzucken wieder „dem Eise des Schweigens“. Es handelte sich darum, daß er vor erst zwei Wochen unter der Hand eine zwar kurze und darum nicht ganz klare, dafür aber um so sicherere Nachricht erhalten hatte. Nastasia Filippowna, die zuerst in Moskau verschwunden, dann von Rogoshin dort gefunden war und später wieder verschwand und aufgesucht wurde, hätte ihm endlich so gut wie bestimmt versprochen, ihn zu heiraten. Und nach vierzehn Tagen teilte man dem General mit, Nastasia Filippowna wäre zum drittenmal fast während der Trauung geflohen und wäre diesmal irgendwo in der Provinz verschwunden, zugleich hätte aber auch Fürst Myschkin Moskau verlassen, nachdem er die Erledigung aller seiner Angelegenheiten Salaskin überlassen, „es ist unbekannt, ob er mit ihr verschwunden ist, oder ob er ihr bloß nachgereist ist, es muß aber etwas daran sein“, schloß der General. Lisaweta Prokofjewna hatte ebenfalls unangenehme Nachrichten erhalten. Das Ergebnis all dessen war, daß zwei Monate nach der Abreise des Fürsten fast jedes Gerücht über ihn in Petersburg endgültig verstummte und „das Eis des Schweigens“ im Hause Jepantschin nicht mehr gebrochen wurde. Warwara Ardalionowna fuhr übrigens fort, die Mädchen zu besuchen. Um mit allen diesen Gerüchten und Nachrichten abzuschließen, wollen wir noch hinzufügen, daß im Hause Jepantschin zu Beginn des Frühjahrs sehr viele Umwälzungen eintraten, so daß es kein Wunder war, daß der Fürst, der kein Lebenszeichen von sich gab und vielleicht auch nicht geben wollte, vergessen wurde. Man entschloß sich im Laufe des Winters nach und nach, den Sommer im Ausland zu verbringen, d. h. Lisaweta Prokofjewna wollte mit den Töchtern reisen; der General konnte seine Zeit selbstverständlich nicht „bloßen Zerstreuungen“ widmen. Dieser Entschluß wurde auf Grund des außerordentlich beharrlichen Wunsches der Mädchen gefaßt, die sich endgültig davon überzeugt hatten, man wollte sie nur deswegen nicht ins Ausland bringen, weil die Eltern ununterbrochen damit beschäftigt waren, sie

zu verheiraten und für sie einen Bräutigam ausfindig zu machen. Vielleicht hatten die Eltern auch eingesehen, daß man den Bräutigam ebensogut im Ausland finden könnte und daß die Reise für die Dauer des Sommers von keiner störenden, sondern vielleicht eher von einer fördernden Wirkung sein würde. Wir wollen bei der Gelegenheit erwähnen, daß das Projekt einer Ehe zwischen Afanasij Iwanowitsch Tozkij und dem ältesten Fräulein Jepantschina ganz fallen gelassen wurde, und ein formeller Antrag seinerseits nicht zustande kam. Das geschah ganz von selbst, ohne viele Worte und ohne irgendwelchen Kampf in der Familie. Seit der Abreise des Fürsten war die Angelegenheit von beiden Seiten plötzlich ins Stocken geraten. Auch dieser Umstand trug zugleich mit den anderen Vorfällen zu der damaligen gedrückten Stimmung in der Familie Jepantschin bei, trotzdem die Generalin sich sofort äußerte, sie wäre jetzt froh, daß sie sich „mit beiden Händen bekreuzen möchte“. Der General befand sich zwar in Ungnade und fühlte, daß er selbst schuldig sei, schmollte aber doch lange Zeit; es tat ihm leid, daß auf Afanasij Iwanowitsch keine Aussichten mehr waren: „ein solches Vermögen und ein so geschickter Mensch!“ Kurz darauf erfuhr der General aber, Afanasij Iwanowitsch hätte sich von einer Französin der höheren Kreise, einer Marquise und Legitimistin fesseln lassen, er würde sie heiraten und dann mit ihr nach Paris und später in die Bretagne reisen. „Er wird an dieser Französin zugrunde gehen“, entschied der General.

Die Jepantschins machten sich also bereit, zum Sommer fortzureisen. Und plötzlich trat ein Ereignis ein, das alles wieder umstieß, so daß die Reise zur großen Freude des Generals und der Generalin verschoben wurde. In Petersburg erschien ein aus Moskau stammender Fürst, namens Stsch., ein allgemein von der besten Seite bekannter Mensch. Er war einer jener ehrlichen, bescheidenen, tätigen Männer der letzten Zeit, die aufrichtig und bewußt das Nützliche wollen, stets arbeiten und sich durch die seltene und glückliche Eigenschaft auszeichnen, Arbeit zu finden. Ohne sich zur Schau zu stellen und die Erbitterung und den Müßiggang der Parteien zu teilen, und ohne sich zu den Ersten zu rechnen, war es dem Fürsten doch gelungen, vieles von den Ereignissen der letzten Zeit recht gründlich kennenzulernen. Er war früher Beamter und begann mit der Zeit großen Anteil an der Tätigkeit der Semstwow zu nehmen. Er war außerdem ein nützlicher Mitarbeiter einiger russischer wissenschaftlicher Vereine. Er hatte zusammen mit einem bekannten Techniker durch die von ihm gesammelten Kenntnisse und Nachforschungen zur zweckmäßigeren Anlage einer der wichtigsten projektierten Eisenbahnen beigetragen. Er war fünfunddreißig Jahre alt, gehörte den höchsten Kreisen an und besaß

überdies ein „schönes, solides, sicheres“ Vermögen, wie der General erklärte, der Gelegenheit hatte, mit dem Fürsten bei dem Grafen, seinem Chef, in einer sehr wichtigen Sache zusammenzutreffen und seine Bekanntschaft zu machen. Der Fürst ging aus einer gewissen besonderen Neugierde der Bekanntschaft mit russischen Geschäftsleuten niemals aus dem Wege. Es kam so, daß der Fürst auch die Familie des Generals kennenlernte. Adelaida Iwanowna, die zweitälteste Tochter des Generals, machte auf ihn großen Eindruck. Zu Beginn des Frühjahrs erklärte sich der Fürst. Er gefiel Adelaida und auch Lisaweta Prokofjewna sehr gut. Der General freute sich. Man gab die Reise selbstverständlich auf. Die Hochzeit wurde für das Frühjahr festgesetzt.

Die Reise konnte ja übrigens noch in der Mitte oder gegen Ende des Sommers zur Erholung Lisaweta Prokofjewnas und der beiden zurückgebliebenen Töchter für einen oder zwei Monate unternommen werden, um ihnen den durch Adelaidas Hochzeit hervorgerufenen Trennungsschmerz zu erleichtern. Es geschah aber wieder etwas Neues: noch gegen Ende des Frühjahrs (Adelaidas Hochzeit wurde bis zum Hochsommer verschoben) führte Fürst Stsch. einen entfernten Verwandten, den er aber sehr genau kannte, bei Jepantschins ein. Das war ein gewisser Jewgenij Pawlowitsch R., ein noch junger, etwa achtundzwanzigjähriger, hübscher Mann, im Range eines Flügeladjutanten, von guter Herkunft, ein sehr geistreicher, gewandter, „neuer“, „außerordentlich gebildeter“ und unerhört reicher Mensch. In bezug auf diesen letzten Punkt war der General immer vorsichtig. Er zog Erkundigungen ein: „es bewahrheitet sich scheinbar wirklich“, teilte er hierauf mit, „man muß die Sache aber noch prüfen“. Dieser junge Flügeladjutant mit großen Aussichten für die Zukunft gewann noch sehr durch die Äußerungen der alten Belokonskaja aus Moskau. Es war nur ein einziger etwas heikler Punkt dabei: einige Verhältnisse und, wie man versicherte, der Sieg über einige Herzen. Als er Aglaja kennenlernte, begann er die Familie Jepantschin sehr häufig zu besuchen. Es war zwar noch nichts gesagt und selbst noch nichts angedeutet worden, die Eltern waren aber doch der Meinung, man brauche diesen Sommer an keine Reise ins Ausland zu denken. Aglaja selbst war vielleicht anderer Ansicht.

Das spielte sich kurz vor dem zweiten Erscheinen unseres Helden ab. Der arme Fürst Myschkin schien um diese Zeit in Petersburg schon ganz vergessen zu sein. Wenn er jetzt plötzlich unter seine Bekannten getreten wäre, wäre er wie vom Himmel gefallen. Wir wollen aber vorher noch eine Tatsache mitteilen und unsere Einleitung damit beschließen.

Kolja Iwolgin setzte nach der Abreise des Fürsten anfangs sein früheres Leben fort: er ging ins Gymnasium, besuchte seinen Freund Ippolit, überwachte den General und half Warja in der Wirtschaft, für die er Gänge machen mußte. Doch die Mieter waren bald verschwunden: Ferdystschenko zog drei Tage nach den Ereignissen bei Nastasia Filippowna aus und war gleich darauf verschollen, so daß man gar nichts mehr von ihm hörte; es hieß, er habe sich irgendwo dem Trunke ergeben, man konnte das aber nicht beweisen. Der Fürst reiste nach Moskau, und das Vermieten nahm ein Ende. Als Warja späterhin heiratete, zogen Nina Alexandrowna und Ganja mit ihr zu Ptizyn, in die Straße Ismajlowskij-Polk; mit General Iwolgin geschah fast gleichzeitig etwas ganz Unvorhergesehenes: man sperrte ihn in das Schuldgefängnis ein. Er wurde durch seine Freundin, die Hauptmannswitwe, auf Grund der ihr zu verschiedenen Zeiten ausgefolgten Dokumente über die Summe von zweitausend Rubeln dorthin befördert. Das alles war für ihn eine vollkommene Überraschung, und der arme General wurde tatsächlich „das Opfer seines übermäßigen Glaubens an den Edelmut des menschlichen Herzens“, allgemein gesprochen. Seit er die beruhigende Gewohnheit angenommen hatte, Schuldscheine und Wechsel zu unterschreiben, dachte er nicht im entferntesten an eine Möglichkeit ihrer Wirkung, wann es auch sei, und glaubte immer, es geschehe „nur so“. Es kam aber anders. „Und da soll man den Menschen vertrauen und sich auf sie verlassen!“ rief er traurig aus, als er mit seinen neuen Freunden im „Hause Tarasow“ bei einer Flasche Wein saß und ihnen Anekdoten von der Belagerung von Kars und von dem auferstandenen Soldaten zum besten gab. Er lebte jetzt übrigens ausgezeichnet. Warja und Ptizyn sagten, das sei eigentlich der beste Aufenthaltsort für ihn; Ganja stimmte ihnen vollkommen bei. Nur die arme Nina Alexandrowna weinte bitterlich im stillen (was ihre Hausgenossen in Erstaunen setzte), kränkelte immer und besuchte ihren Mann so oft sie konnte.

Seit dem „Vorfall mit dem General“, wie Kolja sich ausdrückte, und überhaupt seit der Verheiratung seiner Schwester war mit dem Jungen gar nichts mehr anzufangen und es kam so weit, daß er in letzter Zeit sogar selten bei seiner Familie übernachtete. Man erzählte, er hätte eine Menge neuer Bekanntschaften gemacht; außerdem ging er auch zu häufig ins Schuldgefängnis. Nina Alexandrowna konnte dort ohne ihn gar nicht auskommen; man ließ ihn zu Hause ganz in Ruhe und belästigte ihn nicht mit Fragen. Warja, die ihn früher so streng behandelt hatte, unterzog ihn jetzt keinerlei Verhör über seine Wanderungen; während Ganja zur großen Verwunderung der Hausgenossen mit ihm trotz seiner Hypochondrie manchmal ganz freund-

schaftlich sprach und verkehrte, was nie vorher geschehen war, da der siebenundzwanzigjährige Ganja seinem fünfzehnjährigen Bruder natürlicherweise nie freundliche Beachtung geschenkt hatte, sondern mit ihm grob umgegangen war, von den andern ihm gegenüber nur Strenge verlangt und stets gedroht hatte, einmal seine Ohren zu bearbeiten, was Kolja die letzten Grenzen der menschlichen Geduld überschreiten ließ. Man mußte glauben, Ganja könnte jetzt manchmal ohne Kolja gar nicht auskommen. Und diesem imponierte es, daß Ganja damals das Geld zurückgegeben hatte, er konnte ihm um desentwillen vieles verzeihen.

Nach der Abreise des Fürsten waren drei Monate vergangen, und man erfuhr bei Iwolgins, Kolja wäre plötzlich mit Jepantschins bekanntgeworden und werde von den jungen Mädchen sehr gerne gesehen. Warja erfuhr das bald; Kolja war dort übrigens nicht durch Warja, sondern „von selbst“ bekanntgeworden. Man gewann ihn bei Jepantschins nach und nach lieb. Die Generalin war zuerst mit seinen Besuchen nicht einverstanden, begann ihn aber „seiner Aufrichtigkeit wegen und weil er nicht schmeichelte“ zu schätzen. Kolja schmeichelte tatsächlich niemand; er verstand es, dort wie ein Gleichgestellter ganz unabhängig zu verkehren, wenn er der Generalin auch manchmal Bücher und Zeitungen vorlas; er war aber stets dienstfertig gewesen. Er geriet übrigens mit Lisaweta Prokofjewna ein paarmal in heftigen Streit, erklärte ihr, sie sei despotisch, und er würde ihre Schwelle nicht mehr überschreiten. Das geschah zum erstenmal aus Anlaß der „Frauenfrage“ und ein zweites Mal bei der Debatte darüber, um welche Jahreszeit man am besten Zeisige fangen könne! Wie unglaublich es auch klingen mag, die Generalin schickte ihm am dritten Tage nach dem Streit durch ihren Diener einen Brief, in welchem sie ihn unbedingt zu kommen bat; Kolja zierte sich nicht weiter und kam sofort. Nur Aglaja verhielt sich ihm gegenüber nicht wohlwollend und behandelte ihn von oben herab. Es kam aber so, daß er gerade ihr nähertrat. Eines Tages, es war um die Osterzeit, benützte Kolja einen Augenblick, da er mit ihr allein war, um ihr einen Brief einzuhändigen, wobei er nur sagte, er hätte den Auftrag, ihr denselben unter vier Augen zu übergeben. Aglaja sah den „eingebildeten Jungen“ streng an. Kolja wartete aber nicht, sondern ging hinaus. Sie öffnete den Brief und las:

„Sie haben mich einmal Ihres Vertrauens gewürdigt. Vielleicht haben Sie mich jetzt ganz vergessen. Wieso es gekommen ist, daß ich Ihnen schreibe: Ich weiß nicht; ich habe aber den unüberwindlichen Wunsch gefühlt, mich Ihnen, gerade Ihnen in Erinnerung zu bringen.

Wie oft hätte ich Sie alle drei gebraucht, ich sah aber von allen dreien immer nur Sie. Ich brauche Sie notwendig. Ich habe Ihnen nichts mitzuteilen und nichts über mich zu schreiben. Das war ja auch gar nicht meine Absicht; ich wünsche nur inbrünstig, Sie mögen glücklich sein. Sind Sie glücklich? Ich wollte Ihnen nur das sagen.

Ihr Bruder Fürst L. Myschkin.“

Als Aglaja diesen kurzen und ziemlich unzusammenhängenden Brief gelesen hatte, errötete sie plötzlich und wurde nachdenklich. Es wäre schwer, ihren Gedankengang wiederzugeben. Sie fragte sich unter anderem: „Soll ich das jemand zeigen?“ Sie schämte sich aus irgendeinem Grunde. Schließlich warf sie übrigens den Brief mit einem seltsamen spöttischen Lächeln in ihre Tischlade. Sie nahm den Brief am nächsten Tag wieder heraus und legte ihn in ein dickes, solid gebundenes Buch – sie machte das immer mit ihren Briefen, um sie schneller zu finden, wenn sie sie brauchte. Sie kam erst nach einer Woche dazu sich anzuschauen, was für ein Buch es eigentlich war. Es war Don Quichotte von Lamancha. Aglaja lachte laut auf, ohne zu wissen weshalb.

Es ist auch unbekannt, ob sie den Brief einer ihrer Schwestern zeigte.

Während sie aber den Brief noch las, kam ihr plötzlich der Gedanke, ob es wohl möglich sei, daß dieser freche, eingebildete Junge mit dem Fürsten in Korrespondenz stehe und vielleicht der einzige sei, der ihm von hier aus berichtete. Sie unterzog nun Kolja mit einer furchtbar geringschätzigen Miene einem Verhör. Der außerordentlich empfindliche „Junge“ beachtete diesmal diese Geringschätzung nicht im mindesten; er erklärte Aglaja sehr kurz und recht trocken, er hätte dem Fürsten vor dessen Abreise aus Petersburg zwar für jeden Fall seine ständige Adresse mitgeteilt und dabei seine Dienste angeboten, das sei aber der erste Auftrag und das erste Schreiben, das er erhalten habe; er zeigte ihr als einen Beweis für seine Worte auch diesen Brief. Aglaja zierte sich nicht und las denselben. Er lautete:

„Lieber Kolja, haben Sie die Güte, den beigelegten versiegelten Brief Aglaja Iwanowna zu übergeben. Alles Beste.

Ihr Sie liebender Fürst L. Myschkin.“

„Es ist aber doch komisch, sich einem solchen Dreikäsehoch anzuvertrauen“, sagte Aglaja beleidigt, gab Kolja den Brief zurück und wandte sich verächtlich von ihm ab.

Das konnte Kolja nicht mehr ertragen: er hatte Ganja, ohne ihm nähere Erklärungen abzugeben, eben für diese Gelegenheit um sein noch ganz neues grünes Halstuch gebeten. Er war tief verletzt.

Es waren die ersten Junitage und man hatte in Petersburg schon seit einer Woche herrlichstes Wetter. Jepantschins besaßen ihr eigenes elegantes Landhaus in Pawlowsk. Lisaweta Prokofjewna hatte es auf einmal sehr eilig, aus der Stadt zu kommen; bevor zwei Tage vergangen waren, war man mit der Übersiedlung schon fertig.

Am zweiten oder dritten Tage nach dem Umzug der Jepantschins traf Fürst Lew Nikolajewitsch Myschkin mit dem Frühzug aus Moskau ein. Er wurde auf dem Bahnhof von niemandem empfangen. Der Fürst glaubte aber beim Aussteigen aus dem Waggon in der Menschenmenge, die die mit dem Zug Ankommenden umdrängte, den seltsam heißen Blick zweier Augen zu sehen. Als er genauer hinschaute, konnte er nichts mehr bemerken. Es war ihm natürlich nur so vorgekommen; er behielt aber doch einen unangenehmen Eindruck zurück. Der Fürst war auch ohnehin traurig und nachdenklich und schien sich um irgend etwas zu sorgen.

Er fuhr in einer Droschke in ein Hotel in der Nähe der Litejnaja. Es war ein recht bescheidenes Haus. Der Fürst nahm zwei kleine, dunkle, schlecht möblierte Zimmer, wusch und kleidete sich an und ging, ohne etwas zu bestellen, eilig fort, als fürchtete er Zeit zu verlieren oder irgendwen nicht mehr zu Hause zu treffen.

Wenn jemand von denen, die ihn während seines ersten Aufenthaltes in Petersburg vor einem halben Jahr gekannt hatten, ihn jetzt sehen könnte, würde er vielleicht finden, daß sein Äußeres sich bedeutend zu seinem Vorteil verändert hatte. Das war aber wohl kaum so. Nur seine Kleidung hatte sich verändert: Alles, was er trug, war neu und stammte von einem guten Moskauer Schneider; die Sachen hatten aber trotzdem einen Fehler: sie waren allzu modern (wie es pflichttreue, aber nicht sehr talentierte Schneider immer machen), und da sie von einem Menschen getragen wurden, der sich dafür nicht im geringsten interessierte, konnte wohl jemand, der gerne lachte, bei einem aufmerksamen Blick auf den Fürsten Grund zum Lächeln finden.

Der Fürst nahm eine Droschke und fuhr in den Stadtteil Peski. Er fand dort in der Roshdestwenskaja bald ein kleines, hölzernes Haus. Dieses Häuschen erwies sich zu seinem Erstaunen als hübsch, rein, gut gehalten und hatte einen Vorgarten, in dem Blumen wuchsen. Die Fenster nach der Straße waren geöffnet, und aus ihnen drang ununterbrochenes, lautes Sprechen, beinahe Schreien, als ob jemand vorlas oder auch eine Rede hielt; das Sprechen wurde ab und zu durch das Lachen einiger heller Stimmen unterbrochen. Der Fürst ging in den Hof hinein, stieg ein paar Stufen hinauf und fragte nach Herrn Lebedew.

„Da ist er“, antwortete die Köchin, die mit bis zum Ellbogen aufgestreiften Ärmeln die Tür geöffnet hatte und mit dem Finger nach dem „Salon“ wies. Mitten in diesem Salon, der dunkelblau tapeziert, rein und nicht anspruchlos ausgestattet war, in dem sich ein runder Tisch, ein Sofa, eine Bronzeuhr unter einem Glassturz, ein schmaler Spiegel an einer Zwischenwand und ein an einer Bronzekette von der Decke herabhängender, sehr altertümlicher kleiner Kronleuchter mit Glasprismen befanden, stand Herr Lebedew, dem Fürsten den Rücken zuwendend, in einer Weste ohne Rock, sommerlich gekleidet und hielt, sich auf die Brust schlagend, eine laute Rede über irgendein Thema. Seine Zuhörer setzten sich aus einem etwa fünfzehnjährigen Knaben mit einem lustigen und nicht dummen Gesicht und mit einem Buch in der Hand, aus einem jungen, zwanzigjährigen Mädchen in Trauer mit einem Säugling auf dem Arm und aus einem dreizehnjährigen Mädchen, gleichfalls in Trauer, das viel lachte und dabei den Mund weit aufriß, zusammen; es befand sich außerdem noch ein sehr seltsamer Zuhörer im Zimmer, es war dies ein auf dem Sofa liegender, etwa zwanzigjähriger, hübscher, dunkler Bursche, mit dichtem, langem Haar, großen schwarzen Augen und Anzeichen eines Backenbartes und Bartes. Dieser Zuhörer schien Lebedew bei seiner Rede oft zu unterbrechen und ihm zu widersprechen: das war wohl auch der Grund, weshalb das übrige Publikum lachte.

„Lukian Timofeitsch, Lukian Timofeitsch! Komm her! Schau doch nach . . .! Ja, was soll ich denn mit euch hier anfangen!“

Und die Köchin ging achselzuckend und so erbost, daß sie ganz rot wurde, hinaus.

Lebedew schaute sich um und blieb, als er den Fürsten erblickte, eine Zeitlang wie vom Blitz gerührt stehen, stürzte dann mit einem diensteifrigen Lächeln zu ihm hin, erstarrte aber unterwegs wieder und rief aus:

„Durchlauchtigster Fürst!“

Dann drehte er sich aber plötzlich um, als wüßte er noch immer nicht recht, was er beginnen sollte und fiel, ohne jeden Grund, zuerst über das Mädchen in Trauer mit dem Kind auf dem Arm her, so daß sie, weil es ihr so unerwartet kam, zurücktaumelte, darauf wandte er sich aber sofort von ihr ab und lief zu dem dreizehnjährigen Mädchen hin, das auf der Schwelle zum Nebenzimmer stand und noch von vorher ein Lächeln auf den Lippen hatte. Sie hielt seinem Schreien nicht stand und flüchtete sofort in die Küche; Lebedew stampfte ihr mit den Füßen nach, um ihr noch mehr Angst einzujagen, und sagte erklärend, als er den verlegenen Blick des Fürsten auffing:

„Das geschieht alles . . . aus Ehrerbietung, haha!“

„Sie hätten das nicht tun sollen . . .“ begann der Fürst.

„Sofort, sofort, ich bin schnell wie der Wind!“

Und Lebedew verschwand eilig aus dem Zimmer. Der Fürst blickte das Mädchen, den Knaben und den auf dem Sofa liegenden Burschen erstaunt an; sie lachten alle. Auch der Fürst begann zu lachen.

„Er ist den Frack anziehen gegangen“, sagte der Knabe.

„Wie ärgerlich das alles ist“, begann der Fürst, „und ich glaubte . . . sagen Sie, ist er . . .“

„Sie meinen wohl, er ist betrunken?“ ertönte eine Stimme vom Sofa. „Nicht im geringsten! Höchstens drei, vier, fünf Glas, das bedeutet doch aber nichts, das ist die Norm.“

Der Fürst wollte sich zu der Stimme auf dem Sofa hinwenden, jetzt begann aber das Mädchen zu sprechen und sagte mit einem sehr aufrichtigen Ausdruck auf ihrem anmutigen Gesicht:

„Er trinkt morgens niemals viel; wenn Sie mit ihm zu sprechen haben, tun Sie es jetzt gleich. Es ist gerade die rechte Zeit. Er ist höchstens abends betrunken, wenn er nach Hause kommt; er weint jetzt aber meistens des Nachts und liest uns aus der Bibel vor, denn unsere Mutter ist vor fünf Wochen gestorben.“

„Er ist fortgelaufen, weil es ihm wohl schwerfiel, Ihnen zu antworten“, sagte der junge Mann auf dem Sofa. „Ich gehe jede Wette ein, daß er Sie schon betrügen will und sich die Sache gerade jetzt überlegt.“

„Erst fünf Wochen! Erst fünf Wochen!“ fiel Lebedew, im Frack erscheinend, ein, indem er mit den Augen blinzelte und das Taschentuch zum Trocknen der Tränen bereit hielt. „Das sind Waisen!“

„Warum zeigen Sie sich denn so zerlumpt?“ sagte das Mädchen. „Hier nebenan liegt ja ein ganz nagelneuer Rock, haben Sie ihn nicht bemerkt?“

„Schweig, Plaudertasche!“ schrie Lebedew sie an. „Ach du!“ sagte er und begann wieder mit den Füßen zu stampfen. Diesmal lachte sie aber nur.

„Wozu wollen Sie mir Schrecken einjagen, ich bin doch nicht Tanja und werde nicht fortlaufen. Sie werden aber Liubotschka noch aufwecken, und wenn Sie so schreien, wird sie Krämpfe kriegen!“

„Nein, nein, nein! Sag das nicht . . .“ rief Lebedew plötzlich furchtbar erschrocken aus, stürzte zu dem auf dem Arm der Tochter schlummernden Kinde hin und bekreuzte es mit ängstlicher Miene. „Gott beschütze und erhalte sie mir!“ Das ist mein eigenes Kind, meine Tochter Liubow“, sagte er, sich an den Fürsten wendend, „sie ist mir in legitimer Ehe von meiner kürzlich verstorbenen Frau Jelena geboren worden, die bei der Entbindung verschieden ist. Und dieser

Springinsfeld in Trauer ist meine Tochter Wera... Und der da, ja der..."

„Was stockst du?“ rief der junge Mann aus. „Fahre nur fort, geniere dich nicht.“

„Durchlaucht“, rief Lebedew, plötzlich einen Anlauf nehmend, aus „haben Sie den Mord in der Familie Shemarin in den Zeitungen verfolgt?“

„Ja, ich habe es gelesen“, sagte der Fürst ein wenig erstaunt.

„Der da ist der eigentliche Mörder der Familie Shemarin, er ist es!“

„Was sagen Sie!“ rief der Fürst aus.

„Das heißt nur allegorisch gesprochen, er ist der künftige zweite Mörder der künftigen zweiten Familie Shemarin, wenn es eine solche geben wird. Er bereitet sich dafür vor...“

Alle lachten. Es fiel dem Fürsten ein, Lebedew gäbe das alles vielleicht wirklich nur deshalb zum besten, weil er seine Fragen vorausah, dieselben nicht zu beantworten wußte und Zeit gewinnen wollte.

„Er lehnt sich gegen alle auf! Macht Komplotte!“ schrie Lebedew, als könnte er sich nicht mehr beherrschen, „ja, kann ich denn, habe ich denn das Recht, einen solchen Verleumder, einen solchen verdorbenen Unmenschen für meinen leiblichen Neffen, den einzigen Sohn meiner verstorbenen Schwester Anisja, zu halten?“

„Höre doch auf, du bist ja betrunken! Werden Sie mir glauben, Fürst, es ist ihm jetzt plötzlich eingefallen, sich mit Advokatur zu befassen und gerichtliche Klagen einzureichen; er hält Reden und spricht mit den Kindern zu Hause nur im hohen Stil. Er hat vor fünf Tagen vor den Friedensrichtern gesprochen. Und wen hat er da verteidigt? Nicht die Alte, die ihn darum gebeten und angefleht hat und die ein gemeiner Wucherer ausgeraubt, der ihr fünfhundert Rubel, ihr ganzes Vermögen, weggenommen hatte, sondern diesen Wucherer selbst, einen gewissen Seidler, einen Juden, weil dieser ihm fünfzig Rubel versprochen hatte...“

„Fünfzig Rubel, wenn ich gewinne, und nur fünf Rubel, wenn ich verliere“, erklärte Lebedew plötzlich mit ganz anderer Stimme wie bisher, und zwar so, als hätte er nie zuvor geschrien.

„Da ist er aber natürlich schlecht angekommen, diese Zeiten sind ja schon vorüber, man lachte ihn dort nur aus. Er ist aber doch furchtbar befriedigt, ‚denkt daran, unparteiische Herren Richter‘, hat er gesagt, daß ein elender lahmer Greis, der sich durch ehrliche Arbeit ernährt, auf diese Weise um das letzte Stück Brot kommt; denkt an die weisen Worte des Gesetzgebers: ‚Die Barmherzigkeit soll in den Gerichten wohnen.‘ Und werden Sie es glauben: er wiederholt uns hier jeden Morgen dieselbe Rede genau so, wie er sie dort gehalten hat; es ist heute das fünftemal; er hat es gerade vor Ihrer Ankunft

getan, so sehr gefällt es ihm. Er klatscht sich selbst Beifall. Und wen will er damit verteidigen? Ich glaube, Sie sind Fürst Myschkin? Kolja hat mir von Ihnen gesagt, Sie wären der klügste Mensch, den er kennt...“

„So ist es auch! So ist es auch! Es gibt keinen klügeren Menschen auf der Welt!“ bestätigte Lebedew sofort.

„Na, der lügt ja. Der eine liebt Sie und der andere schmeichelt Ihnen; ich will Ihnen aber durchaus nicht schöntun, merken Sie sich das. Sie sind aber jedenfalls nicht ohne Verstand; seien Sie also unser Schiedsrichter. Willst du, daß der Fürst zwischen uns entscheidet?“ wandte er sich an den Onkel. „Ich freue mich sogar, Fürst, daß Sie gerade jetzt gekommen sind.“

„Gut!“ rief Lebedew entschlossen aus und schaute sich unwillkürlich nach dem Publikum um, das sich wieder zu versammeln begann.

„Was habt ihr denn eigentlich?“ fragte der Fürst, die Stirne runzelnd.

Er hatte Kopfweh, und er überzeugte sich überdies immer mehr davon, daß Lebedew Komödie spielte und sich darüber freute, daß ihr eigentliches Gespräch aufgeschoben wurde.

„Es handelt sich um folgendes. Ich bin sein Neffe, das ist wahr, wenn er auch sonst immer lügt. Ich bin mit der Schule noch nicht fertig, ich will sie aber durchmachen und werde darauf bestehen, denn ich habe Charakter. Um leben zu können, habe ich aber unterdessen eine Stellung mit fünfundzwanzig Rubeln bei der Bahn angenommen. Ich gebe übrigens zu, daß er mir schon zwei, dreimal geholfen hat. Ich hatte zwanzig Rubel und habe sie verspielt. Denken Sie sich, Fürst, ich war so niedrig und gemein, das Geld zu verspielen.“

„Und einem Schuft, einem solchen Schuft, dem man gar nicht zahlen sollte“, schrie Lebedew.

„Ja, einem Schuft, dem ich aber zahlen mußte“, fuhr der junge Mann fort. „Daß er ein Schuft ist, kann auch ich bezeugen, das ist er nicht nur deswegen, weil er dich geschlagen hat. Er ist ein ehemaliger Offizier, ein pensionierter Leutnant aus der früheren Bande Rogoshins, der im Boxen unterrichtet. Seit Rogoshin sie alle fortgejagt hat, irren sie ziellos herum. Das schlimmste daran war aber, daß ich mit ihm spielte, obwohl ich wußte, daß er ein Schuft, ein Betrüger und ein Dieb ist und daß ich, als ich meinen letzten Rubel zahlte (es war ein Hasardspiel) im stillen dachte: wenn ich verliere, gehe ich zu Onkel Lukian und bettele ihm das Geld ab, er wird es mir nicht abschlagen. Das ist eine Gemeinheit, das ist eine wirkliche, bewußte Gemeinheit!“

„Ja, das ist eine bewußte Gemeinheit!“ wiederholte Lebedew.

„Triumphiere noch nicht, warte“, rief ihm der Neffe beleidigt zu, „er freut sich schon. Ich bin zu ihm gekommen, Fürst, und habe ihm

alles eingestanden: Ich habe mich anständig benommen, ich habe mich nicht geschont; ich habe an mir selbst kein gutes Haar gelassen, alle hier werden es bezeugen. Um die Stelle bei der Bahn anzutreten, muß ich mich aber irgendwie neu ausstatten, denn ich bin ganz zerlumpt. Schauen Sie einmal die Stiefel an! Ich kann dort sonst nicht erscheinen, wenn ich mich aber nicht zum bestimmten Termin melde, bekommt meine Stelle ein anderer, dann sitze ich wieder auf dem trockenen und weiß nicht, wann ich zu einem Posten kommen kann. Ich bitte ihn jetzt nur noch um fünfzehn Rubel und verspreche, ihn nie mehr anzubetteln und ihm außerdem im Laufe der ersten drei Monate die ganze Schuld bis auf die letzte Kopeke abzuzahlen. Ich werde Wort halten. Ich kann monatelang von Brot und Kwaß leben, weil ich Charakter habe. Ich bekomme für drei Monate fünfundsiebzig Rubel. Meine Schuld wird alles in allem nur fünfunddreißig Rubel betragen, ich werde also genug Geld haben, um ihn zu bezahlen. Er soll mir nur beliebige Zinsen abverlangen. Zum Teufel! Kennt er mich denn nicht? Fragen Sie ihn, Fürst, ob ich ihm, als er mir das letztmal geholfen hatte, das Geld nicht zurückgezahlt habe? Warum will er denn jetzt nicht? Er ist böse, weil ich das Geld diesem Leutnant gegeben habe; es liegt kein anderer Grund vor! So ist dieser Mensch, er gönnt weder sich selbst, noch den andern etwas!“

„Er geht nicht weg“, rief Lebedew aus, „er hat sich hergelegt und geht nicht.“

„Ich habe es dir ja gesagt. Ich gehe nicht, bevor du mir nicht das Geld gibst. Sie lächeln über etwas, Fürst? Ich glaube, Sie finden, daß ich im Unrecht bin?“

„Ich lächle nicht, ich finde aber, daß Sie tatsächlich nicht ganz recht haben“, antwortete der Fürst gezwungen.

„Sagen Sie nur geradeheraus, daß ich ganz unrecht habe, weichen Sie nicht aus: was soll dieses ‚nicht ganz‘!“

„Ich glaube, daß das alles nicht ganz zur Sache gehört“, bemerkte der Fürst.

„Ich liege schon den dritten Tag hier, und was habe ich da alles zu sehen bekommen!“ schrie der junge Mann, ohne auf ihn zu hören.

„Stellen Sie sich vor, er verdächtigt diesen Engel, dieses jetzt verwaiste Mädchen, meine Kusine und seine Tochter, und sucht bei ihr jede Nacht nach lieben Freunden! Er kommt auch heimlich hierher zu mir und sucht unter dem Sofa. Er ist vor lauter Argwohn wahnsinnig; er sieht in jedem Winkel Diebe. Er springt während der Nacht jeden Augenblick auf, schaut nach, ob die Fenster gut verschlossen sind und rüttelt an der Tür, er sucht selbst im Ofen; jede Nacht macht er es etwa siebenmal so. Er verteidigt vor Gericht Schurken, steht dabei

aber dreimal in der Nacht auf, um zu beten, er wirft sich hier im Salon auf die Knie, schlägt halbe Stunden lang mit der Stirn gegen den Boden, und es gibt niemand, für den er nicht betet, und nichts, was er uns im Rausch nicht vorplärrt! Er hat für die Seele der Gräfin Dubarry gebetet, ich habe es mit eigenen Ohren gehört; auch Kolja hat es gehört; er ist ganz von Sinnen!“

„Ihr Onkel ist aber trotzdem . . . kein herzloser Mensch“, bemerkte der Fürst unwillig. Dieser junge Mann wurde ihm recht widerwärtig.

„Sie werden ihn durch Ihr Lob noch ganz stolz machen. Sehen Sie, er hat schon die Hand aufs Herz gelegt und hat den Mund gespitzt, als sähe er eine Näscherei vor sich. Er ist vielleicht nicht herzlos, er ist aber ein Schelm, das ist das Unglück; außerdem trinkt er auch und ist wie jeder Mensch, der das ein paar Jahre lang tut, ganz aus dem Leim gegangen, darum ist in ihm ein solches Wirrwarr. Es ist wahr, er liebt die Kinder und hat auch die verstorbene Tante geachtet . . . Er liebt ja sogar mich und hat mich sicherlich auch im Testament bedacht.“

„Ich hinterlasse dir gar nichts!“ rief Lebedew erbost.

„Hören Sie, Lebedew“, sagte der Fürst entschlossen, indem er sich von dem jungen Mann abwandte, „ich weiß ja aus Erfahrung, daß Sie, wenn Sie wollen, ein guter Geschäftsmann sein können . . . Ich habe jetzt sehr wenig Zeit, und wenn Sie . . . Verzeihen Sie, wie ist Ihr Name und Vatersname? Ich habe es vergessen.“

„Ti – ti – Timofej.“

„Und weiter?“

„Lukianowitsch.“

Alle, die sich im Zimmer befanden, lachten wieder.

„Er lügt!“ rief der Neffe aus. „Er lügt sogar jetzt! Er heißt gar nicht Timofej Lukianowitsch, sondern Lukian Timofejewitsch! Also sage, warum hast du gelogen? Ist es dir denn nicht ganz gleich, ob du Lukian oder Timofej heißt, und was hat denn der Fürst davon? Er lügt wirklich nur aus Gewohnheit, ich versichere es Ihnen!“

„Ist das wirklich wahr?“ fragte der Fürst ungeduldig.

„Ich heiße wirklich Lukian Timofejewitsch“, gab Lebedew verlegen zu, indem er demütig die Augen senkte und wieder die Hand aufs Herz legte.

„Ja, warum tun Sie denn das, um alles in der Welt!“

„Aus Selbsterniedrigung“, flüsterte Lebedew, indem er den Kopf immer demütiger senkte.

„Aber das kann doch keine Selbsterniedrigung sein! Wenn ich nur wüßte, wo ich jetzt Kolja finden könnte!“ sagte der Fürst.

„Ich werde Ihnen sagen, wo Kolja ist“, schlug ihm der junge Mann vor.

„Um keinen Preis!“ unterbrach ihn Lebedew eilig.

„Kolja hat hier übernachtet, ist aber des Morgens seinen General suchen gegangen, den Sie, Fürst, ganz unnützerweise aus dem Schuldgefängnis freigekauft haben. Der General hat gestern versprochen, auch hier zu übernachten, hat uns aber nicht beehrt. Es ist am wahrscheinlichsten, daß er im Hotel zur ‚Wage‘ ganz hier in der Nähe übernachtet hat. Kolja ist also entweder dort oder in Pawlowsk, bei Jepantschins. Er hatte Geld bei sich und wollte noch gestern hinfahren. Er kann folglich nur in der ‚Wage‘ oder in Pawlowsk sein.“

„Er ist in Pawlowsk, bestimmt in Pawlowsk . . . Jetzt wollen wir aber in den Garten gehen . . . und Kaffee trinken . . .“

Und Lebedew zog den Fürsten an der Hand fort. Sie verließen das Zimmer, durchschritten den Hof und gelangten durch eine Pforte in einen sehr netten, kleinen Garten, in dem, dank dem schönen Wetter, schon alle Bäume belaubt waren. Lebedew ließ den Fürsten auf einer grünen Holzbank vor einem in die Erde gegrabenen, ebenfalls grünen Tisch Platz nehmen und setzte sich selbst ihm gegenüber hin. Nach einer Weile erschien tatsächlich auch der Kaffee. Der Fürst ließ sich bewirten. Lebedew fuhr fort, ihm unterwürfig und begierig in die Augen zu schauen.

„Ich habe gar nicht gewußt, daß Sie so leben“, sagte der Fürst mit der Miene eines Menschen, der an etwas ganz anderes denkt.

„Wir sind Wai . . . Waisen“, wollte Lebedew zu jammern beginnen, blieb aber stecken; der Fürst blickte zerstreut vor sich hin und hatte seine Bemerkung ganz vergessen. Es verging noch eine Weile. Lebedew saß lauernd da und wartete.

„Also wie steht es?“ sagte der Fürst, sich besinnend. „Ach ja! Sie wissen doch selbst, Lebedew, um was es sich handelt: ich komme ja auf Ihren Brief hin. Sprechen Sie also!“

Lebedew wurde verlegen, wollte antworten, murmelte aber nur etwas. Der Fürst wartete und lächelte traurig.

„Ich glaube Sie sehr gut zu verstehen, Lukian Timofejewitsch; Sie haben mich gewiß nicht erwartet. Sie dachten, ich würde auf Ihre erste Mitteilung hin nicht von so weit her kommen und haben mir nur zur Entlastung Ihres Gewissens geschrieben. Ich bin aber da. Hören Sie also mit dem Betrügen auf. Sie können nicht zwei Herren dienen. Rogoshin ist schon seit drei Wochen hier, ich weiß alles. Haben Sie Zeit gehabt, sie ihm wie voriges Mal zu verkaufen oder nicht? Sagen Sie die Wahrheit.“

„Der Unmensch hat selbst alles erfahren, er ganz allein.“

„Schimpfen Sie über ihn nicht; es ist wahr, er hat Sie schlecht behandelt . . .“

„Er hat mich geschlagen, geprügelt“, fiel Lebedew mit furchtbarem Eifer ein, „er hat in Moskau eine ganze Straße lang ein Windhündin auf mich gehetzt. Es war ein furchtbares Tier.“

„Sie halten mich für ein Kind, Lebedew. Sagen Sie, hat sie ihn jetzt in Moskau wirklich verlassen?“

„Ja, ja, wirklich – und wieder kurz vor der Trauung. Er hatte schon die Minuten gezählt, und sie ist hierher nach Petersburg gereist, ist gleich zu mir gekommen und hat gebeten: ‚Errette mich, hilf mir, Lukian, und sage dem Fürsten nichts davon . . .‘ Sie fürchtet Sie noch mehr, Fürst, und das ist das Rätsel!“

Lebedew legte sich den Finger vielsagend auf die Stirn.

„Und haben Sie sie jetzt wieder zusammengebracht?“

„Durchlauchtigster Fürst, wie konnte ich denn das nur verhindern?“

„Genug, ich werde selbst alles erfahren. Sagen Sie nur, wo sie jetzt ist? Bei ihm?“

„O nein! Keine Spur! Sie ist noch allein. Sie sagt, ‚ich bin frei‘ und besteht beharrlich darauf, Fürst, sie wiederholt immer, ‚ich bin noch ganz frei!‘ Sie wohnt auf der Petersburger Seite, im Hause meiner Schwägerin, wie ich Ihnen geschrieben habe.“

„Ist sie auch jetzt dort?“

„Ja, sie ist dort, wenn sie bei dem schönen Wetter nicht in Pawlowsk in Darja Alexejewnas Landhaus ist. Sie sagt, ‚ich bin ganz frei‘; sie hat noch gestern vor Nikolaj Ardalionowitsch mit ihrer Freiheit geprahlt. Ein schlechtes Zeichen!“

Und Lebedew grinste.

„Kommt Kolja oft zu ihr?“

„Er ist leichtsinnig, unberechenbar und unverlässlich.“

„Waren Sie schon lange nicht dort?“

„Ich gehe jeden Tag hin, jeden Tag.“

„Waren Sie also auch gestern dort?“

„N–nein, vor vier Tagen.“

„Wie schade, daß Sie getrunken haben, Lebedew! Sonst würde ich Sie etwas fragen.“

„Aber keinen Tropfen, gar nichts!“

Lebedew war ganz Ohr.

„Sagen Sie mir, wie haben Sie sie zurückgelassen?“

„Sie sucht . . .“

„Sie sucht?“

„Es ist, als ob sie etwas suchte, wie wenn sie etwas verloren hätte. Es eckelt ihr aber vor dem Gedanken an die bevorstehende Ehe und sie faßt das als eine Beleidigung auf. An ihn selbst denkt sie aber nicht mehr als an eine Apfelsinenschale; nein, doch mehr, sie denkt mit

Angst und Entsetzen daran und verbietet sogar darüber zu sprechen, sie sehen einander nur, wenn es notwendig ist . . . und er fühlt das nur zu sehr! Sie wird dem aber doch nicht entgehen . . .! Sie ist unruhig, höhnisch, redet einmal so und einmal wieder anders und fährt einen gleich an . . .“

„Sie ist unruhig und fährt einen an?“

„Ja, sie fährt einen gleich an; denn es hätte voriges Mal nicht viel gefehlt und sie hätte mich eines Gespräches wegen bei den Haaren gepackt. Ich habe ihr Stellen aus der Apokalypse vorgelesen.“

„Wieso?“ fragte der Fürst, der schlecht gehört zu haben glaubte.

„Ich habe ihr aus der Apokalypse vorgelesen. Sie ist eine Dame mit einer unruhigen Phantasie, hihi! Ich habe außerdem die Beobachtung gemacht, daß sie zu sehr zu ernsten, wenn auch ganz fernliegenden Themen neigt. Sie liebt das sehr und faßt das als Achtung ihr gegenüber auf. Jawohl. Ich kenne die Apokalypse aber sehr genau und lege diese Schriften schon seit fünfzehn Jahren aus. Sie stimmte mir zu, daß wir uns beim dritten Pferde, beim Rappen und beim Reiter befinden, der in seiner Hand das Maß hat, da in unserer Zeit alles auf dem Maß und dem Vertrag beruht, und alle Menschen nur nach ihrem Recht suchen: ‚ein Maß Weizen für einen Denar und drei Maße Gerste für einen Denar‘ . . . und dabei will man noch einen freien Geist, ein reines Herz, einen gesunden Körper und alle Gaben Gottes bewahren. Das Recht allein reicht dazu aber nicht hin, und darauf wird das fahle Pferd und derjenige, dessen Name der Tod ist, folgen, und dann kommt die Hölle . . . Wir sprechen davon, wenn wir zusammen sind, und das wirkt auf sie sehr ein.“

„Glauben Sie selbst daran?“ fragte der Fürst, Lebedew mit einem seltsamen Blick musternd.

„Ich glaube daran und lege das so aus. Denn ich bin arm und nackt und bin ein Atom im Strom der Menschheit. Und wer achtet Lebedew? Jeder erniedrigt ihn und jeder gibt ihm zumindest einen Stoß. Hier bei diesen Auslegungen gleiche ich aber einem großen Herrn. Denn dabei kommt es auf den Verstand an! Und der Reiche zittert vor mir . . . auf seinem Sitz, wenn ihm der Sinn der Dinge aufgeht. Der hochwohlgeborene Nil Alexejewitsch hat vor drei Jahren zu Ostern – als ich noch in seiner Kanzlei angestellt war – davon erfahren, ich bin durch Piotr Sacharytsch in sein Arbeitszimmer berufen worden, und er hat mich befragt: ‚Ist es wahr, daß du der Verkünder des Antichrist bist?‘ Und ich habe es nicht geleugnet und habe gesagt: ‚ich bin es‘, und habe ihm alles erklärt und ausgelegt, ich habe das Furchtbare nicht beschönigt, sondern noch verstärkt, indem ich die allegorische Pergamentrolle im Geiste vor mir sah und die Ziffern

deutete. Er lachte, begann bei den Ziffern und Gleichnissen aber zu zittern und bat mich, das Buch zu schließen und zu gehen; zu Ostern hat er mir eine Remuneration zukommen lassen und in der Thomaswoche hat er den Geist aufgegeben.“

„Was fällt Ihnen ein, Lebedew?“

„Es ist so. Er ist nachmittags aus dem Wagen gestürzt... ist mit der Schläfe gegen einen Trottoirpfosten geschlagen und ist sofort wie ein Kind verschieden. Es hieß im Totenschein, daß er dreiundsiebzig Jahre alt geworden war; er war rosig, hatte graue Haare, war immer parfümiert und lächelte wie ein Kindchen. Piotr Sacharytsch hat dann daran gedacht und hat gesagt: ‚Du hast es prophezeit‘.“

Der Fürst erhob sich. Lebedew war erstaunt und selbst besorgt, weil der Fürst schon gehen wollte.

„Sie sind aber sehr gleichgültig geworden, hihi!“ erlaubte er sich unterwürfig zu bemerken.

„Ich fühle mich wirklich nicht ganz wohl und der Kopf ist mir vielleicht noch von der Reise schwer“, antwortete der Fürst, die Stirn runzelnd.

„Sie sollten aufs Land gehen“, sagte Lebedew schüchtern.

Der Fürst stand sinnend da.

„Auch ich gehe in drei Tagen mit meiner ganzen Familie aufs Land, zur Erholung für das neugeborene Kind und um unterdessen das Häuschen hier instand setzen zu lassen. Ich fahre auch nach Pawlowsk.“

„Auch Sie gehen nach Pawlowsk?“ fragte der Fürst plötzlich. „Ja, was ist denn das, ziehen hier denn alle nach Pawlowsk? Besitzen Sie dort auch ein Landhaus?“

„Nicht alle sind in Pawlowsk. Mir hat Iwan Petrowitsch Ptizyn eines von den Landhäusern abgetreten, die er billig bekommen hat. Es ist schön, der Ort ist hoch gelegen, hat viel Grün, ist billig und vornehm; es gibt Musik, und darum gehen alle nach Pawlowsk. Ich wohne übrigens in einem Seitengebäude, das eigentliche Landhaus ist aber...“

„Vermietet?“

„N-n-nein. Nicht... nicht ganz.“

„Vermieten Sie es mir“, schlug der Fürst plötzlich vor.

Lebedew schien gerade das angestrebt zu haben. Diese Idee war ihm vor drei Minuten gekommen. Er brauchte zwar gar keinen Mieter; er hatte schon jemand in Aussicht, der ihm gesagt hatte, er würde das Haus vielleicht mieten. Lebedew wußte jedoch bestimmt, daß er es nicht „vielleicht“, sondern ganz sicher mieten würde. Ihm kam jetzt aber plötzlich der seiner Berechnung nach sehr fruchtbare Ge-

danke, das Landhaus an den Fürsten zu vermieten; er konnte den Umstand ausnützen, daß der frühere Mieter noch nichts Sicheres gesagt hatte. „Eine ganz neue Kombination und eine ganz neue Wendung der Dinge“, sagte er zu sich. Er nahm das Angebot des Fürsten fast entzückt auf und wehrte bei der direkten Frage nach dem Preis nur mit den Händen ab.

„Wie Sie wollen; ich werde mich erkundigen; Sie sollen nicht zu kurz kommen.“

Sie verließen beide den Garten.

„Wenn Sie wünschen . . . könnte ich Ihnen . . . etwas sehr Interessantes mitteilen, geschätzter Fürst, das sich auf denselben Gegenstand bezieht“, murmelte Lebedew, vor lauter Freude an der Seite des Fürsten herumscharwenzelnd.

Der Fürst blieb stehen.

„Darja Alexejewna besitzt auch ein Landhaus in Pawlowsk.“

„Nun, und?“

„Und die Ihnen bekannte Dame ist mit ihr befreundet und hat offenbar die Absicht, sie in Pawlowsk oft zu besuchen. Sie hat dabei etwas im Auge.“

„Was denn?“

„Aglaja Iwanowna . . .“

„Ach, genug, Lebedew!“ unterbrach ihn der Fürst mit einer unangenehmen Empfindung, als hätte man einen wunden Punkt in ihm berührt. „Das alles ist . . . ganz anders. Sagen Sie lieber, wann Sie umziehen? Je schneller, desto angenehmer für mich, denn ich wohne im Hotel . . .“

Sie waren im Gespräch aus dem Garten getreten und gingen, ohne noch einmal in das Haus zu treten, durch den Hof zum Tor.

„Es wäre am allerbesten“, fiel es Lebedew endlich ein, „wenn Sie noch heute direkt aus dem Hotel zu mir übersiedeln würden, wir fahren dann übermorgen alle zusammen nach Pawlowsk.“

„Ich werde es mir überlegen“, sagte der Fürst nachdenklich und ging zum Tor hinaus.

Lebedew schaute ihm nach. Die plötzliche Zerstreutheit des Fürsten machte ihn betroffen. Er hatte beim Fortgehen selbst Lebewohl zu sagen vergessen und hatte nicht einmal mit dem Kopf genickt, was mit der Lebedew bekannten Höflichkeit und Aufmerksamkeit des Fürsten nicht recht in Einklang zu bringen war.

Es war schon zwölf Uhr. Der Fürst wußte, daß er jetzt in Japantschins Stadtwohnung höchstens den General antreffen konnte, der dort geschäftlich zu tun hatte. Ihm kam der Gedanke, der General würde ihn sofort nach Pawlowsk mitnehmen wollen, er beabsichtigte aber noch vorher einen Besuch zu machen. Der Fürst entschloß sich, selbst auf die Gefahr hin, daß es zu spät wurde, um zu Japantschins hinauszufahren, und daß er seinen Besuch in Pawlowsk auf morgen verschieben müßte, das Haus aufzusuchen, in dem er jemanden durchaus sehen wollte.

Dieser Gang war für ihn übrigens in gewisser Hinsicht mit einigem Risiko verbunden. Er zögerte und schwankte. Er wußte, daß das Haus sich in der Gorochowaja, in der Nähe der Sadowaja, befand und beschloß hinzugehen, in der Hoffnung, unterwegs eine endgültige Entscheidung zu treffen.

Als er sich der Kreuzung der Gorochowaja und Sadowaja näherte, staunte er selbst über seine außergewöhnliche Erregung; er hatte nicht erwartet, daß sein Herz so schmerzlich klopfen würde. Ein Haus lenkte wohl durch sein auffallendes Aussehen seine Aufmerksamkeit schon aus der Ferne auf sich, und der Fürst erinnerte sich später, zu sich selbst gesagt zu haben: „Das ist bestimmt jenes Haus.“ Er trat mit außergewöhnlicher Neugierde näher, um seine Annahme zu prüfen; er fühlte, es würde ihm aus irgendeinem Grunde sehr unangenehm sein, wenn er richtig geraten hätte. Es war ein großes, düsteres, dreistöckiges Haus, ohne jedes Anzeichen einer Architektur und von schmutzig grüner Farbe. Einige aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts stammende ähnliche Häuser haben sich gerade in diesen Straßen Petersburgs, wo alles sonst so rasch wechselt, fast unverändert erhalten. Sie sind solid, haben dicke Mauern und eine auffallend geringe Zahl von Fenstern, die im Untergeschoß manchmal vergittert sind. Unten befindet sich meistens eine Wechselstube. Der im Laden sitzende Skopze hat seine Wohnung gewöhnlich oben. Das Gebäude ist von innen und außen unfreundlich und düster, es scheint darin überall etwas verborgen zu sein und zu lauern, es wäre aber schwer zu erklären, wieso das Äußere des Hauses auf all das schließen läßt. Die architektonische Linienführung hat natürlich ihr Geheimnis. In diesen Häusern wohnen fast ausschließlich Kaufleute. Als der Fürst an das Tor herantrat und die Aufschrift erblickte, las er: „Haus des erblichen Ehrenbürgers Rogoshin.“

Er zögerte nicht mehr, öffnete die Glastür, die hinter ihm laut zuschlug, und begann die breite Treppe zum zweiten Stock hinaufzusteigen. Die Treppe war aus dunklen Steinen und nichts weniger als

elegant, die Wände rot angestrichen. Er wußte, daß Rogoshin mit seiner Mutter und seinem Bruder das ganze zweite Stockwerk dieses öden Hauses bewohnte. Der Diener, der dem Fürsten öffnete, führte ihn, ohne ihn zu melden, durch eine Reihe von Zimmern: sie gingen durch einen Festsaal, dessen Wände wie Marmor gestrichen waren und der einen eichenen Parkettboden und schwerfällige, plumpe Möbel aus den zwanziger Jahren enthielt, sie durchschritten auch kleine Kämmerchen, wobei sie Umwege und Bogen machten, zwei, drei Stufen hinaufgingen und wieder hinabstiegen; endlich klopfen sie an einer Tür an. Die Tür wurde von Parfen Semionytsh selbst geöffnet; als er den Fürsten erblickte, erbleichte und erstarrte er plötzlich so, daß er mit seinem regungslosen, erschrockenen Blick und höchst erstaunten, verzerrten Lächeln eine Zeitlang an einen Steingötzen erinnerte; es war, als fände er das Kommen des Fürsten unmöglich und beinahe wunderbar. Der Fürst hatte zwar so etwas erwartet, geriet aber doch ins Staunen.

„Parfen, ich komme vielleicht ungelegen, ich werde wieder gehen“, sagte er endlich verlegen.

„Du kommst gelegen! Sehr gelegen!“ sagte Parfen, sich endlich besinnend. „Sei willkommen, tritt ein!“

Sie duzten sich. Sie hatten in Moskau Gelegenheit gehabt, oft und lange beisammen zu sein, und es hatte bei diesen Zusammenkünften einige Augenblicke gegeben, die sich in die Herzen der beiden unauslöschlich eingegraben hatten. Jetzt hatten sie einander schon über drei Monate nicht mehr gesehen.

Die Blässe und ein leises, flüchtiges Zucken verließen Rogoshins Gesicht noch immer nicht. Er hatte den Gast zwar begrüßt, seine außerordentliche Verlegenheit dauerte aber noch fort. Während er den Gast zu einem Sitz führte und ihn neben dem Tisch Platz nehmen ließ, drehte sich der Fürst zufällig nach ihm um und blieb von dem Eindruck des außerordentlich seltsamen, auf ihm lastenden Blicks überwältigt stehen. Diese Augen schienen den Fürsten zu durchdringen und ihn dabei an etwas vor kurzem Gesehenes, Drückendes, Finsteres zu erinnern. Er schaute, ohne sich zu setzen, regungslos stehenbleibend, Rogoshin eine Weile unverwandt in die Augen, die im ersten Augenblick noch mehr aufzuflammen schienen. Endlich lächelte Rogoshin, aber ein wenig verlegen und verwirrt.

„Was siehst du mich so forschend an?“ murmelte er. „Setz dich!“ Der Fürst setzte sich.

„Parfen“, begann er, „sag mir offen, wußtest du oder nicht, daß ich heute nach Petersburg kommen würde?“

„Ich habe mir gedacht, daß du kommen würdest und habe mich,

wie du siehst, nicht geirrt“, entgegnete Rogoshin spöttisch lächelnd.
 „Woher sollte ich aber wissen, daß du heute kommst?“

Die lakonische Schroffheit und seltsame Gereiztheit der in der Antwort enthaltenen Frage verblüfften den Fürsten noch mehr.

„Du brauchtest dich doch, selbst wenn du wußtest, daß es heute sein würde, nicht so aufzuregen“, sagte der Fürst leise und verlegen.

„Warum fragst du denn danach?“

„Als ich vorhin aus dem Zug stieg, sah ich genauso ein Augenpaar auf mich gerichtet, wie das, mit dem du mich soeben angeschaut hast.“

„So! Wem haben jene Augen denn gehört?“ murmelte Rogoshin mißtrauisch.

Es schien dem Fürsten, als wäre er zusammengezuckt.

„Ich weiß nicht; es war jemand in der Menschenmenge, vielleicht habe ich es mir sogar nur eingebildet; ich bilde mir letzthin vieles ein. Ich fühle mich jetzt ähnlich wie vor fünf Jahren, als ich noch Anfälle hatte, lieber Parfen.“

„Vielleicht hast du es dir auch nur eingebildet; ich weiß nicht . . .“ murmelte Parfen.

Das freundliche Lächeln paßte in diesem Augenblick gar nicht zu seinem Gesicht, es lag etwas Verzerrtes darin und es schien, als könne Parfen trotz aller Anstrengung nichts daran ändern.

„Willst du etwa wieder ins Ausland gehen?“ fragte er und fügte plötzlich hinzu: „Weißt du noch, wie wir im Herbst im gleichen Abteil aus Pskow kamen, du warst in . . . einem Havelock, Erinnerst du dich noch an die Gamaschen?“

Und Rogoshin lachte diesmal plötzlich mit offener Feindseligkeit, als wäre er froh, diese irgendwie äußern zu können.

„Wohnst du hier ständig?“ fragte der Fürst, sich im Zimmer umschauend.

„Ja, ich wohne zu Hause. Wo sollte ich denn sonst sein?“

„Wir haben uns lange nicht gesehen. Ich habe von dir Dinge gehört, die dir gar nicht ähnlich sehen.“

„Die Leute reden so manches“, bemerkte Rogoshin trocken.

„Du hast aber doch die ganze Bande fortgejagt; du selbst sitzt in deinem eigenen Hause und stellst nichts mehr an. Das ist ja gut. Gehört das Haus dir oder euch allen gemeinsam?“

„Das Haus gehört meiner Mutter. Dieser Gang führt zu ihr.“

„Und wo wohnt dein Bruder?“

„Mein Bruder Semion Semionytsch wohnt im Nebengebäude.“

„Ist er verheiratet?“

„Er ist verwitwet. Wozu brauchst du das zu wissen?“

Der Fürst sah ihn an, ohne zu antworten; er hatte sich plötzlich

in seine Gedanken vertieft und schien die Frage nicht gehört zu haben. Rogoshin drang nicht in ihn und wartete. Sie schwiegen eine Weile.

„Ich habe dein Haus soeben aus einer Entfernung von hundert Schritten erkannt.“

„Woran denn?“

„Ich weiß nicht genau. Dein Haus trägt den Charakter deiner ganzen Familie und Lebensweise; wenn du mich aber fragst, woraus ich das schließe, könnte ich es dir nicht erklären. Das sind natürlich nur Hirn-
gespinste. Es erschreckt mich sogar, daß mich das so beunruhigt. Es wäre mir nie vorher eingefallen, daß du in einem solchen Hause wohnst; sowie ich es aber sah, bin ich sofort auf den Gedanken gekommen: ‚Gerade in einem solchen Hause muß er wohnen!‘“

„So!“ sagte Rogoshin unbestimmt lächelnd und den unklaren Gedanken des Fürsten nicht ganz begreifend. „Dieses Haus wurde noch von meinem Großvater erbaut“, bemerkte er. „Es haben immer Skopzen darin gewohnt, die Chludiakows, die auch jetzt unsere Mieter sind.“

„Wie düster es ist! Du hast ein so unfreundliches Zimmer“, sagte der Fürst, sich umschauend.

Es war ein großer, hoher, etwas dunkler Raum, der mit verschiedenen Möbeln, hauptsächlich großen Bureautischen, einem Schreibtisch und mit Schränken, in denen Geschäftsbücher und Papiere verwahrt wurden, gefüllt war. Ein breites, rotes Sofa aus Saffianleder schien Rogoshin als Bett zu dienen. Der Fürst bemerkte auf dem Tisch, an dem Rogoshin ihn Platz nehmen ließ, zwei, drei Bücher, das eine davon, Solowjows Geschichte, war aufgeschlagen und mit einem Lesezeichen versehen. An den Wänden hingen ein paar dunkle Ölbilder, auf denen man nur mit Mühe etwas unterscheiden konnte, in matten Goldrahmen. Ein lebensgroßes Porträt lenkte die Aufmerksamkeit des Fürsten auf sich: es stellte einen etwa fünfzigjährigen Mann mit einem sehr dünnen und kurzen, ergrauenden Bärtchen, mit einem runzligen, gelben Gesicht und einem mißtrauischen, verschlossenen und traurigen Blick dar; er trug einen zwar modern geschnittenen, aber doch langschößigen Rock und hatte zwei Orden um den Hals.

„Ist das nicht dein Vater?“ fragte der Fürst.

„Ja, das ist er“, antwortete Rogoshin mit einem unangenehmen Lächeln, als wäre er sofort zu irgendeinem ungenierten Scherz in bezug auf seinen verstorbenen Vater bereit.

„War er ein Altgläubiger?“

„Nein, er ging zur Kirche, er hat aber allerdings immer gesagt, der alte Glauben sei der richtigere. Er hat auch die Sektierer sehr ge-

schätzt. Das hier war sein Arbeitszimmer. Warum fragst du, ob er ein Altgläubiger war?“

„Wirst du die Hochzeit hier feiern?“

„Ja, h–hier“, antwortete Rogoshin, bei der plötzlichen Frage fast zusammenzuckend.

„Wird das bald sein?“

„Du weißt ja selbst, daß das nicht von mir abhängt.“

„Parfen, ich habe nichts gegen dich und will dir nichts in den Weg legen. Ich wiederhole dir das ebenso, wie ich es dir schon früher einmal in einem fast ebensolchen Augenblick erklärt habe. Als du in Moskau Hochzeit halten wolltest, habe ich dich, wie du weißt, dabei nicht gestört. Sie ist das erstemal selbst zu mir gestürzt gekommen und hat mich kurz vor der Trauung gebeten, sie vor dir zu ‚retten‘. Ich wiederhole dir ihre eigenen Worte. Dann ist sie auch mir fortgelaufen, du hast sie wiedergefunden und zum Altar geführt und sie ist, wie ich höre, vor dir wieder hierher geflohen. Ist das wahr? Lebedew hat es mich wissen lassen, und darum bin ich hergekommen. Daß ihr euch aber wieder geeinigt habt, habe ich erst gestern von einem deiner früheren Freunde, von Salioshew, wenn du es wissen willst, in der Eisenbahn gehört. Ich bin aber mit folgender Absicht gekommen: ich wollte sie endlich überreden, zur Stärkung ihrer Gesundheit ins Ausland zu gehen; ihr Körper, ihre Seele und vor allem ihr Kopf sind ganz zerrüttet und sie bedarf, meiner Ansicht nach, sorgfältiger Pflege. Ich wollte sie nicht selbst ins Ausland begleiten, sondern hatte die Absicht, sie ohne mich fahren zu lassen. Ich sage dir die volle Wahrheit. Wenn es wirklich so ist, daß ihr euch wieder geeinigt habt, werde ich mich ihr gar nicht zeigen und werde auch nie mehr zu dir kommen. Du weißt selbst, daß ich dich nicht betrüge, weil ich mit dir immer aufrichtig war. Ich habe dir meine Gedanken darüber nie verheimlicht und habe dir immer gesagt, daß sie mit dir rettungslos zugrunde gehen wird. Es wäre auch dein eigenes Verderben, vielleicht noch schlimmer, als für sie ... Wenn ihr wieder auseinandergehen würdet, würde ich mich freuen, ich habe aber nicht die Absicht, euch selbst auseinanderzubringen und zwischen euch Unfrieden zu stiften. Sei also ruhig und verdächtige nicht. Du weißt ja ganz genau, daß ich nie wirklich dein Nebenbuhler war, sogar damals nicht, als sie zu mir gelaufen kam. Du hast jetzt gelacht, und ich weiß auch, weswegen. Ja, wir haben voneinander getrennt und in verschiedenen Städten gelebt, und du weißt das alles mit voller Bestimmtheit. Ich habe es dir ja auch schon früher erklärt, daß es sich bei mir nicht um wirkliche Liebe handelt, sondern daß ich sie aus Mitleid liebe. Ich glaube das genau definiert zu haben. Du hast damals gesagt, daß du

diese meine Worte verstanden hast; ist das wahr? Hast du sie verstanden? Wie du mich jetzt voll Haß anschaust! Ich bin gekommen, um dich zu beruhigen, denn auch du bist mir teuer. Ich habe dich sehr lieb, Parfen. Jetzt gehe ich aber und werde nie mehr wiederkommen. Lebe wohl.“

Der Fürst erhob sich.

„Bleib noch bei mir“, sagte Parfen leise, ohne von seinem Sitz aufzustehen, den Kopf auf die rechte Handfläche neigend. „Ich habe dich schon so lange nicht gesehen.“

Der Fürst setzte sich. Beide schwiegen wieder.

„Wenn ich dich nicht vor mir sehe, fühle ich gleich einen Haß dir gegenüber, Lew Nikolajewitsch. In den drei Monaten, die ich dich nicht gesehen habe, habe ich dich, bei Gott, jeden Augenblick gehaßt. Ich hätte dich am liebsten mit etwas vergiftet. So war es. Jetzt bist du aber noch nicht einmal eine Viertelstunde bei mir, und mein ganzer Zorn vergeht schon, und ich habe dich lieb wie früher. Bleibe hier . . .“

„Wenn ich bei dir bin, glaubst du mir, wenn ich aber nicht da bin, hörst du gleich auf zu glauben und mißtraust mir wieder. Du bist deinem Vater nachgeraten!“ antwortete der Fürst, freundlich lächelnd und seine Gefühle zu verbergen suchend.

„Ich glaube deiner Stimme, wenn ich mit dir bin. Ich verstehe ja, daß man uns miteinander nicht vergleichen kann, mich und dich . . .“

„Warum hast du das gesagt? Du bist schon wieder gereizt“, sagte der Fürst, sich über Rogoshin wundernd.

„Man fragt uns ja gar nicht nach unserer Meinung, Bruder“, antwortete dieser, „das wurde ohne uns bestimmt. Wir lieben ja auch jeder auf seine Art, es ist eben in allem ein Unterschied“, fuhr er nach einer Weile leise fort. „Du sagst, daß du sie aus Mitleid liebst. Ich fühle gar kein Mitleid mit ihr. Sie haßt mich ja auch am meisten auf der Welt. Ich träume jetzt jede Nacht von ihr, daß sie mich immer mit irgendeinem andern auslacht. So ist es, Bruder. Sie läßt sich mit mir trauen, denkt aber gar nicht an mich, als ob es für sie nicht mehr wäre, als einen Schuh zu wechseln. Wirst du es mir glauben, ich habe sie schon fünf Tage nicht gesehen, weil ich mich nicht zu ihr wage; sie wird fragen: ‚Warum kommst du?‘ Hat sie mich denn noch nicht genug verhöhnt . . .“

„Wieso verhöhnt? Was fällt dir ein?“

„Weißt du denn nicht! Sie ist ja ‚vom Altar‘ mit dir vor mir wegelaufen. Du hast es ja soeben selbst gesagt.“

„Du glaubst doch nicht, daß . . .“

„Hat sie mich denn nicht mit dem Offizier, mit diesem Semtiushnikow, in Moskau verhöhnt? Ich weiß es ganz gewiß, sie hat es getan,

und zwar nachdem sie selbst den Termin für die Trauung bestimmt hatte.“

„Das kann nicht sein!“ rief der Fürst aus.

„Ich weiß es genau“, sagte Rogoshin überzeugt. „Du willst wohl sagen, daß sie nicht so ist, was? Sie ist selbstverständlich nicht so, Bruder. Das ist lauter Unsinn. Sie wird mit dir nicht so sein und wird sich vielleicht selbst über so etwas entsetzen, mit mir ist sie aber so! Das ist wahr. Sie betrachtet mich als den letzten Auswurf. Ich weiß bestimmt, daß sie sich das über Keller, den Offizier, der geboxt hat, nur um mich zu verspotten ausgedacht hat . . . Du weißt ja noch gar nicht, was sie mit mir in Moskau getrieben hat! Und wieviel Geld hat mich das alles gekostet . . .“

„Und . . . und jetzt willst du sie heiraten . . .! Wie soll es nachher werden?“ fragte der Fürst entsetzt.

Rogoshin sah den Fürsten mit einem furchtbaren, brennenden Blick an und antwortete nichts.

„Ich war jetzt schon seit fünf Tagen nicht bei ihr“, fuhr er nach einigem Schweigen fort. „Ich fürchte immer, sie jagt mich fort. Sie sagt: ich bin noch meine eigene Herrin; wenn ich will, jage ich dich ganz fort und reise selbst ins Ausland, sie hat zu mir schon davon gesprochen, daß sie ins Ausland reist“, bemerkte er wie beiläufig, indem er dem Fürsten ganz seltsam in die Augen schaute. „Manches Mal will sie mir zwar nur Angst einjagen, ich komme ihr aus irgendeinem Grunde noch immer komisch vor. Oft macht sie aber wirklich ein finsternes Gesicht, runzelt die Stirn und sagt kein Wort; das fürchte ich aber am meisten. Ich dachte neulich: ich will nicht mehr mit leeren Händen kommen, sie hat mich aber nur ausgelacht und ist dann sogar böse geworden. Sie hat ihrem Stubenmädchen Katja einen Schal von mir geschenkt, wie sie ihn, trotzdem sie im Luxus gelebt hat, vielleicht nie gesehen hat. Davon, wann die Trauung sein soll, darf ich aber kein Wort sagen. Was bin ich denn für ein Bräutigam, wenn ich mich sogar fürchte, sie zu besuchen? Ich sitze hier, und wenn ich es nicht mehr aushalte, schleiche ich mich heimlich auf die Straße zu ihrem Haus oder verstecke mich irgendwo an einer Ecke. Neulich habe ich fast bis zum Morgen vor ihrem Tor gewacht, mir war da etwas verdächtig vorgekommen. Und sie hat es wohl aus dem Fenster bemerkt und hat gefragt: ‚Was hättest du denn getan, wenn du gesehen hättest, daß ich dich betrüge?‘ Da konnte ich mich nicht mehr beherrschen und habe gesagt: ‚Du weißt es selbst‘.“

„Was soll sie denn wissen?“

„Woher soll ich es denn wissen!“ sagte Rogoshin boshaft lachend. „Damals in Moskau konnte ich sie mit niemand ertappen, trotzdem

ich lange aufgepaßt habe. Ich habe dort einmal zu ihr gesagt: „Du willst mich heiraten und in eine anständige Familie kommen, weißt du aber auch, wer du jetzt bist? Du bist . . . so eine!“ habe ich gesagt.“

„Das hast du ihr gesagt?“

„Ja, ich habe es gesagt.“

„Und?“

„Ich will dich jetzt vielleicht nicht einmal als Lakaien bei mir aufnehmen“, antwortete sie mir, „und noch viel weniger deine Frau werden“. – „Ich gehe nicht weg, mir ist das ganz gleich!“ sagte ich darauf. „Wenn es so ist, werde ich sofort Keller rufen und ihm sagen, er soll dich zur Tür hinauswerfen.“ Da habe ich mich auf sie gestürzt und habe sie braun und blau geschlagen.“

„Das kann nicht sein!“ rief der Fürst aus.

„Ich sage dir: es war so“, wiederholte Rogoshin leise, aber mit funkelnden Augen. „Ich habe sechsunddreißig Stunden lang nicht geschlafen, nicht gegessen, nicht getrunken, bin nicht aus ihrem Zimmer gewichen und habe vor ihr auf den Knien gelegen. „Ich sterbe eher, als daß ich gehe, bevor du mir verzeihen hast“, habe ich gesagt. „Wenn du mich aber hinausweist, gehe ich ins Wasser, denn was bin ich ohne dich?“ Sie war den ganzen Tag wie wahnsinnig, hat geweint, hat mich mit einem Messer töten wollen und hat mich beschimpft. Sie hat Salioshew, Keller und Semtiushnikow kommen lassen, hat vor ihnen allen auf mich gezeigt und mich verhöhnt. „Wir wollen heute alle zusammen ins Theater gehen, meine Herrschaften, er soll nur dableiben, wenn er nicht ausgehen will, ich werde doch sonetwegen nicht zu Hause sitzen. Sie können hier Tee haben, wenn ich fort bin, Parfen Semionytsch, Sie sind heute gewiß hungrig.“ Sie kehrte allein aus dem Theater zurück: „Das sind ja Feiglinge und Schurken“, hat sie gesagt, „sie fürchten sich vor dir und wollen auch mir Angst einjagen: sie sagen, er wird so nicht fortgehen: er wird Sie vielleicht erstechen. Wenn ich jetzt ins Schlafzimmer gehe, werde ich nicht einmal die Tür hinter mir schließen; so fürchte ich mich vor dir! Das sollst du wissen und sehen! Hast du Tee getrunken?“ – „Nein“, sage ich, „ich will auch nicht.“ – „Als ob du Ehre im Leib hättest, das paßt gar nicht zu dir.“ Und sie hat auch so getan, wie sie gesagt hat und hat das Zimmer nicht verschlossen. Sie kommt am Morgen heraus und lacht: „Bist du verrückt?“ sagt sie. „Du wirst ja so vor Hunger sterben!“ – „Verzeihe mir“, sage ich. – „Ich will dir nicht verzeihen, und ich werde dich nicht heiraten, ich habe es dir ja schon gesagt. Hast du denn die ganze Nacht in diesem Sessel gesessen ohne zu schlafen?“ – „Nein“, sage ich, „ich habe nicht geschlafen.“ – „Wie gescheit das ist! Wirst du heute wieder nicht Tee trinken und nichts essen?“ – „Ich habe gesagt, ich

werde es nicht tun; verzeihe mir! – ,Wenn du nur wüßtest, wie wenig das für dich paßt‘, sagt sie, ,so wie ein Sattel für eine Kuh. Willst du mich vielleicht erschrecken? Was macht es mir denn, wenn du hungrig sitzt; ich fürchte mich schrecklich davor!‘ Sie wurde böse, aber nicht für lange und fing wieder an, mich zu verspotten. Und da habe ich darüber gestaunt, daß sie gar keinen Haß in sich hat! Und doch denkt sie lange an das Böse, das andere ihr angetan haben! Damals kam mir der Gedanke, daß sie mich zu sehr verachtet, um mir sehr böse zu sein. Und das ist wahr. ,Weißt du, wer der Papst von Rom ist?‘ fragt sie. ,Ich habe davon gehört‘, antworte ich. ,Du hast gar keine Geschichte gelernt, Parfen Semionytsch!‘ sagt sie. ,Ich habe gar nichts gelernt‘, sage ich. ,Dann werde ich dir etwas zu lesen geben‘, sagt sie, ,es war einmal ein Papst, der auf einen Kaiser böse war, und dieser mußte drei Tage lang ohne zu essen und zu trinken barfuß vor seinem Schloß knien, bis der Papst ihm verziehen hatte; was glaubst du, daß dieser Kaiser in diesen drei Tagen, da er kniete, wohl im stillen gedacht und welche Gelübde er getan hat? . . . Warte, ich werde es dir vorlesen!‘ Sie ist dann aufgesprungen, hat das Buch gebracht und gesagt: ,Das sind Verse‘ und hat mir vorgelesen, wie dieser Kaiser in den drei Tagen an dem Papst Rache zu nehmen schwur; ,gefällt es dir denn nicht, Parfen Semionytsch?‘ – ,Alles, was du gelesen hast, ist richtig‘, sage ich. ,Ach so, du sagst selbst, daß es richtig ist, also auch du kannst solche Schwüre tun und dir sagen: Wenn sie mich heiratet, will ich sie an all das erinnern und sie demütigen!‘ – ,Ich weiß nicht‘, antworte ich, ,vielleicht denke ich auch so.‘ – ,Wieso weißt du es nicht?‘ – ,Ich weiß es eben nicht, ich habe jetzt an anderes zu denken.‘ – ,Woran denkst du denn?‘ – ,Wenn du aufstehst und vorübergehst, schaue ich dir nach und folge dir mit den Augen; wenn dein Kleid raschelt, stopkt mir das Herz, wenn du aber aus dem Zimmer gehst, erinnere ich mich an jedes Wort von dir, und daran, mit welcher Stimme du es gesagt hast; diese ganze Nacht habe ich aber an gar nichts gedacht, sondern habe nur zugehört, wie du im Schlaf geatmet und dich zweimal umgewendet hast.‘ – ,Du denkst vielleicht auch gar nicht daran‘, sagte sie lachend, ,daß du mich geschlagen hast und weißt nichts mehr davon?‘ – ,Vielleicht denke ich doch daran, ich weiß nicht‘, antworte ich. ,Wenn ich dir aber nicht verzeihe und dich nicht heirate?‘ – ,Ich habe schon gesagt, daß ich mich ertränken werde.‘ – ,Vielleicht tötest du aber mich zuerst . . .‘ Sie sagte das und wurde nachdenklich. Dann wurde sie böse und ging hinaus. Nach einer Stunde kommt sie ganz finster zu mir herein. ,Ich werde dich heiraten, Parfen Semionytsch‘, sagt sie, ,nicht weil ich mich vor dir fürchte, sondern weil ich sowieso zugrunde gehen muß. Wo ist es denn besser?

Setze dich', sagt sie, 'du bekommst gleich Mittagessen. Wenn ich dich aber heirate', fügt sie hinzu, 'werde ich dir eine treue Frau sein, zweifle nicht daran und sei ganz ruhig.' Dann schweigt sie eine Weile und sagt: 'Du bist aber doch kein Lakai, ich habe früher geglaubt, du bist ein echter Lakai.' Dabei hat sie auch den Tag der Hochzeit bestimmt, nach einer Woche ist sie aber vor mir hierher zu Lebedew geflohen. Als ich herkam, sagte sie: 'Ich weise dich nicht ganz ab; ich will nur solange warten, wie ich will, denn ich bin noch immer ein freier Mensch. Warte, wenn du Lust hast.' So steht es mit uns jetzt ... Wie denkst du über alles das, Lew Nikolajewitsch?"

„Was denkst denn du selbst darüber?“ fragte der Fürst, Rogoshin traurig anblickend.

„Denke ich denn überhaupt!“ rief dieser aus. Er wollte erst noch etwas hinzufügen, verstummte aber, von grenzenlosem Schmerz erfüllt.

Der Fürst erhob sich und wollte wieder gehen.

„Ich werde dich aber trotzdem an nichts hindern“, sagte er leise und sinnend, als beantwortete er einen heimlichen, tiefinnerlichen Gedanken.

„Weißt du, was ich dir sagen werde!“ rief Rogoshin plötzlich eifrig und mit funkelnden Augen aus. „Ich verstehe nicht, wie du sie mir freigeben kannst! Liebst du sie denn gar nicht mehr? Du hast dich früher ja doch nach ihr gesehnt; ich habe es bemerkt. Warum bist du dann aber Hals über Kopf hergekommen? Aus Mitleid? (Und sein Gesicht verzerrte sich zu einem boshaften Lächeln.) Haha!“

„Du glaubst, daß ich dich betrüge?“ fragte der Fürst.

„Nein, ich glaube dir, verstehe aber gar nichts davon. Es wird wohl so sein, daß dein Mitleid noch größer als meine Liebe ist!“

Ein Zorn, der sich sofort entladen wollte, flammte auf seinem Gesicht auf.

„Man kann deine Liebe nicht vom Haß unterscheiden“, sagte der Fürst lächelnd, „wenn sie aber vergeht, wird es vielleicht noch ärger sein. Ich sage dir, Bruder Parfen ...“

„Daß ich sie umbringen werde?“

Der Fürst zuckte zusammen.

„Du wirst sie wegen dieser jetzigen Liebe und wegen all der Qual, die du jetzt um ihretwillen erleidest, später hassen. Das merkwürdigste daran ist für mich der Umstand, daß sie dich wieder heiraten will. Als ich das gestern hörte, konnte ich es kaum glauben, und es wurde mir dabei so bange. Sie hat dir ja schon zweimal entsagt und ist kurz vor der Trauung weggelaufen, sie hat also eine Vorahnung! Wozu braucht sie dich denn jetzt? Doch nicht des Geldes wegen? Das ist ein Unsinn. Du hast ja wohl auch nicht mehr so viel Geld übrig.

Nur um einen Mann zu bekommen? Da hätte sie doch aber auch ohne dich genug finden können. Jeder ist besser als du, denn du bist ja wirklich imstande, jemand umzubringen, und sie weiß das jetzt vielleicht nur allzu gut. Weil du sie so liebst? Ja, es könnte nur deswegen sein . . . Ich habe gehört, daß manche gerade eine solche Liebe suchen . . . aber . . .“

Der Fürst verstummte und sann nach.

„Warum hast du jetzt wieder über meines Vaters Bild gelächelt?“ fragte Rogoshin, der jede Veränderung und jede flüchtige Bewegung im Gesicht des Fürsten außerordentlich scharf beobachtete.

„Worüber ich gelächelt habe? Es ist mir eingefallen, wenn du nicht Unglück gehabt hättest und diese Liebe nicht über dich gekommen wäre, so wärest du vielleicht sehr bald genau wie dein Vater geworden. Du hättest in diesem Hause mit einer gehorsamen, schweigsamen Frau ruhig gelebt, hättest selten und streng gesprochen, keinem Menschen vertraut, hättest das auch gar nicht nötig gehabt, sondern hättest schweigend und düster nur Geld angesammelt. Du würdest höchstens einmal die Bücher der Altgläubigen loben und dich für das Bekreuzen mit zwei Fingern interessieren und auch das erst im Alter . . .“

„Spotte nur. Sie hat neulich genau dasselbe gesagt, als sie das Bild betrachtete. Es ist merkwürdig, wie einig ihr jetzt in allem seid . . .“

„War sie denn schon bei dir?“ fragte der Fürst neugierig.

„Ja, sie war hier. Sie hat sich das Bild lange angeschaut und nach dem Verstorbenen gefragt. ‚Du wärest genau ebenso‘, hat sie schließlich gesagt und gelächelt, ‚du hast große Leidenschaften, Parfen Semionytsh‘, sagte sie, ‚solche Leidenschaften, daß sie dich nach Sibirien zu den Zwangsarbeiten bringen würden, wenn du nicht auch Verstand hättest, denn du hast großen Verstand‘, (sie hat es wörtlich so gesagt, ob du es nun glaubst oder nicht. Ich habe von ihr zum erstenmal so etwas gehört!) ‚du würdest alle diese Dummheiten bald sein lassen. Und da du ein ganz ungebildeter Mensch bist, würdest du Geld sammeln und wie dein Vater mit den Skopzen in diesem Hause wohnen; vielleicht würdest du schließlich noch zu ihrem Glauben übergehen; dein Geld würdest du aber so lieb gewinnen, daß du es nicht auf zwei, sondern vielleicht auf zehn Millionen bringen würdest, um auf deinen Geldsäcken vor Hunger zu sterben, denn du bist in allem leidenschaftlich und treibst alles bis zur Leidenschaft.‘ Ich wiederhole dir ganz genau ihre Worte. Sie hatte noch nie zuvor so mit mir gesprochen! Sie spricht ja mit mir nur über sinnlose Dinge oder spottet; sie hat auch da höhnisch angefangen, ist aber dann ganz düster geworden; sie ist durch das ganze Haus gegangen, hat es angeschaut, und es war, als ob sie sich vor etwas fürchtete. ‚Ich werde das alles ändern und

anders einrichten,‘ habe ich gesagt, ‚oder ich kaufe zur Hochzeit vielleicht ein anderes Haus.‘ – ‚Nein, nein‘, hat sie geantwortet, ‚es soll nichts geändert werden, wir werden hier wohnen. Ich will bei deiner Mutter sein, wenn ich deine Frau bin‘, hat sie gesagt. Dann habe ich sie zu meiner Mutter geführt und sie war zu ihr ehrerbietig wie eine Tochter. Die Mutter war schon früher, schon vor zwei Jahren, nicht bei vollem Verstande (sie ist krank), nach des Vaters Tode ist sie aber ganz wie ein Kind geworden und redet nicht; sie sitzt da, rührt sich nicht und grüßt nur alle, die sie sieht, von ihrem Sitz aus; ich glaube, wenn man sie nicht füttern würde, würde sie es drei Tage lang nicht merken. Ich habe dann Mutters rechte Hand genommen und gesagt: ‚Segnen Sie sie, Mutter, sie geht mit mir zum Altar‘; da hat sie Mutters Hand heiß geküßt und gesagt: ‚Deine Mutter hat wohl viel Leid ertragen.‘ Dann hat sie dieses Buch bei mir gesehen und gefragt: ‚Warum liest du auf einmal russische Geschichte?‘ (Sie hat mir aber einmal in Moskau selbst gesagt: ‚Du solltest doch etwas lernen, lies wenigstens Solowjows russische Geschichte, du weißt ja gar nichts.‘) ‚Das ist gut‘, meinte sie dann, ‚lies nur weiter. Ich will dir selbst ein Verzeichnis der Bücher zusammenstellen, die du zuallererst lesen solltest; willst du das? Sie hat nie, nie zuvor so mit mir gesprochen, und ich war darüber ganz erstaunt; ich habe zum erstenmal wie ein lebendiger Mensch aufgeatmet.“

„Ich freue mich sehr darüber, Parfen“, sagte der Fürst innig, „ich kann gar nicht sagen, wie ich mich freue. Wer weiß, vielleicht führt Gott euch doch zusammen.“

„Das wird niemals sein!“ rief Rogoshin leidenschaftlich aus.

„Höre, Parfen, willst du nicht ihre Achtung gewinnen, wenn du sie so liebst? Wenn du es aber willst, hoffst du da nicht auch darauf? Ich habe vorhin gesagt, es sei für mich ein seltsames Rätsel, warum sie dich heiratet! Wenn ich es auch nicht lösen kann, zweifle ich aber doch nicht daran, daß es dafür einen ausreichenden, vernünftigen Grund gibt. Sie ist von deiner Liebe überzeugt; sie kennt aber auch sicher deine guten Eigenschaften. Es kann nicht anders sein! Das, was du soeben gesagt hast, bestätigt es. Du erzählst ja selbst, daß sie es für möglich hielt, mit dir ganz anders als sonst zu sprechen und dich ganz anders zu behandeln. Du bist mißtrauisch und eifersüchtig, darum hast du alles Schlechte, was du gesehen hast, übertrieben. Sie denkt sicher nicht so schlecht von dir, wie du meinst. Es würde ja sonst bedeuten, daß sie wissentlich ins Wasser oder unter das Messer geht, wenn sie dich heiratet.“

Parfen hörte die eifrigen Worte des Fürsten mit einem bitteren Lächeln an. Seine Überzeugung schien unerschütterlich festzustehen.

„Wie furchtbar du mich jetzt anschaust, Parfen!“ rief der Fürst mit einem bangen Gefühl aus.

„Ins Wasser oder unter das Messer!“ sagte er endlich. „Haha! Sie heiratet mich ja auch nur deshalb, weil sie bei mir mit Sicherheit das Messer erwartet! Bist du denn wirklich noch immer nicht darauf gekommen, um was es sich hier eigentlich handelt, Fürst?“

„Ich verstehe dich nicht.“

„Vielleicht kannst du das auch wirklich nicht verstehen, haha! Man sagt ja von dir, daß du . . . nicht ganz richtig im Kopf bist. Sie liebt einen andern, das mußt du doch begreifen! Sie liebt diesen andern ebenso, wie ich sie jetzt liebe. Und weißt du, wer dieser andere ist? Das bist du! Wie, hast du das denn nicht gewußt?“

„Ich!“

„Du. Sie liebt dich seit damals, seit ihrem Geburtstag. Sie denkt aber, daß es für sie unmöglich ist, dich zu heiraten, weil sie dich dadurch zu entehren und zugrunde zu richten fürchtet. ‚Man weiß ja, was für eine ich bin‘, sagt sie. Sie glaubt das noch immer. Sie hat mir das alles geradeheraus ins Gesicht gesagt. Sie fürchtet, dich unglücklich zu machen und Schande über dich zu bringen; bei mir macht es aber nichts, mich kann sie heiraten, so eine Meinung hat sie von mir, beachte das!“

„Sie ist aber doch vor dir zu mir geflohen und dann . . . von mir . . .“

„Und vor dir zu mir! Ja! Es fällt ihr ja so manches ein! Sie ist jetzt ganz wie im Fieber. Sie schreit: ‚Ich heirate dich ebenso, wie ich ins Wasser gehen würde. Mache schnell Hochzeit!‘ Sie drängt selbst, bestimmt den Tag, wenn die Zeit aber heranrückt, erschrickt sie oder ihr kommen andere Gedanken, Gott weiß, was es ist, du hast es ja gesehen: sie weint und lacht und zittert wie im Fieber. Wie kannst du dich darüber wundern, daß sie auch dir weggelaufen ist? Sie ist vor dir damals geflohen, weil sie selbst plötzlich gesehen hat, wie sehr sie dich liebt. Sie konnte es bei dir nicht aushalten. Du hast vorher gesagt, daß ich sie damals in Moskau gefunden habe; das ist nicht wahr, sie ist selbst zu mir gekommen und hat gesagt: ‚Setze den Tag fest, ich bin bereit! Gib Champagner her! Wir wollen zu den Zigeunerinnen fahren!‘ Sie hat das alles geschrien! . . . Wenn ich nicht wäre, hätte sie sich schon längst ins Wasser gestürzt; das ist ganz sicher so. Sie tut es nur darum nicht, weil ich vielleicht noch furchtbarer als das Wasser bin. Sie heiratet mich nur aus Trotz . . . wenn sie es tut, geschieht es sicher aus Trotz.“

„Ja, wie kannst du . . . wie kannst du nur . . .“ rief der Fürst und sprach nicht zu Ende. Er sah Rogoshin entsetzt an.

„Warum sprichst du nicht weiter?“ fragte dieser lächelnd. „Wenn

du willst, werde ich dir sagen, was du in diesem Augenblick denkst: „Wie kann sie ihn jetzt nur heiraten? Kann man das denn zulassen?“ Ich weiß schon, was du meinst . . .“

„Ich bin nicht deswegen hergekommen, Parfen, ich sage dir, daß ich nicht daran gedacht habe . . .“

„Es kann ja sein, daß du nicht daran gedacht hast und nicht darum hergekommen bist, jetzt denkst du aber ganz bestimmt daran, haha! Nun, es ist genug! Warum bist du so betroffen? Hast du es denn wirklich nicht gewußt? Ich muß mich über dich wundern!“

„Das ist nichts als Eifersucht, Parfen, es ist eine Krankheit, und du hast das alles maßlos übertrieben . . .“ murmelte der Fürst in außerordentlicher Erregung. „Was hast du?“

„Laß das“, sagte Parfen, riß ihm eilig ein Messer aus der Hand, das er auf dem Tisch neben dem Buch gefunden hatte, und legte es wieder dorthin zurück.

„Es ist mir, als ob ich es gewußt hätte, als ich nach Petersburg kam, es war wie eine Vorahnung“, fuhr der Fürst fort. „Ich wollte nicht herkommen! Ich wollte das Ganze vergessen und mir aus dem Herzen reißen! Also leb wohl! Ja, was hast du denn?“

Der Fürst hatte beim Sprechen das Messer aus Zerstreutheit wieder in die Hand genommen, und Rogoshin riß es ihm wieder weg und warf es auf den Tisch. Es war ein ganz einfaches, nicht zusammenlegbares Messer mit einem Horngriff und einer zweieinhalb Zoll langen und entsprechend breiten Klinge.

Als Rogoshin bemerkte, wie sehr es dem Fürsten auffiel, daß er ihm das Messer schon zum zweitenmal aus der Hand riß, ergriff er es erbost und ärgerlich, legte es ins Buch und schleuderte dieses auf einen anderen Tisch.

„Schneidest du denn damit die Seiten auf?“ fragte der Fürst, aber so, als wäre er nicht dabei und als stünde er noch im Banne seiner Gedanken.

„Ja, ich brauche es zum Aufschneiden . . .“

„Es ist aber doch ein Gartenmesser?“

„Ja. Kann man denn mit einem Gartenmesser nicht auch Bücher aufschneiden?“

„Es ist aber . . . ganz neu.“

„Was ist denn dabei, daß es neu ist? Kann ich mir denn nicht jeden Augenblick ein neues Messer kaufen?“ rief Rogoshin endlich ganz wütend und wurde mit jedem Worte immer gereizter.

Der Fürst fuhr zusammen und blickte Rogoshin scharf an.

„Was wir da treiben!“ sagte er plötzlich lachend und sich wieder besinnend. „Verzeihe mir, Bruder, mir ist der Kopf so schwer, und

dann die Krankheit . . . ich werde ganz zerstreut und mache mich lächerlich. Ich wollte ja gar nicht danach fragen . . . ich weiß aber nicht mehr, was es wahr. Leb wohl . . .“

„Hier gehst du nicht richtig“, sagte Rogoshin.

„Ach, ich habe den Weg vergessen.“

„Hier geht es lang, komm, ich führe dich.“

4

Sie gingen durch dieselben Zimmer, welche der Fürst schon vorher durchschritten hatte; Rogoshin ging ein wenig voraus, und der Fürst folgte ihm. Sie kamen in den großen Saal. Hier hingen einige Bilder an den Wänden, lauter Porträts von Bischöfen und Landschaften, auf denen man nichts unterscheiden konnte. Über der Tür in das angrenzende Zimmer hing ein der Form nach recht seltsames Bild; es war zwei Meter lang und höchstens einen Meter hoch. Es stellte den soeben vom Kreuz abgenommenen Heiland dar. Der Fürst blickte es flüchtig an, als erinnere es ihn an etwas und beabsichtigte, ohne stehen-zubleiben, durch die Tür zu gehen. Es war ihm sehr schwer ums Herz, und er wollte dieses Haus möglichst schnell verlassen. Rogoshin blieb aber plötzlich vor dem Bild stehen.

„Alle diese Bilder hier hat mein verstorbener Vater für ein oder zwei Rubel auf Auktionen gekauft; er tat das gerne. Ein Kenner hat sie alle angeschaut und gesagt, sie seien nichts wert, nur dieses Bild über der Tür, das auch zwei Rubel gekostet hat, sei seiner Meinung nach von Wert. Es hat einer dem Vater dafür dreihundertfünfzig Rubel angeboten; Iwan Dmitritsch Saweljew, auch ein Kaufmann, ist bis zu vierhundert hinaufgegangen, und vorige Woche hat er Bruder Semion Semionytsch schon fünfhundert geboten. Ich habe es aber doch behalten.“

„Das . . . das ist ja eine Kopie nach Hans Holbein“, sagte der Fürst, der sich das Bild genauer angeschaut hatte. „Ich bin zwar kein großer Kenner, ich glaube aber, daß es eine ausgezeichnete Kopie ist. Ich habe das Bild im Ausland gesehen und kann es nicht vergessen. Aber . . . was ist dir denn . . .“

Rogoshin hatte sich plötzlich von dem Bild weggewandt und schritt wie bisher voran. Die Zerstreutheit und die besondere, seltsam gereizte Stimmung, die sich so plötzlich Rogoshins bemächtigt hatten, konnten diese Launenhaftigkeit ja vielleicht erklären; es kam dem Fürsten aber doch seltsam vor, daß das von Rogoshin selbst begonnene Gespräch so unmotiviert abgebrochen wurde und er nicht einmal eine Antwort erhielt.

„Höre einmal, Lew Nikolajewitsch, ich wollte dich schon längst

fragen, ob du an Gott glaubst oder nicht?“ begann Rogoshin plötzlich wieder, nachdem er ein paar Schritte gegangen war.

„Wie seltsam du das fragst und . . . wie du ausschaust!“ bemerkte der Fürst unwillkürlich.

„Ich sehe mir dieses Bild gerne an“, murmelte Rogoshin nach einer Weile, als hätte er seine Frage wieder vergessen.

„Dieses Bild“, rief der Fürst von einem plötzlichen Gedanken erfüllt aus, „dieses Bild, dieses Bild könnte so manchem den Glauben nehmen!“

„Das geschieht ja auch“, bestätigte plötzlich Rogoshin. Sie waren schon bei der Entreetür angelangt.

„Wie?“ sagte der Fürst, stehenbleibend. „Was sagst du da? Ich habe nur gescherzt, und du sagst das so ernst! Und warum hast du mich gefragt, ob ich an Gott glaube?“

„Das war nur so. Ich wollte dich das schon früher fragen. Viele glauben jetzt ja nicht. Ist es wahr (du hast doch im Ausland gelebt), mir hat einmal ein Betrunkener gesagt, daß es bei uns in Rußland am meisten Menschen gibt, die nicht an Gott glauben? ‚Wir tun es darum‘, hat er gemeint, ‚weil wir den andern voraus sind‘. . .“

Rogoshin lächelte ironisch; als er seine Frage gestellt hatte, öffnete er plötzlich die Tür und wartete, die Klinke in der Hand, daß der Fürst ging. Der Fürst wunderte sich, ging aber hinaus. Rogoshin folgte ihm auf die Treppe nach und schloß die Tür hinter sich. Beide standen sich mit einem Ausdruck gegenüber, als hätten sie vergessen, woher sie kamen und was sie jetzt zu tun beabsichtigten.

„Lebe wohl“, sagte der Fürst, ihm die Hand reichend.

„Lebe wohl“, sagte Rogoshin, die hingestreckte Hand fest, aber ganz mechanisch drückend.

Der Fürst ging eine Stufe hinab und wandte sich um.

„Was aber den Glauben betrifft“, begann er lächelnd (da er Rogoshin offenbar nicht so verlassen wollte) und sich wie bei einer plötzlichen Erinnerung belebend, „was den Glauben betrifft, so habe ich vorige Woche an zwei Tagen vier verschiedene, darauf bezügliche Erlebnisse gehabt. Ich bin eines Morgens auf einer neuen Eisenbahnlinie gefahren und habe vier Stunden lang mit einem gewissen S. im Wagen gesprochen, den ich unterwegs kennengelernt habe. Ich hatte schon vorher viel von ihm gehört und unter anderem auch, daß er ein Atheist sei. Er ist tatsächlich ein sehr gelehrter Mensch und ich freute mich darüber, daß ich mit einem wirklichen Gelehrten sprechen konnte. Er ist außerdem überaus wohlerzogen und hat mit mir wie mit jemand gesprochen, der mit ihm in bezug auf Kenntnisse und Weltanschauung ganz auf der gleichen Stufe steht. Er glaubt nicht an

Gott. Mir ist nur das eine aufgefallen, daß er die ganze Zeit von etwas ganz anderem zu sprechen schien, und zwar ist es mir darum so aufgefallen, weil ich auch früher bei den Begegnungen mit Ungläubigen und beim Lesen solcher Bücher immer den Eindruck hatte, daß sie von etwas ganz anderem sprechen und schreiben, wenn es auch den Anschein hat, als handelte es sich doch darum. Ich habe ihm das damals gleich gesagt, aber nicht deutlich, ich konnte es wohl nicht so ausdrücken, denn er hat nichts verstanden . . . Am Abend kehrte ich dann in einem Hotel einer Kreisstadt ein, in dem erst in der vorigen Nacht ein Mord geschehen war, so daß bei meiner Ankunft alle noch davon sprachen. Zwei Bauern in gesetztem Alter, die nicht betrunken waren, einander schon lange kannten und befreundet waren, hatten Tee getrunken und wollten in einem Zimmer zusammen schlafen. Der eine hatte aber beim anderen in den letzten zwei Tagen eine silberne Uhr an einer gelben Perlenschnur bemerkt, die er bei ihm wohl nie zuvor gesehen hatte. Der Mann war kein Dieb, sondern sogar ein ehrlicher Bauer, der für seinen Stand auch gar nicht arm war. Diese Uhr gefiel ihm und lockte ihn aber so sehr, daß er es zuletzt nicht mehr aushalten konnte; er nahm ein Messer, und als der Freund sich umwandte, trat er vorsichtig von rückwärts an ihn heran, zielte, richtete die Augen nach oben, bekreuzte sich und betete im stillen: „Herr, verzeihe mir um Christi willen!“ schlachtete den Freund auf einmal wie einen Hammel ab und nahm ihm die Uhr weg.“

Rogoshin begann unaufhaltsam zu lachen. Er lachte so, als hätte er einen Anfall. Es war nach der düsteren vorherigen Stimmung sogar seltsam, dieses Lachen mit anzusehen.

„Das gefällt mir! Nein! Das ist wirklich gut!“ rief er krampfhaft und beinahe erstickend aus. „Der eine glaubt gar nicht an Gott, der zweite glaubt aber so sehr an ihn, daß er selbst beim Umbringen von Menschen betet . . . Nein, Bruder, das könnte man sich nicht einmal so ausdenken! Hahaha! Nein, das ist ausgezeichnet . . .!“

„Am Morgen ging ich ein wenig durch die Stadt“, fuhr der Fürst fort, als Rogoshin sich beruhigt hatte, obwohl ihm das Lachen noch immer krampfhaft und wie in einem Anfall um die Lippen zuckte, „da sehe ich, wie ein betrunkenener Soldat in ganz zerzaustem Zustande über das Holztrottoir wankt. Er kommt auf mich zu und sagt: „Herr, kaufe mir das silberne Kreuz ab, ich gebe es um zwanzig Kopeken her, echtes Silber!“ Ich sah, er hatte ein großes, achteckiges Kreuz nach echt byzantinischem Muster, das aber, wie man auf den ersten Blick erkennen konnte, aus Zinn war, an einem ganz abgetragenen blauen Bändchen in der Hand, er hatte es wohl soeben erst abgenommen. Ich nahm die zwanzig Kopeken heraus, gab sie ihm und band mir das

Kreuz sogleich um. Man sah es seinem Gesicht an, wie zufrieden er war, den dummen Herrn betrogen zu haben. Er ging auch ohne jeden Zweifel sofort hin, um das Geld für sein Kreuz zu vertrinken. Ich stand damals unter dem starken Eindruck all dessen, was mir in Rußland nur so entgegenströmte; ich hatte vorher nichts davon verstanden, ich war wie ein Fremder aufgewachsen und hatte in den fünf Jahren im Ausland ganz phantastisch über alle diese Dinge gedacht. Ich gehe also und denke mir: nein, ich will doch noch damit warten, diesen Kreuzverkäufer zu verurteilen. Gott allein weiß, was in solchen schwachen, betrunkenen Seelen vorgeht. Als ich nach einer Stunde in den Gasthof zurückkehrte, stieß ich auf eine Bäuerin mit einem Säugling. Es war eine noch junge Frau und das Kind mochte sechs Wochen alt sein. Das Kind hatte ihr, wie sie sagte, soeben zum erstenmal seit seiner Geburt zugelächelt. Da sehe ich, wie sie sich plötzlich sehr, sehr andächtig bekreuzt. ‚Was hast du, Frau?‘ frage ich. (Ich habe ja damals nach allem gefragt.) ‚Ebenso groß wie die Freude der Mutter ist‘, sagt sie, ‚wenn sie das erste Lächeln ihres Kindes bemerkt, muß auch jedesmal die Freude Gottes sein, wenn er vom Himmel aus sieht, daß ein Sünder sich von ganzem Herzen zum Gebet vorbereitet!‘ Das hat mir diese Bauernfrau fast wörtlich gesagt und damit einen tiefen, feinen und echt religiösen Gedanken geäußert, in dem der ganze Sinn des Christentums enthalten ist, unsere Vorstellung von Gott als von unserem eigenen Vater, und von der Freude, die Gott über den Menschen wie ein Vater über sein leibliches Kind empfindet, der Hauptgedanke Christi! Eine einfache Bäuerin! Zwar eine Mutter . . . und wer weiß, vielleicht die Frau jenes Soldaten. Höre, Parfen, du hast mich vorhin gefragt; hier ist meine Antwort: das Wesen des religiösen Gefühls läßt sich durch kein Philosophieren, durch keine Vergehen und Verbrechen und durch keinen Atheismus erklären. Es ist etwas anderes und wird ewig etwas anderes sein; es ist darin etwas enthalten, an dem die Atheisten immer vorbeigleiten müssen, und darum werden sie auch immer von etwas gar nicht Dazugehörigem sprechen. Die Hauptsache ist aber der Umstand, daß man das alles am deutlichsten und schnellsten an einer russischen Seele erkennt, das ist der Schluß, zu dem ich gelangt bin! Das ist eine der ersten Überzeugungen, die ich in unserem Rußland gewonnen habe. Es gibt da viel zu tun, Parfen! Glaube mir, es gibt in unserer russischen Welt genug zu tun! Denke daran, wie wir uns in Moskau mal nähergetreten waren und miteinander sprachen . . . Ich wollte jetzt gar nicht zurückkehren! Und ich hatte mir unsere Zusammenkunft ganz, ganz anders vorgestellt! Doch genug davon . . . ! Leb wohl, auf Wiedersehen! Gott sei mit dir!“

Er wandte sich um und stieg die Treppe hinab.

„Lew Nikolajewitsch!“ rief Parfen dem Fürsten nach, als dieser den ersten Treppenabsatz erreicht hatte, „hast du das Kreuz, das du dem Soldaten abgekauft hast, bei dir?“

„Ja, ich habe es bei mir.“

Der Fürst blieb wieder stehen.

„Zeige es mir einmal!“

Eine neue Absonderlichkeit! Er dachte nach, stieg hinauf und zeigte ihm das Kreuz, ohne es vom Hals herunterzunehmen.

„Gib es mir“, sagte Rogoshin.

„Warum? Wirst du denn . . .“

Der Fürst mochte sich nur ungern von diesem Kreuz trennen.

„Ich werde es tragen, ich will dir meines geben, trage es auch.“

„Wir wollen also die Kreuze wechseln? Gut, Parfen, ich freue mich, wenn es so ist; werden wir Brüder!“

Der Fürst nahm sein Kreuz aus Zinn ab, Parfen das seinige aus Gold, und sie tauschten. Parfen schwieg. Der Fürst bemerkte mit traurigem Staunen, daß das bisherige Mißtrauen und das bittere, fast spöttische Lächeln das Gesicht seines nunmehrigen Bruders noch immer nicht verlassen wollte und wenigstens in manchen Augenblicken heftig wiederkehrte. Rogoshin ergriff endlich schweigend die Hand des Fürsten und blieb eine Weile stehen, als könnte er sich zu etwas nicht entschließen; endlich zog er ihn plötzlich mit sich, indem er mit kaum hörbarer Stimme: „Komm!“ sagte.

Sie gingen über den Treppenabsatz des ersten Stockwerkes und läuteten an einer Tür, die derjenigen, aus der sie gekommen waren, gegenüberlag. Man öffnete ihnen gleich. Eine alte, ganz gebückte Frau in Schwarz, mit einem Tuch auf dem Kopf, verbeugte sich schweigend, tief, vor Rogoshin; dieser fragte sie rasch nach etwas, wartete aber die Antwort nicht ab und führte den Fürsten weiter. Sie gingen wieder durch dunkle Zimmer von einer ungewöhnlichen kalten Sauberkeit, in denen düstere alte Möbel in reinen weißen Überzügen standen. Rogoshin brachte den Fürsten, ohne ihn anzumelden, in ein kleines Zimmer, das ein Salon zu sein schien und durch eine glänzende Mahagoniwand mit zwei Türen an den Seiten, die wohl ins Schlafzimmer führten, in zwei Hälften geteilt wurde. In der Ecke des Salons am Ofen saß in einem Lehnstuhl eine kleine Frau, die noch nicht so sehr alt aussah, sogar ein recht gesundes, angenehmes, rundes Gesicht hatte, aber ganz weiß war und (wie man auf den ersten Blick sah) schon ganz kindisch sein mußte. Sie trug ein schwarzes, wollenes Kleid, ein großes, schwarzes Tuch um den Hals und eine saubere weiße Haube mit schwarzen Bändern. Ihre Füße ruhten auf einem Schemel. Neben ihr saß eine zweite Alte, wohl eine Gesellschafterin, die etwas älter

war und auch Trauer und eine weiße Haube trug und schweigend an einem Strumpf strickte. Sie schwiegen beide wohl immer. Als die erste Alte Rogoshin und den Fürsten erblickte, lächelte sie ihnen zu und nickte zum Zeichen ihrer Freude ein paarmal freundlich mit dem Kopf.

„Mütterchen“, sagte Rogoshin, ihr die Hand küssend, „das ist mein guter Freund, Lew Nikolajewitsch Myschkin; wir haben die Kreuze gewechselt; er war mir einst in Moskau wie ein leiblicher Bruder und hat viel für mich getan. Segne ihn, Mütterchen, wie du deinen eigenen Sohn segnen würdest. Warte, Altchen, so, gib her, ich werde dir die Finger zusammenlegen . . .“

Doch bevor Parfen noch Zeit hatte, das zu tun, erhob die Alte selbst ihre rechte Hand, legte drei Finger zusammen und bekreuzte den Fürsten dreimal andächtig.

„Komm jetzt, Lew Nikolajewitsch“, sagte Parfen, „ich habe dich nur deswegen hergeführt . . .“

Als sie wieder bei der Treppe angekommen waren, fügte er hinzu:

„Sie versteht ja nichts von dem, was man ihr sagt und hat auch meine Worte nicht verstanden, sie hat dich aber doch gesegnet; sie hat es also selbst gewünscht . . . Nun lebe wohl, es ist für uns beide Zeit zu gehen.“ Und er öffnete seine Tür.

„So laß dich doch zum Abschied umarmen, du seltsamer Mensch!“ rief der Fürst, ihn mit zärtlichem Vorwurf anblickend, und wollte ihn umarmen. Als Parfen seine Arme aber erhoben hatte, ließ er sie gleich wieder sinken. Er konnte sich nicht dazu entschließen und wandte sich ab, um den Fürsten nicht zu sehen. Er wollte ihn nicht umarmen.

„Habe keine Angst! Ich habe ja dein Kreuz genommen und werde dich nicht wegen einer Uhr erstechen!“ murmelte er undeutlich und lachte plötzlich seltsam. Auf einmal verwandelte sich sein Gesicht jedoch: er erbleichte furchtbar, seine Lippen erbeben und seine Augen funkelten. Er erhob die Arme, umschlang den Fürsten fest und sagte atemlos:

„So nimm sie, wenn es dir beschieden ist! Sie ist dein! Ich trete sie dir ab . . .! Danke an Rogoshin!“

Er ließ den Fürsten stehen, ging, ohne ihn anzuschauen, eilig hinein und schlug hinter sich die Tür zu.

Es war schon spät, gleich halb drei, und der Fürst traf Jepantschin nicht mehr zu Hause an. Er gab seine Karte ab und beschloß, in den Gasthof „zur Wage“ zu gehen und nach Kolja zu fragen; wenn er ihn dort aber nicht antreffen sollte, wollte er ihm einen Brief hinter-

lassen. Man sagte ihm in der „Wage“, Nikolaj Ardalionowitsch wäre noch am Morgen fortgegangen, hätte aber vorher gebeten, man sollte, wenn jemand nach ihm fragen würde, mitteilen, er käme vielleicht gegen drei Uhr wieder. Wenn er aber bis halb vier nicht da wäre, dann wäre er mit der Bahn nach Pawlowsk gefahren, nach dem Landhaus der Generalin Jepantschina und würde dort auch zum Essen bleiben. Der Fürst beschloß zu warten und bestellte sich bei der Gelegenheit etwas zu essen.

Kolja erschien aber weder um halb vier noch um vier Uhr. Der Fürst ging und schlug mechanisch irgendeine Richtung ein. Zu Beginn des Sommers gibt es in Petersburg manchmal wunderbare, helle, heiße, stille Tage. Jener Tag gehörte zufällig zu diesen.

Der Fürst irrte eine Weile planlos herum. Er kannte die Stadt noch wenig. Er blieb manchmal an den Straßenkreuzungen, vor einzelnen Häusern, auf Plätzen und Brücken stehen; er trat auch einmal, um auszuruhen, in eine Konditorei ein. Manchmal begann er mit großer Neugierde die Passanten zu beobachten; meistens bemerkte er aber weder die Menschen noch die Gegend, durch die er ging. Er befand sich in einem Zustand qualvoller Spannung und Unruhe und fühlte zugleich ein außergewöhnliches Bedürfnis nach Einsamkeit. Er wollte allein sein und sich dieser peinigenenden Spannung, ohne nach irgendeiner Lösung zu suchen, ganz passiv hingeben. Es widerstrebte ihm, die seine Seele und sein Herz durchwogenden Fragen lösen zu wollen.

„Bin ich denn an alledem schuld?“ murmelte er vor sich hin, fast ohne sich seiner Worte bewußt zu werden.

Er befand sich gegen sechs Uhr auf dem Bahnhof der Linie nach Zarskoje-Selo. Die Einsamkeit war für ihn bald unerträglich geworden; ein neuer Wunsch erfüllte sein Herz plötzlich mit Sehnsucht, und das Dunkel, in dem seine Seele schmachtete, lichtete sich für einen Augenblick. Er nahm eine Fahrkarte nach Pawlowsk und wartete ungeduldig auf die Abfahrt; er fühlte sich aber doch von etwas verfolgt, und das war Wirklichkeit und keine Einbildung, wie er vielleicht zu glauben geneigt war. Als er beinahe schon im Zug saß, warf er die soeben gelöste Fahrkarte plötzlich zu Boden und verließ verlegen und sinnend den Bahnhof. Einige Zeit darauf schien er sich auf der Straße plötzlich an etwas zu erinnern und das Seltsame, das ihn schon lange beunruhigt hatte, auf einmal zu verstehen. Er ertappte sich plötzlich bei einer Beschäftigung, die ihn schon lange in Anspruch nahm, die er aber bis zu diesem Augenblick gar nicht bemerkt hatte; er hatte schon seit ein paar Stunden, selbst noch in der „Wage“ und vielleicht sogar noch vor der „Wage“ immer von neuem nach etwas zu suchen begonnen. Er vergaß das manchmal für lange Zeit, selbst für halbe Stunden,

blickte dann wieder unruhig um sich und suchte von neuem ringsherum.

Sowie er aber dieses krankhafte und bisher ganz unbewußte Bestreben, das ihn schon so lange erfüllte, in sich klar bemerkte, tauchte vor ihm auch eine andere Erinnerung auf, die ihn sehr interessierte; es fiel ihm ein, daß er in dem Augenblick, da er bemerkte, daß er immer etwas um sich suchte, auf dem Trottoir vor dem Fenster eines Ladens stand und die ausgestellten Waren mit großer Neugierde betrachtete. Er wollte jetzt diese Erinnerung unbedingt prüfen und feststellen, ob er tatsächlich jetzt eben, vor vielleicht fünf Minuten, an dem Fenster dieses Ladens gestanden hatte, ob ihm das nicht nur so vorgekommen war und ob er das nicht mit irgend etwas anderem verwechselt hatte? Existierten dieser Laden und diese Waren tatsächlich? Er befand sich heute ja wirklich in besonders krankhafter Stimmung, fast in ebensolcher, wie er sie früher, beim Beginn der Anfälle seiner damaligen Krankheit, gehabt hatte. Er wußte, daß er in der Zeit, die den Anfällen voranging, ungewöhnlich zerstreut war und oft Gegenstände und Gesichter miteinander verwechselte, wenn er sie ohne besondere, gespannte Aufmerksamkeit betrachtete. Er hatte aber einen besonderen Grund, weshalb er durchaus feststellen wollte, ob er vorhin vor dem Laden stehengeblieben war; unter den in der Auslage ausgestellten Gegenständen befand sich etwas, das er sich angeschaut und selbst auf sechzig Kopeken geschätzt hatte; er wußte das noch, trotz seiner Zerstreutheit. Wenn dieser Laden also existierte und dieser Gegenstand sich tatsächlich unter den andern ausgestellten Waren befand, war er also eigentlich dieses Gegenstandes wegen stehengeblieben. Dieser Gegenstand hatte in ihm folglich ein so starkes Interesse hervorgerufen, daß er seine Aufmerksamkeit selbst in dem Augenblick, als er gerade den Bahnhof verlassen und sich in einer so tiefen Verwirrung befunden hatte, auf sich lenkte. Er ging, fast sehnsüchtig, nach rechts schauend, zurück, und sein Herz klopfte vor Unruhe und Ungeduld. Da war der Laden, er hatte ihn endlich gefunden! Er war schon fünfhundert Schritte von ihm entfernt, als es ihm einfiel umzukehren. Da war auch dieser Gegenstand für sechzig Kopeken. „Er kann sicher nicht mehr als sechzig Kopeken kosten!“ bestätigte er jetzt und lachte. Es war aber ein hysterisches Lachen; es wurde ihm sehr bange. Er erinnerte sich jetzt deutlich daran, daß er sich gerade hier, vor diesem Fenster, plötzlich umgewandt hatte, ebenso wie damals, als er Rogoshins Blick auf sich fühlte. Als er sich überzeugt hatte, daß es kein Irrtum gewesen war (woran er übrigens auch bis zu dieser Prüfung nicht gezweifelt hatte), wandte er sich von dem Laden fort und ging rasch weiter. Er mußte mit sich über alles das möglichst rasch ins reine kommen; er wußte jetzt genau, daß es ihm auch auf dem Bahnhof nicht

nur so geschienen hatte, sondern daß mit ihm sicher etwas Wirkliches geschehen war, das mit seiner ganzen vorherigen Unruhe bestimmt im Zusammenhang stand. Ein unüberwindlicher, innerer Ekel gewann aber wieder die Oberhand: er wollte über nichts mehr grübeln und tat es auch nicht; er sann über etwas ganz anderes nach.

Er dachte jetzt daran, daß es in seinem epileptischen Zustand einen Moment gab, der dem Anfall fast unmittelbar voranging (wenn er sich des Anfalls bewußt wurde), da es inmitten der Traurigkeit, des seelischen Dunkels und der Depression in seinem Gehirn für Augenblicke gleichsam aufflammte und alle seine Lebenskräfte sich plötzlich mit einem außerordentlichen Ruck anspannten. Das Empfinden des Lebens und das Selbstbewußtsein verzehnfachten sich fast in diesen Augenblicken, die nur die Dauer eines Blitzes hatten. Verstand und Herz wurden von einem ungewöhnlichen Licht durchdrungen, alle seine Zweifel und alle seine Unruhe schienen sich auf einmal zu besänftigen und in eine höhere Ruhe aufzulösen, die von einer hellen harmonischen Freude und Hoffnung und von der Vernunft und der Erkenntnis der Endursachen erfüllt war. Diese lichten Momente waren aber nur die Vorahnung jener endgültigen Sekunde (es dauerte nie mehr als eine Sekunde), mit welcher der Anfall selbst begann. Diese Sekunde war natürlich unerträglich. Wenn er später, wieder in gesundem Zustande, über diesen Augenblick nachdachte, sagte er sich oft, daß dieses ganze blitzartige Aufleuchten des höheren Selbstgefühls und Selbstbewußtseins und folglich auch „des höheren Seins“ nichts anderes als Krankheit, als Aufhören des normalen Zustandes sei; in diesem Falle könnte das aber gar nicht ein höheres Sein genannt werden, sondern müßte im Gegenteil zu den niedrigsten Momenten des Lebens gezählt werden. Und doch gelangte er endlich zu folgendem außerordentlich paradoxen Schluß: „Was folgt denn daraus, daß es eine Krankheit ist?“ fragte er sich, „wen geht es etwas an, daß diese Spannung anomal ist, wenn das Resultat selbst, wenn der Augenblick dieser Empfindung, im gesunden Zustand betrachtet und ins Gedächtnis zurückgerufen, sich als im höchsten Grade harmonisch und schön erweist und ein bis dahin nie gekanntes Gefühl der Fülle, des Gleichmaßes, der Versöhnung und des begeisterten, an ein Gebet erinnernden Aufgehens in die höchste Synthese des Lebens ergibt?“ Diese nebelhaften Ausdrücke erschienen ihm selbst sehr gut verständlich, wenn auch nur zu schwach . . . Er konnte nicht zweifeln und auch keinerlei Zweifel daran zulassen, daß das tatsächlich „Schönheit und Gebet“ und „die höchste Synthese des Lebens“ sei.

Das fiel ihm ein, während er auf einer Bank unter einem Baum im Sommergarten saß. Es mochte etwa sieben Uhr sein. Der Garten war

leer; etwas Finsteres hatte die untergehende Sonne für einen Augenblick umzogen. Es war schwül; man hatte gleichsam eine ferne Vorahnung eines kommenden Gewitters. Sein jetziger beschaulicher Zustand hatte für ihn etwas Verlockendes. Er klammerte sich mit seinen Erinnerungen und seinem Verstand an jeden Gegenstand der Außenwelt, und das gefiel ihm: er wollte immer etwas Gegenwärtiges und Notwendiges vergessen; er erkannte aber beim ersten Blick um sich sofort seinen düsteren Gedanken wieder, den Gedanken, den er loswerden wollte. Er erinnerte sich daran, daß er mit dem Kellner im Gasthof beim Essen von einem kürzlich geschehenen, außerordentlich seltsamen Mord gesprochen hatte, der viel Lärm machte und das Gespräch des Tages bildete. Sowie er aber daran dachte, kam wieder etwas Seltsames über ihn.

Ein außerordentlicher, unbezwinglicher Wunsch, fast eine Verführung nahm plötzlich seinen ganzen Willen gefangen. Er erhob sich von der Bank und ging aus dem Garten geradeaus nach der Petersburger Seite. Er hatte vorher auf dem Newa-Kai einen Passanten nach dem Weg über die Newa nach der Petersburger Seite gefragt. Man zeigte ihm, wie er zu gehen habe, er hatte dann aber diese Richtung nicht eingeschlagen. Er wußte auch, daß er heute jedenfalls nicht hinzugehen brauchte. Er besaß schon lange die Adresse: er konnte das Haus von Lebedews Verwandten leicht finden; er wußte aber fast mit Sicherheit, daß er sie nicht zu Hause treffen würde. „Sie ist bestimmt nach Pawlowsk gefahren, sonst hätte Kolja, wie verabredet, mir in der ‚Wage‘ eine Mitteilung zurückgelassen.“ Wenn er also jetzt hinging, geschah es natürlich nicht, um sie zu sehen. Eine andere, düstere, qualvolle Neugierde lockte ihn. In ihm tauchte eine neue, plötzliche Idee auf . . .

Es war für ihn aber schon mehr als genug, daß er ging und auch wußte, wohin er ging: er war nach einer Minute schon wieder unterwegs, fast ohne auf die Richtung zu achten. Es wurde ihm aber sofort furchtbar widerwärtig und fast unmöglich, sich diese seine „plötzliche Idee“ zu überlegen. Er betrachtete mit qualvoll gespannter Aufmerksamkeit alles, was ihm in die Augen kam, den Himmel und die Newa. Er begann unterwegs mit einem kleinen Kind zu sprechen, das ihm begegnete. Vielleicht verstärkte sich sein epileptischer Zustand immer mehr. Das Gewitter schien, wenn auch langsam, tatsächlich näher heranzuziehen. Es begann in der Ferne schon zu donnern. Es wurde sehr schwül . . .

Ihm fiel jetzt aus irgendeinem Grund, wie es manchmal mit einem zudringlichen und bis zum Widerwillen abgeleierten Musikstück geht, immer wieder Lebedews Neffe ein, den er früher einmal gesehen hatte.

Merkwürdigerweise erschien er ihm dabei immer als jener Mörder, den Lebedew damals erwähnt hatte, als er den Neffen vorstellte. Ja, er hatte von diesem Mörder erst ganz kürzlich gehört. Er hatte über diese Dinge, seit er nach Rußland zurückgekehrt war, viel gelesen und gehört; er verfolgte beharrlich diese Vorfälle. Bei seinem Gespräch mit dem Kellner über diesen Mord in der Familie Shemarin hatte er sich für die Sache schon übermäßig interessiert. Der Kellner war mit ihm einverstanden gewesen, das wußte er auch noch. Er sah den Kellner wieder vor sich; das war ein nicht dummer, solider, vorsichtiger Bursche. „Übrigens weiß nur Gott allein, wie er eigentlich ist. Es ist schwer, in einem neuen Land neue Menschen zu erkennen.“ Er begann aber leidenschaftlich an die russische Seele zu glauben. Oh, er hatte in diesen sechs Monaten sehr viel Neues, Ungelöstes, Unerhörtes und Unerwartetes kennengelernt. Eine fremde Seele ist aber etwas Dunkles, und auch die russische Seele ist für viele etwas Dunkles. Er hatte ja mit Rogoshin lange Zeit intim und brüderlich verkehrt; kannte er aber Rogoshin? Welch ein Durcheinander und wieviel Widerwärtiges war übrigens manchmal in diesem ganzen Chaos enthalten! Und was für ein ekelhafter und selbstzufriedener grüner Junge war doch dieser Neffe von Lebedew gewesen? „Was habe ich denn übrigens nur?“ dachte der Fürst weiter. „Hat er denn diese Menschen, diese sechs Personen getötet? Ich scheine es zu verwechseln... wie seltsam! Es schwindelt mir... Und welch ein liebes, sympathisches Gesicht Lebedews ältere Tochter hat, die mit dem Kind dastand, was für einen unschuldigen, fast kindlichen Ausdruck sie hat, was für ein kindliches Lachen!“ Seltsam, daß er dieses Gesicht fast vergessen hatte und sich erst jetzt daran erinnerte. Lebedew, der mit den Füßen stampft, vergöttert sie alle wahrscheinlich. Sicherer als zweimal zwei ist aber, daß Lebedew auch seinen Neffen vergöttert!

Warum hatte er es sich übrigens einfallen lassen, so endgültig über sie zu urteilen, wie konnte er, der erst heute erschienen war, solche Verdammungsurteile fällen? Lebedew hatte ihm ja heute schon eine gute Lehre erteilt: hatte er Lebedew denn so anzutreffen erwartet? Hatte er diesen Lebedew denn vorher gekannt? Lebedew und Dugbarry, o Gott! Übrigens, wenn Rogoshin töten wollte, würde er das nicht so planlos tun. Es wäre kein solches Chaos. Ein nach einem Muster bestelltes Mordwerkzeug und sechs Menschen, die ganz im Fieber niedergemetzelt werden! „Hat Rogoshin denn ein nach einem Muster bestelltes Mordwerkzeug... er... aber... ist es denn schon sicher, daß Rogoshin töten würde?!“ dachte der Fürst plötzlich zusammenzuckend. „Ist es denn kein Verbrechen, keine Gemeinheit meinerseits, so zynisch und offen eine solche Voraussetzung zu machen!“ rief er

aus, und sein Gesicht war plötzlich von Schamröte übergossen. Er war betroffen und blieb wie erstarrt mitten auf der Straße stehen. Er erinnerte sich auf einmal an die Begebenheiten vorhin auf dem Pawlowsker und dem Nikolai-Bahnhof, an seine direkte Frage an Rogoshin betreffs der Augen, an Rogoshins Kreuz, das er jetzt trug, an den Segen seiner Mutter, zu der er ihn selbst geführt hatte, an die letzte krampfhaft umarmung, an Rogoshins Verzicht dort auf der Treppe, – und nach alledem mußte er sich auf einem immerwährenden Suchen nach etwas ertappen, und dieser Laden, dieser Gegenstand in der Auslage . . . welche Gemeinheit! Und nach alledem ging er jetzt mit „einer besonderen Absicht“, mit einer besonderen „plötzlichen Idee“ herum; seine ganze Seele war von Verzweiflung und Schmerz erfüllt. Der Fürst wollte unverzüglich in sein Hotel zurückkehren; er wandte sich auch um und schlug die Richtung ein; nach einer Weile blieb er aber stehen, überlegte sich die Sache und machte wieder kehrt.

Er war schon auf der Petersburger Seite, er war ganz in der Nähe des Hauses; er ging ja nicht mehr mit der früheren Absicht hin und trug sich mit keiner „besonderen Idee“ mehr! Wie konnte das nur möglich sein! Ja, seine Krankheit kam wieder, daran war nicht mehr zu zweifeln; vielleicht würde er den Anfall gerade heute bekommen. Der Anfall ist an diesem ganzen Chaos und auch an der „Idee“ schuld! Jetzt hatte sich das Dunkel gelichtet, der Dämon war verjagt, es gab keine Zweifel mehr; in seinem Herzen war Freude! Und – er hatte sie ja so lange nicht gesehen, er mußte sie sehen und . . . ja, er wünschte jetzt Rogoshin zu begegnen, er würde ihn bei der Hand nehmen und mit ihm zusammen hingehen . . . Sein Herz war rein; war er denn Rogoshins Nebenbuhler? Er würde morgen selbst hingehen und Rogoshin sagen, daß er sie gesehen hatte; er war ja nur um sie zu sehen hergekommen, wie Rogoshin vorhin gesagt hatte! Vielleicht würde er sie doch treffen, sie war doch nicht bestimmt nach Pawlowsk gefahren!

Ja, das alles mußte jetzt aufgeklärt werden, damit alle gegenseitig deutlich in ihren Herzen lesen könnten und damit es keine düsteren, leidenschaftlichen Verzichte mehr gab, wie vorhin bei Rogoshin, das alles mußte aber frei und . . . freudig geschehen. War Rogoshin denn nicht fähig sich zu freuen? Er sagte, daß er sie nicht so liebte, daß es in ihm kein Mitleid „und keinerlei Erbarmen“ gab. Er hatte zwar später hinzugefügt, „dein Mitleid ist vielleicht noch größer als meine Liebe“, er verleumdete sich aber. Hm . . . Rogoshin mit einem Buch, – war es denn nicht auch „Mitleid“, nicht der Beginn von „Mitleid“. Bewies denn nicht schon das bloße Vorhandensein dieses Buches, daß er sich seiner Beziehungen zur ihr ganz bewußt wurde. Und das, was er vorhin erzählt hatte? Nein, das war mehr als bloße Leidenschaft. Rief ihr

Gesicht denn nur Leidenschaft hervor? Ja, konnte dieses Gesicht jetzt denn überhaupt Leidenschaft hervorrufen? Es rief Schmerz hervor und ergriff die ganze Seele . . . und eine brennende, qualvolle Erinnerung erwachte plötzlich im Herzen des Fürsten.

Ja, es war qualvoll. Er dachte daran, wie es ihn noch vor kurzem gepeinigt hatte, als er in ihr zuerst Anzeichen von Wahnsinn zu bemerken begann. Er war damals fast verzweifelt. Und wie konnte er sie da nur allein lassen, als sie von ihm zu Rogoshin floh? Er hätte ihr selbst nacheilen sollen, statt auf Nachrichten zu warten. Aber . . . war es denn möglich, daß Rogoshin den Wahnsinn in ihr noch immer nicht bemerkt hatte? Hm . . . Rogoshin glaubte für alles ganz andere Ursachen annehmen zu müssen! Und welche unendliche Eifersucht! Was wollte er mit seiner vorherigen Annahme sagen? (Der Fürst errötete plötzlich, und etwas schien in seinem Herzen zu erbeben.)

Wozu übrigens daran denken? Es war Wahnsinn auf beiden Seiten. Es wäre ja für ihn, für den Fürsten, fast undenkbar, diese Frau leidenschaftlich zu lieben, das wäre fast eine Grausamkeit und Unmenschlichkeit. Ja, ja! Nein, Rogoshin verleumdete sich selbst; er hatte ein ungeheuer großes Herz, das leiden und mitfühlen konnte. Wenn er die ganze Wahrheit erfahren und sich überzeugen würde, welch ein armes Geschöpf diese verstümmelte, halbwahnsinnige Frau war, – würde er ihr da nicht alles Frühere und alle seine Leiden verzeihen? Würde er nicht ihr Diener, ihr Bruder, ihr Freund, ihre Vorsehung werden? Das Mitleid würde Rogoshin selbst vernünftiger machen und ihn belehren. Mitleid ist das hauptsächlichste und vielleicht das einzige Gesetz der Existenz der ganzen Menschheit. Oh, wie unverzeihlich schuldig und unehrlich war er Rogoshin gegenüber gewesen! Nein, nicht „die russische Seele war dunkel“, sondern seine eigene Seele war es, wenn er sich etwas so Entsetzliches einbilden konnte. Rogoshin nannte ihn schon einiger inniger, herzlicher Worte in Moskau wegen seinen Bruder, er aber . . . Doch das war nur Krankheit und Fieber! Das alles würde sich finden . . .! Wie finster Rogoshin vorhin gesagt hatte, er habe „den Glauben verloren“! Dieser Mensch mußte furchtbar leiden. Er sagte, daß er „dieses Bild anzuschauen liebte“; er liebte es nicht, sondern fühlte wohl ein Bedürfnis, es zu tun. Rogoshin war nicht nur eine leidenschaftliche Seele; er war auch ein Kämpfer: er wollte seinen verlorenen Glauben mit Gewalt wiedergewinnen. Qualvoll brauchte er ihn jetzt . . . Ja! Nur an irgend etwas glauben! An irgend jemand glauben! Wie seltsam aber dieses Holbeinsche Bild war . . . Ah, da ist die Straße! Wahrscheinlich ist es dieses Haus, ja, da ist es, Nr. 16, „Haus der Kollegiensekretärin Filisowa“. Hier! Der Fürst läutete und fragte nach Nastasia Filippowna.

Die Hausfrau selbst antwortete ihm, Nastasia Filippowna wäre noch des Morgens nach Pawlowsk zu Darja Alexejewna gefahren, „und es wäre sogar möglich, daß sie dort ein paar Tage bliebe“. Die Filisowa war eine etwa vierzigjährige kleine Frau mit scharfen Augen und spitzem Gesicht und schaute ihn schlau und forschend an. Auf ihre Frage nach seinem Namen – der sie absichtlich eine Nuance von etwas Geheimnisvollen verlieh – wollte der Fürst anfangs nicht antworten; er kehrte aber sofort wieder um und bat dringend, Nastasia Filippowna seinen Namen mitzuteilen. Die Filisowa nahm diese Bitte mit besonderer Aufmerksamkeit und außerordentlich diskreter Miene auf, mit der sie sichtlich kundtun wollte, er sollte sich nicht beunruhigen, sie hätte schon verstanden. Der Name des Fürsten übte auf sie offenbar eine sehr starke Wirkung aus. Der Fürst blickte sie zerstreut an, wandte sich ab und kehrte in sein Hotel zurück. Doch er befand sich nicht mehr in demselben Zustand, in welchem er bei der Filisowa geläutet hatte. Mit ihm war scheinbar in einem einzigen Augenblick wieder eine ungewöhnliche Veränderung vorgegangen: er schritt jetzt bleich, schwach, leidend und aufgeregt einher; seine Knie zitterten, und ein schwaches, unbewußtes Lächeln irrte um seine blauen Lippen: „seine plötzliche Idee“ hatte sich wirklich bestätigt und bewahrheitet, und er glaubte wieder an seinen Dämon!

Bestätigte und bewahrheitete sie sich denn aber auch wirklich?

Warum überkam ihn wieder dieses Zittern, dieser kalte Schweiß, dieses Dunkel und diese Kälte der Seele? Deshalb, weil er soeben die Augen wieder gesehen hatte? Er hatte doch aber nur um sie zu sehen den Sommergarten verlassen! Seine „plötzliche Idee“ hatte ja gerade darin bestanden. Er hatte plötzlich den unüberwindlichen Wunsch gefühlt, die Augen von damals wiederzusehen, um sich endgültig davon zu überzeugen, daß er sie bestimmt dort, bei jenem Hause erblicken würde. Das war ein krampfhafter Wunsch gewesen, warum war er denn jetzt dadurch, daß er sie soeben tatsächlich gesehen hatte, so vernichtet und bedrückt? Als hätte er es nicht erwartet! Ja, es waren dieselben Augen (es bestand gar kein Zweifel mehr, daß es dieselben waren!), die ihn des Morgens beim Verlassen des Zuges der Nikolaibahn angefunkelt hatten; dieselben (ganz genau dieselben!), deren Blick er dann hinter seinen Schultern auffing, als er im Begriff war, sich bei Rogoshin niederzusetzen. Rogoshin wollte es vorhin nicht eingestehen; er hatte mit einem schiefen, kalten Lächeln gefragt: „Wem haben diese Augen denn gehört?“ Der Fürst hatte noch vor kurzem auf dem Zarskoselsker Bahnhof – als er in den Zug stieg, um zu Aglaja zu fahren und plötzlich, nun schon zum drittenmal an jenem Tage, wieder diese Augen sah, große Lust, auf Rogoshin zuzugehen und ihm zu sa-

gen, „wessen Augen es waren“! Doch er verließ statt dessen den Bahnhof und kam erst vor dem Laden eines Messerschmieds in dem Augenblick zu sich, als er dort stand und einen Gegenstand mit einem Horngrieff auf sechzig Kopeken schätzte. Ein furchtbarer, seltsamer Dämon hatte sich endgültig seiner bemächtigt und wollte ihn nicht mehr verlassen. Dieser Dämon hatte ihm im Sommergarten, als er träumend unter einer Linde saß, zugeflüstert, daß, wenn Rogoshin es für so notwendig hielt, ihn vom Morgen an zu überwachen und ihm auf Schritt und Tritt zu folgen, er, sowie er erfuhr, daß der Fürst nicht nach Pawlowsk fahren würde (was für Rogoshin natürlich von großer Wichtigkeit war), bestimmt dorthin zu jenem Haus auf der Petersburger Seite gehen und auf den Fürsten warten würde, der ihm noch des Morgens sein Wort gegeben hatte, daß er „sie nicht sehen würde“ und daß er „nicht deswegen nach Petersburg gekommen sei“. Der Fürst begab sich darauf, wie von etwas getrieben, zu jenem Hause; was war also dabei, daß er Rogoshin dort tatsächlich traf? Er hatte ja nur einen unglücklichen Menschen vor sich gesehen, dessen Seelenstimmung düster, aber sehr begreiflich war. Dieser Unglückliche verbarg sich jetzt nicht einmal. Ja, Rogoshin hatte es zwar aus irgendeinem Grunde hartnäckig geleugnet, auf dem Zarskoselsker Bahnhof stand er aber fast ohne sich zu verstecken da. Man konnte sogar eher sagen, daß er, der Fürst, sich versteckte, nicht aber Rogoshin. Jetzt, bei dem Haus, hielt er sich auf dem gegenüberliegenden Trottoir etwa fünfzig Schritt in schräger Richtung von ihm entfernt und wartete mit gekreuzten Armen. Er stand hier ganz offen und wollte scheinbar absichtlich bemerkt werden. Er stand wie ein Ankläger und Richter da, und nicht wie ... Nicht wie wer?

Warum ging er, der Fürst, jetzt aber nicht selbst auf ihn zu, sondern wandte sich, als hätte er nichts bemerkt, von ihm ab, trotzdem ihre Blicke sich trafen! (Ja, ihre Blicke trafen sich und sie sahen einander an.) Er hatte ihn ja vorhin bei der Hand nehmen und mit ihm zusammen dorthin gehen wollen? Er hatte ja sogar die Absicht gehabt, morgen zu ihm hinzugehen und zu sagen, daß er bei ihr gewesen war. Auf halbem Wege dorthin, als plötzlich Freude seine Seele erfüllte, hatte er sich ja selbst von seinem Dämon losgesagt. Oder war in Rogoshin, – vielmehr in der ganzen heutigen Erscheinung dieses Menschen, in der Gesamtheit seiner Worte, Bewegungen, Handlungen und Blicke tatsächlich etwas enthalten, das die furchtbaren Ahnungen des Fürsten und die empörenden Einflüsterungen seines Dämons rechtfertigen konnte? Irgend etwas, das jeder selbst sieht, das sich aber schwer analysieren, erzählen und unmöglich genügend begründen läßt, das aber trotz dieser Schwierigkeit einen großen, unwiderstehlichen Ein-

druck macht, der unwillkürlich in tiefe Überzeugung übergeht . . . ?

Was war es aber für eine Überzeugung? (Oh, wie qualvoll war die Ungeheuerlichkeit und das Erniedrigende dieser Überzeugung, dieser „gemeinen Vorahnung“ für den Fürsten und wie sehr beschuldigte er sich selbst!) „Sage doch, wenn du es wagst, worin sie besteht?“ rief er sich unaufhörlich vorwurfsvoll und herausfordernd zu, „fasse es in Worte, habe Mut, deinen ganzen Gedanken klar, genau und ohne Schwanken zu äußern!“ – „Oh, ich bin ehrlos!“ wiederholte er, vor Entrüstung errötend, „mit welchen Augen werde ich jetzt diesen Menschen das ganze Leben betrachten! Oh, was für ein Tag! O Gott, welch ein Alpdruck!“

Es war am Ende des langen und qualvollen Weges von der Petersburger Seite ein Augenblick, da den Fürsten plötzlich der unüberwindliche Wunsch erfaßte, jetzt gleich zu Rogoshin zu gehen, auf ihn zu warten, ihn voll Scham und mit Tränen zu umarmen, ihm alles zu sagen und so ein Ende zu machen. Doch er stand schon vor seinem Hotel . . . Wie dieses Hotel, diese Gänge, dieses ganze Haus und sein Zimmer ihm auf den ersten Blick mißfallen hatten! Er hatte an diesem Tag ein paarmal mit besonderem Widerwillen daran gedacht, daß er hierher zurückkehren mußte . . . „Was habe ich denn nur, ich glaube heute, wie eine kranke Frau, an jedes böse Vorzeichen!“ dachte er gereizt, sich selbst verspottend, und blieb vor dem Tor stehen. Eines der heutigen Erlebnisse erstand in diesem Augenblick mit besonderer Deutlichkeit vor ihm, und er erinnerte sich ganz „kalt“, „bei vollem Verstande“ und „ohne Alpdruck“ daran. Ihm fiel auf einmal das Messer ein, das er vorhin bei Rogoshin auf dem Tisch gesehen hatte. „Warum sollte Rogoshin denn aber nicht so viele Messer, wie er will, auf seinem Tisch liegen haben!“ sagte er, plötzlich von einem Staunen erfaßt, das ihn erstarren ließ, indem er sich sein Stehenbleiben vorhin vor dem Laden des Messerschmieds vergegenwärtigte. „Ja, welch ein Zusammenhang konnte denn dazwischen bestehen!“ rief er endlich aus, ohne damit zu Ende zu kommen. Ein neuer, unerträglicher Anfall von Scham, beinahe Verzweiflung, hielt ihn beim Eingang ins Tor fest. Er blieb eine Minute lang stehen. Es geht vielen Menschen so, daß unerträgliche, plötzliche Erinnerungen, besonders wenn sie Scham hervorrufen, sie für eine Weile an einer Stelle festhalten. „Ja, ich bin ein herzloser Mensch und ein Feigling!“ wiederholte er düster, gab sich plötzlich einen Ruck, um zu gehen . . . blieb aber doch auf demselben Fleck stehen.

In diesem auch ohnehin nicht sehr hellen Haustor war es in jenem Augenblick ganz finster; die heranrückende Gewitterwolke hatte das Abendlicht verschlungen, und in dem Augenblick, da der Fürst an das

Haus herantrat, öffnete sich die Wolke plötzlich und ergoß sich in einem Regen. Als er sich nach dem kurzen Aufenthalt weiterbegeben wollte, befand er sich noch immer am Eingang in das Tor von der Straße aus. Und er erblickte plötzlich im Halbdunkel in der Tiefe des Haustores an der Mündung der Treppe einen Menschen. Dieser Mensch schien auf etwas zu warten, entschwand aber bald seinen Augen und war nicht mehr zu sehen. Der Fürst konnte diesen Menschen nicht genau sehen und hätte natürlich unmöglich mit Bestimmtheit sagen können, wer es war. Hier gingen überdies viele Leute ein und aus; es war ja ein Hotel, in dem ein ununterbrochenes Kommen und Gehen in den Gängen etwas ganz Gewöhnliches war. Er fühlte aber plötzlich die volle und unwiderlegbare Überzeugung, daß er diesen Menschen erkannt hatte, und daß dieser Mensch sicher Rogoshin war. Der Fürst stürzte ihm im nächsten Augenblick auf die Treppe nach. Sein Herz erstarrte. „Alles muß sich gleich entscheiden!“ sagte er mit einer seltsamen Sicherheit zu sich.

Die Treppe, auf welcher der Fürst vom Haustor aus hinaufstieg, führte in die Gänge des ersten und zweiten Stockes, in denen sich die Hotelzimmer befanden. Diese Treppe war, wie in allen alten Häusern, aus Stein, dunkel und schmal und wand sich um eine dicke Säule herum. Auf dem ersten Absatz befand sich in dieser Säule eine Vertiefung, wie eine Nische, die nicht mehr als einen Schritt breit und einen halben Schritt tief war. Es war aber doch genug Platz für einen Menschen darin. So dunkel es war, sah der Fürst doch, sowie er den Absatz betreten hatte, daß sich hier in dieser Nische jemand aus irgendeinem Grunde versteckt hatte. Der Fürst wollte plötzlich vorübergehen, ohne nach rechts zu schauen. Er tat schon einen Schritt, hielt es aber nicht aus und wandte sich um.

Die beiden Augen von vorhin, genau dieselben, begegneten plötzlich seinem Blick. Der in der Nische lauernde Mensch war schon herausgetreten. Sie standen sich eine Sekunde lang dicht gegenüber. Plötzlich packte der Fürst ihn bei den Schultern und wandte ihn zur Treppe, näher zum Licht: er wollte das Gesicht deutlicher sehen.

Rogoshins Augen funkelten, und ein wahnsinniges Lächeln verzerrte sein Gesicht. Seine rechte Hand hob sich, und etwas blitzte darin auf; der Fürst dachte nicht daran, sie aufzuhalten. Er erinnerte sich nur, gerufen zu haben:

„Parfen, ich glaube nicht daran . . .!“

Dann schien sich vor ihm etwas aufzutun: ein ungewöhnliches inneres Licht erfüllte seine Seele. Das dauerte vielleicht eine halbe Sekunde; er erinnerte sich aber klar und bewußt an den Beginn und an den ersten Laut seines furchtbaren Schreies, der von selbst aus

seiner Brust drang und den er wohl durch keine Kraftanstrengung aufzuhalten vermocht hätte. Dann erlosch sein Bewußtsein in einem Augenblick, und es trat völliges Dunkel ein.

Es war ein epileptischer Anfall, wie er ihn schon lange nicht mehr gehabt hatte. Bekanntlich treten diese Anfälle ganz plötzlich auf. In diesem Augenblick verzerrt sich das Gesicht und besonders der Blick plötzlich ganz außerordentlich. Krämpfe und Zuckungen erfassen den ganzen Körper und alle Gesichtszüge. Ein furchtbarer, unbeschreiblicher und mit nichts zu vergleichender Schrei dringt aus der Brust; und in diesem Schrei scheint plötzlich alles Menschliche unterzugehen, so daß es dem Beobachter ganz unmöglich oder jedenfalls sehr schwer wird, sich zu vergegenwärtigen oder zuzugeben, daß dieser Schrei von demselben Menschen ausgestoßen wurde. Man könnte sich dabei einbilden, ein anderer, im Innern des Betreffenden befindlicher Mensch schreie. Wenigstens haben viele ihren Eindruck so beschrieben; der Anblick eines Menschen während eines epileptischen Anfalls ruft in manchen unerträgliches Entsetzen hervor, das fast etwas Mystisches enthält. Es ist wohl anzunehmen, daß ein solches plötzliches Entsetzen im Verein mit allen anderen furchtbaren Eindrücken des Augenblicks Rogoshin auf der Stelle erstarren machte und den Fürsten auf diese Weise vor dem unvermeidlichen Stich des schon auf ihn niedersausenden Messers errettete. Bevor Rogoshin dann noch Zeit hatte, sich den Anfall zu erklären, rannte er, als er sah, wie der Fürst zurücktaumelte, plötzlich nach hinten auf die Treppe stürzte und mit dem Hinterkopf aus aller Kraft auf die steinerne Stufe schlug, blitzschnell hinunter, lief um den Liegenden herum und stürzte fast besinnungslos aus dem Hotel fort.

Der Körper des Kranken rutschte unter Zuckungen und Krämpfen die Stufen herunter – es waren nur fünfzehn – und blieb am Ende der Treppe liegen. Sehr bald, höchstens fünf Minuten später, wurde der Liegende bemerkt, und um ihn versammelte sich ein ganzer Menschenhaufen. Die Blutlache beim Kopf rief Zweifel hervor, ob der Mensch sich selbst zerschlagen hatte, oder ob „eine Sünde“ geschehen war. Manche erkannten aber bald die Epilepsie; einer der Kellner stellte auch fest, daß der Fürst der neue Gast war. Die Bestürzung legte sich endlich dank einem sehr glücklichen Umstand.

Kolja Iwolgin, der gegen vier Uhr in der „Wage“ zu sein versprochen hatte und statt dessen nach Pawlowsk gefahren war, hatte es aus einer plötzlichen Erwägung abgelehnt, bei der Generalin Jepantschina zu essen, und war nach Petersburg zurückgekehrt und in die „Wage“ geeilt, wo er gegen sieben Uhr abends anlangte. Als er aus dem für ihn abgegebenen Brief ersah, daß der Fürst sich in Petersburg befand,

begab er sich nach der angegebenen Adresse zu ihm. Er erfuhr im Hotel, der Fürst sei ausgegangen und beschloß, in dem unteren Restaurationsraum zu warten, dabei Tee zu trinken und dem Spiel des Orgelwerks zuzuhören. Als er zufällig von einem Anfall sprechen hörte, den jemand bekommen hätte, stürzte er, von einer richtigen Vorahnung geleitet, hinaus und erkannte den Fürsten. Man ergriff sofort alle notwendigen Maßregeln. Der Fürst wurde in sein Zimmer getragen; er kam zwar zu sich, konnte aber lange Zeit das volle Bewußtsein nicht wiedererlangen. Der Doktor, den man geholt hatte, um den verwundeten Kopf zu untersuchen, verordnete einen Umschlag und erklärte, daß die Folgen des Falles von keinerlei Gefahr sein konnten. Als der Fürst nach etwa einer Stunde die Umgebung ganz gut zu unterscheiden vermochte, brachte Kolja ihn im Wagen aus dem Hotel zu Lebedew. Lebedew empfing ihn außerordentlich gastfreundlich und mit tiefen Verbeugungen. Er beschleunigte seinetwegen auch die Übersiedlung nach Pawlowsk. Am dritten Tage befanden sich alle schon auf dem Lande.

6

Lebedews Landhaus war nicht groß, aber bequem und recht hübsch. Ein Teil davon, das zum Vermieten bestimmt war, sah besonders elegant aus. Auf der recht geräumigen Terrasse am Eingang von der Straße ins Zimmer waren einige Orangen- und Zitronenbäume und Jasminsträucher in großen, grünen Holzkübeln aufgestellt, was nach Lebedews Ansicht einen außerordentlich reizvollen Anblick gewährte. Er hatte einige dieser Pflanzen zugleich mit dem Landhaus erworben und fand sie auf der Terrasse so wirkungsvoll, daß er eine günstige Gelegenheit benützte und sich auf einer Auktion zur Vervollständigung noch einige ebensolche Bäume in Kübeln kaufte. Als alle Bäume endlich in das Landhaus gebracht und dort aufgestellt waren, lief Lebedew ein paarmal täglich die Stufen von der Terrasse auf die Straße hinunter und bewunderte von dort aus sein Besitztum, wobei er jedesmal im Geiste die Summe erhöhte, die er seinem künftigen Mieter abzuverlangen beabsichtigte. Dem schwachen, seelisch und körperlich zerrütteten Fürsten gefiel das Landhaus sehr gut. Am Tage der Übersiedlung nach Pawlowsk, also am dritten Tage nach seinem Anfall, hatte der Fürst übrigens schon das Aussehen eines fast gesunden Menschen, obwohl er sich innerlich noch immer nicht ganz erholt hatte. Er freute sich über jeden, den er in diesen drei Tagen bei sich sah, über Kolja, der ihn fast nie verließ, über die ganze Familie Lebedew (der Neffe, der irgendwohin verschwunden war, fehlte), über Lebedew selbst; er empfing mit Vergnügen sogar den General

Iwolgin, der ihn noch in der Stadt besucht hatte. Am Tage der Übersiedlung, die gegen Abend stattfand, versammelten sich um ihn auf der Terrasse recht viele Gäste; zuerst kam Ganja, den der Fürst kaum wiedererkannte, so sehr war er während der Zeit abgemagert und so hatte er sich verändert. Dann erschienen Warja und Ptizyn, die auch in Pawlowsk wohnten. General Iwolgin befand sich aber fast ständig in Lebedew's Haus und schien mit ihm zusammen übersiedelt zu sein. Lebedew bestrebte sich, ihn nicht zum Fürsten zu lassen und ihn in seiner Nähe zu halten; er behandelte ihn aber freundschaftlich; sie schienen schon lange miteinander bekannt zu sein. Der Fürst bemerkte, daß sie während dieser ganzen drei Tage miteinander lange Gespräche führten, oft laut schrien und über wissenschaftliche Gegenstände stritten, was Lebedew Vergnügen zu bereiten schien. Man konnte fast glauben daß er den General brauchte. Lebedew traf aber seit der Übersiedlung aufs Land auch in bezug auf seine Familie dieselben Maßregeln wie in bezug auf den General, er ließ zum Fürsten, unter dem Vorwande, daß er nicht gestört werden durfte, niemand herein, stampfte mit den Füßen, fiel bei dem ersten Verdacht, daß seine Töchter auf die Terrasse gehen wollten, auf der der Fürst sich aufhielt, über sie her, auch Wera mit dem Kinde nicht ausschließend, und verjagte sie, obwohl der Fürst bat, alle vorzulassen.

„Es würde erstens gegen den Respekt verstoßen, wenn man sie so verwöhnte, zweitens schickt es sich auch gar nicht für sie . . .“ erklärte er endlich auf die direkte Frage des Fürsten.

„Aber wieso denn?“ drang der Fürst in ihn. „Sie quälen mich wirklich nur durch dieses Bewachen und Aufpassen. Ich habe Ihnen ein paarmal gesagt, daß ich mich allein langweile, und Sie bringen mich durch Ihr fortwährendes Herumfuchteln mit den Händen und Ihr Gehen auf den Zehenspitzen nur in trübe Stimmung.“

Der Fürst wollte dadurch andeuten, daß Lebedew unter dem Vorwand der Ruhebedürftigkeit des Fürsten zwar alle anderen Hausgenossen verjagte, aber selbst im Laufe dieser drei Tage fast ununterbrochen zu ihm kam, wobei er jedesmal erst die Tür öffnete, den Kopf hereinsteckte, sich im Zimmer umschaute, als wollte er sich vergewissern, ob der Fürst sich hier befand und noch nicht weggelaufen war, und dann auf den Zehenspitzen mit langsam schleichenden Schritten auf den Sessel des Kranken zukam, so daß er diesen manchmal durch die Plötzlichkeit seines Erscheinens erschreckte. Er erkundigte sich ununterbrochen, ob er nichts wünsche, und als der Fürst ihn endlich bat, er möchte ihn in Ruhe lassen, wandte er sich gehorsam und lautlos um, begab sich auf Zehenspitzen zur Tür und fuchtelte unterwegs mit den Händen herum, als wollte er damit sagen, sein Kom-

men hätte nichts zu bedeuten, er würde kein Wort sprechen, er ginge ja überhaupt schon wieder fort und würde nicht wiederkommen; trotzdem erschien er aber nach zehn Minuten oder höchstens nach einer Viertelstunde schon wieder. Kolja, der freien Zutritt zum Fürsten hatte, erregte dadurch in Lebedew das Gefühl tiefer Erbitterung und kränkender Empörung. Kolja bemerkte, daß Lebedew halbe Stunden lang vor der Tür stand und horchte, was drinnen gesprochen wurde, und teilte es natürlich auch dem Fürsten mit.

„Sie tun so, als hätten Sie mich für sich erworben und hielten mich hinter Schloß und Riegel“, protestierte der Fürst. „Ich wünsche, daß es wenigstens hier auf dem Lande anders ist. Seien Sie versichert, daß ich jeden, den ich wünsche, empfangen will und gehen werde, wohin ich wünsche.“

„Ohne Zweifel!“ rief Lebedew mit den Händen fuchtelnd.

Der Fürst musterte ihn scharf vom Kopf bis zu den Füßen.

„Sagen Sie, Lukian Timofeitsch, haben Sie das Schränkchen, das bei Ihnen über dem Kopfende des Bettes hing, hierher mitgenommen?“

„Nein, ich habe es nicht mitgenommen.“

„Warum haben Sie es denn dort zurückgelassen?“

„Es ist unmöglich, so etwas mitzunehmen, man müßte es aus der Mauer herausreißen . . . Es sitzt viel zu fest darin.“

„Vielleicht ist hier aber ein ebensolches?“

„Sogar ein noch besseres, ich habe es ja zusammen mit dem Landhaus gekauft.“

„Ah so! Wen haben Sie vorhin zu mir nicht hereingelassen? Etwa vor einer Stunde.“

„Das . . . das war der General. Ich habe ihn allerdings nicht hereingelassen, er paßt ja gar nicht zu Ihnen. Ich achte diesen Menschen hoch, Fürst, das . . . das ist ein großer Mann; glauben Sie es nicht? Sie werden ja sehen, aber es wäre doch besser, durchlauchtigster Fürst, wenn Sie ihn nicht bei sich empfangen würden.“

„Gestatten Sie die Frage, weshalb denn nicht? Und warum stehen Sie jetzt auf Zehenspitzen, Lebedew, und treten an mich immer so heran, als wollten Sie mir ein Geheimnis ins Ohr flüstern?“

„Ich bin gemein, ja, das bin ich und fühle es“, antwortete Lebedew plötzlich pathetisch, indem er sich gefühlvoll auf die Brust klopfte. „Ich fürchte, der General wird Ihnen doch allzu ‚gastfreundlich‘ vorkommen?“

„Zu ‚gastfreundlich‘?“

„Ja, das ist er. Erstens hat er schon bei mir zu wohnen vor, das würde ja nicht viel machen, er geht aber so aufs Ganze und will gleich eine gemeinsame Verwandtschaft herausfinden. Wir haben unsere Fa-

milie ein paarmal zusammengerechnet, und es hat sich erwiesen, daß wir verwandt sind. Er hat auch herausgebracht, daß Sie durch Ihre Mutter sein Großneffe sind, er hat mir das erst gestern erklärt. Wenn Sie sein Großneffe sind, sind also auch wir mit Ihnen verwandt, durchlauchtigster Fürst. Das hat ja nichts zu sagen, es ist nur eine kleine Schwäche; er hat aber soeben versichert, daß er während seines ganzen Lebens, seit der Zeit, da er den Rang eines Fähnrichs hatte, bis zum elften Juni vorigen Jahres niemals weniger als zweihundert Personen bei Tische hatte. Es wäre endlich so weit gekommen, daß die Tafel gar nicht mehr aufgehoben wurde, so daß man im Laufe von dreißig Jahren ohne Pause fünfzehn Stunden lang täglich Mittag- und Abendbrot aß und Tee trank, man hatte kaum Zeit, das Tischtuch zu wechseln. Wenn einer aufstand und ging, kam an seiner Stelle ein anderer. An Feiertagen und Kronsfesttagen stieg die Zahl aber bis auf dreihundert. Am Tage des tausendjährigen Bestehens Rußlands wären es sogar siebenhundert Personen gewesen. Das ist einfach furchtbar: solche Erzählungen sind ein schlechtes Zeichen; es ist ja gefährlich, gastfreundliche Menschen bei sich aufzunehmen, und da habe ich mir gedacht, ob er für Sie und mich nicht zu gastfreundlich ist?“

„Sie scheinen mit ihm aber in gutem Einvernehmen zu leben?“

„Wie mit einem Bruder, und ich fasse das Ganze als einen Spaß auf; wir können ja meinetwegen verwandt sein: was macht es mir, es ist nur eine Ehre. Ich habe in ihm aber trotz der zweihundert Personen und dem Tage des tausendjährigen Bestehens Rußlands doch einen hervorragenden Menschen erkannt. Ich sage das ganz aufrichtig. Sie sprachen soeben von Geheimnissen, Fürst, Sie meinten, ich näherte mich Ihnen immer, als wollte ich ein Geheimnis mitteilen, ich habe aber wirklich ein solches Geheimnis: eine Ihnen bekannte Person hat mich soeben wissen lassen, daß sie mit Ihnen eine heimliche Zusammenkunft haben möchte.“

„Warum denn eine heimliche? Das tue ich nicht. Ich kann ja meinetwegen schon heute bei ihr sein.“

„Nein, nein, so ist es nicht“, sagte Lebedew herumfuchtelnd, „sie fürchtet sich nicht vor dem, was Sie meinen. Der Unmensch kommt übrigens jeden Tag, um sich nach Ihrer Gesundheit zu erkundigen, ist Ihnen das bekannt?“

„Sie nennen ihn zu oft einen Unmenschen, das kommt mir sehr verdächtig vor.“

„Sie können keinerlei Verdacht haben, auch nicht den geringsten“, suchte Lebedew ihn rasch von diesem Gedanken abzulenken, „ich wollte Ihnen nur mitteilen, daß die bewußte Person sich nicht vor ihm, sondern vor etwas ganz anderem fürchtet.“

„Ja, wovor denn, sagen Sie es doch schnell“, drang der Fürst ungeduldig in Lebedew, der geheimnisvolle Fratzen schnitt.

„Das ist eben das Geheimnis.“

Und Lebedew lächelte.

„Wessen Geheimnis?“

„Ihr Geheimnis. Sie selbst, durchlauchtigster Fürst, haben mir verboten, in Ihrer Gegenwart davon zu sprechen . . .“ murmelte Lebedew und schloß plötzlich, nachdem er die Neugierde seines Opfers, die er bis zur krankhaften Ungeduld steigerte, zu Genüge genossen hatte: „Sie fürchtet sich vor Aglaja Iwanowna.“

Der Fürst verzog das Gesicht und schwieg eine Weile.

„Bei Gott, ich werde Ihr Landhaus verlassen, Lebedew“, sagte er plötzlich. „Wo ist Gawrila Ardalionowitsch und wo sind die Ptizyns? Bei Ihnen? Sie haben sie doch auch hierher zu sich kommen lassen.“

„Sie werden kommen, sie werden gleich kommen. Und sogar der General wird mitkommen. Ich werde alle Türen öffnen, die Töchter und alle, alle zusammenrufen, sofort, sofort“, flüsterte Lebedew mit den Händen fuchtelnd und von der einen Tür zur andern stürzend.

In diesem Augenblick erschien Kolja von der Straße aus auf der Terrasse und teilte mit, es käme gleich Besuch, und zwar Lisaweta Prokofjewna mit ihren drei Töchtern.

„Soll ich die Ptizyns und Gawrila Ardalionowitsch hereinlassen? Soll ich den General fortschicken?“ rief Lebedew, bei der Nachricht betroffen in die Höhe springend.

„Warum denn nicht? Alle, die es wünschen! Ich versichere Sie, Lebedew, daß Sie etwas in bezug auf mich gleich zu Beginn mißverstanden haben; Sie befinden sich ununterbrochen im Irrtum. Ich habe nicht den geringsten Grund, mich vor jemand zu verstecken und irgend etwas geheimzuhalten“, sagte der Fürst lachend. Lebedew hielt es für seine Pflicht mitzulachen. Er schien trotz seiner großen Aufregung doch außerordentlich zufrieden zu sein.

Die von Kolja gebrachte Nachricht bewahrheitete sich; er war den Jepantschins nur um ein paar Augenblicke zuvorgekommen, um sie anzumelden, so daß die Gäste plötzlich von zwei Seiten zugleich erschienen, die Jepantschins von der Terrasse und die Ptizyns, Ganja und General Iwolgin aus den Zimmern.

Die Jepantschins hatten von der Erkrankung des Fürsten und davon, daß er sich in Pawlowsk befand, erst eben von Kolja erfahren; bis dahin hatte sich die Generalin aber sehr gewundert. Der General hatte seiner Familie noch vor drei Tagen erzählt, der Fürst habe bei ihm seine Karte abgegeben. Diese Karte erfüllte Lisaweta Prokofjewna mit der Überzeugung, der Fürst werde gleich darauf nach Pawlowsk

kommen, um sie zu besuchen. Die Mädchen versicherten ihr vergeblich, daß ein Mensch, der ihnen seit einem halben Jahre nicht geschrieben hatte, es auch jetzt nicht so eilig haben würde, sie aufzusuchen, um so mehr, als er vielleicht außerdem in Petersburg viel zu tun hatte; woher konnten sie denn wissen, was er dort alles vorhatte? Die Generalin wurde über diese Bemerkungen einfach böse und wollte wetten, daß der Fürst spätestens am nächsten Tag erscheinen würde, was ja auch „schon sehr spät“ wäre. Sie erwartete ihn am nächsten Tag den ganzen Vormittag; dann erwartete man ihn zum Mittagessen und am Abend; als es dann ganz dunkel war, wurde die Generalin auf alle böse und geriet mit allen in Streit, natürlich, ohne bei den Vorwänden hierzu auch nur den Namen des Fürsten zu erwähnen. Man sprach von ihm auch am dritten Tag kein Wort. Als Aglaja beim Essen zufällig die Bemerkung entschlüpfte, Mama wäre böse, weil der Fürst nicht käme, worauf der General sofort bemerkte, „daß das doch nicht seine Schuld sei“, erhob sich Lisaweta Prokofjewna und verließ zornig das Speisezimmer. Gegen Abend endlich erschien Kolja mit genauen Nachrichten über alles und mit der Beschreibung der ihm bekannten Erlebnisse des Fürsten. Das Resultat war, daß Lisaweta Prokofjewna triumphierte; Kolja wurde aber tüchtig ausgezankt: „Sonst steckt er den ganzen Tag hier und ist nicht fortzubringen, und jetzt gibt er einem nicht einmal Nachricht, wenn er schon beschlossen hat, uns selbst nicht zu beehren.“ Kolja wollte über das Wort ‚nicht fortzubringen‘ sofort böse werden, verschob das aber auf ein andermal und hätte es vielleicht ganz verziehen, wenn der Ausdruck nur nicht gar so beleidigend gewesen wäre, so sehr gefiel ihm Lisaweta Prokofjewnas Aufregung und Unruhe bei der Nachricht von der Erkrankung des Fürsten. Sie versuchte es beharrlich, alle von der Notwendigkeit zu überzeugen, sofort einen Eilboten nach Petersburg zu schicken, um dort irgendeine medizinische GröÙe ersten Ranges aufzusuchen und mit dem ersten Zug herzubringen. Die Töchter redeten es ihr jedoch aus; sie wollten aber doch nicht hinter ihrer Mutter zurückbleiben, als diese sich sofort auf den Weg machte, um den Kranken zu besuchen.

„Er liegt auf dem Totenbett“, sagte Lisaweta Prokofjewna, indem sie sich eilig zum Ausgehen vorbereitete, „und wir wollen da noch die Etikette beobachten? Ist er ein Freund unseres Hauses oder nicht?“

„Man braucht sich aber auch nicht ungebeten vorzudrängen“, versuchte Aglaja zu bemerken.

„Du brauchst ja nicht mitzugehen, du wirst sogar guttun, es zu unterlassen: Jewgenij Pawlowitsch kann kommen, und dann ist niemand da, ihn zu empfangen.“

Diese Worte bewirkten natürlich, daß Aglaja sofort mit den andern

mitging, was sie übrigens auch ohnehin vorhatte. Fürst Stsch., der sich gerade mit Adelaida unterhielt, erklärte sich auf deren Bitte sofort bereit, die Damen zu begleiten. Er hatte sich schon früher, zu Beginn seiner Bekanntschaft mit der Familie Jepantschin, auf Grund alles dessen, was er über den Fürsten hörte, außerordentlich für diesen interessiert. Es erwies sich, daß er mit ihm bekannt war, sie hatten einander vor kurzem irgendwo kennengelernt und hatten sich etwa zwei Wochen lang zusammen in irgendeinem kleinen Städtchen aufgehalten. Das war vor drei Monaten gewesen. Fürst Stsch. erzählte sehr viel über den Fürsten und sagte ihm sehr viel Sympathisches nach, so daß er jetzt mit aufrichtigem Vergnügen zu ihm ging, um ihn als einen Bekannten zu besuchen. General Iwan Feodorowitsch war diesmal nicht zu Hause. Auch Jewgenij Pawlowitsch war noch nicht erschienen.

Lebedews Landhaus befand sich in einer Entfernung von nicht mehr als dreihundert Schritten von Jepantschins. Das erste, was Lisaweta Prokofjewna beim Fürsten unangenehm berührte, war der Umstand, daß sie dort eine Menge Gäste antraf, ganz abgesehen davon, daß sich darunter auch zwei, drei ihr geradezu verhaßte Personen befanden; der zweite unangenehme Eindruck wurde dadurch hervorgerufen, daß ihr statt des Sterbenden, den sie auf dem Totenbett anzutreffen erwartet hatte, ein ganz gesund ausschauender, elegant gekleideter, lächelnder junger Mann entgegentrat. Sie blieb sogar befremdet stehen, was Kolja außerordentliches Vergnügen bereitete; er hätte ihr ja schon vorhin, als sie noch nicht daran dachte, von Hause fortzugehen, erklären können, daß niemand im Sterben lag und überhaupt keine Rede von einem Sterbebett war; er hatte es aber nicht getan, da er den komischen Zorn der Generalin hämisch voraussahnte und wußte, daß sie sicher böse sein würde, wenn sie den Fürsten, für den sie aufrichtige Freundschaft empfand, gesund antreffen würde. Kolja beging sogar die Taktlosigkeit, diese seine Annahme laut zu äußern, um Lisaweta Prokofjewna, mit der er, trotz der zwischen ihnen bestehenden Freundschaft, oft recht boshafte Sticheleien wechselte, noch mehr zu reizen.

„Warte, mein Lieber, beeile dich nicht so, sonst könntest du noch um deinen Triumph kommen!“ antwortete Lisaweta Prokofjewna.

Lebedew, Ptizyn und General Iwogin stürzten hin, um den jungen Mädchen Sessel zu bringen. Aglaja erhielt einen Sessel vom General. Lebedew brachte auch dem Fürsten Stsch. einen Sessel, wobei er sogar mit der Krümmung seines Rückens einen außergewöhnlichen Respekt auszudrücken wußte. Warja begrüßte die jungen Mädchen; wie immer, ganz entzückt und flüsterte mit ihnen.

„Es ist wahr, Fürst, ich glaubte dich noch im Bett anzutreffen, so übertrieben habe ich mir die Sache aus lauter Angst vorgestellt, und ich will nicht leugnen, daß ich mich über dein glückliches Gesicht soeben furchtbar geärgert habe; ich schwöre dir aber, daß es nur eine Minute gedauert hat, bis ich mir darüber klargeworden bin. Ich spreche und handle immer vernünftiger, wenn ich ein wenig nachgedacht habe; ich denke, es wird auch dir so gehen. Wenn ich aber die Wahrheit sagen soll: ich hätte mich über die Genesung meines eigenen Sohnes, wenn ich einen hätte, nicht so freuen können wie über die deinige; falls du es mir aber nicht glaubst, ist es eine Schande für dich und nicht für mich. Dieser boshafte Junge erlaubt sich aber auch noch ganz andere Scherze mit mir. Ich glaube, du bist sein Gönner; ich will dich also darauf vorbereiten, daß ich mich eines schönen Tages sicher entschließen werde, auf die Ehre seiner Bekanntschaft zu verzichten.“

„Ist es denn meine Schuld?“ rief Kolja aus. „Wenn ich Ihnen auch versichert hätte, daß der Fürst wieder fast gesund ist, Sie würden es mir doch nicht haben glauben wollen, weil es viel interessanter war, sich ihn auf dem Totenbett vorzustellen.“

„Bist du für lange hergekommen?“ wandte sich Lisaweta Prokofjewna an den Fürsten.

„Für den ganzen Sommer, vielleicht auch noch für länger.“

„Du bist ja noch allein? Du hast also nicht geheiratet?“

„Nein, ich habe nicht geheiratet“, antwortete der Fürst, über die Naivität der ihm zugedachten Stichelei lächelnd.

„Da ist gar nichts zum Lachen; das kommt vor. Ich meine es wegen des Hauses hier, warum bist du nicht zu uns übersiedelt? Wir haben ein ganzes unbewohntes Nebengebäude. Wie du willst, übrigens. Hast du dich bei ihm eingemietet? Bei dem da?“ fügte sie halblaut hinzu, „Warum schneidet er immerwährend Fratzen?“

In diesem Augenblick trat Wera, die wie immer das Kind auf dem Arm hielt, aus dem Hause auf die Terrasse hinaus. Lebedew, der sich vor den Sesseln hin und her wand und nicht recht wußte, was er mit sich anfangen sollte, aber doch durchaus nicht fortgehen wollte, fiel plötzlich über Wera her, fuchtelte ihr mit den Händen zu, um sie von der Terrasse zu verjagen und begann, sich ganz vergessend, sogar mit den Füßen zu stampfen.

„Ist er verrückt?“ fragte die Generalin plötzlich.

„Nein, er . . .“

„Er ist vielleicht betrunken? Deine Gesellschaft scheint aber nicht besonders zu sein“, sagte sie lakonisch, indem sie auch alle übrigen Gäste mit ihrem Blick streifte. „Wie anmutig aber dieses Mädchen ist! Wer ist es?“

„Das ist Wera Lukianowna, die Tochter dieses Lebedew.“

„So . . . ! Sie ist sehr nett. Ich möchte sie kennenlernen.“

Doch Lebedew, der Lisaweta Prokofjewnas Lob aufgefangen hatte, schleppte schon selbst seine Tochter herbei, um sie vorzustellen.

„Es sind Waisen, Waisen“, sagte er, vor Ehrerbietung ersterbend, „und auch dieses Kind auf ihrem Arm ist eine Waise, es ist ihre Schwester, Liubow, die mir in legitimer Ehe von meiner eben verstorbenen Frau Jelena geboren wurde, die nach Gottes Ratschluß vor sechs Wochen bei der Entbindung gestorben ist . . . ja . . . Sie vertritt die Stelle der Mutter, trotzdem sie nur die Schwester, nichts anderes als die Schwester ist . . . gar nichts anderes . . .“

„Und du, Väterchen, bist nichts anderes als ein Dummkopf, du mußt mir schon verzeihen. Es ist genug, ich denke, du weißt es jetzt selbst“, erklärte Lisaweta Prokofjewna plötzlich kurz und außerordentlich entrüstet.

„Das ist die volle Wahrheit!“ sagte Lebedew, sich tief und höchst ehrerbietig verneigend.

„Hören Sie, Herr Lebedew, ist es wahr, man sagt, daß Sie die apokalyptischen Schriften deuten?“ fragte Aglaja.

„Das ist wahr . . . seit fünfzehn Jahren.“

„Ich habe von Ihnen gehört. Ich glaube, von Ihnen hat auch in den Zeitungen gestanden?“

„Nein, das war von einem andern Ausleger, der ist aber gestorben, und ich bin jetzt an seiner Statt“, sagte Lebedew, ganz außer sich vor Freude.

„Tun Sie mir den Gefallen und erklären Sie mir dieser Tage einmal etwas davon, wir sind ja Nachbarn. Ich verstehe nichts von der Apokalypse.“

„Ich kann nicht umhin, Sie zu warnen, Aglaja Iwanowna, daß das alles seinerseits nur dummes Gerede ist, glauben Sie es mir“, bemerkte plötzlich eilig General Iwolgin, der wie auf Nadeln gesessen hatte und von dem leidenschaftlichen Wunsch erfüllt war, irgendwie ein Gespräch zu beginnen; er saß neben Aglaja Iwanowna; „die Sommerfrische hat natürlich ihre besonderen Rechte und Zerstreungen“, fuhr er fort, „und die Idee, einen solchen Abenteurer zur Deutung der Apokalypse einzuladen, ist ein Einfall wie jeder andere und ist sogar sehr geistreich, aber ich . . . ich glaube, Sie schauen mich erstaunt an? Ich habe die Ehre, mich vorzustellen: General Iwolgin. Ich habe Sie auf dem Arm getragen, Aglaja Iwanowna.“

„Sehr angenehm. Ich kenne Warwara Ardalionowna und Nina Alexandrowna“, murmelte Aglaja, die sich sehr beherrschen mußte, um nicht laut aufzulachen.

Lisaweta Prokofjewna fuhr auf. Etwas, das sich seit langer Zeit in ihrem Herzen angesammelt hatte, mußte sich plötzlich Luft machen. Sie konnte General Iwolgin, mit dem sie einmal vor sehr langer Zeit bekannt gewesen war, nicht ausstehen.

„Du lügst wie immer, Väterchen“, wies sie ihn empört zurecht, „du hast sie nie auf dem Arm getragen.“

„Sie haben vergessen, maman, er hat mich wirklich in Twer auf dem Arm getragen“, bestätigte plötzlich Aglaja. „Wir wohnten damals in Twer. Ich war etwa sechs Jahre alt, ich erinnere mich daran. Er hat mir einen Pfeil und einen Bogen gemacht und hat mich schießen gelehrt, und ich habe eine Taube geschossen. Wissen Sie noch, wie wir zusammen eine Taube geschossen haben?“

„Und mir hat er damals eine Soldatenmütze aus Karton und einen hölzernen Degen gebracht, ich weiß es noch ganz genau!“ rief Adelaida aus.

„Auch ich erinnere mich daran“, bestätigte Alexandra. „Ihr habt euch damals wegen der verwundeten Taube gestritten, und man hat euch in die Ecke gestellt; Adelaida stand da, so wie sie war, mit Soldatenmütze und Degen.“

Der General hatte zu Aglaja nur aufs Geratewohl und um ein Gespräch zu beginnen, gesagt, er habe sie auf dem Arm getragen, einzig, weil er ein Gespräch mit jungen Leuten, mit denen er bekannt werden wollte, beinahe immer so begann. Diesmal traf es sich aber merkwürdigerweise so, daß er die Wahrheit gesagt hatte, ohne im geringsten daran zu denken und sich daran zu erinnern. Als Aglaja jetzt plötzlich bestätigte, daß sie mit ihm zusammen eine Taube geschossen hatte, erhellte sich sein Gedächtnis auf einmal, und er erinnerte sich selbst an diese ganze Begebenheit bis in die kleinsten Einzelheiten, wie man in fortgeschrittenem Alter oft an irgend etwas aus der fernen Vergangenheit zurückdenkt. Es wäre schwer zu erklären, was an dieser Erinnerung auf den armen und wie gewöhnlich etwas ange-trunkenen General so einzuwirken vermochte, er war aber auf einmal furchtbar gerührt.

„Ich erinnere mich daran, ich erinnere mich an alles!“ rief er. „Sie waren so ein niedliches kleines Ding. Nina Alexandrowna... Ganja... Ich verkehrte... bei Ihnen... Iwan Feodorowitsch...“

„Und siehst du, wie weit es mit dir jetzt gekommen ist!“ fiel die Generalin ein. „Er hat also noch nicht alle seine edlen Gefühle vertrunken, wenn das auf ihn so einwirkt! Und doch hat er seine Frau so gequält. Statt die Kinder zu versorgen, sitzt du im Schuldgefängnis. Geh hinaus, Väterchen, suche dir ein Plätzchen, stelle dich in eine Ecke hinter die Tür und weine ein wenig, denke an deine früheren besseren

Tage, vielleicht verzeiht Gott dir dann. Geh nur, geh, ich meine es ernst. Es gibt, um auf den rechten Weg zurückzukehren, nichts Besseres, als voll Reue an das Vergangene zu denken.“

Es war aber unnötig, darauf hinzuweisen, daß sie es ernst gemeint hatte. Der General war, gleich allen Trinkern, sehr gefühlvoll und konnte als ein zu sehr herabgekommener Mensch die Erinnerungen an die glückliche Vergangenheit nicht ertragen. Er erhob sich und ging so demütig zur Tür, daß es Lisaweta Prokofjewna sofort leid tat.

„Väterchen Ardalion Alexandrowitsch“, rief sie ihm nach, „einen Augenblick warte; wir sind alle Sünder; wenn du fühlst, daß dein Gewissen dich schon nicht mehr so plagt, dann komm zu mir, wir wollen miteinander über das Vergangene plaudern. Ich selbst bin ja vielleicht noch fünfzigmal sündhafter als du; gehe jetzt aber nur. Lebe wohl, geh, du hast hier nichts zu tun...“ fügte sie plötzlich hinzu, da sie fürchtete, er könne zurückkehren.

„Sie sollten ihn jetzt allein lassen!“ rief der Fürst Kolja zu, der seinem Vater folgen wollte. „Sonst wird er sich nach einem Augenblick darüber ärgern und die ganze Stimmung ist verdorben.“

„Das ist wahr, laß ihn in Ruhe; geh in einer halben Stunde hin“, stimmte ihm Lisaweta Prokofjewna bei.

„Was es heißt, wenn man einmal im Leben die Wahrheit sagt! Es hat ihn zum Weinen gebracht“, erlaubte sich Lebedew zu bemerken.

„Na, auch du, Väterchen, mußt ein nettes Exemplar sein, wenn das, was ich gehört habe, wahr ist“, wies Lisaweta Prokofjewna ihn sofort zurecht.

Das gegenseitige Verhältnis aller um den Fürsten versammelten Gäste nahm nach und nach bestimmte Formen an. Der Fürst verstand es selbstverständlich, die ganze Teilnahme der Generalin und deren Töchter ihm gegenüber zu würdigen, er erklärte ihnen auch aufrichtig, er selbst hätte vor ihrem Kommen die feste Absicht gehabt, trotz seiner Krankheit und der vorgerückten Stunde noch heute zu ihnen zu gehen. Lisaweta Prokofjewna meinte darauf, indem sie seine Gäste musterte, das könnte auch jetzt noch geschehen. Ptizyn, ein höflicher und überaus verträglicher Mensch, erhob sich sehr bald und zog sich in die Wohnung des Hausherrn zurück, wollte auch Lebedew sehr gern mitnehmen. Dieser versprach gleich nachzukommen; indessen war aber Warja mit den jungen Damen ins Gespräch gekommen und blieb bei ihnen sitzen. Ganja und sie freuten sich sehr darüber, daß der General fort war; Ganja folgte Ptizyn bald nach. Sein Benehmen war während der paar Augenblicke, die er in Anwesenheit der Japanischins auf der Terrasse verbracht hatte, bescheiden und würdevoll, und er hatte sich auch durch Lisaweta Prokofjewnas durchdringende

Blicke, mit denen sie ihn ein paar mal von Kopf bis Fuß musterte, nicht im geringsten verlegen machen lassen. Die ihn vorher gekannt hatten, mußten zugeben, daß er sich merklich verändert hatte. Das gefiel Aglaja sehr.

„War das nicht Gawrila Ardalionowitsch, der eben hinausgegangen ist?“ fragte sie plötzlich laut und unvermittelt, wie sie es manchmal zu tun liebte, indem sie das Gespräch der andern durch ihre Frage unterbrach und sich an niemand Bestimmten wandte.

„Ja, das war er“, antwortete der Fürst.

„Ich habe ihn mit Mühe erkannt. Er hat sich sehr verändert . . . und zwar entschieden zu seinen Gunsten.“

„Ich freue mich sehr für ihn“, sagte der Fürst.

„Er war sehr krank“, fügte Warja mit freudiger Teilnahme hinzu.

„Wieso hat er sich denn zu seinen Gunsten verändert?“ fragte Lisaweta Prokofjewna mit dem Ausdruck zornigen Staunens und fast erschrocken. „Warum glaubst du das? Er ist doch nichts anderes geworden. Was erscheint dir denn an ihm jetzt besser?“

„Es gibt nichts Besseres als einen ,armen Ritter‘!“ erklärte auf einmal Kolja, der die ganze Zeit hinter Lisaweta Prokofjewnas Sessel stand.

„Auch ich bin dieser Ansicht“, sagte Fürst Stsch. lachend.

„Ich stimme dem vollkommen bei“, erklärte Adelaida feierlich.

„Welcher ,arme Ritter‘?“ fragte die Generalin, alle Anwesenden verdutzt und ärgerlich betrachtend; als sie aber sah, daß Aglaja errötete, fügte sie zornig hinzu: „Das wird wohl irgendein Unsinn sein! Was soll dieser ,arme Ritter‘ bedeuten?“

„Es geschieht doch nicht zum erstenmal, daß dieser grüne Junge, Ihr Liebling, fremde Worte verdreht!“ antwortete Aglaja voll hochmütiger Empörung.

In jedem Zornausbruch Aglajas (und sie zürnte sehr oft) war trotz ihrer scheinbaren Strenge und Unnahbarkeit fast immer noch so viel Kindliches, Ungeduldiges und Spitzbübisches, das nur schlecht zu verbergen war, daß es manchmal ganz unmöglich schien, bei ihrem Anblick nicht zu lachen, worüber Aglaja sich übrigens sehr ärgerte, da sie nicht begreifen konnte, worüber man lachte, „wie man nur lachen konnte und es wagen durfte“. Ihre Schwestern und Fürst Stsch. lachten jetzt auch und sogar Fürst Lew Nikolajewitsch, der aus irgendeinem Grunde ebenfalls errötet war. Kolja lachte und triumphierte. Aglaja wurde nun ernstlich böse, was sie noch einmal so schön erscheinen ließ. Ihre Verlegenheit und zugleich ihr Ärger über sich selbst dieser Verlegenheit wegen standen ihr außerordentlich gut.

„Hat er denn nicht auch genug von Ihren Ausdrücken verdreht?“ fügte sie hinzu.

„Ich berufe mich auf Ihren eigenen Ausspruch!“ rief Kolja aus. „Sie haben vor einem Monat im Don Quichotte geblättert und haben den Ausdruck gebraucht, daß es nichts Besseres als einen ‚armen Ritter‘ gebe. Ich weiß nicht, wen Sie damals damit meinten: Don Quichotte, Jewgenij Pawlowitsch oder eine andere Person; Sie meinten aber irgendwen damit, und es wurde darüber ein langes Gespräch geführt...“

„Ich meine, daß du dir mit diesen Annahmen schon zu viel herausnimmst, mein Lieber“, unterbrach ihn Lisaweta Prokofjewna.

„Bin ich denn der einzige, der es sagt?“ fuhr Kolja fort. „Alle haben damals davon gesprochen und tun es auch jetzt noch; Fürst Stsch., Adelaida Iwanowna und alle anderen haben ja soeben erklärt, daß sie es mit dem ‚armen Ritter‘ halten, der ‚arme Ritter‘ existiert also bestimmt, ich bin aber der Ansicht, daß, wenn Adelaida Iwanowna nur wollte, wir alle schon längst wissen würden, wer dieser ‚arme Ritter‘ ist.“

„Was habe denn ich verschuldet?“ fragte Adelaida lachend.

„Sie wollten das Porträt nicht malen, das ist Ihre Schuld! Aglaja Iwanowna hat Sie damals gebeten, das Porträt des ‚armen Ritters‘ zu malen und hat Ihnen das ganze Sujet des Bildes erzählt, das sie sich selbst ausgedacht hat – erinnern Sie sich noch daran? Sie wollten aber nicht...“

„Ja, wie und wen hätte ich denn malen sollen? In dem Gedicht heißt es doch von dem ‚armen Ritter‘:

„Vom Gesicht das Eisengitter

Löste niemals seine Hand.“

Wie konnte ich da das Gesicht malen? Was sollte ich denn darstellen? Das Visier? Einen Anonymus?“

„Ich verstehe nichts davon, was soll dieses Visier bedeuten?“ rief die Generalin gereizt aus, die im stillen sehr gut zu begreifen begann, wer mit dem (wohl schon längst verabredeten) Namen des ‚armen Ritters‘ gemeint war. Am meisten ärgerte sie sich aber darüber, daß auch Fürst Lew Nikolajewitsch verlegen wurde und sich schließlich wie ein zehnjähriger Knabe genierte. „Wird dieser Unsinn denn kein Ende nehmen? Und wird man mir wohl endlich erklären, was dieser ‚arme Ritter‘ bedeuten soll? Ist es ein so furchtbares Geheimnis, daß man gar nicht darüber sprechen kann?“

Alle fuhren aber nur zu lachen fort.

„Es handelt sich einfach um ein seltsames russisches Gedicht“, begann endlich Fürst Stsch., der offenbar das Gespräch unterbrechen und demselben eine andere Wendung geben wollte, „es hat einen ‚armen Ritter‘ zum Gegenstand und ist ein Fragment ohne Anfang und Ende. Wir alle haben, etwa vor einem Monat, einmal nach dem Essen gescherzt und wie gewöhnlich nach einem Sujet für Adelaida Iwanownas

nächstes Bild gesucht. Sie wissen ja, daß es schon längst unsere gemeinsame Aufgabe ist, ein Sujet für ein Bild zu finden, das Adelaida Iwanowna malen soll. Da fiel uns allen der ‚arme Ritter‘ ein; ich weiß nicht, wer zuerst auf diese Idee kam.“

„Aglaja Iwanowna!“ rief Kolja aus.

„Vielleicht, ich will nicht streiten, ich erinnere mich aber nicht mehr daran“, fuhr Fürst Stsch. fort. „Die einen lachten über das Sujet, die anderen erklärten jedoch, es könnte nichts Erhabeneres geben, man müßte aber jedenfalls irgendein Modell ausfindig machen, um den ‚armen Ritter‘ darzustellen; wir begannen die Gesichter aller Bekannten durchzunehmen, doch kein einziges paßte dafür, und damit war die Sache erledigt. Das ist alles. Ich verstehe nicht, warum es Nikolaj Ardalionowitsch eingefallen ist, sich an diese ganze Sache zu erinnern und dieselbe hier zur Sprache zu bringen? Was früher und in einer gewissen Stimmung komisch war, ist jetzt ganz uninteressant.“

„Er hat es nur darum getan, weil er damit irgendeine neue giftige und verletzende Dummheit sagen wollte“, erklärte Lisaweta Prokofjewna kurz.

„Er hat gar keine Dummheit im Auge, sondern empfindet nur die tiefste Achtung dafür“, sagte Aglaja ganz unerwartet, mit ernstem und bedeutsamem Ausdruck. Sie hatte ihre Verlegenheit unterdessen ganz überwunden und beherrschte sich wieder völlig. Noch mehr als das: man konnte bei ihrem Anblick aus einigen Anzeichen schließen, daß sie sich jetzt selbst darüber freute, daß der Scherz immer weitergetrieben wurde; diese ganze Verwandlung war mit ihr aber gerade in dem Augenblick vor sich gegangen, als die immer wachsende und jetzt ganz außerordentliche Verlegenheit des Fürsten zu deutlich sichtbar wurde.

„Zuerst lachen sie wie besessen, und dann kommen sie mir wieder mit der tiefsten Achtung! Ihr seid ganz verrückt! Was hat denn die Achtung damit zu tun? Sage mir jetzt gleich, wieso dir plötzlich, ohne jeden Grund, ‚die tiefste Achtung‘ einfällt?“

„Ich spreche darum von der tiefsten Achtung“, beantwortete Aglaja ebenso ernst und bedeutsam die fast zornige Frage der Mutter, „weil in diesem Gedicht ein Mensch geschildert wird, der ein Ideal zu haben vermag, der an dieses von ihm aufgestellte Ideal glaubt, und wenn er einmal daran glaubt, dafür blindlings sein ganzes Leben opfern kann. Das kommt in unserer Zeit nicht immer vor. Es ist in jenem Gedicht nicht angegeben, worin das Ideal des ‚armen Ritters‘ eigentlich bestanden hat, es ist aber zu ersehen, daß es etwas Hehres, ‚das Bild der reinen Schönheit‘, war, und daß der verliebte Ritter sich statt der Schärpe einen Rosenkranz um den Hals gebunden hatte. Es ist zwar

eine undeutliche, nicht näher erklärte Devise angegeben, und zwar die Buchstaben A. N. B., die er auf sein Schild geschrieben hat . . .“

„A. N. D.“, verbesserte Kolja.

„Ich sage aber A. N. B. und will es so sagen“, unterbrach ihn Aglaja ärgerlich, „wie dem auch sei, ist es jedenfalls klar, daß dieser ‚arme Ritter‘ ganz gleichgültig dem gegenübersteht, was aus seiner Dame geworden ist und was sie getan hat. Es genügt ihm, daß er sie ausgewählt hat und an ihre ‚reine Schönheit‘ glaubt, denn er hat sich für ewig in ihre Anbetung vertieft; darin besteht ja gerade sein Verdienst, daß er, wenn sie sich auch später als Diebin erweisen sollte, doch an sie glauben und für ihre reine Schönheit seine Lanze brechen müßte. Der Dichter beabsichtigte wohl den ganzen ungeheuren Begriff der ritterlichen, platonischen, mittelalterlichen Liebe in einer außergewöhnlichen Gestalt zu verkörpern; das alles ist natürlich nur ganz ideal gedacht. In dem ‚armen Ritter‘ hat dieses Gefühl die allerhöchste Stufe, die Askese erreicht; man muß zugeben, daß die Fähigkeit, ein solches Gefühl zu hegen, recht bedeutsam ist, und daß solche Gefühle eine tiefe und teilweise sehr wünschenswerte Spur hinterlassen, ohne daß man dabei an Don Quichotte zu denken braucht. Der ‚arme Ritter‘ ist derselbe Don Quichotte, der aber nicht mehr komisch wirkt, sondern ernst geworden ist. Ich habe das früher nicht verstanden und habe darüber gelacht, jetzt liebe ich aber den ‚armen Ritter‘ und achte vor allem seine Taten.“

Aglaja war zu Ende, und man konnte, wenn man sie ansah, schwer sagen, ob sie es ernst meinte oder ob sie lachte.

„Er wird wohl mitsamt seinen Taten irgendein Dummkopf sein!“ entschied die Generalin. „Auch du hast dich zu sehr hinreißen lassen, Mütterchen, das ist ja ein ganzer Vortrag; ich finde, das war recht überflüssig. Es ist jedenfalls unpassend. Was ist das für ein Gedicht? Sage es auf, du kannst es ja sicher!“

Gerade in dem Augenblick, als Aglaja die bekannte Ballade zu deklamieren begann, traten zwei neue Gäste laut sprechend von der Straße auf die Terrasse. Das war General Iwan Feodorowitsch Japantschin, dem ein junger Mann folgte. Es entstand eine leichte Bewegung.

7

Der junge Mann, der mit dem General gekommen war, mochte etwa achtundzwanzig Jahre alt sein, er war groß und schlank, hatte ein hübsches, kluges Gesicht, und der Blick seiner glänzenden, großen, schwarzen Augen war spöttisch und geistvoll. Aglaja schaute sich nicht einmal nach ihm um und fuhr fort, das Gedicht vorzutragen, indem sie den Fürsten affektiert ansah und sich nur an ihn wandte. Es wurde

dem Fürsten klar, daß sie das alles in einer bestimmten Absicht tat. Dank den neuen Gästen gestaltete sich seine unangenehme Situation etwas weniger peinlich. Er erhob sich, als er sie erblickte, nickte dem General liebenswürdig zu, gab ein Zeichen, die Deklamation nicht zu unterbrechen und konnte sich hinter den Sessel stellen, auf den er sich stützte; er konnte die Ballade so in einer bequemerem und nicht so lächerlichen Stellung, wie auf dem Lehnstuhl sitzend, weiter anhören. Lisaweta Prokofjewna nickte den Eintretenden ihrerseits gebieterisch zu, sie sollten stehenbleiben. Der Fürst interessierte sich übrigens sehr für den neuen Gast, der mit dem General gekommen war; er erkannte in ihm mit Sicherheit Jewgenij Pawlowitsch Radomskij, von dem er schon viel gehört und an den er oft gedacht hatte. Er war nur durch die Zivilkleidung ein wenig befremdet; er hatte gehört, Jewgenij Pawlowitsch sei Offizier. Ein spöttisches Lächeln umspielte die Lippen des neuen Gastes während der ganzen Dauer des Vortrages, als hätte auch er schon etwas von dem ‚armen Ritter‘ gehört.

„Vielleicht hat er sich das Ganze selbst ausgedacht“, fiel es dem Fürsten im stillen ein.

Mit Aglaja war aber wieder eine Veränderung vorgegangen. Sie verbarg jetzt die ganze frühere Affektiertheit und den Pathos, mit dem sie vorzutragen begonnen hatte, hinter einem solchen Ernst und einem solchen Eindringen in den Geist und den Sinn des Gedichtes, sie sagte jedes Wort der Ballade mit solchem Verständnis und einer solchen erhabenen Einfachheit auf, daß sie zum Schluß alle hinriß. Ihre Augen leuchteten, und ein leises, kaum merkliches Beben der Begeisterung und des Entzückens ging über ihr schönes Gesicht. Sie deklamierte:

Lebte einst ein armer Ritter,
Düstren Blicks, an Worten karg,
Bleich und selbstversunken litt er,
Kühnen Geists und ohne Arg.

Traf in einem Gnadenstrahle
Ihn ein himmlisches Gesicht –
Und es brannte tiefe Male
In sein Herz und ließ es nicht.

Und verkohlt in seiner Seele
Senkte er vor Fraun das Lid,
Folgend innerem Befehle,
Rede er mit ihnen mied.

Einen Rosenkranz der Ritter
Um den Hals als Schärpe wand.

Vom Gesicht das Eisengitter
Löste niemals seine Hand.

Treu dem Traum, der in ihm ruhte,
Seiner Liebe reines Bild,
A. M. D.¹⁾ mit seinem Blute
Malte er auf seinen Schild.

In den Wüsten Palästinas,
Wenn vom Berg wie Windesbraut
Stoben schimmernd Paladine,
Nennend ihre Damen laut, —

„Lumen coeli, sancta Rosa!“
Rief er wild und zornesschwer,
Und er schlug wie Donnertosen
In das Sarazenenheer.

Heimgekehrt, in strengem Sinnen
Lebte er und freiem Bann,
Stumm und traurig ging von hinnen
Ohne Abendmahl er dann.

Doch Maria vor dem Sohne
Trat gewißlich ein für ihn,
Und erhob zu ihrem Throne
Ihren treuen Paladin²⁾.

Als der Fürst später an diesen ganzen Zwischenfall zurückdachte, mühte er sich lange Zeit in großer Verlegenheit mit der für ihn unlösbaren Frage ab, wie sich ein so aufrichtiges, schönes Gefühl mit so offenkundigem, boshaftem Spott vereinigen ließ? Er zweifelte nicht daran, daß auch Spott dabei war; er hatte das deutlich gefühlt und hatte seine Gründe dafür! Aglaja hatte sich während des Vortrages erlaubt, statt der Buchstaben A. M. D. die Buchstaben N. F. B. zu setzen. Er konnte nicht daran zweifeln und annehmen, daß er sich geirrt oder daß er schlecht gehört hatte (später bewahrheitete sich seine Annahme auch). Aglajas Einfall, einen so gewagten und leichtsinnigen Scherz zu machen, war sicher vorbereitet gewesen. Alle hatten schon vor einem Monat vom ‚armen Ritter‘ gesprochen und darüber gelacht. Und doch mußte sich der Fürst trotz aller Anstrengung seines Gedächtnisses sagen, daß Aglaja diese Buchstaben ohne jedes scherzhafte Betonen nannte und ohne ein Lächeln, das den heimlichen

¹⁾ Ave Mater Dei — „Sei gegrüßt, Mutter Gottes“.

²⁾ Übertragung von Wolfgang E. Groeger.

Sinn derselben plastischer hervortreten lassen würde, sie tat es im Gegenteil mit einem solchen unerschütterlichen Ernst, mit einer so unschuldigen und naiven Einfachheit, daß man glauben konnte, genau dieselben Buchstaben kämen in der Ballade vor und wären im Buch genannt. Etwas daran berührte den Fürsten schmerzlich und seltsam. Lisaweta Prokofjewna hatte natürlich weder die Änderung der Buchstaben noch die Andeutung bemerkt und verstanden. General Iwan Feodorowitsch hörte auch nichts anderes, als daß sie ein Gedicht vortrug. Aber viele von den übrigen Anwesenden merkten den Ausfall und wunderten sich über dessen Kühnheit und die darin enthaltene Absicht; sie schwiegen aber und bemühten sich, ihre Empfindungen nicht zu äußern. Aber Jewgenij Pawlowitsch (der Fürst war bereit, jede Wette diesbezüglich einzugehen!) hatte nicht nur alles verstanden, sondern bemühte sich sogar, das zu zeigen.

„Wie schön das ist!“ rief die Generalin mit aufrichtigem Entzücken aus, als der Vortrag zu Ende war. „Von wem ist dieses Gedicht?“

„Von Puschkin, maman, beschämen Sie uns nicht, das ist eine Schande!“ rief Adelaida aus.

„Mit euch könnte man noch viel dümmer werden!“ erwiderte Lisaweta Prokofjewna bitter. „Es ist eine Schande! Sowie wir nach Hause kommen, müßt ihr mir dieses Gedicht von Puschkin zeigen!“

„Ich glaube, wir haben nicht einmal Puschkins Werke.“

„Es liegen bei uns seit uralten Zeiten zwei zerfetzte Bände herum“, fügte Alexandra hinzu.

„Man soll sofort mit dem nächsten Zug Feodor oder am besten Alexej in die Stadt schicken, um das Buch zu kaufen. Aglaja, komm her! Gib mir einen Kuß, du hast wunderschön gesprochen, wenn du dabei aber aufrichtig warst“, fügte sie fast flüsternd hinzu, „tust du mir leid; und wenn du es, nur um ihn zu verspotten, getan hast, lobe ich deine Handlungsweise durchaus nicht, dann wäre es jedenfalls besser gewesen, das Gedicht überhaupt nicht vorzutragen. Verstehst du mich? Geh jetzt, meine Liebe, ich werde mit dir noch sprechen, wir sind aber schon zu lange hiergeblieben.“

Der Fürst begrüßte unterdessen General Iwan Feodorowitsch, und dieser stellte ihm Jewgenij Pawlowitsch Radomskij vor.

„Ich habe ihn unterwegs getroffen und mitgenommen, er ist mit dem letzten Zug gekommen und hat erfahren, daß unsere ganze Familie hier ist, und daß auch ich hierher gehe...“

„Ich habe gehört, daß Sie sich hier aufhalten“, unterbrach ihn Jewgenij Pawlowitsch, „und da ich mir schon so lange vorgenommen habe, nicht nur um Ihre Bekanntschaft, sondern auch um Ihre Freundschaft zu werben, wollte ich die Gelegenheit nicht unbenützt vorüber-

gehen lassen. Sie sind nicht ganz wohl? Ich habe das soeben erst erfahren...“

„Ich bin ganz gesund und freue mich sehr, Sie kennenzulernen, ich habe von Ihnen viel gehört und habe mit dem Fürsten Stsch. sogar über Sie gesprochen“, antwortete Lew Nikolajewitsch, ihm die Hand reichend.

Es wurden ein paar liebenswürdige Phrasen gewechselt, sie drückten sich die Hände und schauten einander forschend in die Augen. Das Gespräch wurde sofort allgemein. Der Fürst bemerkte (er nahm jetzt alles und vielleicht selbst das, was gar nicht zu sehen war, rasch und gierig auf), daß Jewgenij Pawlowitschs Zivilkleidung allgemeines, großes Staunen hervorrief, und zwar so, daß alle übrigen Eindrücke jetzt für eine Weile vergessen wurden und ihre Schärfe verloren. Man konnte glauben, daß dieser Wechsel der Kleidung von großer Wichtigkeit sei. Adelaida und Alexandra fragten Jewgenij Pawlowitsch befremdet danach. Fürst Stsch., sein Verwandter, befand sich sogar in großer Unruhe und der General sprach fast aufgeregt darüber. Nur Aglaja blickte Jewgenij Pawlowitsch eine Weile neugierig, aber ganz ruhig an, als wollte sie bloß bestimmen, ob ihm die Uniform oder die Zivilkleidung besser stand, nach einer Minute wandte sie sich aber ab und schaute ihn nicht mehr an. Lisaweta Prokofjewna wollte nach nichts fragen, obwohl auch sie vielleicht ein wenig beunruhigt war.

Der Fürst hatte den Eindruck, daß Jewgenij Pawlowitsch bei ihr nicht in Gnade stand.

„Er hat mich ganz verblüfft!“ wiederholte Iwan Feodorowitsch auf alle Fragen. „Ich wollte es nicht glauben, als ich ihn neulich in Petersburg traf. Und warum so plötzlich, das ist das Rätsel? Er ist ja der erste, der immer sagt, man muß kaltes Blut bewahren.“

Man erfuhr schließlich nach all dem Hinundherreden, daß Jewgenij Pawlowitsch seinen Abschied schon längst angekündigt hatte, er hatte aber immer so nebenbei davon gesprochen, daß man es ihm nicht recht glauben konnte. Er pflegte auch von ernstesten Dingen so scherzhaft zu sprechen, daß man niemals daraus klug wurde, besonders wenn er es selbst so wollte.

„Ich werde ja nur eine Zeitlang, ein paar Monate oder höchstens ein Jahr in Pension bleiben“, sagte Radomskij lachend.

„Es besteht aber, soviel ich Ihre Verhältnisse kenne, gar keine Notwendigkeit, das zu tun“, sagte der General noch immer eifrig.

„Ich muß mich doch einmal nach meinen Gütern umschauen; Sie haben mir ja selbst dazu geraten; ich will außerdem eine Reise ins Ausland machen...“

Das Gespräch nahm übrigens bald eine andere Wendung; die auffallende und noch immer andauernde Unruhe überstieg nach der Ansicht des beobachtenden Fürsten aber doch die normalen Grenzen, und es war sicher irgend etwas Besonderes daran.

„Der ‚arme Ritter‘ ist also wieder aufgetaucht?“ fragte Jewgenij Pawlowitsch, zu Aglaja tretend.

Diese warf ihm aber zur Verwunderung des Fürsten einen erstaunten und fragenden Blick zu, als wollte sie ihn wissen lassen, daß zwischen ihnen vom ‚armen Ritter‘ nicht die Rede sein konnte, und daß sie die Frage nicht verstand.

„Es ist aber jetzt zu spät, noch in die Stadt zu schicken und einen Puschkin holen zu lassen, es ist viel zu spät!“ stritt Kolja sehr eifrig und angestrengt mit Lisaweta Prokofjewna. „Ich habe Ihnen ja schon dreitausendmal gesagt, daß es dazu zu spät ist.“

„Ja, es ist wirklich schon zu spät, jetzt noch in die Stadt zu schicken“, bemerkte Jewgenij Pawlowitsch, sich rasch von Aglaja abwendend, „ich glaube auch, die Läden sind schon geschlossen.“

„Wir haben jetzt so lange gelebt, ohne Puschkin zu entbehren, daß wir es auch bis morgen noch aushalten können“, meinte Adelaida.

„Es ist für Leute von Welt ja gar nicht schicklich, sich so für Literatur zu interessieren“, fügte Kolja hinzu. „Fragen Sie einmal Jewgenij Pawlowitsch. Es ist viel passender, von einem gelben Charaban mit roten Rädern zu sprechen.“

„Sie zitieren schon wieder aus einem Buch, Kolja“, bemerkte Adelaida.

„Er nimmt alles aus Büchern“, sagte Jewgenij Pawlowitsch, „er bringt ganze Sätze aus kritischen Revuen an. Ich habe schon lange das Vergnügen, Nikolaj Ardalionowitschs Konversationsart zu kennen, er zitiert aber diesmal nicht aus einem Buch. Nikolaj Ardalionowitsch macht sicherlich eine Anspielung auf meinen gelben Charaban mit den roten Rädern. Ich habe ihn aber umgetauscht, Sie kommen damit zu spät.“

Der Fürst hörte Radomskij aufmerksam zu. Ihm schien sein Benehmen sehr wohlerzogen, bescheiden und von einer gewissen Heiterkeit, besonders gefiel ihm aber, daß er mit dem ihn immerwährend anrempelnden Kolja so freundschaftlich wie mit einem Gleichgestellten sprach.

„Was ist das?“ fragte Lisaweta Prokofjewna Lebedews Tochter Wera, die mit einigen großen, sehr schön gebundenen und fast neuen Büchern in den Händen vor ihr stand.

„Puschkin“, sagte Wera. „Das ist unser Puschkin. Papa hat mir befohlen, Ihnen das Buch zu bringen.“

„Wieso? Das geht doch nicht?“ fragte Lisaweta Prokofjewna erstaunt.

„Das ist kein Geschenk! Ich hätte das nie gewagt“, sagte Lebedew, hinter der Schulter der Tochter hervorspringend, „ich überlasse es Ihnen zum Selbstkostenpreis. Das ist unser eigener Puschkin, ein Familienstück, die Ausgabe von Annenkow, die jetzt gar nicht mehr zu haben ist. Sie bekommen ihn zum Selbstkostenpreis. Ich bringe es Ihnen untertänigst dar, indem ich es Ihnen verkaufe und auf diese Weise die edle Ungeduld der sehr edlen literarischen Gefühle Eurer Exzellenz befriedige.“

„Wenn du es verkaufen willst, nehme ich es dankend an. Habe keine Angst, du sollst dabei nicht zu kurz kommen, mache nur bitte keine Grimassen, Väterchen. Ich habe von dir gehört, ich höre, du sollst außerordentlich belesen sein, wir wollen uns einmal unterhalten; willst du mir die Bücher selbst bringen?“

„Mit Ehrfurcht und . . . Verehrung“, sagte Lebedew herumscharwenzelnd und außerordentlich befriedigt, indem er die Bücher der Tochter aus den Händen riß.

„Verliere nur nichts unterwegs, trage es meinetwegen auch ohne Ehrfurcht, aber unter der Bedingung hin“, fügte sie, ihn scharf musternd hinzu, „daß du nicht über die Schwelle gehst; ich habe heute nicht die Absicht, dich zu empfangen. Deine Tochter Wera kannst du mir aber sofort hinschicken, sie gefällt mir sehr.“

„Warum sagen Sie denn nichts von den Leuten, die draußen stehen?“ wandte Wera sich ungeduldig an ihren Vater. „Sie kommen doch sonst selbst herein: sie lärmen schon. Lew Nikolajewitsch“, sagte sie zum Fürsten, der bereits den Hut in der Hand hielt, „es sind schon vor längerer Zeit vier Personen zu Ihnen gekommen, sie warten draußen und schimpfen, Papa läßt sie aber nicht zu Ihnen herein.“

„Was sind das für Gäste?“ fragte der Fürst.

„Sie sagen, sie kommen geschäftlich, es sind aber solche Leute, die einen auf der Straße überfallen, wenn man sie jetzt nicht hereinläßt. Es ist besser, wenn Sie sie empfangen, Lew Nikolajewitsch, dann ist die Sache erledigt. Gawrila Ardalionowitsch und Ptizyn reden ihnen draußen zu, sie hören aber nicht auf sie.“

„Es ist Pawlistschews Sohn! Es ist überflüssig, ganz überflüssig“, sagte Lebedew, mit den Händen herumfuchtelnd, „man braucht sie gar nicht anzuhören, und es schickt sich überhaupt nicht, daß Sie, durchlauchtigster Fürst, sich ihretwegen stören lassen. Das ist meine Meinung. Die sind das gar nicht wert . . .“

„Pawlistschews Sohn? Mein Gott“, rief der Fürst außerordentlich verlegen, „ich weiß schon . . . ich habe diese Angelegenheiten aber

doch ... Gawrila Ardalionowitsch übertragen. Gawrila Ardalionowitsch sagte mir soeben ...“

Gawrila Ardalionowitsch kam jetzt gerade aus dem Haus auf die Terrasse; ihm folgte Ptizyn. Man hörte im angrenzenden Zimmer einen Lärm, wobei General Iwolgins laute Stimme einige andere Stimmen zu überschreien suchte. Kolja lief sogleich hinaus.

„Das ist ja sehr interessant!“ bemerkte Jewgenij Pawlowitsch laut.

„Er weiß also, um was es sich handelt!“ dachte der Fürst.

„Was für ein Sohn von Pawlistschew? Ja ... welcher Sohn kann es denn nur sein?“ fragte General Iwan Feodorowitsch erstaunt, indem er alle Gesichter neugierig betrachtete und zu seinem Befremden bemerkte, daß diese neue Geschichte nur ihm allein unbekannt war.

Alle befanden sich tatsächlich in einem Zustand aufgeregter Erwartung. Der Fürst war ganz verblüfft, daß etwas, das nur ihn persönlich anging, alle Anwesenden so sehr interessierte.

„Es wäre sehr gut, wenn Sie diese Angelegenheit gleich selbst erledigen wollten“, sagte Aglaja, mit besonderem Ernst an den Fürsten herantretend, „und gestatten Sie uns allen, Ihre Zeugen dabei zu sein. Man will Sie in den Schmutz ziehen, Fürst, Sie müssen sich feierlich rechtfertigen, und ich freue mich schon im voraus sehr für Sie.“

„Auch ich will, daß man mit diesen gemeinen und endlosen Ansprüchen einmal aufhört“, rief die Generalin aus, „zeige es ihnen ordentlich, Fürst, schone sie nicht! Es summt mir schon in den Ohren von dieser Geschichte, und ich habe mich um deinetwillen sehr geärgert. Es ist ja auch interessant, das mit anzusehen. Rufe sie herein und wir werden uns wieder setzen. Aglaja hat sich das gut ausgedacht. Haben Sie etwas davon gehört, Fürst?“ fragte sie, sich an den Fürsten Stsch. wendend.

„Gewiß, ich habe es bei Ihnen erfahren. Es interessiert mich aber sehr, mir die jungen Leute anzuschauen“, antwortete Fürst Stsch.

„Sind das Nihilisten?“

„Nein, man kann nicht sagen, daß es Nihilisten sind“, antwortete Lebedew, der vor Aufregung fast zitterte, und trat einen Schritt vor. „Das ist etwas anderes und ganz Besonderes; mein Neffe sagt, daß sie noch weiter gehen als die Nihilisten. Sie irren sich, wenn Sie sie durch Ihre Anwesenheit verlegen zu machen glauben, Exzellenz; die werden nicht verlegen. Die Nihilisten sind ja manchmal gebildete und sogar gelehrte Menschen, diese hier gehen aber noch weiter, weil sie vor allem an ihren Vorteil denken. Das ist einigermaßen das Resultat des Nihilismus, sie greifen alles nicht mehr offen an, sondern machen Umwege und äußern sich nicht in einem Artikel in Zeitschriften, sondern direkt in Taten; es handelt sich dabei nicht mehr um die Sinn-

losigkeit eines Puschkin oder um die Notwendigkeit des Zerfalles Rußlands in seine Bestandteile; nein, durchaus nicht, man hält es jetzt direkt für sein gutes Recht, vor keinem Hindernis zurückzuweichen, wenn man etwas gerne haben möchte, auch wenn man dabei acht Menschen umbringen müßte. Ich würde Ihnen aber raten, Fürst . . .“

Doch der Fürst war schon im Begriff, den Gästen die Tür zu öffnen.

„Sie verleumden die Leute, Lebedew“, sagte er lächelnd, „Sie ärgern sich sehr über Ihren Neffen. Glauben Sie ihm nicht, Lisaweta Prokofjewna. Ich versichere Ihnen, daß die Gorskijs und Danilows nur etwas Zufälliges sind, diese Menschen befinden sich nur . . . in einem Irrtum. Es wäre mir aber unangenehm, wenn alles sich hier in Ihrer Anwesenheit abspielen würde. Verzeihen Sie; Lisaweta Prokofjewna, ich werde Sie Ihnen zeigen, wenn sie hereinkommen, dann will ich sie aber lieber hinausführen. Bitte einzutreten, meine Herren!“

Ihn beunruhigte jetzt ein qualvoller Gedanke. Es kam ihm vor, daß diese ganze Sache jetzt, für diese Zeit und Stunde, da er gerade diese Menschen als Zeugen bei sich hatte, von vornherein, und zwar nicht zu seinen Gunsten, sondern zu seiner Beschämung arrangiert worden war. Seine „ungeheuerliche und boshafte Zweifelsucht“ machte ihn aber sehr traurig. Ihm schien, er müßte sterben, wenn jemand erfahren würde, daß er einen solchen Gedanken in sich trug, und er war in dem Augenblick, da die neuen Gäste eintraten, aufrichtig bereit, sich für den von allen Anwesenden moralisch am tiefsten stehenden Menschen zu halten.

Es traten fünf Personen ein, vier davon waren neue Gäste, und als fünfter folgte General Iwolgin, der ganz aufgeregt war und einen Anfall heftigster Beredsamkeit hatte. „Dieser ist bestimmt auf meiner Seite!“ dachte der Fürst lächelnd. Kolja schlüpfte auch wieder herein; er sprach eifrig mit Ippolit, der sich unter den Gästen befand; dieser hörte ihm lächelnd zu.

Der Fürst bot den Gästen Sitze an. Es waren lauter ganz junge und anscheinend noch unmündige Leute, daß man sich über ihr Erscheinen und die ganze dadurch verursachte Aufregung wundern mußte. Iwan Feodorowitsch, der von dieser „neuen Sache“ nichts wußte und verstand, war beim Anblick dieser jungen Leute ganz empört und hätte sicher protestiert, wenn ihn nicht der ihn seltsam berührende, eifrige Anteil, den seine Gattin an den Privatangelegenheiten des Fürsten nahm, davon abgehalten hätte. Er blieb übrigens teils aus Neugierde, teils aus Gutherzigkeit, da er vielleicht zu helfen und jedenfalls als Autorität zu fungieren hoffte; die Verbeugung, die der eintretende General Iwolgin ihm aber aus der Ferne machte, ent-

rüstete ihn wieder; er runzelte die Stirn und beschloß beharrlich zu schweigen.

Unter den vier jungen Gästen befand sich übrigens der dreißigjährige, pensionierte Leutnant aus Rogoshins Bande, der Boxer, der „den Bittstellern einst immer fünfzehn Rubel gegeben hatte“. Man erriet, daß er die andern als aufrichtiger Freund, um ihnen Mut zu machen und um ihnen, falls es nötig sein sollte, als Stütze zu dienen, begleitete. Unter den übrigen schien derjenige, der als „Pawlistschews Sohn“ bezeichnet wurde, trotzdem er sich als Antip Burdowskij vorstellte, die Hauptperson zu sein und die größte Rolle zu spielen. Das war ein ärmlich und unordentlich gekleideter junger Mensch, in einem Rock mit bis zum Spiegelglanz abgetragenen Ärmeln, in einer fettigen, hohen Weste, mit keinerlei Anzeichen von Hemd, Kragen und Manschetten, mit einer sehr schmutzigen, wie ein Strick zusammengerollten schwarzen Krawatte, mit ungewaschenen Händen, blonden Haaren, einem mit Mitessern besäten Gesicht und einem, wenn man sich so ausdrücken kann, unschuldig frechen Blick. Er war ziemlich groß und schwächig und mochte wohl zweiundzwanzig Jahre alt sein. Sein Gesicht drückte nicht die geringste Ironie oder Nachdenklichkeit aus; es war darin nur ein stumpfes, gewaltiges, fast zu einem Rausch gewordenes Bewußtsein seines Rechtes und zugleich das seltsame und ununterbrochene Bedürfnis, sich stets verletzt zu fühlen, enthalten. Er sprach sehr aufgeregt, eilig und stotternd, als hätte er einen Zungenfehler und könnte die Worte nicht ganz aussprechen, oder auch als wäre er ein Ausländer, trotzdem er rein russischer Abkunft war.

Ihm folgte der den Lesern bekannte Neffe von Lebedew und Ippolit. Ippolit war ein ganz junger Mensch von siebzehn oder höchstens achtzehn Jahren, mit einem klugen, aber stets gereizten Ausdruck im Gesicht, das die furchtbaren Spuren seiner Krankheit trug. Er war mager wie ein Skelett und dabei gelblich bleich, seine Augen brannten und zwei rote Flecken leuchteten auf seinen Wangen. Er hustete ununterbrochen; jedes Wort und fast jeder Atemzug von ihm waren von einem Röcheln begleitet. Man sah, daß er in sehr hohem Grade schwindsüchtig war. Es war anzunehmen, daß er nicht mehr als zwei, drei Wochen noch zu leben hatte. Er war sehr müde und ließ sich früher als alle anderen auf einen Sessel nieder. Die übrigen waren beim Eintreten etwas verwirrt und fast verlegen, sie schauten aber würdevoll drein und fürchteten sichtlich, sich etwas zu vergeben, was mit ihrem Ruf von Verneinern aller unnützen weltlichen Nichtigkeiten, Vorurteile und fast alles Bestehenden, mit Ausnahme ihrer eigenen Interessen, nicht recht harmonieren wollte.

„Antip Burdowskij“, sagte „Pawlistschews Sohn“ eilig und stotternd.

„Wladimir Doktorenko“, stellte sich Lebedews Neffe deutlich und laut vor, als bilde er sich sogar etwas darauf ein, Doktorenko zu heißen.

„Keller!“ murmelte der Leutnant außer Dienst.

„Ippolit Terentjew“, sagte dieser ganz unerwartet mit quietschender Stimme. Sie setzten sich endlich auf ihre Sessel und bildeten dem Fürsten gegenüber eine Reihe; alle machten gleich, nachdem sie sich vorgestellt hatten, ein finsternes Gesicht, legten, um ihren Mut zu steigern, ihre Hüte aus der einen Hand in die andere, bereiteten sich zum Sprechen vor, schwiegen aber doch alle und warteten mit herausfordernder Miene, in der zu lesen war: „Nein, mein Lieber, du irrst dich, du wirst uns nicht betrügen“, auf etwas. Man fühlte, es brauchte nur jemand den Anfang zu machen und ein einziges Wort zu sagen, und sie würden alle zu gleicher Zeit, einander unterbrechend und überholend, zu sprechen beginnen.

8

„Meine Herren, ich habe niemanden von Ihnen erwartet“, begann der Fürst, „ich war bis heute krank, was aber Ihre Angelegenheit betrifft“ (wandte er sich an Antip Burdowskij), „habe ich dieselbe schon vor einem Monat Gawrila Ardalionowitsch Iwolgin zur Erledigung übergeben, wovon ich Sie sofort benachrichtigt habe. Ich will übrigens einer persönlichen Auseinandersetzung nicht aus dem Wege gehen, Sie müssen aber zugeben, daß die Zeit dafür etwas ungeeignet ist . . . ich schlage Ihnen vor, mir in ein anderes Zimmer zu folgen, wenn es nicht lange dauern wird . . . Meine Freunde sind jetzt hier, und Sie können mir glauben . . .“

„Es können soviel Freunde dabei sein . . . wie Sie wollen, erlauben Sie aber“, unterbrach ihn plötzlich Lebedews Neffe in zurechtweisendem Ton, wenn er auch die Stimme noch nicht sehr erhob, „lassen Sie sich aber erklären, daß Sie uns höflicher behandeln und nicht zwei Stunden lang in Ihrer Gesindestube warten lassen könnten . . .“

„Ja gewiß . . . auch ich . . . und das ist so eine echt fürstliche Art! Sie sind . . . also ein General! Und ich bin Ihr Lakai! Und ich, und ich“, stotterte Antip Burdowskij plötzlich in außerordentlicher Aufregung, mit zitternden Lippen, mit gekränkt bebender Stimme, mit aus dem Mund fliegenden Speicheltropfen, als wäre er ganz außer sich und müßte sich Luft machen; er hatte es aber so eilig, daß man ihn nach zehn Worten nicht mehr verstehen konnte.

„Das war echt fürstlich!“ schrie Ippolit mit quietschender, sich überschlagender Stimme.

„Wenn mir das passiert wäre“, brummte der Boxer, „das heißt, wenn das mich direkt anginge, würde ich an Burdowskijs Stelle als anständiger Mensch...“

„Meine Herren, ich habe, bei Gott, erst vor einer Minute erfahren, daß Sie hier sind“, sagte der Fürst.

„Wir fürchten uns nicht vor Ihren Freunden, Fürst, wer sie auch sein mögen, weil wir in unserem Recht sind“, erklärte Lebedews Neffe.

„Gestatten Sie aber die Frage, welches Recht Sie eigentlich hatten, Burdowskijs Angelegenheit vor Ihren Freunden zur Sprache zu bringen“, quietschte Ippolit von neuem sehr aufgeregt. „Wir wünschen das Urteil Ihrer Freunde vielleicht gar nicht zu hören; es ist nur zu klar, was das Urteil Ihrer Freunde besagen wird!“

„Wenn Sie also hier nicht zu sprechen wünschen, Herr Burdowskij“, gelang es dem Fürsten, der durch diesen Verlauf der Sache sehr betroffen war, endlich zu Worte zu kommen, „dann wollen wir, wie ich Ihnen schon vorgeschlagen habe, sofort in ein anderes Zimmer gehen; ich wiederhole Ihnen, daß ich von Ihrem Kommen soeben erst benachrichtigt wurde...“

„Sie haben aber kein Recht, Sie haben kein Recht, Sie haben kein Recht!... Ihre Freunde... Da!“ murmelte Burdowskij von neuem, der scheu und ängstlich um sich blickte und um so aufgeregter wurde, je größer sein Mißtrauen und seine Angst wurden. „Sie haben kein Recht!“ und als er das gesagt hatte, verstummte er plötzlich und glotzte den Fürsten schweigend mit seinen kurzsichtigen, stark vorstehenden Augen mit dicken, roten Äderchen an, wobei er seinen ganzen Körper vorbeugte. Diesmal war der Fürst so erstaunt, daß er selbst schwieg und ihn ebenfalls, ohne ein Wort zu sagen, groß ansah.

„Lew Nikolajewitsch“, rief ihm auf einmal Lisaweta Prokofjewna zu, „lies das jetzt gleich, sofort, das steht mit deiner Angelegenheit in direktem Zusammenhang.“

Sie reichte ihm eilig eine humoristische Wochenschrift herüber und zeigte mit dem Finger die Stelle, die sie meinte. Lebedew war gleich beim Erscheinen der Gäste auf Lisaweta Prokofjewna zugesprungen, um deren Wohlwollen es ihm sehr zu tun war, hatte, ohne ein Wort zu sagen, aus seiner Seitentasche diese Zeitschrift herausgezogen und hielt ihr dieselbe vor die Augen, indem er auf eine unterstrichene Stelle hinwies. Das was Lisaweta Prokofjewna unterdessen gelesen hatte, regte sie furchtbar auf und machte sie ganz betroffen.

„Wäre es nicht besser, das nicht laut vorzulesen“, murmelte der Fürst ganz verlegen, „ich würde es lieber... später... allein lesen...“

„Dann lies du es hier gleich laut vor! Vor allem laut“, wandte Lisaweta Prokofjewna sich an Kolja, indem sie dem Fürsten das Blatt, das

dieser noch kaum hatte berühren können, ungeduldig aus der Hand riß, „ganz laut, damit alle es hören können!“

Lisaweta Prokofjewna war eine temperamentvolle und leidenschaftliche Dame, die oft plötzlich und ohne lange zu überlegen alle Anker lichtete und sich, ohne nach dem Wetter zu fragen, ins offene Meer wagte. Iwan Feodorowitsch machte eine unruhige Bewegung. Während alle nun unwillkürlich schwiegen und erstaunt warteten, faltete Kolja das Blatt auseinander und begann, die ihm von Lebedew, der eilig zu ihm trat, gezeigte Stelle laut vorzulesen:

„Die Proletarier und die Erben. Eine Episode aus den täglich und alltäglich geschehenden Diebstählen. Fortschritt! Reformen! Gerechtigkeit!“

Seltsame Dinge geschehen in unserem sogenannten heiligen Rußland, in unserem Zeitalter der Reformen und handelsgesellschaftlichen Initiativen, dem Zeitalter des Nationalismus und der jährlich ins Ausland gebrachten Millionen, dem Zeitalter der Protektion der Industrie und der Paralyse der Arbeiterhände usw., usw. Man kann nicht alles aufzählen, meine Herrschaften, wir wollen deshalb gleich zur Sache übergehen. Es handelt sich um einen Vorfall, bei dem einer der Abkömmlinge unserer der vergangenen Epoche angehörenden, herrlich und in Freuden lebenden Gutsherren (de profundis!) eine Rolle spielt, einer jener Nachkommen, deren Großväter alles an dem Roulette verspielt haben, deren Väter als Junker und Leutnants hatten dienen müssen und, was etwas Alltägliches ist, wegen einer unschuldigen Unterschlagung von öffentlichen Geldern als Angeklagte starben und deren Kinder, wie es mit dem Helden unserer Erzählung der Fall war, als Idioten aufwachsen oder auch vors Kriminalgericht kommen, wo sie aber zum Zwecke der Belehrung und Besserung von den Geschworenen freigesprochen werden; sie erlauben sich endlich auch irgendeine jener Anekdoten, die das Publikum verblüffen und unsere ohnehin schändliche Epoche noch mehr in Verruf bringen. Unser Erbe ist vor einem halben Jahr im Winter in ausländischen Gamaschen und in einem ungefütteten Mantel, vor Kälte zitternd, aus der Schweiz, wo er seine Idiotie kurieren wollte (sic!), nach Rußland zurückgekehrt. Man muß zugeben, daß er Glück hatte, so daß er, abgesehen von seiner interessanten Krankheit, die er in der Schweiz kurieren sollte (kann man denn Idiotie kurieren, man stelle sich nur vor?!), die Wahrheit des russischen Sprichwortes, daß eine gewisse Art von Menschen immer Glück hat, rechtfertigen konnte! Man urteile selbst: Nach dem Tode seines Vaters, wie es heißt, eines Obersten, der sich wegen des plötzlichen Verschwindens der gesamten Kompaniegeelder, die er im Kartenspiel verlor, und vielleicht auch wegen einer

zu großen Anzahl von Rutenstreichen, die er einem Untergebenen verabfolgen ließ (man muß ja an die alten Zeiten denken, meine Herrschaften!), vor dem Gericht zu verantworten hatte und unterdessen starb, blieb unser Baron als Säugling zurück und wurde von einem sehr reichen russischen Gutsbesitzer aus Gnade an Kindes Statt aufgenommen. Dieser russische Gutsbesitzer, nennen wir ihn P., hatte in der alten goldenen Zeit viertausend Seelen besessen (leibeigene Seelen! verstehen Sie diesen Ausdruck, meine Herrschaften? Ich verstehe ihn nicht. Man muß im Konversationslexikon nachschlagen, die Überlieferung ist neu und doch, man glaubt es kaum) und scheint einer jener russischen Tagediebe und Faulpelze gewesen zu sein, die ihr müßiges Leben im Ausland verbringen und sich im Sommer in den Kurorten und im Winter im Pariser Château des Fleurs aufhalten, wo sie seinerzeit unglaubliche Summen gelassen haben. Man kann mit Gewißheit sagen, daß wenigstens der dritte Teil der Pachtsummen der ganzen Leibeigenschaftsperiode von dem Eigentümer des Pariser Château des Fleurs eingesteckt worden ist. (Was für ein beneidenswerter Mensch!) Wie dem auch sei, jedenfalls erzog der sorglose P. den verwaisten Gutsherrnsohn in fürstlicher Weise und nahm für ihn Hofmeister und Gouvernanten an (die zweifellos hübsch waren), die er selbst aus Paris mitbrachte. Der Knabe, der letzte Sproß seines Stammes, blieb aber ein Idiot. Die Gouvernanten aus dem Château des Fleurs nützten nichts, und ihr Zögling konnte bis zum zwanzigsten Lebensjahr keine Sprache, auch nicht einmal die russische, sprechen. Das letztere ist übrigens verzeihlich. Endlich keimte in P.'s russischem Gutsbesitzerhirn der phantastische Gedanke auf, man könnte dem Idioten in der Schweiz Verstand beibringen; übrigens eine logische Idee: ein Müßiggänger und Rentier war imstande sich einzubilden, man könnte für Geld auf dem Markt, und besonders in der Schweiz, sogar Verstand kaufen. Die Kur bei einem berühmten Professor in der Schweiz dauerte fünf Jahre und verschlang viele Tausende: der Idiot wurde dabei natürlich nicht klüger, wurde aber, wie es heißt, dabei doch halbwegs menschlich, was zweifellos auch noch fraglich ist. Plötzlich stirbt P. ganz unerwartet. Es ist natürlich kein Testament da; die Vermögensverhältnisse sind in einem ganz chaotischen Zustand und es ist ein ganzer Haufen gieriger Erben vorhanden, die sich um die letzten Vertreter ihres Geschlechtes, deren Familienidiotie aus Gnade in der Schweiz behandelt wird, gar nicht mehr kümmern. Der Pflegling versuchte trotz seiner Idiotie seinen Professor zu betrügen und es gelang ihm, wie es heißt, sich zwei Jahre lang von ihm umsonst behandeln zu lassen, da er den Tod seines Wohltäters vor ihm geheimhielt. Der Professor war jedoch

selbst ein großer Scharlatan. Das lange Ausbleiben der Geldsendungen im Verein mit dem Appetit des fünfundzwanzigjährigen Pflegekindes erschreckte ihn endlich, und er expedierte ihn, nachdem er ihm seine alten Gamaschen und seinen abgetragenen Mantel geschenkt hatte, aus Barmherzigkeit dritter Klasse nach Rußland, um ihn aus der Schweiz loszuwerden. Das Glück schien sich nun von unserem Helden abgewendet zu haben. Es kam aber anders: Fortuna, die ganze Gouvernements ruhig den Hungertod sterben läßt, schüttete alle ihre Gaben auf einmal über den Aristokratenabkömmling aus, gleich ‚der Wolke‘ bei Krylow, die über dem dünnen Feld hinsegelt und sich in den Ozean ergießt. Fast in demselben Augenblick, als er aus der Schweiz nach Petersburg kam, starb ein Verwandter seiner Mutter (die natürlich dem Kaufmannsstande angehört hatte) in Moskau, ein alter, kinderloser, bärtiger Kaufmann und Sektierer, und ließ einige Millionen bar als unanfechtbare Erbschaft (das wäre auch uns ganz willkommen, nicht wahr, Leser?) unserem Baron zurück, der seine Idiotie in der Schweiz hatte behandeln lassen! Jetzt ging aber eine große Verwandlung vor. Um unseren Baron in Gamaschen, der zuerst einer bekannten ausgehaltenen Schönheit den Hof machte, versammelte sich plötzlich ein ganzer Haufen von Bekannten und Freunden, es fanden sich sogar Verwandte und vor allem ganze Rudel vornehmer Mädchen, die sich nach einer legitimen Ehe sehnten; was konnte es auch Verlockenderes geben: ein Aristokrat, ein Millionär und ein Idiot – also alle erforderlichen Eigenschaften – so ein Mann ist ja nicht einmal mit einer Laterne zu finden und auf Bestellung zu haben ...!“

„Das ... das ist doch aber ganz unbegreiflich ...“ rief Iwan Feodorowitsch im höchsten Grade der Empörung aus.

„Hören Sie auf, Kolja“, wandte sich der Fürst mit flehender Stimme an ihn.

Es ertönten von allen Seiten Ausrufe.

„Er soll lesen! Er soll trotz allem weiterlesen!“ befahl Lisaweta Prokofjewna, die sich mit außerordentlicher Anstrengung zu beherrschen schien. „Fürst! Wenn die Vorlesung unterbrochen wird, bin ich mit Ihnen böse.“

Es war nichts zu machen, und Kolja mußte, ganz erhitzt, rot und mit aufgeregter Stimme, fortfahren:

„Während unser neugebackener Millionär sich aber sozusagen auf dem Gipfel des Glückes befand, trat etwas ganz Unerwartetes ein. Eines schönen Tages erscheint bei ihm ein bescheiden und vornehm gekleideter Herr mit einem ruhigen und strengen Gesicht, mit höflicher, aber würdevoller und überzeugender Redeweise und sichtbar

fortschrittlicher Gedankenrichtung; er erklärt in ein paar Worten den Grund seines Besuches: er ist ein bekannter Advokat; er vertritt die Angelegenheiten eines jungen Mannes und kommt in dessen Namen. Dieser junge Mann ist niemand anders als der Sohn des verstorbenen P., obwohl er jetzt einen anderen Namen trägt. Der Wüstling P. hatte in der Jugend ein anständiges, armes Mädchen, das zum Hofgesinde gehörte, aber europäische Bildung genossen hatte, verführt (wobei natürlich auch die Herrenrechte der vergangenen Leibeigenschaftsperiode mitspielten), und als er die unausbleiblichen, baldigen Folgen des Verhältnisses sah, verheiratete er sie schnell mit einem selbständigen Menschen von edlem Charakter, der Beamter war und der das Mädchen schon lange liebte. Er unterstützte anfangs die Neuvermählten; die edle Denkungsweise des Mannes konnte sich mit dieser Hilfe aber nicht abfinden und dieselbe wurde nicht mehr angenommen. Es verging einige Zeit und P. vergaß nach und nach das Mädchen und seinen von ihr geborenen Sohn und starb später, ohne irgendwelche diesbezügliche Verfügungen getroffen zu haben. Sein Sohn, der unterdessen in legitimer Ehe und unter einem anderen Namen zur Welt kam und dank dem edlen Charakter des Mannes seiner Mutter von letzterem ganz wie sein Sohn behandelt wurde, blieb nach dem Tode seines Pflegevaters mit der kränkenden, lahmen Mutter, die in einem entlegenen Gouvernement lebte, völlig mittellos zurück; er selbst ernährte sich in der Hauptstadt durch angestrengte, ehrliche Arbeit, indem er bei Kaufleuten Stunden gab und sich auf diese Weise zuerst im Gymnasium und dann als Hörer der für ihn notwendigen Vorlesungen fortbrachte, immer das fernere Ziel im Auge behaltend. Kann man denn aber durch Stunden bei russischen Kaufleuten, die höchstens zehn Kopeken dafür zahlen, viel verdienen, besonders wenn man noch eine kranke, lahme Mutter im entlegenen Gouvernement hat, die ihn auch durch ihren endlichen Tod fast gar nicht entlastete! Jetzt bleibt die Frage offen: wie hätte unser Gutsherrnstämmeling gerechterweise handeln sollen? Der Leser glaubt natürlich, daß er sich folgendes gesagt hat: „Ich habe mein ganzes Leben P.'s Wohltaten genossen; meine Erziehung, meine Gouvernanten und das Kurieren meiner Idiotie in der Schweiz haben viele Tausende verschlungen: ich bin jetzt im Besitz von Millionen, während der an den Vergehen seines leichtsinnigen Vaters, der sich gar nicht um ihn kümmerte, ganz unschuldige Sohn des P. mit seinem edlen Charakter beim Stundengeben zugrunde geht. Alles das, was für mich verwendet wurde, hätte gerechterweise ihm zufließen sollen. Diese enormen Summen, die ich gekostet habe, gehörten ja eigentlich nicht mir. Das war nur ein Versehen der blinden Fortuna; sie waren

das Eigentum des Sohnes von P. Sie hätten ihm und nicht mir zugute kommen sollen; es war nur eine phantastische Laune des leichtsinnigen und vergeßlichen P. Wenn ich wirklich edel, taktvoll und gerecht wäre, hätte ich diesem Sohn die Hälfte meiner ganzen Erbschaft abtreten sollen, da ich aber vor allem ein umsichtiger Mensch bin und nur zu gut weiß, daß die Sache juristisch nicht in Betracht kommt, will ich ihm nicht die Hälfte meiner Millionen geben. Es wäre aber geradezu gemein und schamlos von mir (der Gutsherrnstämmeling vergaß, daß es auch nicht umsichtig wäre), wenn ich ihm jetzt nicht jene Tausende zurückerstatten würde, die P. für die Behandlung meiner Idiotie verausgabt hat. Das ist schon eine Forderung des Gewissens und der Gerechtigkeit. Denn was wäre aus mir geworden, wenn P. mich nicht an Kindes Statt angenommen, sondern statt dessen nur für seinen Sohn gesorgt hätte?

Aber nein, meine Herrschaften! Unsere Gutsherrnstämmelinge denken nicht so. Der Stämmeling blieb trotz aller Vorstellungen des Advokaten, der sich einzig aus Freundschaft und fast gegen den Willen des jungen Mannes für diesen verwendete, trotz allen Pochens desselben auf die Pflichten der Ehre, des Edelsinns, der Gerechtigkeit und sogar der einfachen Umsicht, unbeugsam, und was folgte nun? Das wäre noch alles nichts, jetzt kommt aber etwas, das ganz unverzeihlich und durch keinerlei interessante Krankheiten zu erklären ist: Dieser soeben erst in den Gamaschen seines Professors eingetroffene Millionär konnte nicht einmal begreifen, daß der junge Mann mit dem edlen Charakter, der sich durch Stundengeben umbrachte, nicht um Gnade und Unterstützung bat, sondern sein Recht und Eigentum forderte, wenn diese Forderung juristisch auch nicht anerkannt wird, und daß er es nicht einmal persönlich tat, sondern durch seine Freunde vertreten wurde. Er nahm mit feierlicher Gebärde, und sich an der Möglichkeit berauschend, die Menschen durch seine Millionen ungestraft vernichten zu können, einen Fünzfzigrubelschein aus der Tasche und hatte die Frechheit, ihn dem jungen Mann als Almosen zu schicken. Sie glauben es nicht, meine Herrschaften? Sie sind empört, verletzt, Sie stoßen einen Schrei der Entrüstung aus? Er hat es aber doch getan! Das Geld wurde ihm natürlich zurückerstattet und sozusagen ins Gesicht geschleudert. Wie soll die Angelegenheit aber erledigt werden? Da es keine juristische Sache ist, bleibt nur die Öffentlichkeit übrig! Wir teilen also diese Begebenheit dem Publikum mit, indem wir für deren Wahrheit bürgen.“

Als Kolja zu Ende gelesen hatte, übergab er das Blatt rasch dem Fürsten, stürzte, ohne ein Wort zu sagen, in eine Ecke, drückte sich ganz hinein und bedeckte sein Gesicht mit den Händen. Er schämte

sich so, daß er es kaum ertragen konnte, und sein kindliches Herz, das sich noch nicht an den Schmutz gewöhnt hatte, war über alle Maßen empört.

Auch alle übrigen schienen Ähnliches zu empfinden.

Die Mädchen fühlten sich sehr verletzt und schämten sich sehr. Lisaweta Prokofjewna hielt ihren großen Zorn zurück und bereute es vielleicht sehr, sich in die Sache hineingemischt zu haben; sie schwieg jetzt. Mit dem Fürsten ging das vor, was in solchen Fällen mit zu schüchternen Menschen oft zu geschehen pflegt: er schämte sich so sehr wegen der von den andern begangenen Handlung und genierte sich so für seine Gäste, daß er sie im ersten Augenblick nicht anzuschauen wagte. Ptizyn, Warja, Ganja und sogar Lebedew sahen alle ein wenig verlegen aus. Das Seltsamste dabei war, daß Ippolit und „Pawlistschews Sohn“ auch erstaunt zu sein schienen, während Lebedews Neffe geradezu ärgerlich war. Nur der Boxer saß mit sehr wichtiger Miene da und drehte sich, die Augen nicht aus Verlegenheit, sondern offenbar aus edler Bescheidenheit und zu starkem Triumphgefühl gesenkt, den Schnurrbart. Man sah ihm an, daß das Vorgelesene ihm außerordentlich gut gefallen hatte.

„Der Teufel weiß, was das heißen soll“, brummte Iwan Feodorowitsch halblaut, „es ist, als sei es von fünfzig Lakaien auf einmal geschrieben.“

„Gestatten Sie einmal die Frage, verehrter Herr, wieso Sie uns durch derartige Voraussetzungen beleidigen dürfen?“ fragte Ippolit, am ganzen Leibe zitternd.

„Das, das, das ist ja für einen anständigen Menschen . . . Sie müssen selbst zugeben, General, daß es für einen anständigen Menschen beleidigend ist!“ murmelte der Boxer auch, plötzlich zusammenzuckend, indem er sich den Schnurrbart drehte und die Schultern und den ganzen Körper bewegte.

„Erstens bin ich für Sie kein ‚verehrter Herr‘ und zweitens habe ich nicht die Absicht, Ihnen irgendwelche Erklärungen abzugeben“, antwortete Iwan Feodorowitsch sehr erregt und schroff, indem er sich von seinem Sitz erhob, ohne ein Wort zu sagen zum Ausgang der Terrasse ging und sich auf die erste Stufe stellte, den Anwesenden den Rücken zukehrend, und sich seiner Empörung über Lisaweta Prokofjewna hingab, die noch immer nicht an Fortgehen dachte.

„Meine Herrschaften, meine Herrschaften, gestatten Sie mir doch endlich zu Worte zu kommen“, rief der Fürst traurig und erregt, „tun Sie mir den Gefallen und lassen Sie uns so sprechen, daß wir einander verstehen. Ich will über das soeben Gehörte nichts sagen, lassen wir das; alles, was in dem Blatt steht, ist aber unwahr; ich sage das

darum, weil ja auch Sie selbst es wissen; man muß sich dessen schämen. Ich würde mich entschieden wundern, wenn jemand von Ihnen les geschrieben hätte.“

„Ich habe bis zu diesem Augenblick nichts davon gewußt“, erklärte Ippolit, „ich bin mit diesem Artikel nicht einverstanden.“

„Ich wußte zwar, daß er geschrieben wurde . . . ich hätte aber auch nicht zum Abdruck geraten, es ist noch zu früh“, fügte Lebedews Neffe hinzu.

„Ich wußte davon, ich habe aber das Recht . . . ich . . .“ brummte „Pawlistschews Sohn“.

„Wie! Sie haben das alles selbst erfunden?“ fragte der Fürst, Burdowskij neugierig anblickend. „Das kann doch nicht sein!“

„Wir können eigentlich Ihr Recht, derartige Fragen zu stellen, nicht anerkennen“, sprach Lebedews Neffe dazwischen.

„Ich habe mich ja nur darüber gewundert, daß Herr Burdowskij das fertiggebracht hat . . . ich möchte aber fragen, warum Sie vorher so beleidigt waren, als ich vor meinen Freunden von derselben Sache zu sprechen begann, die Sie ja schon der Öffentlichkeit preisgegeben hatten?“

„Endlich!“ murmelte Lisaweta Prokofjewna entrüstet.

„Sie haben auch vergessen, Fürst“, sagte Lebedew, der sich nicht mehr beherrschen konnte und wie im Fieber zwischen den Sesseln hervorglitt, „Sie haben vergessen, daß es nur Ihrem freien Wunsche und der beispiellosen Güte Ihres Herzens zu danken ist, daß Sie diese Leute empfangen und angehört haben und daß die keinerlei Recht hatten, es zu fordern, um so mehr, als Sie die Angelegenheit schon Gawrila Ardalionowitsch übertragen haben, was ja auch nur auf Ihre außerordentliche Güte zurückzuführen ist. Durchlauchtigster Fürst, Sie befinden sich jetzt in Ihrem auserlesenen Freundeskreis und werden eine solche Gesellschaft nicht dieser Herren wegen verlassen. Sie könnten ja alle diese Herrschaften sofort die Treppe hinabbefördern, und ich, als Hausbesitzer, wäre sogar außerordentlich froh . . .“

„Das ist sehr richtig!“ donnerte General Iwolgin plötzlich aus der Tiefe des Zimmers.

„Genug, Lebedew, genug, genug“, wollte der Fürst beginnen, doch ein ganzer Entrüstungsturm übertönte seine Worte.

„Nein, entschuldigen Sie, Fürst, entschuldigen Sie, das genügt jetzt nicht mehr!“ überschrie Lebedews Neffe fast alle übrigen. „Jetzt muß die Sache genau und klar besprochen werden, denn sie wird offenbar mißverstanden. Es sind juristische Spitzfindigkeiten mit unterlaufen, auf Grund welcher man uns die Treppe hinabzuwerfen droht! Ja, halten Sie uns denn wirklich für solche Dummköpfe, Fürst, daß Sie

glauben, wir selbst wüßten nicht, wie ganz unjuristisch das alles ist, und daß wir vom juristischen und gesetzlichen Standpunkt aus Ihnen auch nicht einen Rubel abzuverlangen berechtigt sind? Wir wissen aber, wenn wir auch kein juristisches Recht haben, daß es doch ein natürliches, menschliches Recht gibt, das Recht des gesunden Verstandes und der Stimme des Gewissens, und wenn dieses Recht auch in keinem verwitterten menschlichen Kodex steht, so ist ein edler und anständiger, also auch ein vernünftiger Mensch doch verpflichtet, selbst in den im Kodex nicht enthaltenen Punkten edel und ehrlich zu bleiben. Darum sind wir ja auch gekommen, ohne uns davor zu fürchten, die Treppen hinabgeworfen zu werden (wie Sie es uns soeben angedroht haben), weil wir nicht bitten, sondern fordern und weil unser Besuch zu einer so späten Stunde unschicklich ist (obwohl wir ja gar nicht so spät gekommen sind, sondern Sie haben uns nur so lange in der Gesindestube warten lassen); ich wiederhole, daß wir, ohne uns zu fürchten, gekommen sind, weil wir voraussetzten, Sie wären ein Mensch mit Vernunft, also auch mit Ehre und Gewissen. Ja, es ist wahr, wir sind nicht demütig, nicht als Speichellecker und Bittsteller, sondern mit erhobenem Kopf, als freie Menschen, und durchaus nicht mit einer Bitte, sondern mit einer freien und stolzen Forderung gekommen (hören Sie: nicht mit einer Bitte, sondern mit einer Forderung, merken Sie sich das). Wir richten an Sie nun voll Würde die direkte Frage: Halten Sie sich in Burdowskijs Sache im Recht oder im Unrecht? Erkennen Sie es an, daß Pawlistschew Ihr Wohltäter war, und Sie vielleicht sogar vor dem Tode gerettet hat? Wenn Sie das anerkennen (was ja mit Sicherheit anzunehmen ist), beabsichtigen Sie und halten Sie es für gerecht, jetzt, wo Sie selbst im Besitz von Millionen sind, Pawlistschews bedürftigen Sohn zu versorgen, wenn er auch den Namen Burdowskij trägt? Ja oder nein? Wenn Sie ja sagen, wenn in Ihnen, mit anderen Worten, das vorhanden ist, was Sie in Ihrer Sprache Ehre und Gewissen nennen, was wir aber genauer als gesunden Verstand bezeichnen, müssen Sie unsere Forderungen erfüllen und die Sache ist erledigt. Tun Sie es, ohne daß wir bitten oder uns bedanken; erwarten Sie das nicht von uns, denn Sie tun es aus Gerechtigkeitsgefühl und nicht unseretwegen. Wenn Sie unsere Forderung aber nicht erfüllen wollen, das heißt, wenn Sie nein antworten, gehen wir gleich, und die Sache ist zu Ende; dann sagen wir Ihnen aber vor allen Ihren Zeugen ins Gesicht, daß Sie ein Mensch von grobem Verstande sind und auf einer tiefen Entwicklungsstufe stehen; daß Sie es nicht wagen dürfen, in Zukunft einen Anspruch auf Ehre und Gewissen zu erheben, daß Sie kein Recht darauf haben, und daß dieses Recht nicht so wohlfeil zu erkaufen ist. Ich bin zu

Ende. Ich habe an Sie die Frage gerichtet. Jagen Sie uns also jetzt die Treppe herab, wenn Sie den Mut dazu haben. Sie können es tun, Sie haben die Macht dazu. Denken Sie aber daran, daß wir doch fordern und nicht bitten. Wir fordern, aber wir bitten nicht ...“

Lebedews Neffe, der sich in großen Eifer hineingeredet hatte, verstummte.

„Wir fordern, wir fordern, wir fordern und bitten nicht ...!“ murmelte Burdowskij, rot wie ein Krebs.

Die Worte von Lebedews Neffen riefen eine allgemeine Bewegung hervor, es machte sich selbst einiges Murren bemerkbar, trotzdem alle Anwesenden, mit Ausnahme des gleichsam fiebernden Lebedew, sichtlich jede Einmischung vermieden. (Lebedew, der doch für den Fürsten Partei nahm, schien jetzt seltsamerweise nach der Rede seines Neffen eine gewisse Befriedigung seines Familienstolzes zu empfinden; er sah sich jedenfalls mit selbstbewußter Miene unter den Anwesenden um.)

„Meiner Ansicht nach“, begann der Fürst ziemlich leise, „meiner Ansicht nach haben Sie, Herr Doktorenko, mit allem, was Sie jetzt gesagt haben, teilweise ganz recht, ich will selbst zugeben, daß es bei weitem der größere Teil ist, und ich wäre mit Ihnen vollkommen einverstanden, wenn Sie in Ihren Auslassungen nicht etwas vergessen hätten. Ich bin nicht in der Lage, Sie genau darauf hinzuweisen, was Sie eigentlich übergangen haben. Ihren Worten fehlt aber entschieden etwas, um sie ganz gerecht erscheinen zu lassen. Wenden wir uns nun der Sache selbst zu. Meine Herren, sagen Sie jetzt, warum Sie diesen Artikel abgedruckt haben? Jedes Wort darin ist ja Verleumdung, so daß Sie, meine Herren, damit, meiner Ansicht nach, eine Gemeinheit begangen haben.“

„Erlauben Sie ...!“

„Verehrter Herr ...!“

„Das ... das ... das ...“ hörte man die erregten Gäste auf einmal an allen Ecken ausrufen.

„Was den Artikel anbelangt“, fiel jetzt Ippolit mit seiner quiet-schenden Stimme ein, „was den Artikel anbelangt, so habe ich Ihnen schon gesagt, daß ich und die anderen ihn nicht gutheißen! Er wurde von dem da geschrieben (er wies auf den neben ihm sitzenden Boxer hin), ich gebe zu, daß er ihn unanständig, unliterarisch und in einem Stil geschrieben hat, wie ihn eben pensionierte Offiziere an sich haben. Er ist dumm und überdies nur auf seinen Vorteil bedacht, das gebe ich zu und sage es ihm täglich ins Gesicht, er war aber doch gewissermaßen in seinem Recht: die Öffentlichkeit ist jedermanns und folglich auch Burdowskij's gesetzliche Zuflucht. Seine Dummheiten soll er aber selbst verantworten. Was jedoch die Tatsache anbelangt, daß

ich vorher im Namen von uns allen gegen die Anwesenheit Ihrer Freunde protestiert habe, so halte ich es für notwendig, Ihnen, verehrte Anwesende, zu erklären, daß ich nur deshalb protestiert habe, um auf unsere Rechte hinzuweisen, im Grunde aber wünschen wir sogar, daß Zeugen dabei sind, und wir haben uns alle vier vorher, noch bevor wir hier eintraten, darüber geeinigt. Es ist uns ganz gleich, wer diese Zeugen sind, selbst wenn es Ihre Freunde sind; da Burdowskijs Recht von niemand geleugnet werden kann (es muß einem jeden klar und mathematisch richtig erscheinen), ist es sogar noch besser, wenn diese Zeugen Ihre Freunde sind; die Wahrheit wird dadurch noch offenkundiger an den Tag treten.“

„Es ist wahr, wir haben uns damit einverstanden erklärt“, bestätigte Lebedews Nefte.

„Wenn Sie es wollten, warum ist also dann gleich bei den ersten Worten ein solcher Lärm und ein solches Geschrei entstanden!“ fragte der Fürst erstaunt.

„Was aber den Artikel betrifft“, bemerkte der Boxer, der sichtbar gerne etwas sagen wollte und sich angenehm angeregt fühlte (man konnte wohl annehmen, daß die Anwesenheit der Damen auf ihn stark einwirkte), „was den Artikel betrifft, so muß ich gestehen, daß ich tatsächlich dessen Autor bin, trotzdem mein kränklicher Freund, dem ich in Anbetracht seiner Schwäche alles zu verzeihen gewohnt bin, ihn soeben auch kritisiert hat. Ich habe ihn also verfaßt und habe ihn in der Zeitschrift meines aufrichtigen Freundes in Form einer Korrespondenz abdrucken lassen. Ich habe den Artikel Burdowskijs nur teilweise vorgelesen und habe sofort seine Einwilligung, denselben drucken zu lassen, erlangt. Sie müssen aber zugeben, daß ich ihn auch ohne seine Einwilligung hätte veröffentlichen können. Die Öffentlichkeit ist ein allgemeines, edles und wohltuendes Recht. Ich hoffe, Fürst, daß Sie selbst fortgeschritten genug sind, um das nicht in Abrede zu stellen . . .“

„Ich will nichts in Abrede stellen, Sie müssen aber zugeben, daß in Ihrem Artikel . . .“

„Sie wollen sagen, daß er schroff ist? Sie müssen doch aber einsehen, daß das zum Nutzen der Allgemeinheit geschieht, und kann man denn etwas so Herausforderndes unbenutzt lassen? Um so schlimmer für die Schuldigen, das allgemeine Wohl geht allem anderen vor. Was aber einige Ungenauigkeiten und sogenannte Hyperbeln anbelangt, so müssen Sie doch anerkennen, daß das Ziel und die Absicht das Wichtigste sind; das gute Beispiel ist die Hauptsache, die Privatangelegenheiten kommen erst in zweiter Linie in Betracht, und dann handelt es sich hier vor allem um den Stil, es ist eine Aufgabe für

einen Humoristen, und endlich schreiben ja alle so, Sie müssen es doch selbst zugeben! Haha!“

„Das ist aber eine ganz falsche Taktik! Ich versichere Ihnen, meine Herren“, rief der Fürst aus, „daß Sie den Artikel unter der Voraussetzung geschrieben haben, daß ich durchaus nicht einwilligen würde, Herrn Burdowskij zufriedenzustellen und daß man mich also erschrecken und sich an mir irgendwie rächen müßte. Weshalb waren Sie Ihrer Sache aber so gewiß; und wie, wenn ich Herrn Burdowskij's Forderungen zu erfüllen beschlossen habe? Ich erkläre Ihnen jetzt offen vor allen, daß ich dieselben erfüllen werde...“

„Endlich ein kluges und edles Wort eines klugen und höchst edlen Menschen!“ verkündete der Boxer.

„O Gott!“ rief Lisaweta Prokofjewna aus.

„Das ist unerträglich!“ murmelte der General.

„Erlauben Sie, meine Herrschaften, erlauben Sie, daß ich die Sache erkläre“ flehte der Fürst. „Vor fünf Wochen etwa erschien bei mir in S. Ihr Vertreter und Rechtsfreund Tschebarow, Herr Burdowskij. Sie haben ihn in Ihrem Artikel sehr schmeichelhaft dargestellt, Herr Keller“, sagte der Fürst, sich plötzlich lachend an den Boxer wendend, „er hat mir aber gar nicht gefallen. Ich habe gleich beim erstenmal begriffen, daß dieser Herr Tschebarow, offen gesagt, die Hauptperson ist und daß er Sie, Herr Burdowskij, vielleicht aufgehetzt hat, das Ganze in Szene zu setzen, indem er Ihre Unerfahrenheit ausnützte.“

„Sie haben kein Recht... ich bin... nicht unerfahren“, brummte Burdowskij aufgeregt.

„Sie haben kein Recht, derlei Voraussetzungen zu machen“, nahm ihn Lebedew's Neffe plötzlich in Schutz.

„Das ist höchst verletzend“, quietschte Ippolit, „es ist eine beleidigende, falsche und nicht zur Sache gehörige Annahme.“

„Entschuldigen Sie, meine Herren, entschuldigen Sie“, sagte der Fürst rasch, „ich bitte um Entschuldigung; ich habe es deshalb gesagt, weil ich mir gedacht habe, es wäre am besten, miteinander ganz aufrichtig zu sein; aber wie Sie wünschen. Ich habe Tschebarow gesagt, ich würde, da ich mich nicht in Petersburg befinde, meinen Freund sofort bevollmächtigen, diese Angelegenheit zu erledigen, und ich würde Sie, Herr Burdowskij, von den Ergebnissen rechtzeitig benachrichtigen. Ich will Ihnen geradeheraus sagen, meine Herren, daß die Sache mir dank der Teilnahme dieses Tschebarow durchaus betrügerisch erschien... Fühlen Sie sich nicht beleidigt, meine Herren! Tun Sie es um Gottes willen nicht“, rief der Fürst erschrocken aus, als er Burdowskij's Aufregung, die sich wieder äußern wollte und die protestierende Haltung seiner Freunde bemerkte, „das kann doch

nicht auf Sie persönlich gemünzt sein, wenn ich sage, daß ich die Sache für einen Betrug hielt! Ich habe damals ja niemanden von Ihnen persönlich gekannt und habe nicht einmal Ihre Namen gewußt; ich habe nur nach Tschebarow geurteilt; ich sage das im allgemeinen, denn . . . Sie wissen nicht, wie furchtbar man mich betrogen hat, seitdem ich die Erbschaft erhalten habe!“

„Fürst, Sie sind furchtbar naiv“, bemerkte Lebedews Neffe spöttisch.

„Sie sind eben ein Fürst und Millionär! Sie können trotz Ihres guten und einfältigen Herzens dem allgemeinen Gesetz natürlich doch nicht entgehen“, erklärte Ippolit.

„Vielleicht, das ist sehr möglich“, sagte der Fürst eilig, „wenn ich auch nicht verstehe, von welchem allgemeinen Gesetz Sie sprechen; ich will aber fortfahren, fühlen Sie sich nur nicht unnützerweise beleidigt; ich schwöre, daß ich auch nicht den geringsten Wunsch habe, Sie zu verletzen. Was soll das denn bedeuten, meine Herren! Man kann ja kein einziges aufrichtiges Wort sagen, ohne daß Sie sofort beleidigt sind! Es hat mich vor allem sehr verblüfft, daß ein Sohn von Pawlistschew existiert und sich in einer so furchtbaren Lage befindet, wie Tschebarow es mir dargestellt hat. Pawlistschew ist mein Wohltäter und der Freund meines Vaters. (Ach, warum haben Sie in Ihrem Artikel eine solche Unwahrheit über meinen Vater geschrieben, Herr Keller? Es kann von keinerlei Veruntreuung von Kompaniegeldern oder von schlechter Behandlung der Untergebenen die Rede sein, ich bin davon vollkommen überzeugt; wie haben Sie eine solche Verleumdung nur eigenhändig niederschreiben können?) Das, was von Pawlistschew drinsteht, ist geradezu himmelschreiend. Sie nennen diesen hochedlen Menschen so kühn und mit einer solchen Sicherheit leichtsinnig und einen Wüstling, als ob Sie wirklich die Wahrheit sagten, dabei ist es aber der keuscheste Mensch von der Welt gewesen! Er war auch ein bemerkenswerter Gelehrter; er hat mit vielen in der wissenschaftlichen Welt geachteten Menschen korrespondiert und hat der Wissenschaft viel Geld geopfert. Was aber sein gutes Herz und seine guten Taten betrifft, haben Sie ganz recht gehabt: ich bin damals fast ein Idiot gewesen und habe nichts verstanden (wenn ich die russische Sprache auch beherrscht habe), ich kann aber doch alles, woran ich mich erinnere, jetzt abschätzen . . .“

„Erlauben Sie“, quietschte Ippolit, „ist das nicht zu gefühlvoll? Wir sind keine Kinder. Sie wollten bei der Sache bleiben, denken Sie daran, daß es bald zehn Uhr ist.“

„Bitte, bitte, meine Herren“, gab der Fürst sogleich nach. „Ich entschied nach der ersten Anwandlung von Mißtrauen, ich könne mich irren und Pawlistschew könnte tatsächlich einen Sohn haben. Es machte

mich nur furchtbar betroffen, daß dieser Sohn das Geheimnis seiner Geburt so leicht, ich will sagen, so öffentlich preisgibt und, was die Hauptsache ist, seine Mutter bloßstellt. Denn Tschebarow wollte mir schon damals durch die Veröffentlichung der Sache Angst einjagen..."

„Welch ein Unsinn!“ rief Lebedews Neffe aus.

„Sie haben kein Recht... Sie haben kein Recht!“ rief Burdowskij aus.

„Der Sohn ist für die schlechten Handlungen des Vaters nicht verantwortlich, und es trifft auch die Mutter keine Schuld..." kreischte Ippolit eifrig.

„Um so mehr sollte sie, glaube ich, geschont werden..." sagte der Fürst schüchtern.

„Sie sind nicht nur naiv, Fürst, sondern scheinbar noch etwas schlimmeres“, erwiderte Lebedews Neffe boshaft lächelnd.

„Und welches Recht haben Sie nur...!“ piepste Ippolit mit ganz unnatürlicher Stimme.

„Gar keines, nicht das geringste!“ unterbrach ihn eilig der Fürst. „Das ist wahr, ich muß es gestehen, das war aber ganz unwillkürlich, und ich habe mir gleich damals gesagt, daß meine persönlichen Gefühle die Sache nicht beeinflussen dürften, denn wenn ich mich selbst für verpflichtet hielte, Herrn Burdowskij's Forderungen auf Grund meiner Gefühle Pawlistschew gegenüber zu erfüllen, muß ich diese meine Absicht in jedem Fall ausführen, ohne in Betracht zu ziehen, ob ich Herrn Burdowskij achte oder nicht. Ich habe das nur deshalb erwähnt, meine Herren, weil es mir doch unnatürlich vorkam, daß ein Sohn das Geheimnis seiner Mutter so öffentlich preisgibt... Ich bin hauptsächlich auf Grund dieser Tatsache zu der Überzeugung gekommen, daß Tschebarow eine Kanaille sein muß und Herrn Burdowskij sicher durch Betrug zu einem solchen Schwindel aufgehetzt hat.“

„Das ist aber unerträglich!“ riefen die Gäste aus, indem einige sogar von ihren Sitzen aufsprangen.

„Meine Herren! Ich bin daher zu der Ansicht gekommen, daß der unglückliche Herr Burdowskij ein vertrauensseliger, schutzloser Mensch ist, der leicht von Betrügern beeinflusst wird, ich bin also um so mehr verpflichtet, ihm, als ‚Pawlistschews Sohn‘, zu helfen, erstens durch Widerstand gegen Herrn Tschebarow, zweitens durch meine Freundschaft und Ergebenheit, um ihn zu leiten, und drittens durch die Verfügung, ihm zehntausend Rubel zu überweisen, das heißt alles, was Pawlistschew meiner Berechnung nach für mich verausgabt haben konnte..."

„Wie! Nur zehntausend Rubel!“ schrie Ippolit.

„Sie sind im Rechnen nicht sehr stark, Fürst, oder vielleicht zu stark, wenn Sie auch Einfalt heucheln!“ rief Lebedews Neffe aus.

„Ich bin mit zehntausend Rubeln nicht einverstanden“, sagte Burdowskij.

„Antip! Nimm es“, flüsterte ihm der Boxer, sich von rückwärts über Ippolits Stuhllehne herabbeugend, rasch und allen vernehmbar zu, „nimm es, das übrige wird sich dann schon finden!“

„Hö-ren Sie mal, Herr Myschkin“, quietschte Ippolit, „begreifen Sie denn nicht, daß wir keine Narren und nicht solche gemeinen Dummköpfe sind wie Ihre Gäste und die Damen, die uns so entrüstet zulächeln, anzunehmen scheinen, besonders aber dieser hochfeudale Herr“ (er wies auf Jewgenij Pawlowitsch hin), „den ich natürlich nicht die Ehre zu kennen habe, von dem ich aber einiges gehört zu haben glaube . . .“

„Erlauben Sie, meine Herren, Sie haben mich wieder mißverstanden!“ wandte sich der Fürst erregt an sie. „Erstens haben Sie, Herr Keller, in Ihrem Artikel mein Vermögen sehr ungenau angegeben: ich habe keine Millionen erhalten, ich besitze vielleicht nur den achten oder zehnten Teil dessen, was Sie bei mir voraussetzen; zweitens wurden für mich in der Schweiz gar nicht so viele Tausende ausgegeben: Schneider bekam sechshundert Rubel jährlich, und auch das nur in den ersten drei Jahren, Pawlistschew hat auch niemals hübsche Gouvernanten aus Paris gebracht; das ist wieder eine Verleumdung. Meiner Meinung nach sind für mich sehr viel weniger als zehntausend Rubel verausgabt worden, ich habe aber doch die Summe von zehntausend Rubel dafür bestimmt, und Sie müssen selbst zugeben, daß ich bei der Abtragung einer Schuld Herrn Burdowskij, selbst wenn er mir sehr teuer wäre, schon aus bloßem Taktgefühl nicht mehr anbieten könnte, und zwar gerade deshalb nicht, weil ich ihm eine Schuld zurückerstatte und kein Almosen gebe. Ich begreife nicht, warum Sie das nicht einsehen, meine Herren! Ich wollte das alles aber später durch meine Freundschaft und rege Teilnahme am Schicksal des unglücklichen und offenbar betrogenen Herrn Burdowskij ersetzen, denn er hätte sich aus eigenem Antrieb, ohne beeinflußt zu werden, nicht zu einer Gemeinheit entschlossen, wie es zum Beispiel die heutigen Auslassungen des Herrn Keller in dem Artikel über seine Mutter sind . . . Warum wollen Sie sich schon wieder empören! Wir werden einander schließlich gar nicht mehr verstehen, meine Herren! Ich bin ja im Recht. Ich habe mich jetzt mit meinen eigenen Augen davon überzeugt, daß meine Annahme richtig war“, sprach der Fürst eindringlich weiter, um die Gemüter zu beruhigen und ohne zu merken, daß er die Erregung nur steigerte.

„Wie? Wovon haben Sie sich überzeugt?“ fiel man fast wütend über ihn her.

„Aber, erlauben Sie, erstens habe ich Zeit gehabt, Herrn Burdowskij selbst kennenzulernen, ich weiß jetzt genau, wie er ist . . . Er ist ein unschuldiger Mensch, der von allen betrogen wird! Ein schutzloser Mensch . . . Deshalb muß ich ihn auch schonen, und zweitens hat mir Gawrila Ardalionowitsch, dem ich diese Angelegenheit übertragen habe und von dem ich lange ohne Nachricht blieb, weil er verreist war und dann drei Tage lang in Petersburg krank lag, jetzt eben, vor kaum einer Stunde, bei unserem ersten Wiedersehen mitgeteilt, er habe alle Absichten Tschebarows durchschaut und Beweise dafür erbracht, daß Tschebarow tatsächlich das sei, wofür ich ihn hielt. Ich weiß ja, meine Herren, daß viele mich für einen Idioten halten und Tschebarow glaubte nun, weil ich im Rufe stehe, sehr leicht Geld auszugeben, mich im Handumdrehen betrügen zu können, wobei er auf meine Gefühle Pawlistschew gegenüber rechnete. Die Hauptsache ist aber die, hören Sie mich an, meine Herren, die Hauptsache ist die, daß es sich jetzt erweist, daß Herr Burdowskij gar nicht Pawlistschews Sohn ist! Gawrila Ardalionowitsch hat es mir soeben mitgeteilt und versichert, positive Beweise dafür zu besitzen. Was sagen Sie nun dazu? Das ist ja nach alledem, was Sie angestellt haben, kaum zu glauben! Haben Sie gehört: er hat positive Beweise! Ich glaube es nicht, ich glaube es noch selbst nicht, ich versichere Sie; ich zweifle daran, weil Gawrila Ardalionowitsch noch nicht Zeit hatte, mir alle Einzelheiten mitzuteilen; daß Tschebarow aber ein Lump ist, steht mir jetzt schon ganz fest! Er hat den armen Herrn Burdowskij und Sie alle, meine Herren, die Sie so edelmütig waren, Ihren Freund zu unterstützen (da er dessen wohl bedarf, ich verstehe das ja!), er hat Sie alle betrogen und in eine Schwindelaffäre hineinverwickelt, denn das alles ist ja nur Schwindel und Betrug!“

„Wieso Betrug . . .! Wieso ist er nicht Pawlistschews Sohn . . .? Wie ist das möglich . . .!“ rief man von allen Seiten aus. Burdowskijs ganzes Gefolge befand sich in einer unbeschreiblichen Erregung.

„Ja, gewiß ist das Betrug! Wenn es sich jetzt erweisen sollte, daß Herr Burdowskij nicht Pawlistschews Sohn ist, ist seine Forderung doch geradezu betrügerisch (natürlich vorausgesetzt, daß er die Wahrheit weiß!). Die Sache ist aber die, daß man ihn betrogen hat, darum bestehe ich ja so darauf, ihn zu rechtfertigen; darum sage ich ja auch, daß er bedauernswert ist und in seiner Arglosigkeit eine Stütze braucht; sonst würde aus der Sache hervorgehen, daß auch er ein Schwindler ist!“

Ich bin aber fest überzeugt, daß er nichts davon weiß! Ich habe mich vor der Abreise in die Schweiz auch in einem solchen Zustand befunden und habe ebenso zusammenhanglose Worte gelallt, – man

will etwas sagen und kann es nicht... Ich verstehe das; ich kann ihm das sehr nachfühlen, weil ich selbst fast ebenso bin und also das Recht habe, es zu sagen! Ich ändere meinen Entschluß aber doch nicht, obwohl von keinem Sohn von Pawlistschew mehr die Rede ist und das alles sich als Mystifikation erweist; ich bin bereit, die zehntausend Rubel dem Andenken an Pawlistschew zu opfern. Ich wollte dieses Geld, bevor Herrn Burdowskijs Forderung kam, für eine der Erinnerung an Pawlistschew gewidmete Schule verwenden, es ist ja aber dasselbe, wenn Herr Burdowskij das Geld bekommt, denn wenn er auch nicht Herrn Pawlistschews Sohn ist, ist er doch fast dessen Sohn, da man ihn ja so boshaft betrogen hat, daß er sich selbst aufrichtig für Pawlistschews Sohn gehalten hat! Meine Herren, hören Sie also jetzt Gawrila Ardalionowitschs Mitteilungen an, damit die Sache erledigt ist, und seien Sie nicht böse und aufgeregt. Setzen Sie sich! Gawrila Ardalionowitsch wird uns das alles gleich erklären, und ich muß gestehen, daß ich selbst sehr gerne alle Einzelheiten erfahren möchte. Er hat mir erzählt, daß er sogar nach Pskow zu Ihrer Mutter gereist ist, die gar nicht gestorben ist, Herr Burdowskij, wie man Sie in dem Artikel schreiben ließ... Nehmen Sie Platz, meine Herren, nehmen Sie Platz!“

Der Fürst setzte sich und brachte auch die herumstehenden Freunde des Herrn Burdowskij dazu, sich wieder zu setzen. Er hatte während der letzten zehn, zwanzig Minuten aufgeregt, laut, ungeduldig und rasch gesprochen, er hatte sich hinreißen lassen, sich durchaus Gehör zu erzwingen und die andern zu überschreien und mußte später einige ihm entschlüpfte Worte und Annahmen bitter bereuen. Wenn man ihn nicht so gereizt und zum Äußersten getrieben hätte, würde er es sich nicht erlaubt haben, manche seiner Voraussetzungen so unverhüllt und eilig zu äußern und so offenherzig zu sein. Sowie er sich niedersetzte, stieg in seinem Herzen ein schmerzliches, brennendes Gefühl der Reue auf: nicht genug, daß er Burdowskij dadurch beleidigt hatte, daß er in ihm vor allen Anwesenden jene Krankheit voraussetzte, wegen der er sich selbst in der Schweiz behandeln ließ, hatte er ihm auch das Angebot der zehntausend Rubel, die er ursprünglich für eine Schule verwenden wollte, seiner Ansicht nach grob und unvorsichtig wie ein Almosen gemacht, und zwar hauptsächlich dadurch, daß er davon vor den anderen laut gesprochen hatte. „Ich hätte abwarten und es ihm morgen unter vier Augen anbieten sollen“, fiel es dem Fürsten sogleich ein, „jetzt läßt es sich aber wohl nicht mehr gutmachen! Ja, ich bin ein Idiot, ein echter Idiot!“ entschied er im stillen, in einem Anfall von Scham und außerordentlicher Betrübniß.

Gawrila Ardalionowitsch, der sich bisher abseits gehalten und beharrlich geschwiegen hatte, war unterdessen auf die Aufforderung des Fürsten hin vorgetreten, blieb neben ihm stehen und begann über die ihm vom Fürsten zur Erledigung übergebene Angelegenheit ruhig und deutlich Bericht zu erstatten. Alle Gespräche verstummten augenblicklich. Alle hörten mit außerordentlicher Neugierde zu, besonders aber Burdowskijs ganzes Gefolge.

9

„Sie werden natürlich nicht leugnen“, begann Gawrila Ardalionowitsch, sich direkt an den ihm mit größter Aufmerksamkeit zuhörenden Burdowski wendend, der ihn vor Staunen anglotzte und sich offenbar in großer Verwirrung befand, „Sie werden und wollen es ja auch natürlich gar nicht ernstlich leugnen, daß Sie genau nach zwei Jahren der legitimen Ehe Ihrer verehrten Mutter mit dem Kollegiensekretär Burdowski, Ihrem Vater, zur Welt kamen. Der Zeitpunkt Ihrer Geburt kann nur zu leicht festgestellt werden, so daß die für Sie und für Ihre Mutter so verletzende Entstellung dieser Tatsache in dem Artikel allein durch die reiche Phantasie des Herrn Keller zu erklären ist, der dadurch die Unanfechtbarkeit Ihrer Rechte zu erhöhen und auf diese Weise Ihre Interessen zu fördern hoffte. Herr Keller sagt, er hätte Ihnen den Artikel nur teilweise vorher vorgelesen . . . er hat Ihnen diese Stelle also zweifellos nicht mitgeteilt . . .“

„Das ist wirklich wahr, ich habe sie ihm nicht vorgelesen“, unterbrach ihn der Boxer, „alle Tatsachen sind mir aber von einer glaubwürdigen Person mitgeteilt worden, und ich . . .“

„Verzeihen Sie, Herr Keller“, fiel ihm Gawrila Ardalionowitsch ins Wort, „lassen Sie mich weitersprechen. Ich kann Ihnen versichern, daß auch Ihr Artikel noch an die Reihe kommt, dann werden Sie Ihre diesbezüglichen Erklärungen abgeben können, jetzt wollen wir aber bei der Sache bleiben. Ich bin durch die Mithilfe meiner Schwester Warwara Ardalionowna Ptizyna ganz zufällig in den Besitz eines im Besitz ihrer intimen Freundin Wera Alexejewna Subkowa, einer verwitweten Gutsbesitzerin, befindlichen Briefes gelangt, den sie vor vierundzwanzig Jahren von Nikolaj Alexejewitsch Pawlistschew aus dem Ausland erhalten hat. Nachdem ich Wera Alexejewna gesprochen hatte, wandte ich mich auf ihren Rat an den pensionierten Oberst Timofej Feodorowitsch Wiasowkin, einen entfernten Verwandten Pawlistschews, der mit diesem seinerzeit befreundet war. Es ist mir gelungen, mir durch ihn noch zwei Briefe Pawlistschews zu verschaffen, die ebenfalls im Ausland geschrieben sind. Aus diesen drei Briefen, aus deren Daten und den darin mitgeteilten Tatsachen, folgt mit

mathematischer Genauigkeit, ohne jede Möglichkeit einer Entgegnung oder auch nur eines Zweifels, daß Pawlistschew damals, genau anderhalb Jahre vor Ihrer Geburt, Herr Burdowskij, ins Ausland gereist ist. Ihre Mutter hat, wie es Ihnen bekannt ist, Rußland nie verlassen. Ich werde diese Briefe jetzt hier nicht vorlesen. Es ist schon zu spät dafür; ich will nur auf jeden Fall deren Vorhandensein erwähnen. Wenn es Ihnen, Herr Burdowskij, aber beliebt, gleich morgen früh zu mir zu kommen und Ihre Zeugen (in jeder von Ihnen gewünschten Anzahl) ebenso wie auch Sachverständige zur Vergleichen der Schrift mitzubringen, zweifle ich nicht im entferntesten daran, daß Sie nicht umhin können werden, sich von der handgreiflichen Wahrheit der von mir mitgeteilten Tatsachen zu überzeugen. Wenn das aber der Fall ist, wird die ganze Angelegenheit gegenstandslos und ist von selbst erledigt.“

Es folgte wieder allgemeine Bewegung und tiefe Aufregung. Burdowskij sprang plötzlich von seinem Sitz auf.

„Wenn es so ist, bin ich betrogen worden, ja, dann hat man mich betrogen, es war aber nicht Tschebarow, sondern es war schon vor langer, langer Zeit; ich will keine Sachverständigen und keine Beise; ich glaube es auch so, ich verzichte . . . ich will keine zehntausend Rubel . . . Leben Sie wohl!“

Er nahm seinen Hut und schob den Sessel beiseite, um zu gehen.

„Wenn Sie irgend können, bleiben Sie bitte noch fünf Minuten hier, Herr Burdowskij“, hielt ihn Gawrila Ardalionowitsch leise und liebenswürdig zurück. „Es spielen in dieser Affäre noch einige außerordentlich wichtige Umstände eine Rolle, die Ihnen besonders interessant sein dürften. Sie müßten dieselben, meiner Ansicht nach, erfahren, und es wird wohl Ihnen selbst angenehmer sein, wenn die Sache ganz aufgeklärt wird . . .“

Burdowskij setzte sich schweigend, mit gesenktem Kopf und in tiefes Sinnen versunken. Gleich darauf setzte sich auch Lebedews Neffe, der sich ebenfalls erhoben hatte, um ihn zu begleiten; dieser hatte zwar nicht den Kopf und den Mut verloren, schien aber sehr betroffen zu sein. Ippolit runzelte die Stirn und war offenbar traurig und sehr erstaunt. Er bekam in diesem Augenblick übrigens einen so starken Hustenanfall, daß sein Taschentuch Blutspuren aufwies. Der Boxer war fast erschrocken:

„Ach, Antip!“ rief er bitter aus. „Ich habe dir doch damals . . . vorgestern gesagt, daß du vielleicht wirklich gar nicht Pawlistschews Sohn bist!“

Man hörte ein unterdrücktes Kichern, zwei, drei von den Anwesenden lachten lauter als die übrigen.

„Diese von Ihnen soeben mitgeteilte Tatsache, Herr Keller, ist sehr wertvoll“, bemerkte Gawrila Ardalionowitsch. „Ich habe nichtsdestoweniger auf Grund genauer Beweise das volle Recht, zu behaupten, Herr Burdowskij kenne zwar genau den Zeitpunkt seiner Geburt, er sei aber von dem Umstand, daß Herr Pawlistschew sich damals im Ausland aufhielt, wo er den größten Teil seines Lebens zubrachte, und von wo aus er immer nur für kurze Zeit nach Rußland zurückkehrte, nicht unterrichtet gewesen. Die Tatsache seiner damaligen Reise ins Ausland ist ja an und für sich gar nicht so bemerkenswert, daß jemand, selbst wenn er Pawlistschew gut gekannt hat, sich daran noch erinnern müßte, von Herrn Burdowskij gar nicht zu reden, der ja damals noch gar nicht auf der Welt war. Es ist mir möglich gewesen, der Sache jetzt auf den Grund zu gehen; ich muß aber gestehen, daß die von mir erbrachten Belege mir ganz zufällig zur Kenntnis kamen und mir ebensogut auch verborgen bleiben konnten; dieses Beweismaterial war für Herrn Burdowskij und selbst für Tschebarow tatsächlich fast unerreichbar, selbst wenn es ihnen eingefallen wäre, sich dasselbe zu verschaffen. Es ist aber auch möglich, daß es ihnen gar nicht eingefallen ist . . .“

„Erlauben Sie, Herr Iwolgin“, unterbrach ihn Ippolit plötzlich gereizt, „wozu ist dieser ganze Redeschwall? (Verzeihen Sie den Ausdruck!) Die Sache ist jetzt aufgeklärt, und wir sind bereit, an die wichtigste der von Ihnen mitgeteilten Tatsachen zu glauben, wozu ziehen Sie also die ganze, so unerquickliche und beleidigende Affäre in die Länge? Sie wollen vielleicht mit der Geschicklichkeit Ihrer Nachforschungen prahlen und sowohl uns als auch dem Fürsten zeigen, welch ein guter Detektiv Sie sind? Ober beabsichtigen Sie vielleicht gar, Burdowskij's Rechtfertigung und Verteidigung zu übernehmen und zu beweisen, daß er sich aus Unwissenheit an der Sache beteiligt hat? Das wäre aber eine Frechheit, verehrter Herr! Burdowskij verzichtet sowohl auf Ihre Verteidigung als auf Ihre Rechtfertigung! Merken Sie sich das! Er ist verletzt, es ist ihm ohnehin schlecht zumute, er befindet sich in einer peinlichen Situation, und Sie sollten das erraten und verstehen . . .“

„Es ist genug, Herr Terentjew“, es ist genug“, gelang es Gawrila Ardalionowitsch ihn zu unterbrechen, „beruhigen Sie sich und regen Sie sich nicht auf, ich glaube, Sie sind sehr leidend? Ich fühle mit Ihnen. Wenn Sie wünschen, bin ich also zu Ende; aber ich bin genötigt, noch ganz kurz diejenigen Tatsachen mitzuteilen, die, meiner Ansicht nach, in ihrem vollen Umfange bekannt werden sollten“, fügte er hinzu, als er eine allgemeine Bewegung wahrnahm, die an Ungeduld erinnerte.

„Ich wünsche es nur zur Kenntniss aller derjenigen, die an der Sache beteiligt sind, zu bringen, daß Ihre Mutter, Herr Burdowskij, einzig darum Pawlistschews Teilnahme und Wohlwollen genoß, weil sie die leibliche Schwester jenes Mädchens aus dem Hofgesinde war, in das Nikolaj Andrejewitsch Pawlistschew in seiner frühesten Jugend so verliebt war, daß er es sicher geheiratet hätte, wenn es nicht plötzlich gestorben wäre. Ich habe Beweise dafür, daß dieser intime Vorfall, der unzweifelhaft wahr ist, sehr wenig bekannt ist und nachher ganz vergessen wurde. Ferner hätte ich Ihnen noch mitteilen können, daß Ihre Mutter schon als zehnjähriges Kind von Herrn Pawlistschew wie eine Verwandte erzogen wurde, daß er ihr eine beträchtliche Mitgift aussetzte, und daß diese Fürsorge unter Pawlistschews zahlreicher Verwandtschaft außerordentlich beunruhigende Gerüchte zeitigte; man glaubte sogar, er würde seine Pflgetochter heiraten, es endete aber damit, daß sie in ihrem zwanzigsten Lebensjahr aus Neigung (was ich beweisen könnte) den Geometer Herrn Burdowskij heiratete. Ich habe hier einige genau geprüfte Belege dafür gesammelt, daß Ihr Vater, Herr Burdowskij, der durchaus kein Geschäftsmann war, nach dem Empfang der Mitgift von fünfzehntausend Rubel, die Ihre Mutter bekam, aus dem Amte schied, sich an kommerziellen Unternehmungen beteiligte, betrogen wurde, das Kapital verlor, unter der Katastrophe zusammenbrach, zu trinken begann, infolgedessen erkrankte und endlich im achten Jahre seiner Ehe mit Ihrer Mutter frühzeitig starb. Darauf blieb Ihre Mutter, nach ihrer eigenen Aussage, in größter Armut zurück und wäre ohne Pawlistschews ununterbrochene, edelmütige Fürsorge und eine Unterstützung von sechshundert Rubel jährlich, die sie von ihm erhielt, zugrunde gegangen. Es gibt außerdem zahllose Beweise dafür, daß er Sie, als Kind, außerordentlich liebhatte. Es geht sowohl aus diesen Belegstücken wie auch aus der Bestätigung Ihrer Mutter hervor, daß er Sie hauptsächlich deshalb liebgewann, weil Sie in der Kindheit einen Zungenfehler hatten und verkrüppelt, unglücklich und armselig aussahen. (Pawlistschew hatte aber, wie ich auf Grund von gesammelten Tatsachen schließen kann, sein ganzes Leben lang eine besondere Zärtlichkeit für alles Schwache und von der Natur stiefmütterlich Behandelte, besonders wenn es Kinder waren; eine, meiner Ansicht nach, für unsere Angelegenheit außerordentlich wichtige Tatsache). Ich kann endlich auch die genauesten Mitteilungen über jenen so bedeutsamen Umstand machen, daß Pawlistschews große Anhänglichkeit an Sie (der Sie es auch verdanken, daß Sie ins Gymnasium kamen und unter besonderer Aufsicht lernten) in Pawlistschews Verwandten und Hausgenossen allmählich den Gedanken erweckte, Sie wären sein

Sohn, und Ihr Vater wäre nur ein betrogener Gatte. Die Hauptsache ist aber, daß diese Annahme sich erst während Pawlistschews letzten Lebensjahren zur allgemeinen, festen Überzeugung entwickelte, als alle für die Erbschaft fürchteten und als die ursprünglichen Tatsachen in Vergessenheit gerieten und Nachforschungen unmöglich waren. Dieses Gerücht gelangte zweifellos auch bis zu Ihnen, Herr Burdowskij, und bemächtigte sich aller Ihrer Gedanken. Ihre Mutter, die ich kennenzulernen die Ehre hatte, weiß zwar von all diesem Gerede, ist aber bisher davon nicht unterrichtet (auch ich habe es vor ihr verborgen), daß auch Sie, ihr Sohn, sich davon beeinflussen ließen. Ich habe Ihre hochverehrte Mutter in Pskow krank und in außerordentlicher Armut angetroffen, der sie nach Pawlistschews Tode preisgegeben ist. Sie hat mir unter dankbaren Tränen mitgeteilt, daß sie nur durch Sie und Ihre Unterstützung am Leben erhalten wird; sie erwartet viel von Ihrer Zukunft und glaubt eifrig an Ihre künftigen Erfolge . . .“

„Das wird doch schließlich unerträglich!“ erklärte plötzlich Lebedews Neffe laut und ungeduldig. „Wozu ist dieser ganze Roman?“

„Es ist direkt unanständig!“ sagte Ippolit, sich schroff umwendend. Burdowskij bemerkte aber nichts und rührte sich nicht.

„Wozu? Sie fragen, wozu?“ sagte Gawrila Ardalionowitsch mit geheucheltem Staunen und machte sich mit giftiger Miene bereit, den Schluß seiner Mitteilungen vorzubringen. „Herr Burdowskij ist jetzt wohl ganz davon überzeugt, daß Herr Pawlistschew ihn nicht als seinen Sohn, sondern nur aus Edelmuth geliebt hat. Es war notwendig, daß Herr Burdowskij, der vorhin, nach der Verlesung von Herrn Kellers Artikel, denselben bestätigte und guthieß, vor allem diese Tatsache erfuhr. Ich sage das, weil ich Sie für einen anständigen Menschen halte, Herr Burdowskij. Es erweist sich außerdem, daß hier nicht einmal von Tschabarows Seite der geringste Schwindel oder Betrug ausgeübt wurde; das ist für mich ein wichtiger Punkt, denn der Fürst hat vorher in seiner Erregung erwähnt, auch ich wäre seiner Ansicht, daß es sich in dieser unglückseligen Angelegenheit um einen Betrug handle. Alle Beteiligten waren hier im Gegenteil von ihrer Sache vollkommen überzeugt, und Tschabarow, der sonst vielleicht wirklich ein großer Scharlatan ist, hat sich dabei nur als Winkeladvokat und Klauselmacher von Beruf gezeigt. Er hoffte als Advokat viel Geld zu verdienen, und seine Berechnung war nicht nur meisterhaft fein, sondern auch sehr sicher: er baute auf die Leichtigkeit, mit der der Fürst Geld ausgibt, und auf dessen dankbares und ehrerbietiges Gefühl dem verstorbenen Pawlistschew gegenüber; er vertraute endlich auch (was das Wichtigste ist) auf die ritterlichen Ansichten des

Fürsten in bezug auf Pflichten der Ehre und des Gewissens. Was aber Herrn Burdowskij selbst anbelangt, kann man sogar sagen, daß er dank einiger seiner Überzeugungen von Tschebarow und dem ihn umgebenden Kreise so beeinflusst wurde, daß er die Sache fast gar nicht aus persönlichem Interesse, sondern so gut wie im Dienste der Wahrheit, des Fortschritts und zum Besten der Menschheit in Gang gebracht hat. Nach diesen Mitteilungen muß es allen klar sein, daß Herr Burdowskij, trotzdem der Schein gegen ihn war, doch ganz reinen Herzens ist, und daß der Fürst ihm jetzt noch eher und bereitwilliger als vorher seine freundschaftliche Unterstützung und jene tatkräftige Hilfe anbieten kann, die er vorhin in Zusammenhang mit der Schule und mit Pawlistschew erwähnt hat.“

„Halten Sie ein, Gawrila Ardalionowitsch, halten Sie ein!“ rief der Fürst ganz erschrocken aus, doch es war schon zu spät.

„Ich habe gesagt, ich habe schon dreimal gesagt, daß ich kein Geld will“, schrie Burdowskij gereizt, „ich nehme es nicht an ... wozu ... ich will nicht ... fort ...!“

Und er rannte fast von der Terrasse hinab. Lebedews Neffe packte ihn aber bei der Hand und flüsterte ihm etwas zu. Darauf kehrte er rasch zurück, nahm ein offenes großes Briefkuvert aus der Tasche und warf es auf das neben dem Fürsten stehende Tischchen.

„Da ist das Geld ...! Sie dürfen es nicht wagen ...! Sie dürfen nicht ...! Das Geld ...!“

„Die zweihundertfünfzig Rubel, die Sie sich erkühnt haben, ihm durch Tschebarow als Almosen zu übersenden“, erklärte Doktorenko.

„In dem Artikel heißt es: fünfzig!“ bemerkte Kolja.

„Es war unrecht von mir“, sagte der Fürst, zu Bordowskij tretend, „ich bin Ihnen gegenüber sehr schuldig, Burdowskij; glauben Sie mir aber, ich habe es nicht als Almosen geschickt. Ich bin auch jetzt im Unrecht ... ich war schon vorher im Unrecht.“ (Der Fürst war ganz verstört, sah müde und schwach aus und sprach in abgerissenen Sätzen.) „Ich habe von Betrug gesprochen ... Das bezieht sich nicht auf Sie, ich habe mich geirrt. Ich habe gesagt ... daß Sie ebenso krank sind wie ich. Sie sind aber nicht so krank, Sie ... geben Stunden, Sie erhalten Ihre Mutter. Ich habe gesagt, daß Sie Ihre Mutter kompromittiert haben, Sie lieben sie aber; sie hat das selbst gesagt ... das wußte ich nicht ... Gawrila Ardalionowitsch hatte mir vorhin nicht alles erzählt ... ich bin im Unrecht. Ich habe es gewagt, Ihnen zehntausend Rubel anzubieten, ich habe aber damit einen Fehler begangen, ich sollte es anders machen, jetzt geht es aber nicht mehr ... denn Sie verachten mich ...“

„Das ist ja ein reines Irrenhaus!“ rief Lisaweta Prokofjewna.

„Natürlich ist es ein Irrenhaus!“ sagte schroff auch Aglaja, die sich nicht länger beherrschen konnte; ihre Worte gingen aber in dem großen Lärm unter; alle sprachen laut, tauschten ihre Ansichten aus, stritten und lachten. Iwan Feodorowitsch Jepantschin war im höchsten Grade entrüstet und wartete mit der Miene gekränkter Würde auf Lisaweta Prokofjewna. Lebedews Neffe machte das Maß voll.

„Ja, Fürst, man muß zugeben, daß Sie . . . Ihre sogenannte Krankheit (um sich höflich auszudrücken) gut auszunützen verstehen; Sie wußten Ihre Freundschaft und Ihr Geld in einer so geschickten Form anzubieten, daß ein anständiger Mensch davon unmöglich Gebrauch machen kann. Das ist entweder sehr naiv oder sehr geschickt . . . Sie müssen es übrigens am besten wissen.“

„Erlauben Sie, meine Herren“, rief Gawrila Ardalionowitsch, der unterdessen das Geldpaket geöffnet hatte, „das sind nicht zweihundertfünfzig, sondern nur hundert Rubel! Ich sage das nur deshalb, Fürst, damit kein Mißverständnis entsteht.“

„Lassen Sie das, lassen Sie das!“ rief der Fürst Gawrila Ardalionowitsch zu, mit den Händen abwehrend.

„Nein, er soll es nicht lassen!“ unterbrach ihn sofort Lebedews Neffe. „Dieses Ihr ‚lassen Sie!‘ ist für uns beleidigend, Fürst. Wir verstecken uns nicht, wir erklären es Ihnen offen: ja, es sind nur hundert, und nicht die ganzen zweihundertfünfzig Rubel darin; bleibt sich das aber nicht ganz gleich . . .“

„N-nein, das ist nicht ganz gleich“, bemerkte Gawrila Ardalionowitsch mit naiv erstaunter Miene.

„Unterbrechen Sie mich nicht; wir sind keine solchen Dummköpfe, wie Sie glauben, Herr Advokat“, rief Lebedews Neffe erbittert und ärgerlich aus, „hundert Rubel sind natürlich keine zweihundertfünfzig Rubel und das ist auch nicht ganz gleich, es kommt hier aber auf das Prinzip an, dabei ist die Initiative die Hauptsache; daß aber hundertfünfzig Rubel fehlen, ist nur ein Nebenumstand. Es ist von Wichtigkeit, daß Burdowskij Ihr Almosen nicht annimmt, Durchlaucht, daß er es Ihnen ins Gesicht schleudert, und es bleibt sich dann ganz gleich, ob es hundert oder zweihundertfünfzig Rubel sind. Sie haben ja gesehen, daß Burdowskij die zehntausend Rubel nicht angenommen hat; er hätte auch die hundert Rubel nicht zurückgebracht, wenn er ehrlos wäre! Diese hundertfünfzig Rubel sind für Tschabarows Reise zum Besuch des Fürsten verausgabt worden. Spotten Sie doch eher über unsere Ungeschicklichkeit, über unsere Ungeübtheit in praktischen Dingen; Sie haben uns ohnehin, so gut Sie konnten, lächerlich machen wollen; unterstehen Sie sich aber nicht zu sagen, daß wir ehrlos sind. Wir werden dem Fürsten diese hun-

dertundfünfzig Rubel alle gemeinsam zurückzahlen, verehrter Herr; wenn jeder von uns auch nur einen Rubel auf einmal abzahlt, wir werden das Geld doch mit Zinsen zurückerstatten. Burdowskij ist arm, Burdowskij hat keine Millionen, Tschebarow hat aber uns gleich nach seiner Reise die Rechnung zugestellt. Wir hofften, die Sache würde für uns gut ausgehen... Wer hätte an seiner Stelle anders gehandelt?“

„Genug!“ erklärte plötzlich Lisaweta Prokofjewna, die vor Zorn fast zitterte. „Es ist Zeit, diesem Gewäsch ein Ende zu machen.“

Sie war furchtbar aufgeregt, warf den Kopf drohend zurück und musterte die ganze Gesellschaft mit hochmütiger, flammender und ungeduldiger Herausforderung, wobei sie in diesem Augenblick wohl kaum die Freunde von den Feinden unterschied. Sie befand sich in jenem Stadium lange zurückgehaltenen und endlich sich entladenden Zornes, da man zum sofortigen Kampf gedrängt wird und das Bedürfnis hat, sofort über jemand herzufallen. Alle, die Lisaweta Prokofjewna kannten, fühlten sofort, daß mit ihr etwas Besonderes vorging. Iwan Feodorowitsch sagte am nächsten Tag zum Fürsten Stsch.: „Es käme bei ihr wohl manchmal vor; in einem solchen Maße wie gestern wäre es aber auch bei ihr etwas Seltenes, das nur einmal in drei Jahren passierte, aber auf keinen Fall öfter! Auf keinen Fall öfter!“ fügte er mit Nachdruck hinzu.

„Genug, Iwan Feodorowitsch! Lassen Sie mich!“ rief Lisaweta Prokofjewna aus. „Warum reichen Sie mir jetzt Ihren Arm? Warum haben Sie mich nicht früher fortgeführt! Sie sind ein Mann, Sie sind das Oberhaupt der Familie, Sie hätten mich Närrin beim Ohr hinausführen sollen, wenn ich auf Sie nicht gehört hätte und nicht hätte mitgehen wollen. Sie sollten doch wenigstens an Ihre Töchter denken! Jetzt finden wir auch ohne Sie den Weg, wir können uns nun ein Jahr lang schämen... Warten Sie, ich will mich noch beim Fürsten bedanken...! Ich danke schön für die Bewirtung, Fürst! Und ich habe mich hingesetzt, um der Jugend zuzuhören... Das ist eine Gemeinheit, eine Gemeinheit! Das ist ein Chaos, ein Wirrwarr, wie man es nicht einmal im Traume sieht! Ist es denn möglich, daß es viele solche Menschen gibt...? Schweig, Aglaja! Schweig, Alexandra! Das geht euch nichts an...! Drehen Sie sich nicht immer vor mir herum, Jewgenij Pawlowitsch, ich habe es satt...! Du bittest sie also noch um Verzeihung, mein Lieber“, fuhr sie, sich an den Fürsten wendend, fort, „entschuldigen Sie, daß ich Ihnen ein ganzes Kapital anzubieten gewagt habe...! Worüber geruhst du denn zu lachen, du Schwätzer?“ fiel sie plötzlich über Lebedews Neffen her. „Wir nehmen das Geld nicht an, wir fordern, wir bitten nicht!“ Als ob er gar nicht

wußte, daß dieser Idiot noch morgen zu ihnen kommen wird, um ihnen seine Freundschaft und seine Kapitalien anzubieten! Das wirst du doch tun? Nicht wahr? Wirst du das tun oder nicht?“

„Ich werde es tun“, sagte der Fürst mit leiser, demütiger Stimme.

„Habt ihr gehört! Und darauf rechnest du ja“, sagte sie, sich wieder an Doktorenko wendend, „das Geld liegt so gut wie in deiner Tasche, darum spielst du ja auch Komödie, um uns Sand in die Augen zu streuen. Nein, mein Täubchen, suche dir andere Dummköpfe dazu aus, ich durchschaue euch aber genau . . . ich durchschaue euer ganzes Spiel.“

„Lisaweta Prokofjewna!“ rief der Fürst.

„Kommen Sie, Lisaweta Prokofjewna, es ist die höchste Zeit, und den Fürsten nehmen wir auch mit“, sagte Fürst Stsch. ruhig lächelnd.

Die Mädchen standen fast erschrocken abseits, der General war aber voll Angst; es waren überhaupt alle erstaunt. Einige, die weiter abseits standen, lächelten und flüsterten heimlich. Lebedews Gesicht drückte höchstes Entzücken aus.

Überall ist Wirrwarr und Chaos, gnädige Frau“, sagte Lebedews Neffe, jetzt sehr betroffen.

„Aber nicht in einem solchen Maße, nicht so, wie jetzt bei euch, Väterchen, nicht so!“ rief Lisaweta Prokofjewna schadenfroh und wie hysterisch. „Werdet ihr mich endlich in Ruhe lassen“, schrie sie die ihr Zuredenden an, „nein, wenn sogar Sie selbst, Jewgenij Pawlowitsch, soeben erzählt haben, daß auch ein Advokat vor Gericht erklärt hat, es gebe nichts Natürlicheres auf der Welt, als aus Armut sechs Menschen umzubringen, ist wohl wirklich das Ende der Welt gekommen. So etwas habe ich doch noch nie gehört. Jetzt verstehe ich alles! Ja, ist dieser Stotterer denn nicht imstande, einen gleich umzubringen?“ (Sie wies auf Burdowskij hin, der sie außerordentlich erstaunt ansah.)

„Ich wette, daß er es tut! Es ist möglich, daß er dein Geld, die zehntausend Rubel, wirklich nicht annimmt und vielleicht deshalb, weil sein Gewissen es nicht zuläßt; dann kommt er aber in der Nacht, ermordet dich und nimmt es ruhig aus deiner Schatulle heraus! Das gilt bei ihnen nicht für ehrlos! Das ist ‚ein Ausfluß edler Verzweiflung‘, das ist ‚Verneinung‘ oder der Teufel weiß was noch . . . Pfui! Alles ist jetzt auf den Kopf gestellt, alle gehen mit den Füßen nach oben. Ein Mädchen wächst heran und springt plötzlich eines schönen Tages auf der Straße in eine Droschke: ‚Mamachen, ich habe mich dieser Tage mit Iwanytsch oder mit Karlytsch verheiratet, leben Sie wohl!‘ Und ihr findet, daß das so in Ordnung ist! Ist das natürlich und zu respektieren? Die Frauenfrage? Dieser grüne Junge“ (sie zeigte auf Kolja) „hat auch neulich gestritten, daß das eben ‚die

Frauenfrage' heißt. Auch wenn die Mutter dumm ist, muß man mit ihr doch menschlich umgehen . . . ! Warum seid ihr vorhin mit erhobenen Nasen hereingekommen? ,Wagt es nicht, uns nahe zu kommen: wir sind da. Gebt uns alle Rechte, ihr dürft vor uns aber nicht mucksen. Erweist uns alle Ehren, die es nicht einmal gibt, wir wollen euch aber ärger als den letzten Lakaïen malträtieren!' Sie suchen nach Wahrheit und verfechten das Recht und haben ihn dabei wie die Wilden in der Zeitung verleumdet. ,Wir fordern, wir bitten nicht, und ihr werdet keinen Dank von uns empfangen, denn ihr tut es, um euer Gewissen zu entlasten!' Was ist denn das für eine Moral! Wenn du keine Dankbarkeit empfindest, kann dir ja auch der Fürst antworten, daß er Pawlistschew gegenüber ebenfalls keine Dankbarkeit empfindet, weil Pawlistschew zur Entlastung seines eigenen Gewissens Gutes getan hat. Und du hast ja nur auf diese seine Dankbarkeit Pawlistschew gegenüber gerechnet: er hat ja nicht bei dir Geld ausgeliehen, schuldet dir also auch nichts, worauf hättest du denn sonst gerechnet, wenn nicht auf die Dankbarkeit? Warum willst du selbst sie dann nicht anerkennen? Ihr seid verrückt! Man hält die Leute, die ein verführtes Mädchen verachten, für unzivilisiert und herzlos. Wenn ihr die Leute aber für herzlos haltet, erkennt ihr doch an, daß diese Leute dem Mädchen weh tun. Wenn ihm das aber weh tut, warum weist ihr dann die Leute in den Zeitungen darauf hin und glaubt, daß es ihm nicht weh tut! Ihr seid verrückt! Ihr seid eitel! Man glaubt weder an Gott, noch an Christus! Die Eitelkeit und der Stolz haben sich so in euch hineingefressen, daß es damit enden wird, daß ihr alle einander auffreßt, ich sage es euch voraus. Ist das nicht Chaos, und Wirrwarr, und Alpdruck? Und nach alledem geht dieser Dummkopf sie noch um Verzeihung bitten! Ja gibt es denn noch viele solche Exemplare? Warum lacht ihr? Weil ich mich mit euch hier so kompromittiert habe? Das ist ja aber schon geschehen, es läßt sich jetzt nichts mehr dagegen tun . . . ! Untersteh dich nicht zu lachen, du Milchbart!" fiel sie auf einmal über Ippolit her, „er kann kaum noch atmen und verdirbt noch andere. Du hast mir diesen Jungen da verdorben" (sie wies wieder auf Kolja hin), „er phantasiert von nichts anderem, als von dir, du bringst ihm Atheismus bei, du glaubst nicht an Gott und dabei müßte man dich durchprügeln, verehrter Herr, ich will von euch jetzt nichts mehr wissen . . . ! Wirst du also morgen hingehen, Fürst Lew Nikolajewitsch, wirst du morgen zu ihnen hingehen", fragte sie den Fürsten fast atemlos.

„Ich werde hingehen.“

„Dann will ich mit dir nichts mehr zu tun haben!" Sie wandte sich rasch um und wollte gehen, kehrte aber plötzlich wieder zurück.

„Wirst du auch zu diesem Atheisten gehen?“ fragte sie, auf Ippolit weisend. „Ja, warum lachst du mich an!“ schrie sie ganz unnatürlich auf, und stürzte zu Ippolit hin, dessen ironisches Lächeln sie nicht ertragen konnte.

„Lisaweta Prokofjewna! Lisaweta Prokofjewna! Lisaweta Prokofjewna!“ ertönte es auf einmal von allen Seiten.

„Maman, das ist doch eine Schande!“ rief Aglaja laut.

„Beunruhigen Sie sich nicht, Aglaja Iwanowna“, sagte Ippolit gelassen. Lisaweta Prokofjewna hatte ihn bei der Hand gepackt und hielt diese aus irgendeinem Grunde fest; sie stand vor ihm und schien sich mit ihrem wütenden Blick in ihn zu bohren. „Beunruhigen Sie sich nicht, Ihre maman wird selbst darauf kommen, daß man über einen sterbenden Menschen nicht herfallen darf . . . ich bin bereit zu erklären, weshalb ich gelacht habe . . . ich werde mich sehr freuen, wenn man es mir gestattet . . .“

Er mußte plötzlich furchtbar husten, es dauerte eine volle Minute.

„Er stirbt ja schon, hält aber immer noch Reden!“ rief Lisaweta Prokofjewna aus, indem sie seine Hand freigab und entsetzt zuschaute, wie er sich das Blut von den Lippen wischte. „Wie kannst du denn sprechen? Du solltest dich vor allem niederlegen . . .“

„Das werde ich auch tun“, antwortete Ippolit leise, heiser und fast flüsternd, „wenn ich jetzt nach Hause komme, werde ich mich gleich niederlegen . . . ich weiß, daß ich in zwei Wochen sterben muß . . . Das hat mir vorige Woche B-n selbst erklärt . . . Wenn Sie also erlauben, möchte ich Ihnen zum Abschied ein paar Worte sagen.“

„Bist du verrückt? Das ist Unsinn! Du mußt dich behandeln lassen, was willst du denn jetzt noch sagen? Geh, geh, leg dich hin . . .!“ rief Lisaweta Prokofjewna erschrocken aus.

„Wenn ich mich hinlege, stehe ich bis zu meinem Tode doch nicht mehr auf“, sagte Ippolit lächelnd, „ich wollte mich schon gestern niederlegen, um bis zu meinem Ende nicht mehr aufzustehen, habe aber beschlossen, es auf morgen zu verschieben, solange die Beine mich noch tragen . . . um heute mit den anderen herzukommen . . . Ich bin aber sehr müde . . .“

„So setz dich nur, setz dich, warum stehst du! Da hast du einen Sessel“, sagte Lisaweta Prokofjewna ärgerlich und schob ihm selbst einen Sessel hin.

„Ich danke Ihnen“, fuhr Ippolit leise fort, „setzen Sie sich mir gegenüber und wir wollen miteinander sprechen . . . ich will durchaus mit Ihnen sprechen, Lisaweta Prokofjewna, jetzt bestehe ich darauf . . .“ sagte er, ihr wieder zulächelnd. „Denken Sie daran, daß ich heute zum letztenmal draußen und unter Menschen bin, und daß ich

nach zwei Wochen bestimmt unter der Erde liege. Es wird also eine Art Abschied von den Menschen und vom Leben sein. Ich bin zwar nicht sehr gefühlvoll, ich bin aber doch sehr froh, daß das alles sich hier in Pawlowsk abgespielt hat. Da sieht man ja doch wenigstens einen grünen Baum.“

„Ja, was soll denn das für ein Gespräch werden“, sagte Lisaweta Prokofjewna in immer größerer Angst, „du bist doch ganz im Fieber. Vorher hast du gequitscht und gejaipst, und jetzt kannst du kaum atmen, du hast ja gar keine Luft!“

„Ich werde mich gleich erholen. Warum wollen Sie mir meinen letzten Wunsch nicht erfüllen...? Wissen Sie, ich habe mich schon lange danach gesehnt, irgendwie mit Ihnen bekannt zu werden, Lisaweta Prokofjewna; ich habe viel von Ihnen gehört... durch Kolja; er ist ja fast der einzige, der mich nicht verläßt... Sie sind eine originelle und exzentrische Frau, ich habe das jetzt selbst gesehen... wissen Sie, daß ich Sie sogar ein wenig lieb hatte!“

„Mein Gott, und ich hätte ihn beinahe wirklich geschlagen.“

„Aglaja Iwanowna hat Sie davon abgehalten; ich irre mich doch nicht? Das ist doch Ihre Tochter Aglaja Iwanowna? Sie ist so schön, daß ich vorher auf den ersten Blick erriet, daß sie es sei, trotzdem ich sie nie gesehen habe. Laßt mich doch wenigstens zum letztenmal in meinem Leben eine Schönheit sehen“, sagte Ippolit mit einem schiefen, verlegenen Lächeln, „Der Fürst, Ihr Gatte, und die ganze Gesellschaft sind ja auch dabei. Warum schlagen Sie mir meinen letzten Wunsch ab?“

„Einen Sessel!“ rief Lisaweta Prokofjewna aus, holte sich aber selbst einen und setzte sich Ippolit gegenüber. „Kolja“, befahl sie, „bringe ihn sofort nach Hause und morgen werde ich selbst...“

„Wenn Sie erlauben, würde ich den Fürsten um eine Tasse Tee bitten... Ich bin sehr müde. Wissen Sie was, Lisaweta Prokofjewna, ich glaube, Sie wollten den Fürsten zu sich zum Tee mitnehmen; bleiben Sie doch hier, wir wollen die Zeit zusammen verbringen und der Fürst wird uns gewiß allen Tee geben. Verzeihen Sie, daß ich es selbst so bestimme... Ich kenne Sie aber, Sie sind gut, und der Fürst auch... wir alle sind lächerlich gute Menschen...“

Der Fürst sprang auf, Lebedew rannte, was er konnte, aus dem Zimmer, Wera folgte ihm.

„Das ist wahr“, erklärte die Generalin schroff, „sprich nur leise und rege dich nicht auf. Du tust mir leid... Fürst! Du bist dessen nicht wert, daß ich bei dir Tee trinken soll, ich will aber doch bleiben, doch das bedeutet durchaus nicht, daß ich jemand um Verzeihung bitte! Niemand! Das ist Unsinn...! Entschuldige übrigens, Fürst,

wenn ich über dich geschimpft habe, natürlich nur, wenn du willst. Ich halte auch niemand hier zurück“, wandte sie sich plötzlich mit sehr zorniger Miene an Mann und Töchter, als wären gerade sie ihr gegenüber sehr schuldig, „ich kann auch allein nach Hause finden . . .“

Man ließ sie aber nicht weitersprechen. Alle kamen auf sie zu und umringten sie dienstfertig. Der Fürst suchte alle zu überreden, zum Tee zu bleiben und bat, ihm zu verzeihen, daß ihm das nicht schon vorher eingefallen war. Der General war so liebenswürdig, daß er sogar etwas Beruhigendes murmelte und Lisaweta Prokofjewna danach fragte, „ob es ihr auf der Terrasse nicht doch zu kalt sei?“ Er war nahe daran, Ippolit zu fragen, „ob er schon lange in der Universität sei?“ tat es aber doch nicht. Jewgenij Pawlowitsch und Fürst Stsch. wurden plötzlich außerordentlich lustig und galant, und auf den Gesichtern von Alexandra und Adelaida schien durch das anhaltende Staunen sogar eine gewisse Befriedigung hindurch; mit einem Wort, alle waren froh, daß Lisaweta Prokofjewnas Krise vorüber war. Nur Aglaja machte noch ein finsternes Gesicht und setzte sich schweigend abseits. Auch die ganze übrige Gesellschaft blieb; niemand wollte fortgehen, selbst General Iwolgin nicht, dem Lebedew im Vorübergehen wohl etwas nicht sehr Angenehmes zuflüsterte, weil er sich gleich darauf irgendwohin in eine Ecke zurückzog. Der Fürst lud auch Burdowskij und dessen Begleiter ein zu bleiben und übergang niemand. Sie murmelten steif, sie würden auf Ippolit warten und zogen sich sofort in den entlegensten Winkel der Terrasse zurück, wo sie sich alle wieder in eine Reihe setzten. Der Tee war bei Lebedew wohl schon lange fertig, denn er wurde sofort gebracht. Es schlug elf Uhr.

10

Ippolit tauchte seine Lippen in den Tee, den ihm Wera Lebedewa reichte, stellte die Tasse auf das Tischchen, schien dann plötzlich in Verlegenheit zu geraten und blickte fast schüchtern um sich.

„Schauen Sie diese Tassen an, Lisaweta Prokofjewna“, begann er in seltsamer Eile, „diese Tassen, die, wie ich glaube, aus sehr gutem Porzellan sind, stehen immer in Lebedews Schrank hinter Glas; er hält sie verschlossen und gebraucht sie niemals . . . es ist hier so üblich, sie haben zur Mitgift seiner Frau gehört . . . wie es Sitte ist . . . und jetzt gibt er sie uns, natürlich Ihnen zu Ehren, so freut er sich über Ihren Besuch . . .“

Er wollte noch etwas hinzufügen, fand aber nicht den richtigen Ausdruck.

„Er ist doch verlegen geworden, ich habe es erwartet!“ flüsterte Jewgenij Pawlowitsch plötzlich dem Fürsten ins Ohr. „Das ist ge-

fährlich, nicht wahr? Es ist ein sicheres Zeichen dafür, daß er jetzt aus Ärger irgend etwas so Ausgefallenes begeht, daß vielleicht nicht einmal Lisaweta Prokofjewna noch länger bleiben wird.“

Der Fürst blickte ihn fragend an.

„Fürchten Sie sich nicht vor exzentrischen Dingen?“ fügte Jewgenij Pawlowitsch hinzu. „Ich wünsche es sogar: es ist mir hauptsächlich darum zu tun, daß unsere liebe Lisaweta Prokofjewna bestraft wird, und zwar heute noch, jetzt gleich; ich will ohne das gar nicht fortgehen. Ich glaube, Sie fiebern?“

„Später, stören Sie jetzt nicht. Ja, mir ist nicht ganz wohl“, antwortete der Fürst zerstreut und etwas ungeduldig. Er hörte seinen Namen nennen. Ippolit sprach von ihm.

„Glauben Sie es nicht?“ sagte Ippolit hysterisch lachend. „Es mußte ja so kommen, der Fürst würde sofort daran glauben und gar nicht darüber staunen.“

„Hörst du, Fürst?“ wandte sich Lisaweta Prokofjewna an ihn. „Hörst du?“

Alle Anwesenden lachten. Lebedew drängte sich geschäftig vor und hielt sich immer dicht neben Lisaweta Prokofjewna.

„Er sagt, dieser Hanswurst, dein Hausherr, hätte den Artikel, den man soeben vorgelesen hat und in dem du hergenommen wirst, korrigiert.“

Der Fürst sah Lebedew erstaunt an.

„Warum schweigst du?“ fragte Lisaweta Prokofjewna und stampfte mit dem Fuß auf.

„Ja“, murmelte der Fürst, indem er Lebedew genau musterte, „ich sehe ja, daß er es getan hat.“

„Ist es wahr?“ fragte Lisaweta Prokofjewna, sich rasch zu Lebedew hinwendend.

„Es ist die volle Wahrheit, Exzellenz!“ antwortete Lebedew fest und ruhig, indem er die Hand aufs Herz legte.

„Er scheint noch damit zu prahlen“, sagte sie und war nahe daran, von ihrem Sitz aufzuspringen.

„Ich bin gemein, ich bin gemein!“ murmelte Lebedew, sich an die Brust schlagend und den Kopf immer tiefer senkend.

„Was habe ich davon, daß du gemein bist! Er glaubt, er braucht nur zu sagen, daß er gemein ist und die Sache ist erledigt. Schämst du dich gar nicht, Fürst, mit solchen Leuten zu verkehren? Ich frage dich nochmals. Ich werde es dir nie verzeihen!“

„Der Fürst wird mir verzeihen!“ sagte Lebedew überzeugt und gerührt.

„Ich habe es einzig aus Edelmüt getan“, sagte Keller, der plötzlich

hervortrat und sich laut und unbefangen direkt an Lisaweta Prokofjewna wandte. „Ich habe diese Korrektur bisher nur aus Edelmuth, und um den kompromittierten Freund nicht zu verraten, verheimlicht, gnädige Frau, trotzdem er, wie Sie wohl zu hören geruht haben, uns vorher selbst die Treppe hinabbefördern wollte. Ich gestehe, um bei der Wahrheit zu bleiben, daß ich mich wirklich an ihn gewendet und ihm sechs Rubel gezahlt habe, es handelte sich aber nicht um den Stil, sondern um die mir zum großen Teil unbekannten Tatsachen, denn er ist ja eine kompetente Persönlichkeit. Das von den Gamaschen, vom Appetit beim Schweizer Professor, von den fünfzig Rubel statt der zweihundertfünfzig, mit einem Wort, die ganze Gruppierung, das alles gehört ihm, er hat es für sechs Rubel getan, der Stil ist aber nicht von ihm.“

„Ich muß bemerken“, unterbrach ihn Lebedew in fieberhafter Ungeduld und mit kriechender Stimme, während das Lachen um ihn herum immer lauter wurde, „daß ich nur die erste Hälfte des Artikels korrigiert habe, da wir dann aber nicht mehr einig waren und eines Gedankens wegen in Streit gerieten, habe ich die zweite Hälfte nicht mehr korrigiert, so daß alles, was dabei unliterarisch ist (und es ist viel Unliterarisches darin!), mir nicht zugeschrieben werden darf...“

„Ihm ist es also nur darum zu tun!“ rief Lisaweta Prokofjewna aus.

„Gestatten Sie die Frage“, wandte sich Jewgenij Pawlowitsch an Keller, „wann wurde der Artikel korrigiert?“

„Gestern früh hatten wir eine Zusammenkunft“, meldete Keller, „und mußten das Ehrenwort geben, das Geheimnis zu wahren.“

„Das war also gerade da, als er vor dir herumkroch und dich seiner Ergebenheit versicherte. Das sind Menschen! Ich brauche deinen Puschkin nicht, und auch deine Tochter darf nicht zu mir kommen!“

Lisaweta Prokofjewna wollte aufstehen, dann wandte sie sich aber plötzlich gereizt an den lachenden Ippolit:

„Was glaubst du denn, mein Lieber, willst du mich hier lächerlich machen!“

„Gott behüte mich davor“, sagte Ippolit mit einem schiefen Lächeln, „mich macht aber das außerordentlich Exzentrische an Ihnen betroffen; ich gestehe, daß ich die Sache von Lebedew absichtlich erzählt habe, ich wußte, wie es auf Sie, auf Sie allein wirken würde, denn der Fürst wird tatsächlich verzeihen und hat schon bestimmt verziehen... er hat vielleicht unterdessen sogar eine Entschuldigung ausfindig gemacht, ist es nicht so, Fürst, habe ich recht?“

Er war ganz atemlos, seine seltsame Erregung wuchs immer mehr.

„Und was dann weiter? ...“ fragte Lisaweta Prokofjewna zornig und sich über seinen Ton wundernd. „Nun?“

„Ich habe von Ihnen schon viel Ähnliches gehört... es hat mich sehr gefreut... ich habe Sie außerordentlich achten gelernt“, fuhr Ippolit fort.

Er sagte das so, als wollte er mit denselben Worten etwas ganz anderes ausdrücken. Er hatte etwas Spöttisches in seinem Ton und war zugleich ganz unverhältnismäßig erregt, schaute sich mißtrauisch um und wurde mit jedem Wort sichtlich verlegen und verwirrt, so daß alles das zugleich mit seinem schwindsüchtigen Aussehen und mit seinem seltsamen, funkelnden und wie anomalen Blick die allgemeine Aufmerksamkeit unwillkürlich auf ihn lenkte.

„Ich würde mich sonst darüber wundern, obwohl ich die Etikette gar nicht kenne (ich gestehe es), daß Sie nicht nur selbst in dieser für Sie unpassenden Gesellschaft geblieben sind, sondern auch... Ihre Töchter eine solche Skandalaffäre mit anhören ließen, wenn sie auch schon alles aus Romanen kennen. Ich weiß übrigens vielleicht nicht..., denn ich spreche unzusammenhängend, wer außer Ihnen würde aber auf die Bitte eines Knaben hin bleiben (ja, eines Knaben, ich gestehe es), um mit ihm einen Abend zu verbringen und seine... Teilnahme für ihn zu äußern und... um sich dann... am nächsten Tage dessen zu schämen... (ich gebe übrigens zu, daß ich mich schlecht ausdrücke), ich lobe das alles außerordentlich und achte es hoch, trotzdem ich es dem bloßen Gesicht Seiner Exzellenz, Ihres Gatten, ansehe, wie wenig sich das alles schickt... Hihi!“ kicherte er, ganz wirr, und hustete plötzlich so, daß er zwei Minuten lang nicht weitersprechen konnte.

„Er erstickt ja aber!“ sagte Lisaweta Prokofjewna kalt und schroff, indem sie ihn mit strenger Neugierde betrachtete. „Jetzt ist es aber genug, mein lieber Junge. Es ist Zeit zu gehen!“

„Erlauben Sie, daß ich bemerke, verehrter Herr“, begann Iwan Feodorowitsch, der die letzte Geduld verloren hatte, plötzlich gereizt, „daß meine Frau sich hier bei unserem gemeinsamen Freund und Nachbarn, Fürst Lew Nikolajewitsch befindet, und daß Sie, junger Mann, am allerwenigsten dazu berechtigt sind, Lisaweta Prokofjewnas Handlungsweise zu beurteilen und sich in meiner Anwesenheit laut darüber zu äußern, was mein Gesicht ausdrückt. Jawohl. Und wenn meine Frau hiergeblieben ist“, fuhr er, mit jedem Wort gereizter werdend, fort, „ist es eher auf ihr Erstaunen zurückzuführen und auf ihre nur zu begreifliche Neugierde, die der Anblick dieser seltsamen, jungen Leute hervorruft. Ich bin auch selbst geblieben, ebenso wie ich manches Mal auf der Straße stehenbleibe, wenn ich etwas sehe, das einen als... als... wie...“

„Wie etwas Absonderliches“, half ihm Jewgenij Pawlowitsch.

„Ausgezeichnet und treffend“, sagte der General, der bei dem Ver-

gleich ein wenig steckengeblieben war, erfreut, „... als etwas Absonderliches anlockt! Es wundert mich aber am meisten und betrübt mich sogar, daß Sie, junger Mann, selbst das nicht begreifen konnten, daß Lisaweta Prokofjewna jetzt nur deshalb bei Ihnen geblieben ist, weil Sie krank sind – wenn es wirklich wahr ist, daß Sie im Sterben sind – aus Mitleid, Ihres Jammers wegen, mein Herr, und daß ihrem Namen jedenfalls keinerlei Schmutz anhaften darf... Lisaweta Prokofjewna“, schloß ganz aufgeregt der General, „verabschieden wir uns von unserem guten Fürsten, wenn du gehen willst, und...“

„Ich danke Ihnen für die gute Lehre, General“, unterbrach ihn Ippolit unerwartet, mit einem ernsten, sinnenden Blick.

„Gehen wir, maman, wie lange soll das denn noch dauern!“ sagte Aglaja, sich ungeduldig und zornig von ihrem Sitz erhebend.

„Noch zwei Minuten, wenn du gestattest, lieber Iwan Feodorowitsch“, wandte Lisaweta Prokofjewna sich würdevoll an ihren Gatten, „ich glaube, er hat Fieber und phantasiert einfach, ich sehe es seinen Augen an und bin davon überzeugt; man kann ihn nicht so zurücklassen, Lew Nikolajewitsch! Könnte er nicht bei dir übernachten, damit man ihn heute nicht mehr nach Petersburg bringen muß? Cher prince, langweilen Sie sich nicht?“ fragte sie plötzlich ganz unvermittelt den Fürsten Stsch. „Komm, Alexandra, bringe dir dein Haar in Ordnung, meine Liebe.“

Sie strich ihr das Haar zurecht, das ganz in Ordnung war, und küßte sie; sie hatte sie nur deswegen zu sich gerufen.

„Ich habe Sie einer bedeutenden Entwicklung für fähig gehalten...“ begann Ippolit wieder, aus seinem Sinnen erwachend. „Ja, ich wollte folgendes bemerken“, sagte er erfreut, als wäre ihm plötzlich etwas eingefallen, „nicht wahr, Burdowskij will seine Mutter aufrichtig in Schutz nehmen? Und dabei kommt es so, daß er sie selbst der Schande preisgibt. Der Fürst will Burdowskij helfen und bietet ihm reinen Herzens seine Freundschaft und sein Geld an, er ist auch vielleicht der einzige unter Ihnen, der ihm gegenüber keinen Widerwillen empfindet, und doch stehen sich die beiden ganz wie Feinde gegenüber... Hahaha! Sie alle hassen Burdowskij, weil er sich zu seiner Mutter häßlich und unziert benommen hat, nicht wahr? Ist es so? Sie alle lieben ja so sehr die Schönheit und Eleganz der Form, es kommt Ihnen nur darauf an, nicht wahr? (Ich habe mir längst gedacht, daß es so ist!) Wissen Sie also, daß vielleicht niemand von Ihnen seine Mutter so liebt wie Burdowskij! Ich weiß, Fürst, daß Sie durch Ganja Burdowskijs Mutter heimlich Geld geschickt haben, ich wette aber – hihhi!“ lachte er wie in einem hysterischen Anfall – „ich wette, daß Burdowskij Ihnen jetzt die Unzartheit der Form, in der Sie es getan haben, und den Mangel

an Achtung seiner Mutter gegenüber vorwerfen wird, es ist bei Gott so! – Hahaha!“

Er geriet jetzt wieder außer Atem und begann zu husten.

„Nun, bist du fertig? Hast du alles gesagt? Also geh jetzt schlafen, du fieberst“, unterbrach ihn Lisaweta Prokofjewna, die ihren unruhigen Blick nicht von ihm wandte, ungeduldig. „Ach Gott! Er redet schon wieder!“

„Ich glaube, Sie lachen? Warum lachen Sie immer über mich? Ich habe bemerkt, daß Sie mich immer auslachen?“ wandte er sich plötzlich unruhig und gereizt an Jewgenij Pawlowitsch; dieser lachte wirklich.

„Ich wollte Sie nur fragen, Herr . . . Ippolit . . ., verzeihen Sie, ich habe Ihren Namen vergessen.“

„Herr Terentjew“, sagte der Fürst.

„Ja, Terentjew, ich danke, Fürst, der Name wurde vorhin genannt, ich hatte ihn aber vergessen . . . ich wollte Sie fragen, Herr Terentjew, ob es wahr ist: ich habe gehört, Sie wären der Meinung, Sie brauchten nur eine Viertelstunde lang aus dem Fenster zum Volk zu sprechen, damit es mit Ihnen sofort in allem einverstanden ist und Ihnen folgt?“

„Es ist sehr möglich, daß ich das gesagt habe“, antwortete Ippolit, als suche er sich an etwas zu erinnern, „ich habe es bestimmt gesagt“, fügte er plötzlich lebhaft hinzu, indem er Jewgenij Pawlowitsch fest ansah, „was folgt denn aber daraus?“

„Gar nichts; ich wollte es nur der Vollständigkeit wegen zur Kenntnis nehmen.“

Jewgenij Pawlowitsch schwieg, Ippolit schaute ihn aber noch immer in ungeduldiger Erwartung an.

„Nun, bist du zu Ende?“ wandte sich Lisaweta Prokofjewna an Jewgenij Pawlowitsch, „beeile dich, Väterchen, er muß schlafen. Oder kannst du nicht fertig werden?“ (Sie ärgerte sich furchtbar.)

„Ich möchte gerne noch hinzufügen, Herr Terentjew“, sprach Jewgenij Pawlowitsch lächelnd weiter, „daß alles, was ich von Ihren Kameraden gehört habe und was Sie jetzt soeben mitgeteilt haben, meiner Ansicht nach mit zweifellosem Talent, zur Theorie vom Triumph des Rechtes vor allem und trotz allem führt und dabei alles übrige, vielleicht sogar die Frage, worin dieses Recht besteht, ausschließt! Oder sollte ich mich nur irren?“

„Gewiß irren Sie sich! Ich verstehe Sie gar nicht . . . was weiter?“

Man hörte auch in der Ecke murren. Lebedews Neffe murmelte etwas halblaut.

„Ich habe fast nichts mehr zu sagen“, fuhr Jewgenij Pawlowitsch fort, „ich wollte nur bemerken, daß man so direkt zum Recht der Ge-

walt, also zum Recht der einzelnen Faust und des persönlichen Willens gelangt, womit es übrigens auf der Welt sehr häufig endet. Proudhon ist ja auch zur Anerkennung des Rechtes der Gewalt gelangt. Während des amerikanischen Krieges haben sich viele der fortschrittlichsten Liberalen für die Plantagenbesitzer erklärt und sich darauf berufen, daß die Neger tiefer als die weiße Rasse stehen, daß das Recht der Gewalt also auf seiten der Weißen ist . . .“

„Nun, und was weiter?“

„Sie sprechen sich also nicht gegen das Recht der Gewalt aus?“

„Weiter!“

„Sie sind wirklich konsequent; ich möchte nur noch darauf hinweisen, daß es von dem Recht der Gewalt bis zum Recht der Tiger und Krokodile und selbst bis zu Danilow und Gorskij nicht mehr weit ist.“

„Ich weiß; weiter!“

Ippolit hörte Jewgenij Pawlowitsch kaum zu, und wenn er ihm „nun“ und „weiter“ sagte, schien er es eher aus alter, beim Gespräch angenommener Gewohnheit, als aus Aufmerksamkeit und Neugierde zu tun.

„Ich habe nichts mehr zu sagen . . . das ist alles.“

„Ich bin Ihnen übrigens nicht böse“, schloß Ippolit ganz unerwartet und streckte ihm, sich dessen wohl kaum bewußt werdend, lächelnd die Hand hin. Jewgenij Pawlowitsch war anfangs erstaunt, berührte aber dann die ihm hingestreckte Hand mit sehr ernsthafter Miene, als fasse er das als ein Zeichen der Vergebung auf.

„Ich muß noch bemerken“, sagte er in demselben zweideutig ehrerbietigen Ton, „daß ich Ihnen für die Aufmerksamkeit danke, mit der Sie mir zuhörten, denn ich habe oft die Beobachtung gemacht, daß unser Liberaler es nicht über sich bringt, jemand seine eigene Meinung aussprechen zu lassen, ohne seinen Opponenten sofort zu beschimpfen oder selbst etwas noch Ärgeres zu tun . . .“

„Da haben Sie ganz recht“, bemerkte General Iwan Feodorowitsch, indem er die Hände auf den Rücken legte und sich mit sehr gelangweilter Miene zum Ausgang der Terrasse zurückzog, wo er vor Ärger gähnte.

„Jetzt ist es aber genug, Väterchen“, erklärte Lisaweta Prokofjewna, sich plötzlich an Jewgenij Pawlowitsch wendend, „ich habe es satt . . .“

„Es ist Zeit“, sagte Ippolit, sich besorgt und fast erschrocken erhebend und verwirrt um sich blickend, „ich habe Sie aufgehalten; ich wollte Ihnen alles sagen . . . ich dachte, daß alle . . . zum letztenmal . . . das war aber nur eine Einbildung von mir . . .“

Man sah, daß er ruckweise lebhafter wurde, plötzlich aus dem Fieber erwachte, sich für Augenblicke bei vollem Bewußtsein an alles

erinnerte und dabei meistens in kurzen, vielleicht schon früher einmal in den langweiligen, endlosen Stunden der Krankheit, im Bett, in der Einsamkeit und in schlaflosen Nächten erdachten und eingelernten Sätzen sprach.

„Leben Sie also wohl!“ schloß er unvermittelt und schroff. „Glauben Sie, daß es mir leichtfällt, Ihnen Lebewohl zu sagen? Haha!“ lachte er ärgerlich über seine eigene ungeschickte Frage und fügte dann laut und gereizt hinzu, als wäre er darüber erbost, daß es ihm nicht gelang, das zu sagen, was er wollte. „Exzellenz! Ich habe die Ehre, Sie hiermit zu meiner Beerdigung einzuladen, falls Sie mir diese Ehre erweisen wollen . . . ich lade auch alle übrigen Herrschaften zugleich mit dem General ein . . .“

Er lachte wieder; doch war das schon das Lachen eines Wahnsinnigen. Lisaweta Prokofjewna rückte erschrocken zu ihm hin und packte ihn bei der Hand. Er sah sie, noch immer lachend, scharf an, doch das Lachen schien jetzt auf seinem Gesicht erstarrt zu sein.

„Wissen Sie, daß ich hierhergekommen bin, um die Bäume zu sehen? Diese da . . .“ (er wies auf den Park) „ist das nicht komisch, wie? Nicht wahr, es ist ja nichts Komisches dabei?“ fragte er Lisaweta Prokofjewna ernst und wurde plötzlich nachdenklich; nach einem Augenblick hob er wieder den Kopf und begann mit den Augen neugierig jemand zu suchen. Er wollte Jewgenij Pawlowitsch sehen, der ganz in der Nähe auf derselben Stelle wie vorher stand, er hatte das aber vergessen und suchte ihn ringsherum.

„Ach so, Sie sind noch da!“ sagte er, als er ihn endlich fand, „Sie haben vorher immer darüber gespottet, daß ich eine Viertelstunde aus dem Fenster sprechen wollte . . . Wissen Sie aber auch, daß ich noch nicht achtzehn Jahre alt bin: ich habe so lange auf meinen Kissen gelegen und habe so viel aus dem Fenster geschaut und nachgedacht . . . über alles . . . daß . . . Sie wissen ja, daß ein Toter kein Alter hat. Das fiel mir noch vorige Woche ein, als ich einmal in der Nacht erwachte . . . Wissen Sie, was Sie am meisten fürchten? Sie fürchten vor allem unsere Aufrichtigkeit, trotzdem Sie uns verachten! Ich habe mir das schon damals in der Nacht gedacht, als ich im Bett lag. Glauben Sie, daß ich Sie vorhin auslachen wollte, Lisaweta Prokofjewna? Nein, ich habe Sie nicht ausgelacht, ich wollte Ihnen nur meine Anerkennung aussprechen . . . Kolja sagt, der Fürst habe Sie ein Kind genannt . . . Das ist gut . . . Ja, was war es denn . . . ich wollte ja noch etwas sagen . . .“

Er bedeckte sich das Gesicht mit den Händen und sann nach.

„Ja, als Sie sich vorhin verabschiedeten, fiel mir plötzlich ein: diese Menschen werden nie mehr das sein, niemals! Auch die Bäume nicht, nur die rote Ziegelwand von Meyers Haus wird noch da sein . . . die

ich aus dem Fenster mir gegenüber sehe . . . sage Ihnen also das alles . . . versuche es einmal zu sagen; da ist ein schönes Mädchen, du bist ja ein Toter, stelle dich als Toter vor; weise darauf hin, daß ein Toter alles sagen darf und daß es ihm auf die öffentliche Meinung nicht mehr ankommt, haha! . . . Lachen Sie nicht?“ fragte er, alle Anwesenden mißtrauisch anschauend. „Wissen Sie, mir sind auf den Kissen viele Gedanken gekommen . . . wissen Sie, ich habe mich davon überzeugt, daß die Natur sehr boshaft ist . . . Sie haben vorhin gesagt, ich sei ein Atheist, wissen Sie aber, daß diese Natur . . . Warum lachen Sie wieder? Sie sind furchtbar grausam“, sagte er plötzlich, alle mit trauriger Entrüstung musternd, „ich habe Kolja nicht verdorben“, schloß er in einem ganz andern ernsten und überzeugten Ton, als hätte er sich auf einmal auch daran erinnert . . .

„Niemand, niemand lacht dich hier aus, beruhige dich“, sagte Lisaweta Prokofjewna fast gequält, „morgen wird ein anderer Arzt kommen, deiner hat sich geirrt; setz dich doch, du kannst dich ja nicht mehr aufrecht halten! Du phantasierst . . . Ach, was soll man mit ihm jetzt tun!“ sagte sie, ihn geschäftig in dem Lehnstuhl zurechtsetzend . . . Eine Träne glänzte auf ihrer Wange.

Ippolit war ganz betroffen, er hob die Hand und berührte ängstlich diese Träne. Er lächelte fast wie ein Kind.

„Ich . . . habe . . .“ begann er freudig, „Sie wissen nicht, wie ich Sie . . . er hat mir immer so entzückt von Ihnen erzählt; er, Kolja . . . ich liebe ihn so. Ich habe ihn nicht verdorben! Ich hinterlasse nur ihn . . . ich wollte auch alle, alle anderen liebhaben, es war aber niemand da, niemand . . . Ich wollte etwas schaffen, ich hatte das Recht dazu . . . Oh, was ich alles wollte! Ich will jetzt nichts, ich will nichts wollen, ich habe mir das Wort gegeben, nichts mehr zu wollen; man soll ohne mich weiter nach der Wahrheit suchen! Ja, die Natur ist boshaft! Warum schafft sie die vollkommendsten Wesen, um sie dann nur auszulachen?“ begann er plötzlich eifrig. „Sie hat es ja getan, daß das einzige Wesen, das man auf der Erde für vollkommen hielt . . . sie hat es ja getan, sie hat ihn den Menschen gezeigt und hat ihn dazu bestimmt, das zu sagen, weswegen so viel Blut vergossen wurde, so viel, daß, wenn es auf einmal hervorströmte, die Menschen sicher ertrinken würden! Oh, es ist gut, daß ich sterbe! Sonst würde ich vielleicht auch irgendeine furchtbare Lüge sagen, die Natur hätte mich dazu geführt . . .! Ich habe niemand verdorben . . . Ich wollte zum Glück aller Menschen leben, um die Wahrheit zu entdecken und zu verkünden . . . Ich habe aus dem Fenster auf Meyers Mauer geschaut und habe nur eine Viertelstunde sprechen zu müssen geglaubt, um alle, alle zu überzeugen; ich bin jetzt zum erstenmal im Leben . . . wenn nicht mit

allen Menschen, so doch mit Ihnen zusammengekommen, und was ist daraus geworden? Gar nichts! Nur daß Sie mich verachten! Ich bin also ein Dummkopf, ich bin also unbrauchbar, es ist also Zeit! Und ich habe nicht einmal verstanden, irgendeine Erinnerung zurückzulassen! Keinen Laut, keine Spur, keine Tat, ich habe keine einzige Überzeugung verbreitet . . . ! Lachen Sie den Narren nicht aus! Vergessen Sie ihn! Vergessen Sie alles . . . bitte, vergessen Sie, seien Sie nicht so grausam! Wissen Sie, wenn ich nicht die Schwindsucht hätte, würde ich mich selbst umbringen . . .“

Er schien noch viel sagen zu wollen, sprach aber nicht zu Ende, ließ sich in den Lehnstuhl zurücksinken, bedeckte das Gesicht mit den Händen und weinte wie ein kleines Kind.

„Was soll man mit ihm jetzt nur anfangen?“ rief Lisaweta Prokofjewna aus, lief auf ihn zu, umfaßte seinen Kopf und preßte ihn fest an ihre Brust. Er schluchzte krampfhaft. „Es ist gut, es ist gut! Weine nicht mehr, es ist genug, du bist ein guter Junge, Gott wird dir um deiner Unerfahrenheit willen verzeihen; es ist genug, sei tapfer . . . Du mußt dich sonst schämen . . .“

„Ich habe noch einen Bruder und eine Schwester“, sagte Ippolit, indem er sich mühte, den Kopf zu heben, „es sind arme, kleine, unschuldige Kinder . . . Sie wird sie verderben! Sie sind eine Heilige, Sie . . . sind selbst ein Kind, retten Sie sie! Nehmen Sie sie ihr weg . . . sie ist . . . schamlos . . . Oh, helfen Sie ihnen, helfen Sie, Gott wird es Ihnen tausendfach vergelten, um Gottes willen, um Christi willen . . .!“

„Sagen Sie doch endlich, was jetzt zu tun ist, Iwan Feodorowitsch!“ rief Lisaweta Prokofjewna gereizt. „Tun Sie mir den Gefallen und unterbrechen Sie Ihr majestätisches Schweigen! Wenn Sie aber nichts wissen, teile ich Ihnen mit, daß ich selbst hier übernachten werde; Sie haben mich durch Ihren Despotismus schon genug gequält!“

Lisaweta Prokofjewna fragte voll Leidenschaft und Zorn und erwartete eine sofortige Antwort. Die Anwesenden nehmen solche Ausbrüche aber wie gewöhnlich schweigend und mit untätiger Neugierde auf, ohne irgendwie einzuschreiten, und geben ihren Gedanken erst viel später Ausdruck. Es befanden sich unter den hier versammelten Personen auch solche, die, ohne ein Wort zu sagen, bis zum Morgen geblieben wären, wie zum Beispiel Warwara Ardalionowna, die den ganzen Abend schweigend abseits saß und ununterbrochen sehr gespannt zuhörte, wofür sie jedenfalls ihre Gründe hatte.

„Ich bin der Ansicht, meine Liebe“, äußerte sich der General, „daß hier jetzt eine Pflegerin und außerdem vielleicht ein verlässlicher, nüchterner Mensch für die Nacht eher am Platze wäre als jemand, der so aufgeregt ist. Man muß jedenfalls den Fürsten danach fragen und . . .“

ihn sofort in Ruhe lassen. Morgen können wir wieder unsere Teilnahme bekunden.“

„Es ist gleich Mitternacht, wir gehen. Fährt er mit oder bleibt er bei Ihnen?“ wandte sich Doktorenko übelgelaunt und kurz an den Fürsten.

„Wenn Sie wollen, können Sie auch hierbleiben“, antwortete der Fürst, „Platz ist genug.“

„Exzellenz“, sagte Keller unerwartet, indem er dienstfertig an den General heransprang, „wenn man einen verlässlichen Menschen für die Nacht braucht, bin ich bereit, für den Freund das Opfer zu bringen . . . Das ist ein Mensch! Ich halte ihn schon lange für hervorragend, Exzellenz! Meine Bildung ist natürlich ungenügend, wenn er aber etwas kritisiert, sind es Perlen, lauter Perlen, Exzellenz!“

Der General wandte sich verzweifelt ab.

„Ich freue mich sehr, daß er bleibt, das Fahren wäre für ihn natürlich beschwerlich“, erklärte der Fürst auf Lisaweta Prokofjewnas gereizte Fragen.

„Ja, schläfst du denn eigentlich? Wenn du nicht willst, nehme ich ihn zu mir herüber, Väterchen! Gott, er hält sich ja kaum noch auf den Beinen! Bist du denn krank?“

Als Lisaweta Prokofjewna bei ihrem Kommen den Fürsten nicht auf dem Sterbebett antraf, übertrieb sie sehr den befriedigenden Zustand seiner Gesundheit, auf den sie nach seinem Aussehen schloß. Doch die eben erst überstandene Krankheit, die sie begleitenden bangen Erinnerungen, die durch den anstrengenden Abend hervorgerufene Müdigkeit, der Vorfall mit Pawlistschews Sohn, Ippolits Zustand, daß alles hatte die krankhafte Empfindlichkeit des Fürsten tatsächlich fast zu einem fieberhaften Zustand gesteigert. In seinen Augen lag jetzt außerdem noch eine andere Sorge und Angst; er blickte Ippolit unruhig an, als erwarte er von ihm noch etwas.

Plötzlich erhob sich Ippolit sehr bleich und mit dem Ausdruck furchtbarer, verzweifelter Scham in seinem verzerrten Gesicht. Das äußerte sich vor allem in seinem voller Angst und Haß auf die Anwesenden gerichteten Blick und in dem verlorenen, schiefen, um seine zitternden Lippen irrenden Lächeln. Er senkte sogleich die Augen und schritt wankend und noch immer lächelnd auf Burdowskij und Doktorenko zu, die am Ausgang der Terrassè standen; er wollte mit ihnen gehen.

„Das habe ich befürchtet!“ rief der Fürst aus. „Das mußte so kommen!“

Ippolit wandte sich in wahnsinnigem Zorn rasch zu ihm um, jeder Zug seines Gesichtes schien zu zittern und zu sprechen.

„Ah, Sie haben es befürchtet! ‚Es mußte‘, Ihrer Ansicht nach, ‚so kommen‘? Wissen Sie also, wenn ich hier jemand hasse“, heulte er

heiser quietschend, Schaum um die Lippen („Ich hasse euch alle, alle!“), „so sind vor allem Sie es, Idiot, Millionär und Wohltäter mit der süßen Jesuitenseele, ich hasse Sie mehr als alle und alles auf der Welt! Ich habe Sie schon lange durchschaut und gehaßt, schon damals, als ich Sie nur vom Hörensagen kannte, ich habe Sie aus ganzer Seele gehaßt . . . Sie haben alles jetzt so weit kommen lassen! Sie haben meinen Anfall herbeigeführt! Sie haben einen Sterbenden dahin gebracht, daß er sich schämen muß, Sie, Sie sind an meiner gemeinen Feigheit schuld! Ich würde Sie töten, wenn ich am Leben bliebe! Ich brauche Ihre Wohltaten nicht, ich nehme sie von niemand an, hören Sie, von niemand, nichts! Ich war im Fieber, und ihr dürft nicht triumphieren! . . . Ich verfluche euch alle, ein für allemal!“

Jetzt war er ganz atemlos.

„Er schämt sich seiner Tränen!“ flüsterte Lebedew Lisaweta Prokofjewna zu. „Es mußte so kommen! Ja, der Fürst hat ihn ganz verstanden . . .“

Lisaweta Prokofjewna würdigte ihn jedoch keines Blickes. Sie stand stolz aufgerichtet, mit erhobenem Kopf da und betrachtete ‚diese Leute‘ mit verächtlicher Neugierde. Als Ippolit zu Ende war, zuckte der General die Achseln; worauf sie ihn jedoch zornig vom Kopf bis zu den Füßen musterte, als verlange sie von ihm Rechenschaft über diese Bewegung, und sich dann sofort an den Fürsten wandte.

„Ich danke Ihnen, Fürst, der Sie ein Freund unseres Hauses zu sein vorgeben, für den angenehmen Abend, den Sie uns allen bereitet haben. Sie freuen sich jetzt wohl darüber, daß es Ihnen gelungen ist, auch uns in Ihre Torheiten zu verwickeln . . . Es ist genug, lieber Hausfreund, ich danke Ihnen dafür, daß Sie sich endlich in Ihrem vollen Glanze gezeigt haben . . .!“

Sie begann entrüstet an ihrer Mantille zu zupfen und wartete ab, daß „die andern“ gingen. In diesem Augenblick rollte eine Droschke heran, nach der Doktorenko schon vor einer Viertelstunde Lebedews Sohn, einen Gymnasiasten, geschickt hatte. Auch der General folgte dem Beispiel seiner Gattin und machte dem Fürsten Vorwürfe.

„In der Tat, Fürst, ich hätte das nicht erwartet . . . nach allem, nach allen freundschaftlichen Beziehungen . . . und dann, Lisaweta Prokofjewna . . .“

„Aber, wie kann man denn nur!“ rief Adelaida, trat rasch auf den Fürsten zu und reichte ihm die Hand.

Der Fürst lächelte ihr verwirrt zu. Plötzlich drang ihm ein heißes, rasches Flüstern ins Ohr.

„Wenn Sie mit allen diesen schrecklichen Menschen nicht sofort brechen, werde ich Sie mein ganzes Leben hassen!“ flüsterte Aglaja; sie

schien ganz außer sich, wandte sich aber, noch bevor der Fürst sie anblicken konnte, ab. Es war übrigens niemand mehr da, mit dem er hätte brechen können; man hatte den kranken Ippolit unterdessen, so gut es ging, in die Droschke gesetzt, die sofort davonfuhr.

„Nun, wird das noch lange dauern, Iwan Feodorowitsch? Was denken Sie denn? Soll ich mich von diesen boshaften Jungen noch lange peinigen lassen?“

„Ich bin natürlich bereit, meine Liebe . . . und der Fürst . . .“

Iwan Feodorowitsch streckte dem Fürsten doch die Hand hin, hatte aber nicht Zeit, ihm die seinige zu drücken und lief Lisaweta Prokofjewna nach, die zornig von der Terrasse hinabstieg. Adelaida, ihr Bräutigam und Alexandra verabschiedeten sich freundlich vom Fürsten. Auch Jewgenij Pawlowitsch tat es und war der einzige, der guter Stimmung war.

„Ich finde, meine Erwartungen haben sich erfüllt! Es ist nur schade, daß auch Sie darunter gelitten haben, Sie Armer“, flüsterte er mit dem liebenswürdigsten Lächeln.

Aglaja ging, ohne sich zu verabschieden.

Die Ereignisse dieses Abends waren damit aber noch nicht zu Ende; Lisaweta Prokofjewna hatte noch eine ganz unerwartete Begegnung zu ertragen.

Bevor sie von der Treppe auf den um den Park herumführenden Weg gelangt war, raste ein eleganter Wagen mit zwei Schimmeln an dem Landhause des Fürsten vorüber. In dem Wagen saßen zwei elegant gekleidete Damen. Der Wagen hielt aber in einer Entfernung von kaum zehn Schritten, und eine der Damen wandte sich rasch um, als hätte sie plötzlich einen Bekannten erblickt.

„Jewgenij Pawlowitsch! Bist du es?“ ertönte auf einmal eine schöne, helle Stimme, die den Fürsten und vielleicht noch jemand erbeben machte. „Wie ich mich freue, daß ich dich endlich gefunden habe! Ich habe einen Boten zu dir in die Stadt geschickt; sogar zwei! Man sucht dich schon den ganzen Tag!“

Jewgenij Pawlowitsch blieb, wie vom Blitz gerührt, auf der Treppe stehen, Lisaweta Prokofjewna stutzte zwar auch, war aber nicht erschrocken und erstarrt wie Jewgenij Pawlowitsch; sie schaute die dreiste Frau ebenso stolz und mit derselben kalten Verachtung an wie vor fünf Minuten „jene Leute“ und richtete dann ihren durchdringenden Blick sofort auf Jewgenij Pawlowitsch.

„Eine Neuigkeit“, fuhr die helle Stimme fort, „fürchte Kupfers Wechsel nicht; Rogoshin hat sie für dreißig zusammengekauft, ich habe ihm zuredet. Du kannst volle drei Monate ruhig sein. Mit Biskup und dieser ganzen Bande werden wir aber schon fertig werden,

es sind ja gute Bekannte! Alles ist also in Ordnung. Amüsiere dich gut. Auf Wiedersehen morgen!“

Der Wagen setzte sich in Bewegung und verschwand schnell.

„Das ist eine Verrückte!“ rief Jewgenij Pawlowitsch endlich, vor Entrüstung errötend und sich betroffen umschauend. „Ich verstehe kein Wort von dem, was sie gesagt hat! Was für Wechsel! Wer ist sie denn überhaupt?“

Lisaweta Prokofjewna sah ihn noch ein paar Sekunden an; dann wandte sie sich schroff ab und schritt rasch auf ihr Landhaus zu, wohin ihr alle folgten. Jewgenij Pawlowitsch kehrte nach einer Minute in außerordentlicher Erregung zum Fürsten auf die Terrasse zurück.

„Fürst, wissen Sie wirklich nicht, was das bedeutet?“

„Ich weiß gar nichts“, antwortete der Fürst, der sich selbst in einer außerordentlichen, krankhaften Spannung befand.

„Nein?“

„Nein!“

„Auch ich weiß es nicht“, sagte Jewgenij Pawlowitsch, plötzlich lachend. „Ich habe mit diesem Wechsel bei Gott nichts zu tun, glauben Sie meinem Ehrenwort...! Ja, was haben Sie nur, werden Sie ohnmächtig?“

„O nein, nein, ich versichere Sie, nein...“

11

Die Jepantschins söhnten sich erst am dritten Tage endgültig mit dem Fürsten aus. Der Fürst nahm zwar einen großen Teil der Schuld auf sich, wie gewöhnlich, und erwartete aufrichtig eine Strafe, hatte dabei aber doch die volle innere Überzeugung, daß Lisaweta Prokofjewna ihm nicht ernstlich zürnen konnte, sondern eigentlich nur auf sich selbst böse war. Die lange Dauer der Feindseligkeit machte ihn aber am dritten Tag ganz betroffen und verzagt. Es kamen dabei auch noch andere Umstände in Betracht, von denen besonders einer von Bedeutung war.

Die Unruhe des Fürsten wuchs während der drei Tage immer mehr (er warf sich aber seit einiger Zeit zwei Extreme vor: seine ungewöhnliche „sinnlose und zudringliche“ Vertrauensseligkeit und zugleich sein „finsternes, niedriges“ Mißtrauen). Das Abenteuer mit der exzentrischen Dame, die von ihrem Wagen aus mit Jewgenij Pawlowitsch gesprochen hatte, nahm, kurz gesagt, am Ende des dritten Tages in seiner Phantasie eine erschreckende und rätselhafte Gestalt an. Der Sinn des Rätsels bestand für den Fürsten vor allem anderen in der traurigen Frage: ob auch er an dieser neuen „Ungeheuerlichkeit“ schuld sei, oder ob nur... sprach es sich selbst aber nicht aus, war...

Was aber die Buchstaben N. F. B. betraf, so war das seiner Ansicht nach nur ein unschuldiger, kindischer Spaß, so daß er sich schämen mußte und es von ihm sozusagen beinahe unanständig wäre, darüber nachzugrübeln.

Übrigens hatte der Fürst gleich am nächsten Tage, nach dem furchtbaren Abend, an dessen unerquicklichen Vorgängen er „die Hauptschuld“ trug, das Vergnügen, Fürst Stsch. und Adelaida bei sich zu sehen: „sie wären hauptsächlich deswegen gekommen, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen.“ Sie kamen beide von einem Spaziergang. Adelaida hatte soeben im Park einen wunderbaren, breitästigen, alten Baum mit langen, gebogenen Zweigen bemerkt, der ganz mit jungem Grün bedeckt war und dabei eine tiefe Höhlung und einen Riß aufwies; sie hatte beschlossen, diesen Baum unbedingt zu malen! Sie sprach während ihres halbstündigen Besuches fast ausschließlich davon. Fürst Stsch. war liebenswürdig und aufmerksam wie immer, fragte den Fürsten nach längst vergangenen Dingen und erinnerte sich an Einzelheiten ihrer ersten Bekanntschaft; die gestrigen Vorfälle wurden fast mit keinem Wort erwähnt. Adelaida hielt es endlich nicht aus und gestand lächelnd, sie wären inkognito gekommen; sie ließen es aber bei dieser Bemerkung bewenden, obwohl aus diesem Inkognito schon zu ersehen war, daß der Fürst bei den Eltern, hauptsächlich bei Lisaweta Prokofjewna, in besonderer Ungnade war. Adelaida und Fürst Stsch. sprachen aber während ihres Besuches weder von ihr noch von Aglaja, auch nicht von Iwan Feodorowitsch nur ein einziges Wort. Als sie wieder gingen, forderten sie den Fürsten nicht zum Mitkommen auf. Es war auch nicht einmal andeutungsweise von einem Besuch des Fürsten bei ihnen die Rede; Adelaida ließ sich diesbezüglich sogar eine sehr charakteristische Bemerkung entschlüpfen: sie sprach von ihrem Aquarell, das sie ihm plötzlich so sehr gern zeigen wollte. „Wie sollen wir es nur schnell machen? Warten Sie! Ich werde es Ihnen entweder durch Kolja schicken, wenn er heute kommt, oder aber ich bringe es Ihnen morgen selbst, wenn ich wieder mit dem Fürsten spazierengehe“, so fand sie endlich einen Ausweg und freute sich, daß es ihr gelungen war, diese Angelegenheit für alle Teile so bequem zu lösen.

Als sie schon beim Abschiednehmen waren, schien sich Fürst Stsch. plötzlich zu besinnen und fragte:

„Ach ja, ist es vielleicht Ihnen bekannt, lieber Lew Nikolajewitsch, wer die Person war, die gestern Jewgenij Pawlowitsch aus ihrem Wagen anrief?“

„Das war Nastasia Filippowna“, sagte der Fürst. „Haben Sie denn nicht gewußt, daß sie das war? Ich weiß nicht, wer ihre Begleiterin war.“

„Ja, ich habe es gehört!“ fiel Fürst Stsch. ein. „Was bedeutete aber dieses Geschrei? Das ist für mich und für die andern . . . ein Rätsel.“

Er sprach mit sichtlich großem Staunen.

„Sie hat von Wechseln gesprochen, die mit Jewgenij Pawlowitsch in Zusammenhang stehen“, antwortete der Fürst sehr einfach, „und die auf ihre Bitte hin von Rogoshin einem Wucherer abgekauft wurden, sie sagte auch, daß Rogoshin Jewgenij Pawlowitsch nicht drängen werde.“

„Ich habe es gehört, teurer Fürst, das kann aber gar nicht möglich sein! Jewgenij Pawlowitsch hat ja gar keine Wechsel laufen! Bei einem solchen Vermögen . . . Das ist ihm zwar schon früher einmal durch seinen Leichtsinn passiert, und ich selbst bin ihm dabei zu Hilfe gekommen . . . Wenn man ein solches Vermögen besitzt, kann man doch aber unmöglich einem Wucherer Wechsel ausstellen und sich zu beunruhigen haben. Und er kann auch zu Nastasia Filippowna nicht in solchen freundschaftlichen Beziehungen stehen und sie duzen, das ist das größte Rätsel. Er schwört, daß er nichts davon versteht, und ich glaube es ihm vollkommen. Ich wollte aber auch Sie fragen, lieber Fürst, ob Ihnen nicht etwas davon bekannt ist. Das heißt, ob vielleicht irgendein Gerücht zufällig zu Ihren Ohren gekommen ist?“

„Nein, ich weiß nichts und versichere Sie, daß ich daran nicht beteiligt bin.“

„Was ist nur mit Ihnen, Fürst! Ich erkenne Sie heute wirklich nicht wieder. Wie sollte ich Sie bei einer solchen Sache für beteiligt halten . . .? Sie scheinen heute verstimmt zu sein.“

Er umarmte und küßte ihn.

„Das heißt, woran, an welcher Sache? Ich weiß nicht, um was es sich handelt.“

„Diese Person wollte Jewgenij Pawlowitsch zweifellos irgendwie bei etwas hinderlich sein, indem sie ihm vor Zeugen Eigenschaften zuschrieb, die er nicht hat und nicht haben kann“, antwortete Fürst Stsch. ziemlich trocken.

Fürst Lew Nikolajewitsch wurde verlegen, schaute den Fürsten aber scharf und fragend an; dieser schwieg jedoch.

„Handelt es sich denn nicht einfach um die Wechsel? Kann man das nicht buchstäblich auffassen?“ murmelte der Fürst endlich ungeduldig.

„Ich überlasse es Ihnen, darüber selbst zu urteilen; kann denn zwischen Jewgenij Pawlowitsch und ihr etwas Gemeinsames sein; außerdem soll ja auch Rogoshin damit zu tun haben? Ich wiederhole Ihnen, er hat ein ungeheures Vermögen, was mir ganz genau bekannt ist; außerdem erwartet er auch noch ein zweites Vermögen von seinem Onkel. Nastasia Filippowna hat einfach . . .“

Fürst Stsch. schwieg plötzlich wieder, weil er dem Fürsten wohl nichts mehr von Nastasia Filippowna sagen wollte.

„Er ist aber jedenfalls mit ihr bekannt?“ fragte Lew Nikolajewitsch nach einer Weile.

„Das scheint der Fall zu sein; er ist ein leichtsinniger Mensch! Das muß aber früher einmal, vor sehr langer Zeit, das heißt vor zwei, drei Jahren gewesen sein. Er war ja auch mit Tozkij bekannt. Jetzt ist aber nichts Derartiges mehr möglich, sie können sich doch unmöglich duzen! Sie wissen ja auch, daß sie gar nicht hier war; sie war nirgends zu sehen. Viele wissen noch nicht, daß sie hier aufgetaucht ist. Ich habe ihre Equipage erst vor höchstens drei Tagen zum erstenmal gesehen.“

„Eine großartige Equipage!“ sagte Adelaida.

„Ja, die Equipage ist großartig.“

Beide verabschiedeten sich übrigens auf die freundschaftlichste Weise von Fürst Lew Nikolajewitsch.

Für unseren Helden war dieser Besuch jedoch sehr bedeutsam. Er hatte seit dem gestrigen Abend (und vielleicht schon früher) zwar vieles geahnt, hatte es aber bis zu diesem Besuch nicht gewagt, an seine Befürchtungen ganz zu glauben. Jetzt wurde aber alles klar: Fürst Stsch. deutete die Sache natürlich falsch, doch auch er war der Wahrheit nahe, auch er hatte begriffen, daß hier eine Intrige mit im Spiel war. („Vielleicht versteht er übrigens im stillen alles ganz gut“, dachte der Fürst, „er will es nur nicht äußern und deutet es darum falsch.“) Es war jedenfalls klar, daß der Besuch in der Hoffnung gemacht war, von ihm Aufklärungen zu erlangen (und zwar vor allem der Besuch des Fürsten Stsch.); daraus folgte aber, daß man ihn an der Intrige für direkt beteiligt hielt. Wenn alles wirklich so und von solcher Wichtigkeit war, hatte sie also irgendein furchtbares Ziel im Auge; was war es denn aber nur? Schrecklich! „Ja, wie sollte man sie auch aufhalten? Es war gar keine Möglichkeit, sie aufzuhalten, wenn sie davon überzeugt war, daß ihr Ziel erstrebenswert sei.“ Der Fürst wußte das schon aus Erfahrung. „Sie ist wahnsinnig! ganz wahnsinnig!“

An diesem Morgen kam aber noch eine Menge anderer Umstände zusammen, und da alles auf einmal hereinbrach und eine sofortige Lösung forderte, war der Fürst sehr traurig. Einige Zerstreuung wurde ihm durch Wera Lebedewa verschafft, die mit Liubotschka zu ihm kam und lachend sehr lange etwas erzählte. Sie war von ihrer Schwester, die immer den Mund offenhielt, und von Lebedews Sohn, dem Gymnasiasten, begleitet, der versicherte, ‚der Wermutstern‘, welcher, wie es in der Apokalypse heißt, auf die Wasserquellen der Erde gefallen war, der Deutung seines Vaters nach das ganz Europa umfassende Eisenbahnnetz sei. Der Fürst glaubte nicht, daß Lebedew es so

erkläre, und man beschloß, ihn bei der ersten besten Gelegenheit darüber zu befragen. Der Fürst erfuhr durch Wera Lebedewa, Keller hätte sich seit gestern bei ihnen häuslich niedergelassen und würde sie, allen Anzeichen nach, für lange nicht verlassen, da er Gesellschaft gefunden und mit General Iwolgin Freundschaft geschlossen habe; er erklärte übrigens, er bleibe einzig und allein, um seine Bildung zu vervollständigen. Lebedews Kinder gefielen dem Fürsten überhaupt immer mehr. Kolja war den ganzen Tag abwesend, er hatte sich in aller Frühe nach Petersburg begeben. (Auch Lebedew war beim Morgengrauen irgendwelcher Geschäfte wegen verreist.) Der Fürst erwartete aber ungeduldig Gawrila Ardalionowitschs Besuch.

Er kam um sieben Uhr abends, gleich nach dem Essen. Der Fürst dachte beim ersten Blick auf ihn, wenigstens er müsse alle geheimnisvollen Vorgänge haargenau kennen, wie sollte es auch anders sein, da er im Besitz von Mitarbeitern wie Warwara Ardalionowna und deren Mann war? Das Verhältnis des Fürsten zu Ganja war aber sehr sonderbar. Der Fürst hatte ihn zum Beispiel mit Burdowskijs Angelegenheit betraut und ihn sogar sehr darum gebeten, sich damit zu befassen; trotz dieses Vertrauens und einiger früherer intimer Aussprachen blieben zwischen den beiden aber doch immer einige Punkte, die sie nicht berühren wollten. Es schien dem Fürsten manchmal, daß Ganja die vollste und freundschaftlichste Aufrichtigkeit wünschte; als er zum Beispiel jetzt eintrat, glaubte der Fürst sogleich, Ganja hätte die vollste Überzeugung, es wäre nun der Augenblick gekommen, wo das Eis zwischen ihnen in allen Punkten gebrochen werden mußte. Gawrila Ardalionowitsch hatte es aber eilig; seine Schwester erwartete ihn bei Lebedew; sie hatten etwas zusammen zu besorgen.

Wenn Ganja aber tatsächlich einen ganzen Schwall ungeduldiger Fragen, unwillkürlicher Mitteilungen und freundschaftlicher Ergüsse erwartet hatte, befand er sich natürlich in einem großen Irrtum. Der Fürst war während der ganzen zwanzig Minuten seines Besuches sehr nachdenklich und fast zerstreut. Die von Ganja erwarteten Fragen oder, besser gesagt, die eine Hauptfrage, wurde nicht gestellt. So beschloß auch Ganja, sehr reserviert zu sein. Er erzählte die ganze Zeit über unaufhörlich, lachte, plauderte sehr liebenswürdig über alle möglichen gleichgültigen Dinge, ohne jedoch das, was sie beide am meisten interessierte, zu berühren.

Ganja erzählte unter anderem, Nastasia Filippowna halte sich erst seit vier Tagen hier in Pawlowsk auf und lenke doch schon die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Sie wohne irgendwo in der Matroskaja in einem kleinen, unscheinbaren Häuschen bei Darja Alexejewna, ihre Equipage sei aber eine der elegantesten in Pawlowsk. Es habe

sich schon ein ganzer Haufen alter und junger Anbeter um sie versammelt, und der Wagen werde manchmal von Reitern begleitet. Nastasia Filippowna sei wie früher sehr wählerisch und lasse nicht einen jeden in ihre Nähe. Es habe sich aber trotzdem eine ganze Garde gebildet, und es seien für den Fall der Not genug Verteidiger vorhanden. Ein Bräutigam unter den Sommerfrischlern habe sich ihretwegen schon mit seiner Braut entzweit, und ein alter General seinen Sohn fast verflucht. Sie nehme bei ihren Ausfahrten häufig ein reizendes, kaum sechzehnjähriges Mädchen mit, eine entfernte Verwandte von Darja Alexejewna; dieses Mädchen singe gut, so daß ihr Häuschen an den Abenden allgemein beachtet wird. Nastasia Filippowna benehme sich übrigens äußerst anständig, sie kleide sich nicht prunkvoll, aber mit ausgesuchtem Geschmack, und alle Damen beneideten sie „ihres Geschmacks, ihrer Schönheit und ihrer Equipage wegen.“

„Der gestrige höchst seltsame Vorfall“, entschlüpfte es Ganja, „war natürlich beabsichtigt und darf nicht in Betracht gezogen werden. Man müßte ihr, um ihr etwas vorzuwerfen, Unrecht tun oder sie verleumdend, was übrigens nicht ausbleiben wird“, schloß Ganja, der erwartete, der Fürst werde jetzt bestimmt fragen: „warum er den gestrigen Vorfall beabsichtigt nenne und warum die Verleumdung nicht ausbleiben werde?“ Der Fürst fragte aber nichts.

Ganja sprach auch ausführlich von Jewgenij Pawlowitsch, ohne daß der Fürst sich danach eigens erkundigt hätte, was sehr seltsam war, besonders da er ohne jeden Anlaß darauf zu sprechen kam. Gawrila Ardalionowitschs Meinung nach hatte Jewgenij Pawlowitsch Nastasia Filippowna vorher nicht gekannt, er kannte sie auch jetzt nur ganz flüchtig, und zwar nur darum, weil er ihr vor etwa vier Tagen während eines Spazierganges von jemand vorgestellt worden war, er war aber wohl kaum auch nur ein einziges Mal mit den anderen bei ihr im Hause gewesen. Auch das mit den Wechseln war doch nicht ganz unmöglich (Ganja wollte das bestimmt wissen); Jewgenij Pawlowitsch besitze zwar ein großes Vermögen, die Verwaltung seiner Güter befinde sich aber tatsächlich in einem nicht ganz einwandfreien Zustand. Ganja brach bei diesem interessanten Punkt seine Betrachtungen ab. Er sagte in bezug auf Nastasia Filippownas gestriges Benehmen kein Wort mehr als das vorher flüchtig Erwähnte. Endlich wurde Ganja von Warwara Ardalionowna abgeholt, die einen Augenblick dablief und (ebenfalls ungefragt) erklärte, Jewgenij Pawlowitsch würde heute und vielleicht auch morgen in Petersburg bleiben, auch ihr Mann (Iwan Petrowitsch Ptizyn) befinde sich eigentlich nur in Jewgenij Pawlowitschs Angelegenheit in Petersburg, und es sei dort wirklich etwas nicht in Ordnung. Sie fügte, als sie ging,

hinzu, Lisaweta Prokofjewna sei heute furchtbar verstimmt, das Seltsame sei aber, daß Aglaja sich mit der ganzen Familie, nicht nur mit Vater und Mutter, sondern sogar mit den beiden Schwestern überworfen habe, was „gar nicht schön sei“; nachdem diese für den Fürsten außerordentlich wichtige Nachricht wie nebenbei mitgeteilt worden war, entfernten sich Bruder und Schwester. Ganetschka erwähnte auch die Sache betreffs „Pawlistschews Sohn“ mit keinem Wort, vielleicht aus falscher Bescheidenheit, vielleicht um „die Gefühle des Fürsten zu schonen“. Der Fürst bedankte sich bei ihm aber doch noch einmal für die sorgfältige Führung seiner Angelegenheit.

Der Fürst war sehr froh, endlich allein zu sein, er verließ die Terrasse, durchquerte die Allee und begab sich in den Park; er wollte einen von ihm geplanten Schritt erwägen und beschließen. Dieser Schritt gehörte aber nicht zu denen, die man lange überlegt, sondern zu denen, die plötzlich gemacht werden: er hatte auf einmal sehr große Lust, sich von allem hier loszumachen, dorthin, woher er gekommen, zurückzukehren und ohne von jemand Abschied zu nehmen, sofort irgendwohin, ganz weit an einen einsamen Ort zu reisen. Er ahnte, wenn er hier auch nur noch ein paar Tage bliebe, würde er in diese Welt ganz hineingezogen werden und ihr dann unwiederbringlich verfallen bleiben. Er hatte aber noch keine zehn Minuten darüber nachgedacht, als er entschied, das Fliehen sei „unmöglich“, da es fast Feigheit wäre und daß ihm jetzt Aufgaben bevorständen, die nicht zu erfüllen oder zu deren Erfüllung nicht wenigstens alle Kräfte einzusetzen er nicht das Recht habe. Er kehrte mit diesen Gedanken nach Hause zurück, nachdem er kaum eine Viertelstunde spazierengegangen war. Er fühlte sich in diesem Augenblick ganz unglücklich.

Lebedew war noch immer nicht zu Hause, so daß Keller gegen Abend beim Fürsten einzudringen wagte; er war zwar nicht betrunken, kam aber doch mit seinen Ergüssen und Geständnissen. Er erklärte unumwunden, er sei gekommen, um dem Fürsten sein ganzes Leben zu erzählen und sei überhaupt nur deswegen in Pawlowsk geblieben. Es war keinerlei Möglichkeit, ihn fortzujagen: er würde dem um keinen Preis Folge leisten. Keller machte Anstalten, sehr lange und unzusammenhängend zu reden, ging aber dann plötzlich fast gleich nach den ersten Worten zum Schluß über und erklärte, er habe (einzig infolge seiner Ungläubigkeit an den Allerhöchsten) jede Spur von Moral so sehr verloren, daß er sogar stehe. „Können Sie sich das vorstellen?“

„Hören Sie, Keller, ich würde das an Ihrer Stelle nicht ohne besondere Notwendigkeit eingestehen“, sagte der Fürst. „Oder schwärzen Sie sich vielleicht mit Absicht an?“

„Ich sage es nur Ihnen, einzig und allein Ihnen, und nur um meine Entwicklung zu fördern! Sonst niemand; wenn ich sterbe, werde ich mein Geheimnis für ewig unter dem Totenhemd mit fortnehmen! Wenn Sie aber wüßten, Fürst, wenn Sie nur wüßten, wie schwer es in unserer Zeit ist, zu Geld zu kommen! Gestatten Sie einmal die Frage, wo soll man es denn hernehmen? Da bekommt man nur die eine Antwort: ‚bringe Gold und Diamanten, dafür leihen wir dir welches‘, also gerade das, was ich nicht habe, können Sie es sich vorstellen? Ich wurde endlich mal böse und drängte da. ‚Gebt ihr auch für Smaragden Geld?‘ fragte ich dann. ‚Auch für Smaragden‘, gab man mir darauf zur Antwort. ‚Dann ist es gut‘, sagte ich, setzte den Hut auf und ging; der Teufel soll diese Schurken holen!“

„Hatten Sie denn Smaragden?“

„Woher soll ich Smaragden haben! O Fürst, Sie betrachten das Leben noch so freudig, so unschuldig und man kann sagen so idyllisch!“

Der Fürst schämte sich für ihn endlich mehr als er ihn bedauerte. Ihm kam sogar der Gedanke: könnte man diesen Menschen nicht durch irgendeine gute Beeinflussung zu etwas bringen? Er hielt seine eigene Einwirkung aus einigen Gründen, nicht aus Selbsterniedrigung, sondern auf Grund seiner besonderen Ansicht in bezug auf gewisse Dinge für ganz ungünstig. Sie kamen allmählich so ins Gespräch, daß sie sich gar nicht mehr trennen wollten. Keller gestand mit der größten Bereitwilligkeit Dinge ein, daß man es nie für möglich gehalten hätte, daß jemand so etwas erzählen könnte. Er versicherte bei jedem Geständnis, daß er innerlich von Reue und Tränen erfüllt sei, erzählte darauf aber so, als sei er auf seine Taten stolz und war dabei so amüsant, daß er und der Fürst zum Schluß wie toll lachten.

„Die Hauptsache ist, daß Sie eine kindliche Zutraulichkeit und eine außerordentliche Aufrichtigkeit besitzen“, sagte der Fürst endlich.

„Wissen Sie auch, daß Sie dadurch allein sehr viel gewinnen?“

„Ich bin edel, ich bin edel, ich bin ritterlich edel“, bestätigte Keller gerührt, „aber wissen Sie, Fürst, immer nur im Traum und sozusagen in gehobener Stimmung, in Wirklichkeit wird aber nie etwas daraus! Warum aber? Ich kann es nicht verstehen.“

„Verzweifeln Sie nicht! Ich kann jetzt wohl mit Bestimmtheit annehmen, daß Sie mir Ihr ganzes Herz ausgeschüttet haben; es scheint mir wenigstens, daß Sie dem, was Sie erzählt haben, nichts mehr hinzuzufügen haben, nicht wahr?“

„Nichts mehr?!“ rief Keller mit einer Art Bedauern aus. „O Fürst, Sie fassen die Menschen immer noch sehr nach schweizerischer Art auf.“

„Wäre es möglich, daß Sie noch etwas hinzufügen könnten?“ fragte der Fürst mit ängstlichem Staunen. „Was erwarten Sie also von mir,

Keller, sagen Sie es, bitte, und warum sind Sie mit Ihrer Beichte gekommen?“

„Was ich von Ihnen erwarte? Erstens ist es angenehm, Ihre Freundlichkeit zu sehen und mit Ihnen zu sitzen und zu plaudern; ich weiß wenigstens, daß vor mir eine tugendhafte Persönlichkeit sitzt... zweitens...“

Er stockte.

„Wollen Sie vielleicht Geld borgen?“ half ihm der Fürst sehr ernst und einfach und sogar etwas schüchtern nach.

Keller zuckte zusammen; er blickte dem Fürsten rasch und erstaunt gerade in die Augen und schlug mit der Faust fest auf den Tisch.

„Sie verblüffen mich wirklich! Erlauben Sie, Fürst: Sie sind von einer Einfachheit und Unschuld, die nicht einmal im goldenen Zeitalter möglich war, und dabei durchdringen Sie einen wie einen Pfeil durch Ihre tiefe psychologische Beobachtung. Erlauben Sie, Fürst, das erfordert eine Erklärung, denn ich... ich bin einfach überrumpelt! Ich habe ja eigentlich die Absicht gehabt, Geld zu leihen, Sie haben mich aber so danach gefragt, als ob Sie nichts dabei finden und als ob das einfach so sein müßte.“

„Ja... bei Ihnen mußte es auch so sein.“

„Und Sie sind darüber gar nicht empört?“

„Ich... worüber denn?“

„Hören Sie, Fürst, ich bin seit gestern abend hiergeblieben, und zwar erstens aus besonderer Achtung für die Flaschen, die gestern bis drei Uhr früh bei Lebedew entkorkt wurden, hauptsächlich aber (ich beschwöre es, daß ich die reine Wahrheit spreche), weil ich Ihnen sozusagen meine volle Herzensbeichte ablegen wollte, um dadurch meine Entwicklung zu fördern; ich bin um vier Uhr tränenüberströmt eingeschlafen. Glauben Sie jetzt meiner edlen Persönlichkeit: in dem Augenblick, als ich einschlief und aufrichtig von inneren und auch äußeren Tränen überfloß (ich erinnere mich, daß ich geschluchzt habe!), kam mir der höllische Gedanke: ‚Könnte ich mir von ihm nicht nach der Beichte Geld borgen?‘ Ich habe also in dieser Absicht die Beichte vorbereitet, um mir mit den Tränen den Weg zu ebnen und von Ihnen in Ihrer Rührung hundertfünfzig Rubel zu erlangen. Ist das Ihrer Ansicht nach nicht gemein?“

„Das ist ja gewiß gar nicht wahr, sondern es ist nur ein zufälliges Zusammentreffen. Die beiden Gedanken sind auf einmal entstanden, das kommt sehr oft vor. Es geht mir dauernd so. Wissen Sie, Keller, ich glaube übrigens, daß es nicht gut ist und mache mir darüber die größten Vorwürfe. Es war mir jetzt, als ob Sie von mir selbst erzählen würden. Ich habe sogar manchmal gedacht“, fuhr der Fürst sehr

ernst, und von wahrhaftem und tiefem Interesse erfüllt, fort, „daß alle Menschen so sind, so daß ich mich zu rechtfertigen begann, denn es ist furchtbar schwer, gegen diese doppelten Gedanken anzukämpfen; ich habe es an mir erfahren. Gott weiß, wie sie kommen und entstehen. Sie nennen das aber direkt eine Gemeinheit! Jetzt werde auch ich diese Gedanken zu fürchten beginnen. Jedenfalls bin ich nicht Ihr Richter. Ich finde aber doch, daß man es nicht direkt eine Gemeinheit nennen kann; wie meinen Sie? Sie haben eine List angewendet, um durch Tränen Geld herauszulocken, Sie schwören doch aber selbst, daß Ihre Beichte auch ein anderes, edles Ziel hatte und daß es sich dabei nicht nur um Geld handelte; das Geld brauchen Sie aber doch zu Zechereien, nicht wahr? Und das ist nach einer solchen Beichte gewiß sehr wenig schön. Wie soll man aber so plötzlich das Zechen aufgeben? Das ist doch unmöglich, wie? Was soll man also tun? Ich glaube, das überlasse ich am besten Ihrem eigenen Gewissen, meinen Sie nicht?“

Der Fürst blickte Keller außerordentlich neugierig an. Die Frage bezüglich der doppelten Gedanken schien ihn schon lange zu beschäftigen.

„Ich verstehe nicht, warum man Sie nach alledem noch einen Idioten nennt“, rief Keller aus.

Der Fürst errötete leicht.

„Der Prediger Bourdaloue hätte mich nicht geschont, Sie haben aber den Menschen in mir geschont und haben menschlich geurteilt! Um mich zu bestrafen und um zu zeigen, daß ich gerührt bin, verzichte ich auf die hundertfünfzig Rubel, geben Sie mir nur fünfundzwanzig Rubel, das genügt! Das ist alles, was ich für mindestens zwei Wochen brauche. Ich werde nicht vor vierzehn Tagen wieder um Geld bitten. Ich wollte Agaschka etwas schenken, sie ist es aber nicht wert. Oh, lieber Fürst, Gott segne Sie!“

Endlich kam Lebedew, der soeben zurückgekehrt war, und runzelte die Stirn, als er in Kellers Hand den Fünfundzwanzigrubelschein bemerkte. Keller eilte aber, sowie er das Geld bekommen hatte, hinaus und verschwand sofort. Lebedew begann über ihn zu schimpfen.

„Sie sind ungerecht, er bereut aufrichtig“, bemerkte endlich der Fürst.

„Ja, was hat man denn von der Reue! Das ist genau so, wie ich es gestern gemacht habe; ‚ich bin gemein, ich bin gemein‘, das sind aber doch nur Worte!“

„Waren es bei Ihnen nur Worte! Und ich habe geglaubt . . .“

„Ich will es nur Ihnen allein offen gestehen, weil Sie den Menschen durch und durch sehen: die Worte, die Taten, die Lüge und die Wahrheit, alles ist in mir beieinander, und zwar ganz aufrichtig. Die Wahr-

heit und die Tat drückt sich bei mir in offener Reue aus, ich schwöre es Ihnen, ob Sie es glauben oder nicht, die leeren Worte und die Lüge bestehen aber in dem höllischen (stets in mir wohnenden) Gedanken, wie ich auch hier die Menschen überrumpeln und durch die Reue-tränen gewinnen könnte! Es ist bei Gott so! Ich hätte das keinem anderen gesagt, – man würde mich ja nur auslachen oder anspucken; Sie, Fürst, denken aber menschlich darüber.“

„Auch er hat mir eben genau dasselbe gesagt“, rief der Fürst aus, „und ihr tut beide so, als ob ihr euch damit brüsten wollt! Sie verblüffen mich einfach, nur ist er aufrichtiger als Sie, Sie haben aber direkt ein Geschäft daraus gemacht. Es ist genug, Lebedew, lassen Sie die Grimassen und legen Sie nicht die Hand aufs Herz. Haben Sie mir nicht auch etwas zu sagen? Sie kommen ja nicht ohne Grund . . .“

Lebedew wand sich hin und her und schnitt Gesichter.

„Ich habe Sie den ganzen Tag erwartet, um Ihnen eine Frage vorzulegen; antworten Sie wenigstens einmal im Leben gleich die Wahrheit: Waren Sie gestern an der Geschichte mit dem Wagen irgendwie beteiligt oder nicht?“

Lebedew schnitt wieder Gesichter, begann zu kichern, rieb sich die Hände, nieste endlich sogar, entschloß sich aber noch immer nicht, etwas zu sagen.

„Ich sehe, daß Sie dabei mit im Spiele waren.“

„Aber nur indirekt, ganz indirekt! Ich sage die volle Wahrheit! Meine ganze Beteiligung bestand nur darin, daß ich die betreffende Person rechtzeitig wissen ließ, daß bei mir die und die Gesellschaft anwesend ist und daß gewisse Personen darunter sind.“

„Ich weiß, daß Sie Ihren Sohn dorthin geschickt haben, er hat es mir vorhin selbst gesagt; was soll aber diese Intrige!“ rief der Fürst ungeduldig aus.

„Es ist nicht meine Intrige, nein, das ist nicht von mir“, verteidigte sich Lebedew, „es sind andere, ganz andere daran beteiligt, und es ist eher eine Laune, als eine Intrige.“

„Erklären Sie mir doch, um alles in der Welt, was das bedeutet? Verstehen Sie denn nicht, da es mich direkt angeht? Jewgenij Pawlowitsch wird ja dadurch angeschwärzt.“

„Fürst! Durchlauchtigster Fürst!“ sagte Lebedew unruhig, „Sie erlauben ja nicht, die ganze Wahrheit zu sagen; ich habe schon mehr als einmal davon angefangen; Sie wollen aber nicht, daß ich fortfahre . . .“

Der Fürst schwieg sinnend.

„Also gut; sagen Sie die Wahrheit“, erklärte er nach einem sichtlich schweren Kampf.

„Aglaja Iwanowna . . .“ begann Lebedew sogleich.

„Schweigen Sie, schweigen Sie!“ schrie der Fürst außer sich und wurde vor Entrüstung und vielleicht auch vor Scham ganz rot. „Das kann nicht sein, das ist Unsinn! Das alles haben Sie selbst oder so Verrückte wie Sie erfunden. Ich will das nie mehr von Ihnen hören!“

Spät abends, gegen elf Uhr, erschien Kolja mit einem ganzen Haufen von Neuigkeiten. Diese Nachrichten waren zweierlei Art: sie stammten aus Petersburg und aus Pawlowsk. Er erzählte rasch das Wichtigste von dem, was sich auf Petersburg bezog (hauptsächlich von Ippolit und den gestrigen Begebenheiten), stellte in Aussicht, darauf noch später zurückzukommen und begann von Pawlowsk zu sprechen. Er war vor drei Stunden aus Petersburg zurückgekehrt und hatte sich, bevor er zum Fürsten ging, direkt zu Jepantschins begeben. „Es geht dort furchtbar zu!“ Die Equipage war natürlich der Mittelpunkt des Ganzen, es war aber sicher noch irgend etwas geschehen, das dem Fürsten und ihm unbekannt war. „Ich habe natürlich nicht spioniert und habe niemand ausfragen wollen; man hat mich übrigens gut empfangen, so gut, wie ich es gar nicht erwartet hätte; Sie, Fürst, wurden aber mit keinem Wort erwähnt! Das Wichtigste und Interessanteste dabei ist, daß Aglaja vorher Ganjas wegen mit den übrigen in Streit geraten ist. Das Nähere darüber ist unbekannt, jedenfalls war es Ganjas wegen (stellen Sie sich das nur vor!), und sie zanken sich ganz furchtbar, es muß also etwas Wichtiges sein. Der General ist spät gekommen, er war ganz düster und brachte Jewgenij Pawlowitsch mit, den man sehr freundlich aufnahm, Jewgenij Pawlowitsch selbst war außerordentlich heiter und liebenswürdig. Die wichtigste Nachricht war aber die, daß Lisaweta Prokofjewna ohne viel Lärm Warwara Ardalionowna, die bei den jungen Mädchen saß, gerufen und sie, wenn auch sehr höflich, ein für allemal aus dem Hause gejagt hatte, „das habe ich von Warja selbst gehört“. Als Warja aber Lisaweta Prokofjewna verlassen und sich von den jungen Mädchen verabschiedet hatte, wußten diese gar nicht, daß man ihr das Haus verboten hatte, und daß sie sie das letztmal bei sich sahen.

„Warwara Ardalionowna war doch um sieben Uhr bei mir!“ rief der Fürst erstaunt aus.

„Man hat sie gegen acht Uhr fortgejagt. Warja und Ganja tun mir sehr leid . . . sie spinnen ohne jeden Zweifel endlose Intrigen, sie können nicht anders. Und ich habe nie erfahren können, was sie vorhaben, ich will es auch gar nicht wissen. Ich versichere Ihnen aber, mein lieber, guter Fürst, daß Ganja ein Herz hat. Er ist natürlich in vielen Beziehungen ein gescheiterter Mensch, er hat aber andererseits Züge, die man doch nicht so leicht findet, und ich werde es mir nie

verzeihen, daß ich ihn vorher nicht verstanden habe... Ich weiß nicht, ob ich jetzt, nach der Geschichte mit Warja, wieder hingehen soll. Ich habe mir dort zwar gleich von Anbeginn eine ganz unabhängige Stellung verschafft, man muß sich die Sache aber doch überlegen.“

„Sie bedauern Ihren Bruder ganz unnötigerweise so sehr“, bemerkte der Fürst, „wenn es so steht, ist Gawrila Ardalionowitsch in Lisaweta Prokofjewnas Augen gefährlich, folglich sind also einige seiner Hoffnungen berechtigt.“

„Wie, welche Hoffnungen?“ rief Kolja erstaunt aus. „Sie glauben doch nicht, daß Aglaja... das ist unmöglich!“

Der Fürst schwieg.

„Sie sind ein furchtbarer Skeptiker, Fürst“, fügte Kolja nach ein paar Minuten hinzu, „ich bemerke, daß Sie seit einiger Zeit sehr skeptisch werden; Sie glauben an nichts mehr und halten alles für möglich. Nun, habe ich das Wort ‚Skeptiker‘ in diesem Falle richtig angewendet?“

„Ich glaube, es ist richtig, doch weiß ich es übrigens selbst nicht genau.“

„Ich ziehe das Wort ‚Skeptiker‘ von selbst zurück, denn ich habe eine andere Erklärung gefunden“, rief Kolja plötzlich aus, „Sie sind nicht skeptisch, sondern eifersüchtig! Sie sind in bezug auf Ganja und ein gewisses stolzes Fräulein ganz entsetzlich eifersüchtig!“

Als Kolja das gesagt hatte, sprang er auf und lachte wie vielleicht nie zuvor. Als er sah, daß der Fürst ganz rot wurde, lachte er noch mehr; der Gedanke, daß der Fürst Aglajas wegen eifersüchtig war, gefiel ihm sehr, er schwieg aber sofort, als er merkte, daß Lew Nikolajewitsch tatsächlich gekränkt war. Darauf redeten sie noch eine Stunde oder anderthalb sehr ernst und ausführlich miteinander.

Am nächsten Tag verbrachte der Fürst den halben Tag wegen einer unaufschiebbaren Angelegenheit in Petersburg. Als er, es war schon gegen fünf Uhr nachmittags, nach Pawlowsk zurückkehren wollte, traf er auf dem Bahnhof Iwan Feodorowitsch. Dieser packte ihn rasch bei der Hand, schaute wie erschrocken um sich und schleppte den Fürsten in einen Wagen erster Klasse, um mit ihm zusammen zu fahren. Er brannte danach, mit ihm etwas Wichtiges zu besprechen.

„Vor allem sei mir nicht böse, lieber Fürst, und vergiß, wenn ich etwas Unrechtes getan habe. Ich wäre noch gestern selbst zu dir gekommen, ich wußte aber nicht, wie Lisaweta Prokofjewna sich dazu verhalten würde... Bei mir zu Hause... ist die reinste Hölle, – es hat sich dort eine geheimnisvolle Sphinx eingenistet, und ich gehe herum, ohne etwas zu verstehen. Dich aber trifft nach meiner Ansicht

von uns allen die geringste Schuld, trotzdem vieles durch dich entstanden ist. Siehst du, Fürst, es ist nicht sehr angenehm, ein Philanthrop zu sein. Du hast wohl schon selbst die Früchte davon genossen. Ich liebe natürlich die Güte und achte Lisaweta Prokofjewna, aber . . .“

Der General sprach noch lange in ähnlicher Weise, seine Worte waren aber merkwürdig unzusammenhängend. Es war zu sehen, daß etwas ihm gänzlich Unverständliches ihn sehr erschüttert und verwirrt hatte.

„Ich zweifle nicht daran, daß du damit nichts zu tun hast“, äußerte er sich endlich deutlicher, „ich bitte dich aber freundschaftlich, daß du uns eine Zeitlang nicht besuchst, bis ein anderer Wind weht. Was aber Jewgenij Pawlowitsch betrifft“, rief er außerordentlich eifrig aus, „so ist das alles sinnlose Verleumdung, tollste Verleumdung! Das ist eine Intrige, der Wunsch, alles zu zerstören und uns auseinanderzubringen. Ich sage es dir ins Ohr, Fürst: zwischen uns und Jewgenij Pawlowitsch ist noch kein ernstes Wort gewechselt worden, verstehst du? Wir sind durch nichts gebunden, dieses Wort kann aber gesprochen werden, vielleicht sogar sehr bald! Das hatte also nur den Zweck, ihm zu schaden! Ich verstehe aber nicht, wieso und warum! Sie ist eine merkwürdige, eine wahnsinnige Frau, ich fürchte sie so sehr, daß ich kaum schlafen kann. Und was für eine Equipage, diese Schimmel, das ist ja schick, das ist gerade das, was man auf französisch ‚chic‘ nennt! Von wem hat sie das? Ich habe, bei Gott, gesündigt und vorgestern dabei an Jewgenij Pawlowitsch gedacht. Es ergibt sich jedoch, daß das unmöglich ist; wenn es aber so liegt, warum will sie dann die Sache nicht zustande kommen lassen? Das ist das Rätsel! Um Jewgenij Pawlowitsch für sich zu behalten? Ich wiederhole dir aber und bekreuze mich dabei, daß er mit ihr nicht bekannt ist, und daß diese Wechsel eine Erfindung sind! Und mit welcher Frechheit sie ihn auf der Straße laut duzt: Das reinste Komplott! Es ist klar, daß man das alles entrüstet abweisen und Jewgenij Pawlowitsch mit verdoppelter Achtung behandeln muß. Das habe ich auch zu Lisaweta Prokofjewna gesagt. Jetzt werde ich dir meinen geheimsten Gedanken offenbaren: ich bin fest davon überzeugt, daß sie es tut, um sich an mir persönlich zu rächen, du weißt ja, des Vergangenen wegen, trotzdem ich ihr gegenüber nie schuldig war. Ich erröte bei der bloßen Erinnerung daran. Jetzt ist sie wieder aufgetaucht, ich dachte, sie wäre ganz verschwunden. Wo steckt denn nur, um alles in der Welt, dieser Rogoshin? Ich dachte, sie wäre schon längst Frau Rogoshina.“

Der General war, kurz gesagt, ganz konfus. Er sprach fast während der ganzen einstündigen Fahrt ganz allein, stellte Fragen, die er selbst beantwortete, drückte dem Fürsten die Hand und überzeugte

ihn wenigstens davon, daß es ihm auch nicht im entferntesten einfiel, ihn irgendwie zu verdächtigen. Das war für den Fürsten von Wichtigkeit. Er schloß damit, daß er von Jewgenij Pawlowitschs Onkel erzählte, der Sektionschef in Petersburg war, „er hat eine hohe Stellung, ist siebzig Jahre alt und dabei ein Lebemann und Feinschmecker, überhaupt ein Alter, mit dem man gut auskommen kann . . . Haha! Ich weiß, daß er von Nastasia Filippowna gehört und sich sogar selbst um ihre Gunst bemüht hat. Ich war neulich bei ihm; er empfängt nicht, er ist unwohl, er ist aber sehr reich und hat großen Einfluß . . . Gott möge ihm noch lange Jahre schenken, alles fällt aber einmal unfehlbar Jewgenij Pawlowitsch zu . . . Ja, ja . . . und doch habe ich Angst! Ich verstehe nicht, vor was, aber ich habe Angst . . . Es schwebt etwas in der Luft, wie eine Fledermaus, etwas Unheilvolles, und ich fürchte mich, ja, ich fürchte mich davor . . .!“

Die offizielle Aussöhnung der Familie Jepantschin mit dem Fürsten Lew Nikolajewitsch erfolgte, wie schon erwähnt, erst am dritten Tage.

12

Es war sieben Uhr abends; der Fürst war im Begriff in den Park zu gehen. Plötzlich erschien Lisaweta Prokofjewna selbst bei ihm auf der Terrasse.

„Erstens erlaube ich dir nicht etwa zu denken“, begann sie, „daß ich gekommen bin, dich um Verzeihung zu bitten. Das ist Unsinn! Du bist ganz im Unrecht.“

Der Fürst schwieg.

„Bist du im Unrecht oder nicht?“

„Genau so wie Sie. Übrigens haben wir, sowohl Sie als ich, nichts absichtlich verschuldet. Ich habe mich vorgestern für schuldig gehalten, ich habe mir aber jetzt überlegt, daß es nicht so ist.“

„So steht es also! Nun gut; höre zu und setze dich, denn ich habe nicht die Absicht zu stehen.“

Sie setzten sich beide.

„Zweitens: kein Wort von dem boshaften Jungen! Ich will zehn Minuten bleiben und mit dir sprechen; ich bin gekommen, um mich bei dir nach etwas zu erkundigen (du hast wohl geglaubt, es wäre Gott weiß was?), und wenn du die frechen Jungen auch nur mit einem Wort erwähnst, stehe ich auf und gehe, und dann ist es zwischen uns für immer aus.“

„Gut“, antwortete der Fürst.

„Gestatte die Frage: du hast vor zwei oder zweieinhalb Monaten, so um Ostern herum, an Aglaja geschrieben?“

„Ich habe ihr ge-schrieben.“

„Zu welchem Zweck? Was stand in dem Brief? Zeige diesen Brief!“

Lisaweta Prokofjewnas Augen brannten, sie zitterte fast vor Ungeduld.

„Ich habe den Brief nicht“, sagte der Fürst furchtbar erstaunt und erschrocken, „wenn er noch da ist und aufgehoben wurde, muß ihn doch Aglaja Iwanowna haben.“

„Gebrauche keine Ausflüchte! Was hast du geschrieben?“

„Ich gebrauche keine Ausflüchte und fürchte mich nicht. Ich sehe keinerlei Grund, warum ich nicht schreiben sollte . . .“

„Schweig! Du kannst später sprechen. Was stand in dem Brief? Warum wirst du rot?“

Der Fürst sann nach.

„Ich kenne Ihre Gedanken nicht, Lisaweta Prokofjewna. Ich sehe nur, daß dieser Brief Ihnen sehr mißfällt. Sie werden wohl zugeben, daß ich die Antwort auf Ihre Frage ablehnen könnte; um Ihnen aber zu beweisen, daß ich mich wegen dieses Briefes nicht fürchte, daß ich nicht bedauere, ihn geschrieben zu haben und durchaus nicht deshalb zu erröten brauche (der Fürst errötete fast noch einmal so heftig), will ich Ihnen den Inhalt dieses Briefes sagen, denn ich glaube ihn noch auswendig zu wissen.“

Darauf sagte der Fürst den Brief fast wörtlich her.

„Was für ein Unsinn! Was soll dieser Blödsinn deiner Ansicht nach bedeuten?“ fragte Lisaweta Prokofjewna schroff, nachdem sie den Inhalt mit außerordentlicher Aufmerksamkeit vernommen hatte.

„Ich weiß es selbst nicht genau; ich weiß nur, daß meine Empfindung aufrichtig war. Ich hatte dort Augenblicke, in denen ich intensiv lebte und von ungewöhnlichen Hoffnungen erfüllt war.“

„Von welchen Hoffnungen denn?“

„Das ist schwer zu erklären, jedenfalls nicht von denjenigen, an die Sie jetzt vielleicht denken, von Hoffnungen . . . nun also von Hoffnungen auf die Zukunft und von Freude, daß ich dort vielleicht nicht fremd sei und daß man mich verstehe. Es gefiel mir auf einmal sehr in der Heimat. Ich nahm an einem sonnigen Morgen die Feder und schrieb ihr einen Brief; ich weiß nicht, warum gerade an sie. Man hat ja manchmal das Bedürfnis, einen Freund zu haben.“

„Bist du verliebt in sie?“

„N-ein. Ich . . . ich habe ihr wie einer Schwester geschrieben; ich habe mich ja auch als Bruder unterschrieben.“

„Hm! absichtlich; ich verstehe.“

„Es fällt mir sehr schwer, diese Fragen zu beantworten, Lisaweta Prokofjewna.“

„Ich weiß, daß das schwer ist, es geht mich aber gar nichts an, daß

es dir schwerfällt. Höre einmal, antworte mir die reine Wahrheit, als ob du vor Gott ständest: lügst du mir etwas vor oder nicht?“

„Ich lüge nicht.“

„Ist es wahr, daß du nicht in sie verliebt bist?“

„Ich glaube, daß es die volle Wahrheit ist.“

„Du ‚glaubst‘! Hat der dumme Junge ihn ihr gebracht?“

„Ich habe Nikolaj Ardalionowitsch darum gebeten . . .“

„Der dumme Junge? Der dumme Junge, frage ich?“ unterbrach ihn Lisaweta Prokofjewna eifrig. „Ich kenne keinen Nikolaj Ardalionowitsch! Der dumme Junge?“

„Nein, kein dummer Junge, sondern Nikolaj Ardalionowitsch“, antwortete der Fürst endlich bestimmt, wenn auch recht leise.

„Also gut, mein Lieber, also gut! Ich werde es mir merken.“

Es gelang ihr, für eine Weile ihrer Aufregung Herr zu werden.

„Und was bedeutet, der arme Ritter?“

„Das ist mir ganz unbekannt; ich war nicht dabei; es wird ein Scherz sein.“

„Es ist sehr angenehm, das plötzlich zu hören! Konnte sie sich etwa wirklich für dich interessieren? Sie hat dich doch selbst einen ‚Schwachsinnigen‘ und einen ‚Idioten‘ genannt.“

„Sie sollten mir das nicht wiedererzählen“, bemerkte der Fürst vorwurfsvoll, fast flüsternd.

„Sei nicht böse. Das Mädel ist eigenwillig, verrückt und verwöhnt; wenn sie sich verliebt, wird sie sicher laut schimpfen und ins Gesicht spotten; ich war genau ebenso. Triumphiere aber, bitte, nur nicht, mein Lieber, sie ist nicht für dich bestimmt; ich will es nicht glauben, das wird nie sein! Ich sage es dir, damit du dich jetzt gleich danach richtest. Höre einmal, schwöre mir, daß du mit jener nicht verheiratet bist!“

„Lisaweta Prokofjewna, was fällt Ihnen ein?“ rief der Fürst aus!

„Du warst aber doch nahe daran, sie zu heiraten?“

„Ja, ich war nahe daran“, flüsterte der Fürst.

„Du bist also in sie verliebt, wenn es so ist! Du bist jetzt ihretwegen gekommen?“

„Ich bin nicht gekommen, um zu heiraten“, antwortete der Fürst.

„Ist dir irgend etwas auf der Welt heilig?“

„Ja.“

„Schwöre, daß du nicht gekommen bist um sie zu heiraten.“

„Ich schwöre es Ihnen bei allem, was Sie wollen!“

„Ich glaube dir; küsse mich. Endlich atme ich frei auf; merk es dir aber: Aglaja liebt dich nicht, richte dich danach, du sollst sie nicht haben, solange ich auf der Welt bin! Hast du gehört?“

„Ich habe es gehört.“

Der Fürst errötete so, daß er Lisaweta Prokofjewna nicht in die Augen schauen konnte.

„Also vergiß das nicht. Ich habe auf dich wie auf die Vorsehung selbst gewartet (du hast es nicht verdient!), ich habe meine Kissen in der Nacht mit Tränen genetzt, nicht deinetwegen, mein Lieber, da kannst du ruhig sein; ich habe meinen eigenen, ewigen und stets denselben Schmerz. Ich habe dich aber aus folgendem Grunde so ungeduldig erwartet: ich glaube noch immer daran, daß Gott dich mir als einen Freund und Bruder geschickt hat. Ich habe niemand, außer der alten Belokonskaja, die ist jetzt aber fort und ist außerdem vor Alter dumm wie ein Schaf geworden. Antworte mir nun einfach ja oder nein: weißt du, warum sie vorgestern von ihrem Wagen aus geschrien hat?“

„Ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich damit nichts zu tun habe!“

„Es ist genug, ich glaube dir. Jetzt denke ich anders darüber, ich habe aber noch gestern früh Jewgenij Pawlowitsch die ganze Schuld gegeben. Vorgestern den ganzen Tag und gestern Vormittag. Ich kann jetzt nicht anders, ich muß einsehen, daß sie recht haben: es ist klar, daß man sich über ihn wie über einen Dummkopf lustig gemacht hat, warum, wozu und wieso (das allein ist schon verdächtig und auch unpassend!), ich sage dir aber, daß er Aglaja doch nicht haben soll! Auch wenn er ein guter Mensch ist, und das wird wohl so sein. Ich habe auch früher schon geschwankt, jetzt habe ich aber endgültig entschieden: ‚Legt mich erst in den Sarg und vergrabt mich in die Erde, dann könnt ihr meine Tochter verheiraten‘, habe ich heute Iwan Feodorowitsch erklärt. Siehst du nun, daß ich dir vertraue, siehst du es?“

„Ich sehe und verstehe es.“

Lisaweta Prokofjewna beobachtete den Fürsten scharf: sie wollte gewiß gern erfahren, welchen Eindruck die Nachricht über Jewgenij Pawlowitsch auf ihn machte.

„Weißt du nichts über Gawrila Iwolgin?“

„Das heißt . . . ich weiß vieles.“

„Wußtest du oder nicht, daß er zu Aglaja in irgendwelchen Beziehungen steht?“

„Das wußte ich nicht“, sagte der Fürst erstaunt und zuckte sogar zusammen. „Wie sagten Sie, Gawrila Ardalionowitsch sollte in Beziehungen zu Aglaja Iwanowna stehen? Das ist nicht möglich!“

„Erst seit kurzer Zeit. Seine Schwester hat ihm den ganzen Winter über den Weg gebahnt, sie hat wie eine Ratte gearbeitet.“

„Das glaube ich nicht“, erklärte der Fürst nach einigem Nachden-

ken erregt. „Wenn es der Fall wäre, würde ich es ja sicher wissen.“

„Glaubst du, er wäre selbst gekommen und hätte es an deiner Brust unter Tränen eingestanden! Ach, du heilige Einfalt! Alle betrügen dich, wie . . . wie . . . Schämst du dich gar nicht, ihm zu vertrauen? Siehst du denn wirklich nicht, daß er dich betrügt?“

„Ich weiß ganz genau, daß er mich manchmal betrügt“, antwortete der Fürst leise, wie unlustig, „und er weiß auch, daß ich es weiß . . .“ fügte er hinzu, sprach aber nicht zu Ende.

„Du weist es und vertraust ihm! Das fehlt noch gerade! Es war von dir übrigens nicht anders zu erwarten. Worüber wundere ich mich nur! O Gott! Hat es wohl je einen zweiten solchen Menschen gegeben! Pfui! Weißt du auch, daß dieser Ganja oder diese Warja sie mit Nastasia Filippowna zusammengebracht haben?“

„Wen?!“ rief der Fürst aus.

„Aglaja.“

„Das glaube ich nicht! Das kann nicht sein! Zu welchem Zweck?“

Er sprang von seinem Sitz auf.

„Auch ich glaube es nicht, trotzdem es Beweise dafür gibt. Sie ist ein eigensinniges, phantastisches, verrücktes Mädchen! Ein boshaftes Mädchen! Ich werde tausend Jahre behaupten, daß sie boshaft ist! Sie sind jetzt alle so geworden, sogar das gute Huhn Alexandra, – aber die hört auf niemand mehr. Ich glaube es aber doch nicht! Vielleicht darum, weil ich es nicht glauben will“, fügte sie wie im Selbstgespräch hinzu. „Warum bist du nicht gekommen?“ wandte sie sich plötzlich wieder an den Fürsten.

Der Fürst begann seine Gründe anzuführen, sie unterbrach ihn aber wieder.

„Alle halten dich für einen Dummkopf und betrügen dich! Du warst gestern in der Stadt; ich wette, du hast auf den Knien gelegen und diesen Schuft gebeten, die zehntausend Rubel anzunehmen!“

„Nein, ich habe gar nicht daran gedacht. Ich habe ihn überhaupt nicht gesehen; er ist übrigens kein Schuft. Ich habe einen Brief von ihm.“

„Zeig den Brief her.“

Der Fürst nahm aus seiner Briefftasche ein Blatt und reichte es Lisaweta Prokofjewna.

Es stand folgendes darauf zu lesen:

„Verehrter Herr, ich habe in den Augen der Menschen natürlich nicht das geringste Anrecht auf Stolz. Ich bin der allgemeinen Ansicht nach zu nichtig dazu. Doch das ist nur in den Augen der Menschen so, aber nicht in den Ihrigen. Ich habe mich nur zu sehr davon überzeugt, daß Sie, verehrter Herr, besser als die andern sind. Ich teile nicht Doktorenkos Anschauungen und habe in dieser Beziehung meine

eigene Meinung. Ich werde von Ihnen niemals auch nur eine Kopeke annehmen. Sie haben meine Mutter unterstützt, und ich bin aus diesem Grunde verpflichtet, Ihnen, wenn auch nur aus Schwäche, dankbar zu sein. Ich denke jetzt jedenfalls anders von Ihnen und halte es für notwendig, Ihnen das mitzuteilen. Außerdem glaube ich, daß zwischen uns keinerlei Beziehungen mehr bestehen können.

Antip Burdowskij.

P. S. Die fehlende Geldsumme wird Ihnen seinerzeit bestimmt bezahlt werden.“

„Was für ein Unsinn!“ entschied Lisaweta Prokofjewna, indem sie das Blatt zurückgab. „Es hat sich nicht verlohnt, das zu lesen. Was lachst du denn?“

„Sie werden zugeben, daß dieser Brief auch Sie angenehm berührt hat.“

„Wie! Dieser von Eitelkeit erfüllte Blödsinn! Ja siehst du denn nicht, daß sie alle vor Stolz und Eitelkeit wahnsinnig sind?“

„Er hat aber doch Buße getan und hat mit Doktorenko gebrochen, je eitler er aber ist, desto schwerer ist ihm das gefallen. Oh, was für ein kleines Kind sind Sie doch, Lisaweta Prokofjewna!“

„Beabsichtigst du es so weit zu treiben, bis du von mir mal eine Ohrfeige bekommst?“

„Nein, ich beabsichtige das gar nicht. Ich sage es nur, weil Sie sich über den Brief freuen, es aber verheimlichen. Warum schämen Sie sich Ihrer Gefühle? Das ist bei Ihnen immer so.“

„Untersteh dich nicht, jetzt meine Schwelle zu überschreiten“, rief Lisaweta Prokofjewna aufspringend und vor Zorn erbleichend, „du darfst dich jetzt bei mir nie mehr sehen lassen!“

„Nach drei Tagen kommen Sie aber selbst und holen mich... Schämen Sie sich denn gar nicht? Das sind doch Ihre besten Gefühle, warum verbergen Sie sie denn? Sie quälen sich ja nur selbst damit.“

„Ich hole dich nie mehr, auch wenn ich sterbe! Ich will deinen Namen vergessen! Ich habe ihn schon vergessen!!!“

Sie stürzte fort.

„Man hat mir schon ohnehin verboten, zu Ihnen zu kommen“, rief der Fürst ihr nach.

„Wa-as? Wer hat es dir verboten?“

Sie wandte sich sofort um, wie von einer Nadel gestochen. Der Fürst zögerte mit der Antwort; er fühlte, daß er, ohne es zu wollen, zuviel gesagt hatte.

„Wer hat es dir verboten?“ schrie Lisaweta Prokofjewna wütend.

„Aglaja Iwanowna verbietet es mir...“

„Wann? So sprich doch?!!“

„Sie hat mir neulich morgens sagen lassen, ich sollte es nie mehr wagen, zu Ihnen zu kommen.“

Lisaweta Prokofjewna stand wie erstarrt; sie überlegte aber.

„Was hat sie geschickt? Wen hat sie geschickt? Den dummen Jungen? Hat er es mündlich bestellt“ rief sie plötzlich wieder aus.

„Ich habe einen Brief bekommen“, sagte der Fürst.

„Wo ist er? Gib gleich her!“

Der Fürst zögerte eine Weile, nahm dann aber doch aus der Westentasche ein Stückchen Papier, auf dem folgendes stand:

„Fürst Lew Nikolajewitsch! Wenn Sie nach allem, was geschehen ist, die Absicht haben sollten, mich durch einen Besuch in unserem Hause in Staunen zu versetzen, können Sie versichert sein, daß ich nicht zu denjenigen gehöre, die darüber erfreut sein werden. Aglaja Jepantschina.“

Lisaweta Prokofjewna sann nach, stürzte dann plötzlich zu dem Fürsten hin, packte ihn bei der Hand und schleppte ihn mit sich fort.

„Geh jetzt gleich hin! Nun erst recht, und zwar sofort!“ rief sie in einem Anfall größter Ungeduld und Erregung.

„Sie setzen mich aber . . .“

„Was für Gefahren setze ich dich denn aus? Naiver Einfaltspinsel! Als ob du kein Mann wärest! Nun, jetzt werde ich selbst, mit meinen eigenen Augen alles sehen . . .“

„Lassen Sie mich doch wenigstens meinen Hut nehmen . . .“

„Da ist dein ekelhafter Hut, komm! Du hast dir nicht einmal eine geschmackvolle Form aussuchen können! . . . Sie hat das . . . in ihrer Aufregung über das Vorgefallene getan“, murmelte Lisaweta Prokofjewna, den Fürsten mitschleppend und seine Hand auch nicht für einen Augenblick freigebend. „Ich habe bisher für dich Partei ergriffen und habe laut gesagt, daß du ein Dummkopf bist, weil du nicht kommst . . . sonst hätte sie ja auch nicht diesen konfuse Brief geschrieben! So einen unpassenden Brief. Das ist doch für ein vornehmes, wohlherzogenes, kluges, sehr kluges Mädchen ganz unschicklich . . . ! Hm“, fuhr sie fort, „oder . . . oder sie hat sich vielleicht selbst darüber geärgert, daß du nicht kommst, sie hat es sich nur nicht überlegt, daß man einem Idioten so nicht schreiben darf, weil er es wörtlich auffaßt, wie es ja auch geschehen ist. Was spitzt du denn so die Ohren?“ rief sie aus, als sie bemerkte, daß sie zuviel gesagt hatte. „Sie braucht einen Hanswurst, wie du es bist, sie hat einen solchen schon lange nicht gesehen, darum bittet sie dich ja auch zu kommen! Und ich freue mich sehr, sehr, daß du jetzt von ihr dein Teil abkommst. Wie ich mich freue! Du verdienst es! Sie versteht es gründlich . . . !“

Bei vielen Menschen wickeln sich die Dinge glatt ab, bei der Familie Jepantschin aber nie; alle rollten im Geleise dahin, während sie immer aus dem Geleise kamen. Alle waren stets schüchtern und wohlgezogen, nur sie nicht. Lisaweta Prokofjewna wurde zwar manchmal zu ängstlich, das war aber doch nicht die mondäne, wohlgezogene Ängstlichkeit, nach der sie sich so sehnten.

Vielleicht beunruhigte das übrigens nur Lisaweta Prokofjewna: Die Mädchen waren noch jung, wenn sie auch sehr scharfsinnig und ironisch veranlagt waren, der General begriff diese Dinge zwar (allerdings nicht ohne Anstrengung), sagte in schwierigen Fällen aber nur hm! und setzte schließlich alle Hoffnungen auf Lisaweta Prokofjewna. Sie trug also die ganze Verantwortung. Man konnte ja nicht sagen, daß diese Familie sich durch eigene Initiative auszeichnete oder aus bewußter Originalitätssucht das Geleise verließ, was schon ganz unschicklich gewesen wäre. O nein! Das alles war eigentlich nicht der Fall, sie hatten kein bewußt aufgestelltes Ziel, zum Schluß ergab es sich aber doch, daß die Familie Jepantschin, trotz ihrer ganzen Vornehmheit, anders war, als andere vornehme Familien. Letzthin schrieb Lisaweta Prokofjewna die ganze Schuld sich selbst und ihrem „unglücklichen“ Charakter zu, was ihre Leiden nur noch steigerte. Sie schalt sich selbst jeden Augenblick „eine dumme, wunderliche Person“, wurde von Zweifelsucht geplagt, war immer ganz ratlos, wußte sich bei jeder noch so gewöhnlichen Entscheidung nicht zu helfen und übertrieb immer jede Unannehmlichkeit.

Wir haben schon zu Beginn unserer Erzählung erwähnt, daß die Jepantschins allgemeine, aufrichtige Achtung genossen. Selbst General Iwan Feodorowitsch, der etwas dunkler Herkunft war, wurde überall mit Achtung empfangen. Er verdiente diese Achtung auch, erstens als angesehener reicher Mann und zweitens als durchaus anständiger, wenn auch nicht allzu gescheiter Mensch. Eine gewisse Stumpfheit des Geistes scheint aber eine notwendige Eigenschaft, wenn nicht jedes aktiven Menschen, so doch jedes ernsthaften Geldsammlers zu sein. Der General besaß soweit auch ganz anständige Manieren, war bescheiden, wußte zu schweigen und sich dabei doch nicht vor den Kopf stoßen zu lassen, und zwar nicht nur als General, sondern als ehrlicher und anständiger Mensch. Das Wichtigste war aber doch, daß er große Protektion hatte. Was aber Lisaweta Prokofjewna betrifft, so gehörte sie, wie schon erwähnt wurde, einem alten Geschlecht an, doch man achtet bei uns nicht so sehr auf das Geschlecht, wenn dabei nicht

die nötigen einflußreichen Beziehungen vorhanden sind. Sie besaß aber auch diese Beziehungen; sie wurde von solchen Persönlichkeiten geachtet und auch gern gesehen, daß sie daraufhin überall empfangen und geachtet werden mußte. Es ist ganz zweifellos, daß ihre Qualen unbegründet waren, eine nichtige Ursache hatten und bis zur Lächerlichkeit übertrieben waren; wenn jemand aber auf der Nase oder der Stirn eine Warze hat, kommt es ihm so vor, als ob alle auf der Welt nichts anderes zu tun hätten, als diese Warze anzuschauen, darüber zu spotten und ihrem Besitzer Vorwürfe zu machen, auch wenn er dabei Amerika entdeckt hätte. Es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß Lisaweta Prokofjewna in der Gesellschaft tatsächlich für „wunderlich“ galt, sie wurde aber trotzdem ohne jeden Vorbehalt geachtet; Lisaweta Prokofjewna glaubte aber endlich nicht mehr an diese Achtung, und das machte sie unglücklich. Sie quälte sich beim Anblick ihrer Töchter mit dem Verdacht, daß sie deren Schicksal ununterbrochen durch etwas schädige, und daß ihr Charakter lächerlich, unanständig und unerträglich sei, dabei griff sie aber natürlich dauernd ihre Töchter und Iwan Feodorowitsch an und stritt sich mit ihnen ganze Tage lang herum, obwohl sie sie doch zugleich bis zur Selbstvergessenheit leidenschaftlich liebte.

Am meisten peinigte sie der Gedanke, daß auch ihre Töchter ebenso „wunderlich“ wie sie selbst wurden und daß es sonst keine solchen Mädchen auf der Welt gab und auch nicht geben dürfe. „Sie wachsen zu wahren Nihilistinnen heran!“ sagte sie sich jeden Augenblick. In diesem Jahr und besonders in der letzten Zeit begannen solche traurigen Gedanken in ihr immer mehr Wurzel zu fassen. „Warum heiraten sie denn nicht?“ fragte sie sich vor allem. „Sie sehen ihren Lebenszweck darin, ihre Mutter zu quälen, und das ist natürlich nur auf die neuen Ideen und die verfluchte Frauenfrage zurückzuführen! Ist es Aglaja denn nicht vor einem halben Jahr eingefallen, sich ihre herrlichen Haare abzuschneiden? (O Gott, ich habe nicht einmal in meiner Jugend solche Haare gehabt!) Sie hatte ja schon die Schere in der Hand, und ich mußte sie auf den Knien anflehen, es nicht zu tun! . . . Sie hat es nur aus Bosheit getan, um ihre Mutter zu quälen, denn sie ist ein böses, eigensinniges, verwöhntes Mädchen, vor allem aber ein böses! Wollte es ihr aber die dicke Alexandra nicht nachmachen und sich auch die Haare abschneiden, und zwar nicht etwa aus Bosheit oder Laune, sondern im aufrichtigen Glauben, daß es gut sei, denn Aglaja hatte dieser Närrin fest eingeredet, sie würde ohne Haare besser schlafen und kein Kopfweh haben? Und wieviel Freier haben sich in den fünf Jahren schon gemeldet? Es waren ja auch gute, ausgezeichnete Menschen darunter! Worauf warten sie denn, warum

heiraten sie nicht? Nur um ihre Mutter zu ärgern, ich weiß keinen andern Grund! Es kann keinen andern geben!“

Endlich schien auch für ihr mütterliches Herz die Sonne aufzugehen; eine der Töchter, Adelaida, sollte endlich versorgt sein. „Wenigstens bin ich dann die eine los“, sagte Lisaweta Prokofjewna, wenn sie sich darüber laut äußerte (im stillen drückte sie sich viel zärtlicher aus). Und wie gut, wie anständig diese ganze Angelegenheit verlief; man sprach selbst in der Gesellschaft achtungsvoll darüber! Es war ein allgemein bekannter Mann, ein Fürst, ein vermögender und guter Mensch und hatte überdies auch Adelaidas Neigung gewonnen; was konnte es also Besseres geben? Sie hatte für Adelaida auch vorher schon weniger, als für die andern Töchter gefürchtet, obwohl gerade ihre aristokratischen Neigungen Lisaweta Prokofjewnas stets von Zweifeln erfülltes Herz manchmal sehr erschreckten. „Dafür hat sie aber ein heiteres Temperament und ist dabei sehr vernünftig, das Mädchen wird sich also zu helfen wissen“, tröstete sie sich schließlich. Aglaja machte ihr die meisten Sorgen. In bezug auf die Älteste, Alexandra, wußte Lisaweta Prokofjewna selbst nicht, wie sie daran war und ob sie sich ihretwegen ängstigen sollte oder nicht? Manchmal schien es ihr, mit dem Mädchen sei es „schon aus“; sie war fünf- undzwanzig Jahre alt, und würde also sicher sitzenbleiben. Und „bei dieser Schönheit“ . . . !

Lisaweta Prokofjewna weinte sogar nachts über sie, während Alexandra Iwanowna ruhig schlief. „Ja, was ist sie denn eigentlich, eine Nihilistin oder nur eine Närrin?“ Lisaweta Prokofjewna war übrigens fest davon überzeugt, daß sie keine Närrin war! Sie schätzte Alexandra Iwanownas Urteil sehr hoch und liebte es, sie um Rat zu fragen. Sie war aber doch eine Schlafmütze, „sie ist so ruhig, daß man sie kaum aufrütteln kann. Übrigens sind auch Schlafmützen nicht immer ruhig! Ich kenne mich mit ihnen gar nicht mehr aus!“

Lisaweta Prokofjewna fühlte Alexandra Iwanowna gegenüber eine unerklärliche, von Mitleid durchsetzte Sympathie, wie sie sie nicht einmal für Aglaja empfand, die doch ihr Abgott war. Ihre galligen Ausfälle (worin ihre mütterliche Sorge und Sympathie sich vor allem äußerten), die Schimpfreden und Benennungen wie „Schlafmütze“ machten Alexandra nur lachen. Es kam manchmal so weit, daß die wichtigsten Dinge Lisaweta Prokofjewna furchtbar erzürnten und daß sie deswegen außer sich geriet. Alexandra Iwanowna schlief zum Beispiel gern lange und träumte viel. Ihre Träume zeichneten sich aber immer durch eine außerordentliche Inhaltlosigkeit und Naivität aus und erinnerten an diejenigen eines siebenjährigen Kindes; also sogar diese Unschuld der Träume reizte die Mama.

Alexandra Iwanowna träumte einmal von neun Hennen und daraus entstand zwischen ihr und ihrer Mutter ein ernster Streit, ohne daß man erklären konnte, weshalb. Es gelang ihr nur ein einzigesmal von etwas halbwegs Originellem zu träumen: ihr erschien ein Mönch in einem dunklen Zimmer, in das sie sich nicht einzutreten traute. Dieser Traum wurde von ihren lachenden Schwestern im Triumph der Mutter mitgeteilt; die Mama wurde aber wieder böse und schalt alle drei Dummköpfe. „Hm! sie ist ruhig und eine wirkliche ‚Schlafmütze‘, man kann sie durch nichts aufregen, und doch grämt sie sich, sie schaut oft ganz traurig drein! Woran mag sie nur denken?“ Manchmal richtete sie diese Frage auch an Iwan Feodorowitsch, und zwar ihrer Gewohnheit nach hysterisch, drohend und in Erwartung einer sofortigen Antwort. Iwan Feodorowitsch brummte etwas, runzelte die Stirn, zuckte die Achseln und erklärte mit ausgepreizten Händen:

„Sie braucht einen Mann!“

„Gott möge ihr nur einen bescheren, der anders ist als Sie, Iwan Feodorytsch“, sagte Lisaweta Prokofjewna, sich entladend wie eine Bombe, „nicht einen mit solchen Ansichten und Urteilen wie Sie sie haben, keinen solchen brutalen, groben Menschen, wie Sie, Iwan Feodorytsch...“

Iwan Feodorowitsch machte sich sofort aus dem Staube, und Lisaweta Prokofjewna beruhigte sich nach dieser Entladung. Sie wurde selbstverständlich unfehlbar noch am Abend desselben Tages Iwan Feodorowitsch gegenüber außerordentlich aufmerksam, still, freundlich und ehrerbietig; ihrem „brutalen, groben“ Iwan Feodorowitsch gegenüber, denn sie liebte ihren Iwan Feodorowitsch das ganze Leben und war geradezu in ihn verliebt, was Iwan Feodorowitsch selbst genau wußte; er schätzte seine Lisaweta Prokofjewna auch unendlich hoch.

Die größte und ununterbrochene Qual bereitete ihr jedoch Aglaja. „Sie ist genau so wie ich, sie ist mein Konterfei in allen Beziehungen“, sagte sich Lisaweta Prokofjewna im stillen, „sie ist ein eigensinniger, schlimmer Kobold! Eine Nihilistin, ein wunderliches, verrücktes und vor allem ein boshafte Mädchen! O Gott, wie unglücklich wird sie werden!“

Die aufgehende Sonne hatte aber, wie gesagt, für eine Weile alles besänftigt und überstrahlt. In Lisaweta Prokofjewnas Leben kam jetzt also fast ein ganzer Monat, im Laufe dessen sie sich von all ihrer Unruhe erholte. Aus Anlaß von Adelaidas baldiger Hochzeit begann man in der Gesellschaft auch von Aglaja zu sprechen, und Aglaja benahm sich dabei überall so ausgezeichnet, so gleichmäßig wohlerzogen,

so klug, so siegesgewiß und ein wenig stolz, — doch das stand ihr ja so gut! Sie war den ganzen Monat zu der Mutter so freundlich und zärtlich! („Man muß diesen Jewgenij Pawlowitsch noch ganz genau ansehen und prüfen, Aglaja scheint ihn den andern auch gar nicht sehr vorzuziehen.“) Sie ist ja ein so entzückendes Mädchen, und wie schön sie ist, o Gott, wie schön, von Tag zu Tag schöner! Und dann . . .

Und dann tauchte plötzlich dieser ekelhafte Fürst und lächerliche Idiot auf, und es entstand neuer Wirrwarr und alles ging drüber und drunter!

Was war eigentlich geschehen?

Die andern hätten wohl kaum etwas bemerkt. Lisaweta Prokofjewna zeichnete sich aber gerade dadurch aus, daß sie dank der ihr stets eigenen Unruhe in der Kombination und dem Durcheinander der alltäglichsten Dinge irgend etwas zu erblicken glaubte, was sie manchmal vor Aufregung krank machte und sie mit ganz unerklärlicher, unbestimmter und also ganz qualvoller Furcht erfüllte. Wie war es ihr nun zumute, als aus dem Wirrwarr der lächerlichen und unbegründeten Hirngespinnste plötzlich tatsächlich etwas Wichtiges aufzutauchen schien, das die Unruhe, die Zweifel und die Verdächtigungen wohl begründet erscheinen ließ.

„Und wie hat man es nur gewagt, mir diesen verfluchten anonymen Brief zu schreiben und mir mitzuteilen, daß dieses ‚Geschöpf‘ mit Aglaja in Beziehungen steht?“ dachte Lisaweta Prokofjewna unterwegs, als sie den Fürsten zu sich schleppte und auch zu Hause, als sie ihn am runden Tisch Platz nehmen ließ, um den die ganze Familie versammelt war. „Wie hat man nur daran zu denken gewagt? Ich müßte ja vor Scham sterben, wenn ich es nur im entferntesten glaubte, oder wenn Aglaja diesen Brief zu sehen bekäme. Uns, die Jepantschins, so zu verhöhnen! Und alles wegen Iwan Feodorytsch, alles Ihrwegen, Iwan Feodorytsch! Ach, warum haben wir nicht auf der Jelagin-Insel eine Sommerwohnung gemietet, ich habe ja immer gesagt, auf der Jelagin-Insel. Vielleicht hat Warja diesen Brief geschrieben, ich weiß es, oder vielleicht . . . Iwan Feodorytsch ist an allem schuld! Dieses ‚Geschöpf‘ hat ihm ihrer früheren Verbindungen wegen einen Streich gespielt, um ihn zu blamieren, ebenso wie sie diesen Dummkopf schon früher, als er ihr noch Perlen brachte, verspottet und an der Nase herumgeführt hat . . . Und wir alle und auch Ihre Töchter sind mit hineinverwickelt, Iwan Feodorytsch; unsere Mädchen, junge Damen, junge Damen der besten Gesellschaft, im heiratsfähigen Alter, waren dabei und haben alles mit angehört, sie waren auch bei der Geschichte mit den dummen Jungen beteiligt. Sie können darauf stolz sein, sie waren auch anwesend und haben zugehört! Ich

werde das dem Fürsten nie verzeihen, niemals! Und warum hat Aglaja seit drei Tagen Weinkrämpfe, warum hat sie sich mit ihren Schwestern verzankt, sogar mit Alexandra, der sie sonst vor lauter Achtung wie einer Mutter die Hände küßt? Warum gibt sie seit drei Tagen allen Rätsel auf? Was hat Gawrila Iwolgin damit zu tun? Warum hat sie ihn gestern und heute so gelobt und dabei geweint? Warum ist in diesem anonymen Wisch der verdammte „arme Ritter“ erwähnt, während sie den Brief des Fürsten nicht einmal den Schwestern gezeigt hat? Und warum . . . warum bin ich jetzt wie eine wilde Katze zu ihm gelaufen und habe ihn selbst mit hergeschleppt? O Gott, ich bin von Sinnen, was habe ich nur angerichtet! Ich habe mit einem jungen Mann von den Geheimnissen meiner Tochter gesprochen, und noch dazu . . . von Geheimnissen, die beinahe ihn selbst angehen! O Gott, es ist noch ein Glück, daß er ein Idiot und . . . und . . . ein Freund unsres Hauses ist! Kann es denn möglich sein, daß Aglaja sich in diesen Schwachsinnigen verschaut hat! Mein Gott, woran denke ich nur! Pfui! Wir sind Originale . . . man müßte uns alle, alle unter Glas ausstellen und mich als erste für zehn Kopeken Eintrittsgeld zeigen. Das verzeihe ich Ihnen nie, Iwan Feodorytsch! Und warum fällt sie jetzt nicht über ihn her? Sie hat es versprochen und tut es doch nicht! Wie sie ihn mit weit aufgerissenen Augen anstarrt, sie schweigt und geht nicht fort, sie steht hier und hat ihm doch selbst zu kommen verboten . . . Er sitzt ganz bleich da. Und dieser ekelhafte Schwätzer Jewgenij Pawlytsch führt die ganze Unterhaltung allein. Wie unaufhörlich er redet, er läßt niemand sonst zu Worte kommen. Wenn ich sprechen könnte, würde ich sofort alles erfahren . . .“

Der Fürst saß tatsächlich ganz bleich an dem runden Tisch und schien von außerordentlicher Angst und zugleich für Augenblicke von einem ihm selbst unverständlichen, seine Seele überwältigenden Entzücken erfüllt zu sein. Wie sehr fürchtete er sich davor, nach jener Seite, in jene Ecke zu schauen, aus der zwei wohlbekannte schwarze Augen ihn scharf ansahen, und doch verging er zugleich vor Entzücken, wieder hier zwischen ihnen sitzen, die bekannte Stimme hören zu dürfen, nachdem Aglaja ihm das alles geschrieben hatte. „O Gott, was wird sie jetzt sagen!“ Er selbst hatte noch kein einziges Wort gesprochen und hörte Jewgenij Pawlowitschs Redefluß gespannt zu, der an diesem Abend in selten zufriedener und erregter Stimmung war. Der Fürst saß da und begriff lange kein Wort. Außer Iwan Feodorowitsch, der noch nicht aus Petersburg zurückgekehrt war, waren alle Familienmitglieder anwesend. Fürst Stsch. befand sich auch hier. Man wollte jetzt gleich, noch vor dem Tee, zur Musik gehen. Das Gespräch war schon vor der Ankunft des Fürsten be-

gonnen worden; plötzlich kam Kolja auf die Terrasse gehuscht. „Er darf also kommen wie bisher“, dachte der Fürst.

Die Japantschins bewohnten ein luxuriöses Landhaus im Schweizer Stil, das ringsum schön mit Blumen und Blattpflanzen berankt war. Das Haus stand in einem nicht großen, aber sehr schönen Blumen-garten. Alle saßen auch auf der Terrasse wie beim Fürsten; nur war diese Terrasse etwas geräumiger und eleganter eingerichtet.

Das Gesprächsthema schien nicht allen angenehm zu sein; anscheinend hatte es nach einem unangenehmen Streit angefangen, und alle wollten von etwas anderem reden. Jewgenij Pawlowitsch schien aber um so eigensinniger auf dem seinen zu bestehen und die allgemeine Stimmung nicht zu beachten; das Kommen des Fürsten hatte ihn in seinem Vorhaben nur noch mehr bestärkt. Lisaweta Prokofjewna machte ein finsternes Gesicht, obwohl sie nicht alles verstand. Aglaja, die abseits in einer Ecke saß, ging nicht fort, hörte zu und schwieg beharrlich.

„Erlauben Sie“, erklärte Jewgenij Pawlowitsch eifrig, „ich sage gar nichts gegen den Liberalismus. Der Liberalismus ist keine Sünde, er ist ein notwendiger Bestandteil des Ganzen, das ohne ihn zerfallen und absterben würde; der Liberalismus hat genau dieselbe Daseinsberechtigung wie der gesinnungstüchtigste Konservatismus; ich greife aber den russischen Liberalismus an und wiederhole, daß ich ihn gerade deshalb angreife, weil der russische Liberale nicht ein russischer Liberaler, sondern ein nichtrussischer Liberaler ist. Zeigt mir einen russischen Liberalen, und ich werde ihn gleich vor euren Augen abküssen.“

„Falls der sich von Ihnen küssen läßt“, sagte Alexandra Iwanowna, die sich in außerordentlicher Erregung befand. Selbst ihre Wangen waren röter als sonst.

„Da haben wir's“, dachte Lisaweta Prokofjewna, „sonst ißt sie nur und schläft, so daß man sie nicht aufrütteln kann, und dann wacht sie einmal im Jahr auf und redet in einer Weise, daß man starr vor Staunen ist.“

Der Fürst bemerkte unter anderem, daß es Alexandra Iwanowna anscheinend sehr mißfiel, daß Jewgenij Pawlowitsch allzusehr in heiterem Tone sprach, daß er über ein ernstes Thema sprach und zugleich eifrig bei der Sache zu sein und zu scherzen schien.

„Ich habe soeben behauptet, kurz bevor Sie kamen, Fürst“, fuhr Jewgenij Pawlowitsch fort, „daß die Liberalen bei uns bisher nur zwei Gesellschaftsschichten anzugehören schienen, dem (jetzt aufgehobenen) Gutsbesitzerstande und dem Stande der geistlichen Seminaristen. Und weil diese beiden Stände sich doch schließlich in zwei

richtige Kasten verwandelt haben, die mit der Nation nichts Gemeinsames haben, und die sich von Generation zu Generation immer mehr absondern, ist also alles, was sie getan haben und tun, durchaus nichtnational . . .“

„Wie? Alles, was bei uns getan worden ist, wäre also nicht russisch?“ entgegnete Fürst Stsch.

„Nichtnational; zwar russisch, aber trotzdem nichtnational; unsere Liberalen sind ebenso wie unsere Konservativen keine Russen, wie überhaupt alles bei uns . . . Und Sie können versichert sein, daß die Nation nichts davon anerkennt, was jetzt und später von den Gutsbesitzern und Seminaristen geschaffen wird, nicht jetzt, und nicht später . . .“

„Das ist gut! Wie können Sie etwas so Paradoxes behaupten, wenn Sie es wirklich ernst meinen. Ich kann in bezug auf die russischen Gutsbesitzer keine solchen Behauptungen zugeben; Sie sind doch selbst russischer Gutsbesitzer“, entgegnete Fürst Stsch. eifrig.

„Ich spreche von dem russischen Gutsbesitzer ja nicht in dem Sinne, wie Sie glauben. Das ist ein achtbarer Stand, sei es nur darum, weil ich ihm angehöre; besonders jetzt, da er aufgehört hat eine Kaste zu sein . . .“

„Gibt es etwa auch in der Literatur Nichtnationales?“ unterbrach ihn Alexandra Iwanowna.

„Ich bin kein Kenner der Literatur, meiner Ansicht nach ist aber auch die russische Literatur gar nicht russisch, mit Ausnahme vielleicht von Lomonosow, Puschkin und Gogol.“

„Erstens ist das nicht wenig, und zweitens stammt der eine aus dem Volke und die beiden andern sind Gutsbesitzer“, sagte Adelaida lachend.

„Ganz richtig, triumphieren Sie aber nicht. Da es bis jetzt von allen russischen Schriftstellern nur diesen dreien gelungen ist, tatsächlich etwas Eigenes, wirklich Eigenes, nirgends Übernommenes zu sagen, sind diese drei aus diesem Grunde auch sofort national geworden. Wer von den Russen etwas Eigenes, unbedingt Eigenes und nicht Entlehntes sagt, schreibt oder tut, wird unfehlbar national, auch wenn er schlecht russisch spricht. Das ist für mich ein Axiom. Wir wollten aber nicht von der Literatur sprechen, wir redeten über die Sozialisten und sind dadurch auf dieses Thema gekommen; ich behauptete also, daß wir keinen einzigen russischen Sozialisten haben; es gab und gibt bei uns keine, denn alle unsere Sozialisten stammen ebenfalls von Gutsbesitzern oder Seminaristen ab. Alle unsere offiziellen, berühmten Sozialisten, sowohl im Ausland als auch hier, sind nichts anderes als Liberale, die von Gutsbesitzern aus der Leib-

eigenschaftsperiode abstammen. Warum lachen Sie? Man gebe mir ihre Bücher, ihre Lehren und Memoiren her, und ich bin bereit, obwohl ich kein Kritiker bin, eine ganz überzeugende literarische Kritik zu schreiben, in der ich haarscharf beweisen werde, daß jede Seite ihrer Bücher, Broschüren und Memoiren zunächst von einem früheren russischen Gutsbesitzer geschrieben ist. Sie fühlen Zorn, Empörung, haben Scharfsinn von Gutsbesitzern (sogar die aus der Zeit vor Famosow), empfinden Entzücken, weinen Tränen, vielleicht aufrichtige, von Gutsbesitzern. Von Gutsbesitzern und Seminaristen . . . Sie lachen wieder, auch Sie, Fürst? Sie sind ebenfalls nicht einverstanden?“

Tatsächlich lachten alle, auch der Fürst.

„Ich kann noch nicht mit Bestimmtheit sagen, ob ich einverstanden bin oder nicht“, antwortete der Fürst, der plötzlich zu lachen aufhörte und mit der Miene eines ertappten Schuljungen zusammenzuckte, „ich versichere Sie aber, daß ich Ihnen mit außerordentlichem Vergnügen zuhöre . . .“

Er war fast ganz atemlos, als er das sagte, und seine Stirn bedeckte sich sogar mit kaltem Schweiß. Das waren die ersten Worte, die er seit seiner Ankunft sprach. Er versuchte um sich zu schauen, wagte es aber nicht; Jewgenij Pawlowitsch fing seinen Blick auf und lachte.

„Ich werde Ihnen eine Tatsache mitteilen, meine Herrschaften“, fuhr er im früheren Ton, das heißt scheinbar mit außerordentlichem Eifer und großer Begeisterung und zugleich vielleicht über seine eigenen Worte lachend, fort, „eine Tatsache, eine Beobachtung und sogar eine Entdeckung, die ich die Ehre habe, mir ganz allein zuzuschreiben; wenigstens wurde darüber bisher noch nirgends gesprochen oder geschrieben. In dieser Tatsache drückt sich das ganze Wesen des russischen Liberalismus, von der Art, die ich meine, aus. Was ist denn der Liberalismus, allgemein gesprochen, wenn nicht ein Angriff (ob ein vernünftiger oder irrtümlicher, ist eine andere Frage) auf die bestehende Weltordnung? Es ist doch so? Meine Theorie besteht also darin, daß der russische Liberalismus kein Angriff auf die bestehende Weltordnung, sondern auf das Wesen unserer Dinge, auf die Dinge selbst und nicht nur auf die Weltordnung, nicht auf die russischen Zustände, sondern auf Rußland überhaupt ist. Mein Liberaler geht so weit, daß er Rußland selbst verneint, also seine Mutter haßt und schlägt. Jedes Mißlingen, jeder verunglückte Versuch in Rußland ruft in ihm Lachen und fast Entzücken hervor. Er haßt die russischen Nationalsitten, die russische Geschichte, überhaupt alles. Wenn es für ihn eine Rechtfertigung gibt, kann es höchstens der Umstand sein, daß er nicht weiß, was er tut und seinen Haß gegen Rußland für den fruchtbarsten Liberalismus hält (oh, Sie finden bei uns oft Liberale,

denen die anderen applaudieren und die im Grunde, ohne es zu wissen, vielleicht die unsinnigsten, stumpfsten und gefährlichsten Konservativen sind!). Dieser Haß gegen Rußland wurde vor noch nicht langer Zeit von manchen Liberalen für die wahre Vaterlandsliebe gehalten, wobei man noch damit prahlte, besser als die andern zu verstehen, wie dieses Gefühl sich äußern soll; jetzt ist man aber schon aufrichtiger geworden, schämt sich sogar des Wortes ‚Vaterlandsliebe‘ und hat diesen Begriff als etwas Schädliches und Nichtiges beseitigt. Diese Tatsache steht fest, ich büрге dafür, man muß ja auch endlich einmal einfach und offen die volle Wahrheit aussprechen; ein solcher Fall ist aber noch nirgends und niemals, bei keinem Volke, seit Menschengedenken vorgekommen, folglich ist es also etwas Zufälliges, und ich gebe zu, daß es etwas Vorübergehendes sein kann. Es gibt nirgends einen Liberalen, der sein eigenes Vaterland haßt. Wodurch kann man das also bei uns erklären? Meiner Ansicht nach nur durch die von mir vorher mitgeteilte Annahme: daß der russische Liberale vorläufig kein russischer Liberaler ist; ich glaube, das ist der einzige Grund.“

„Ich halte alles, was du gesagt hast, für einen Scherz, Jewgenij Pawlowitsch“, erwiderte Fürst Stsch. ernst.

„Ich habe nicht alle Liberalen gesehen und nehme es nicht auf mich, darüber zu urteilen“, sagte Alexandra Iwanowna, „ich habe Ihre Auseinandersetzungen aber mit Entrüstung angehört: Sie haben einen einzelnen Fall zu einer allgemeinen Regel erhoben, folglich haben Sie verleumdet.“

„Einen Einzelfall? Ah! Das Wort ist ausgesprochen“, fiel Jewgenij Pawlowitsch ein. „Was glauben Sie, Fürst, ist das ein Einzelfall oder nicht?“

„Ich muß sagen, daß auch ich wenig Liberale gesehen habe ... und selten mit ihnen beisammen war“, sagte der Fürst, „mir scheint aber, daß Sie vielleicht ein wenig im Recht sind und daß der russische Liberalismus, von dem Sie sprachen, tatsächlich etwas dazu neigt, Rußland selbst und nicht nur unsere Einrichtungen zu hassen. Das trifft natürlich nur teilweise zu und kann selbstverständlich unmöglich für alle gelten.“

Er wurde verlegen und sprach nicht zu Ende. Er interessierte sich trotz seiner Aufregung sehr für das Gespräch. Der Fürst hatte die Eigentümlichkeit, mit außerordentlicher Naivität zuzuhören, wenn ihn etwas interessierte, und ebenso zu antworten, wenn man an ihn eine Frage richtete. Diese Naivität und dieser Glaube, der weder verspottet zu werden noch lächerlich zu erscheinen fürchtete, spiegelten sich auf seinem Gesicht und sogar in seiner ganzen Körperstellung

wider. Jewgenij Pawlowitsch, der sich sonst nur mit einem gewissen Lächeln an ihn wandte, sah ihn jetzt bei dieser Antwort plötzlich sehr ernst an, als hätte er das von ihm nicht erwartet.

„So ... wie seltsam das ist“, sagte er, „haben Sie mir wirklich ernsthaft geantwortet, Fürst?“

„Haben Sie denn nicht ernsthaft gefragt?“ erwiderte dieser erstaunt. Alle lachten.

„Glauben Sie ihm nicht“, sagte Adelaida, „Jewgenij Pawlowitsch zieht immer alle auf! Wenn Sie nur wüßten, was er manchmal mit großem Ernst erzählt!“

„Ich finde dieses Gespräch unangenehm, es wäre besser gewesen, davon gar nicht anzufangen“, bemerkte Alexandra schroff. „Wir wollten ja spazierengehen ...“

„Ja, gehen wir, es ist ein wunderbarer Abend!“ rief Jewgenij Pawlowitsch aus. „Um Ihnen aber zu beweisen, daß ich diesmal ganz ernst spreche und um vor allem den Fürsten davon zu überzeugen (Sie interessieren mich außerordentlich, Fürst, und ich schwöre Ihnen, daß ich doch nicht ganz so oberflächlich bin, wie es Ihnen wohl vorkommt, obwohl ich wirklich etwas oberflächlich bin!), möchte ich, wenn Sie gestatten, an den Fürsten aus Neugierde noch eine letzte Frage richten, damit wollen wir die Sache beschließen. Diese Frage ist mir zufällig vor etwa zwei Stunden eingefallen (sehen Sie, Fürst, auch ich denke manchmal über ernste Dinge nach); ich habe sie gelöst, ich will aber sehen, was der Fürst dazu sagen wird. Man hat soeben von einem ‚Einzelfall‘ gesprochen. Dieses Wort ist bei uns sehr bedeutsam, man hört es oft. Vor kurzem sprachen und schrieben alle von der furchtbaren Ermordung von sechs Personen durch ... einen jungen Mann und von der seltsamen Rede des Verteidigers, in der es heißt, daß der Verbrecher in seiner Notlage in ganz natürlicher Weise darauf verfallen mußte, diese sechs Menschen umzubringen. Er sagte es nicht wörtlich so, der Sinn war aber so oder ähnlich. Meiner Ansicht nach war nun der Verteidiger, als er diesen so seltsamen Gedanken äußerte, vollkommen davon überzeugt, daß er die liberalsten, fortschrittlichsten und humansten Dinge sage, die in unserer Zeit möglich sind. Glauben Sie also, daß diese Verwirrung der Begriffe und Überzeugungen, diese Möglichkeit einer so verkehrten und bemerkenswerten Ansicht über diese Angelegenheit ein einzelner oder allgemeiner Fall ist?“

Alle lachten.

„Natürlich ein Einzelfall!“ sagten Alexandra und Adelaida lachend.

„Ich muß dich daran erinnern, Jewgenij Pawlytsch“, bemerkte Fürst Stsch., „daß dein Scherz doch schon zu abgebraucht ist!“

„Was glauben Sie, Fürst?“ fragte Jewgenij Pawlowitsch, ohne ihm zuzuhören, als er Lew Nikolajewitschs auf ihn gerichteten neugierigen und ernsten Blick fühlte. „Was halten Sie davon: ist das ein einzelner oder ein allgemeiner Fall? Ich gestehe, daß ich diese Frage eigens für Sie ausgedacht habe.“

„Nein, das ist kein Einzelfall“, sagte der Fürst leise und bestimmt.

„Aber ich bitte Sie, Lew Nikolajewitsch“, rief Fürst Stsch. etwas ärgerlich, „sehen Sie denn nicht, daß er Sie aufziehen will; er lacht sicher und hat beschlossen, gerade Sie hineinzulegen.“

„Ich dachte, Jewgenij Pawlowitsch spricht ernst“, sagte der Fürst errötend, mit gesenkten Augen.

„Lieber Fürst“, fuhr Stsch. fort, „denken Sie doch daran, wovon wir beide einmal vor drei Monaten sprachen; wir unterhielten uns darüber, daß man in unseren jungen, neu eröffneten Gerichten bereits auf so viele bemerkenswerte und talentierte Verteidiger hinweisen kann! Und wie viele höchst beachtenswerte Urteile wurden schon von unseren Geschworenen ausgesprochen? Wie haben Sie sich darüber gefreut und wie sehr hat mich Ihre Freude befriedigt... wir haben gesagt, daß wir darauf stolz sein können... Diese ungeschickte Verteidigung, dieses seltsame Argument kann dagegen nur etwas Zufälliges sein, das unter tausend Fällen einmal vorkommt.“

Fürst Lew Nikolajewitsch sann nach, antwortete dann aber mit überzeugter Miene, wenn auch leise und gleichsam ängstlich:

„Ich wollte nur sagen, daß die Verzerrung der Ideen und Begriffe (wie Jewgenij Pawlytsch sich ausdrückte) sehr häufig vorkommt und leider viel eher ein allgemeiner, als ein einzelner Fall ist. Und zwar bin ich sogar der Ansicht, daß, wenn diese Verwirrung kein allgemeiner Fall wäre, so furchtbare Verbrechen vielleicht gar nicht möglich wären...“

„Die furchtbaren Verbrechen? Ich versichere Sie aber, daß ebensolche und vielleicht noch größere Verbrechen auch früher schon, und zwar nicht nur bei uns, sondern überall und zu allen Zeiten vorkamen und sich, meiner Meinung nach, noch sehr oft wiederholen werden. Der Unterschied ist nur der, daß bei uns die Dinge früher nicht so öffentlich wurden, jetzt bespricht man sie aber laut und schreibt sogar darüber, darum scheint es so, als ob diese Verbrechen erst jetzt aufgekomen wären. Ihr außerordentlicher Irrtum beruht also nur darauf, ich versichere Sie, Fürst“, sagte Fürst Stsch. spöttisch lächelnd. „Ich weiß ohnehin, daß es auch früher viele und ebenso furchtbare Verbrechen gegeben hat; ich habe erst vor kurzem einige Gefängnisse besucht und habe Gelegenheit gehabt, einige Verbrecher und Angeklagte kennenzulernen. Es gibt noch viel entsetzlichere Verbrecher,

Leute, die ohne jede Reue zehn Menschen umgebracht haben. Ich habe dabei aber folgendes bemerkt: der verstockteste Mörder, der keine Reue kennt, weiß doch, daß er ein Verbrecher ist, er hält seine Handlung also in seinem Gewissen für schlecht, wenn er sie auch gar nicht bereut. Jeder einzelne Verbrecher ist so; die aber, von denen Jewgenij Pawlowitsch spricht, wollen sich nicht einmal für Verbrecher halten, sondern glauben in ihrem Innern, sie hätten das Recht gehabt, ihr Verbrechen zu begehen und hätten sogar gut damit getan; beinahe ist es so. Meiner Ansicht nach besteht aber gerade darin der furchtbarste Unterschied. Und beachten Sie dabei, daß es lauter junge Leute sind, die sich in einem Alter befinden, da man am schutzlosesten und leichtesten das Opfer von Ideenverwirrungen wird.“

Fürst Stsch. lachte nicht mehr, sondern hörte dem Fürsten verblüfft zu. Alexandra Iwanowna, die schon lange etwas bemerken wollte, schwieg, als beschäftigte sie sich mit einem besonderen Gedanken. Jewgenij Pawlowitsch blickte den Fürsten jedoch ganz erstaunt und diesmal ohne im geringsten zu lächeln an.

„Warum wundern Sie sich so über ihn, mein Herr“, sagte Lisaweta Prokofjewna ganz unerwartet, „glaubten Sie, er ist dümmer als Sie, weil er es anders als Sie damit hält?“

„Nein, ich meine das gar nicht“, erwiderte Jewgenij Pawlowitsch, „erklären Sie mir dann aber, Fürst (verzeihen Sie mir die Frage), wie es möglich ist, daß Ihnen, trotzdem Sie das alles sehen und bemerken, in der seltsamen Angelegenheit, die dieser Tage erörtert wurde (entschuldigen Sie mich nochmals) . . . ich glaube, es handelt sich um einen gewissen Burdowskij . . . eine genau ebensolche Verwirrung der Ideen und moralischen Prinzipien nicht auffiel? Es ist ja genau dasselbe! Ich glaubte damals, Sie hätten es ganz übersehen.“

„Paßt einmal auf, meine Herrschaften“, sagte Lisaweta Prokofjewna eifrig, „wir haben es alle bemerkt, sitzen hier und brüsten uns vor ihm damit; dabei hat er aber heute von einem von ihnen einen Brief bekommen, von dem, um den es sich eigentlich handelte, dem mit dem finnnigen Gesicht, weißt du noch, Alexandra? Er bittet ihn in dem Brief um Verzeihung, wenn er es auch auf seine Weise tut, und teilt ihm mit, daß er mit jenem Kameraden, der ihn damals aufgehetzt hat, du erinnerst dich ja, Alexandra, gebrochen hat und dem Fürsten jetzt mehr glaubt. Niemand von uns hat aber je einen solchen Brief bekommen, trotzdem wir hier alle vor ihm so die Nase rümpfen.“

„Ippolit ist eben zu uns aufs Land übersiedelt!“ rief Kolja aus.

„Wie, er ist schon hier?“ fragte der Fürst erregt.

„Er kam gleich, als Sie mit Lisaweta Prokofjewna gegangen waren; ich habe ihn hergebracht!“

„Ich wette jetzt“, sagte Lisaweta Prokofjewna plötzlich ganz zornig, als hätte sie den Fürsten nie gelobt, „ich wette, daß er gestern in seine Dachkammer gegangen ist und ihn kniefällig um Verzeihung gebeten hat, damit dieser boshafte Kerl ihm die Ehre erweist, hierher zu übersiedeln. Warst du gestern dort? Hast du vor ihm auf den Knien gelegen oder nicht?“

„Er hat gar nicht auf den Knien gelegen“, schrie Kolja dazwischen, „sondern ganz im Gegenteil: Ippolit hat gestern die Hand des Fürsten gepackt und zweimal geküßt, ich habe es gesehen, und damit war ihre ganze Unterredung zu Ende, der Fürst fügte nur noch ganz einfach hinzu, Ippolit würde sich auf dem Lande wohler fühlen; er war auch gleich damit einverstanden, es zu tun, sowie er sich ein wenig besser fühlte.“

„Sie sollten das nicht erzählen, Kolja . . .“, murmelte der Fürst, sich erhebend und nach seinem Hut greifend. „Warum tun Sie es, ich . . .“

„Wohin?“ hielt Lisaweta Prokofjewna ihn auf.

„Beunruhigen Sie sich nicht, Fürst“, fuhr Kolja erregt fort, „gehen Sie nicht hin und stören Sie ihn nicht, er ist von der Reise müde und schläft; er ist sehr froh; ich finde auch, Fürst, daß es viel besser wäre, wenn Sie ihn heute noch nicht aufsuchen würden; verschieben Sie es auf morgen, sonst machen Sie ihn verlegen. Er hat mir am Morgen gesagt, daß er sich schon seit einem halben Jahre nicht mehr so wohl gefühlt hat, er hustet sogar viel weniger.“

Der Fürst bemerkte, daß Aglaja plötzlich ihren bisherigen Platz verließ und an den Tisch trat. Er wagte es nicht, sie anzuschauen, fühlte aber mit seinem ganzen Wesen, daß sie ihn in diesem Moment vielleicht sehr ungnädig anblickte, daß in ihren schwarzen Augen sicher Entrüstung zu lesen war, und daß ihr Gesicht aufflammte.

„Ich glaube, Nikolaj Ardalionowitsch, daß Sie unrecht tun, ihn hierherzubringen, – wenn es sich um jenen schwindsüchtigen Jungen handelt, der damals geweint und uns zu seiner Beerdigung eingeladen hat“, bemerkte Jewgenij Pawlowitsch, „er hat damals so beredt von der Mauer des Nachbarhauses gesprochen, daß er sich sicher dorthin zurücksehnen wird, Sie können das mit Bestimmtheit erwarten.“

„Er hat recht: er wird sich nur mit dir zanken und verfeinden und wird wieder fortgehen, merke es dir!“

Und Lisaweta Prokofjewna schob würdevoll den Arbeitskorb mit ihrer Stickerei heran, da sie ganz vergessen zu haben schien, daß alle sich schon zum Spazierengehen erhoben hatten.

„Ich erinnere mich, daß er mit dieser Mauer sehr geprahlt hat“, fuhr Jewgenij Pawlowitsch fort, „er wird ohne die Mauer nicht effektiv sterben können, er wünscht es aber sehr, effektiv zu sterben.“

„Wenn Sie ihm nicht verzeihen wollen“, murmelte der Fürst, „wird er eben sterben müssen . . . Er ist jetzt nur der Bäume wegen hierhergekommen.“

„Oh, ich verzeihe ihm alles. Sie können ihm das mitteilen.“

„Das muß anders aufgefaßt werden“, antwortete der Fürst leise, wie unwillig, indem er, ohne die Augen zu erheben, auf einen Punkt des Fußbodens schaute. „Sie müssen auch seine Verzeihung annehmen wollen.“

„Was habe denn ich damit zu tun! Habe ich ihm denn etwas angetan?“

„Wenn Sie es nicht verstehen, dann . . . Sie verstehen es aber; er wollte Sie damals alle . . . segnen und Ihren Segen empfangen, das ist alles . . .“

„Lieber Fürst“, unterbrach ihn Fürst Stsch. eilig und ängstlich, nachdem er mit einigen der Anwesenden einen Blick gewechselt hatte, „das Paradies kann auf Erden nicht so leicht erkaufte werden; Sie rechnen aber doch ein wenig darauf; das Paradies ist etwas, das viel schwerer zu erringen ist, als Ihr edles Herz es sich vorstellt. Hören wir lieber davon auf, sonst werden wir alle vielleicht wieder verlegen, und dann . . .“

„Jetzt wollen wir zur Musik gehen“, sagte Lisaweta Prokofjewna schroff und erhob sich zornig von ihrem Sitz.

Alle folgten ihr.

2

Der Fürst trat plötzlich auf Jewgenij Pawlowitsch zu.

„Jewgenij Pawlowitsch“, sagte er, mit seltsamem Eifer seine Hand ergreifend, „seien Sie versichert, daß ich Sie trotz allem für den edelsten und besten Menschen halte; glauben Sie es mir . . .“

Jewgenij Pawlowitsch wich vor Staunen einen Schritt zurück. Er bekämpfte einen Augenblick den kaum zu bewältigenden Wunsch, laut aufzulachen; als er aber näher zuschaute, bemerkte er, daß der Fürst sich in einem ungewöhnlichen Zustande zu befinden schien.

„Ich wette“, rief er aus, „daß Sie etwas ganz anderes sagen wollten, Fürst, und daß Sie sich vielleicht überhaupt gar nicht an mich zu wenden beabsichtigten . . . Was haben Sie denn? Ist Ihnen nicht wohl?“

„Das ist möglich, das ist sogar sehr möglich, und Sie haben sehr fein bemerkt, daß ich vielleicht gar nicht zu Ihnen herantreten wollte!“

Er lächelte bei diesen Worten seltsam, fast komisch, rief aber, plötzlich in Eifer geratend:

„Erinnern Sie mich nicht an mein Benehmen vor drei Tagen! Ich habe mich diese drei Tage über sehr geschämt . . . Ich weiß, daß ich schuldig bin . . .“

„Was . . . was haben Sie denn so Schreckliches begangen?“

„Ich sehe, daß Sie sich vielleicht mehr als die andern für mich schämen, Jewgenij Pawlowitsch; Sie erröten, das weist auf ein gutes Herz hin. Ich gehe gleich, Sie können ruhig sein.“

„Was hat er denn! Beginnen etwa seine Anfälle so?“ wandte sich Lisaweta Prokofjewna erschrocken an Kolja.

„Beachten Sie es nicht, Lisaweta Prokofjewna, das ist kein Anfall; ich gehe gleich. Ich weiß, daß die Natur mich stiefmütterlich behandelt hat. Ich war vierundzwanzig Jahre krank, bis zu meinem vierundzwanzigsten Lebensjahr! Fassen Sie also auch das jetzt als die Worte eines Kranken auf. Ich gehe gleich, ich versichere Sie. Ich erröte nicht, denn es wäre ja seltsam, deswegen zu erröten, nicht wahr? Ich fühle mich aber in Gesellschaft überflüssig . . . Ich sage das nicht aus Eitelkeit . . . Ich habe in diesen drei Tagen viel nachgedacht und habe beschlossen, Sie bei der ersten Gelegenheit auf eine aufrichtige und anständige Weise davon zu benachrichtigen . . . Es gibt erhabene Ideen, von denen ich nicht zu sprechen beginnen darf, weil ich dadurch alle unfehlbar zum Lachen bringe; Fürst Stsch. hat mich soeben daran erinnert . . . Ich verfüge über keine anständigen Bewegungen und über kein Maßgefühl; ich habe andere Worte, die den Gedanken nicht entsprechen, und das ist eine Profanation dieser Gedanken. Deshalb habe ich kein Recht darauf . . . außerdem bin ich argwöhnisch; ich . . . ich bin überzeugt, daß man mich in diesem Hause nicht kränken kann und daß man mich hier mehr liebt, als ich es verdiene, ich weiß aber (ich weiß es bestimmt), daß nach zwanzig Jahren Krankheit sicher irgend etwas zurückgeblieben ist, so daß man manchmal nicht anders kann . . . und mich verspotten muß . . . nicht wahr?“

Er schien auf eine Antwort und eine Entscheidung zu warten und blickte um sich. Alle waren unter dem Eindruck dieser plötzlichen krankhaften und, wie es schien, ganz grundlosen Wendung betroffen. Doch diese Worte veranlaßten einen seltsamen Zwischenfall.

„Warum sagen Sie das hier?“ rief Aglaja plötzlich aus. „Warum sagen Sie das denen hier?“

Sie schien im höchsten Grade empört zu sein: aus ihren Augen sprühten Funken. Der Fürst stand stumm vor ihr und erbleichte plötzlich.

„Es ist niemand hier, der solche Worte würdigen könnte“, begann Aglaja, „niemand hier ist auch nur Ihres kleinen Fingers, geschweige denn Ihres Verstandes und Herzens würdig! Sie sind ehrlicher, edler, besser, klüger als alle! Es sind hier Menschen anwesend, die es nicht einmal verdienen, Ihnen Ihr Taschentuch aufzuheben . . . Warum erniedrigen Sie sich also und erachten sich für geringer als alle? Warum

haben Sie alles in sich verstümmelt, warum besitzen Sie gar keinen Stolz?“

„O Gott, soll man das glauben?“ rief Lisaweta Prokofjewna und schlug die Hände zusammen.

„Der arme Ritter! Hurra!“ schrie Kolja entzückt.

„Schweigen Sie . . . Wie wagt man es, mich hier in Ihrem Hause zu beleidigen!“ fiel Aglaja plötzlich in jenem hysterischen Zustand, da man keine Grenzen mehr kennt und kein Hindernis beachtet, über Lisaweta Prokofjewna her. „Warum quälen mich alle, alle ohne Ausnahme? Warum läßt man mich seit drei Tagen Ihretwegen nicht in Ruhe, Fürst? Ich werde Sie um nichts in der Welt heiraten! Merken Sie sich das, nie und nimmermehr! Denken Sie also daran! Kann man denn einen so komischen Menschen heiraten? Schauen Sie sich nur im Spiegel an, wie Sie jetzt dastehen! Warum, warum neckt man mich nur damit, ich wolle Sie heiraten? Sie müssen es ja wissen? Sie sind auch mit ihnen verschworen!“

„Niemand hat dich je geneckt!“ murmelte Adelaida erschrocken.

„Niemand hat es sich einfallen lassen; ein solches Wort wurde nie ausgesprochen!“ rief Alexandra Iwanowna.

„Wer hat sie geneckt? Warum hat man sie geneckt? Wer konnte so etwas sagen? Redet sie im Fieber oder nicht?“ wandte sich Lisaweta Prokofjewna vor Zorn zitternd an die Anwesenden.

„Alle haben es im Laufe dieser drei Tage gesagt, jeder einzelne! Ich werde ihn nie, nie heiraten!“

Nachdem Aglaja das herausgeschrien hatte, brach sie in Tränen aus, bedeckte das Gesicht mit dem Taschentuch und sank in einen Sessel.

„Er hat dir ja noch gar keinen Antr . . .“

„Ich habe Ihnen ja noch gar keinen Antrag gemacht, Aglaja Iwanowna“, entschlüpfte es plötzlich dem Fürsten.

„Wa-as?“ rief Lisaweta Prokofjewna erstaunt, empört und entsetzt aus. „Wa-as haben Sie gesagt?“

Sie traute ihren Ohren nicht.

„Ich wollte sagen . . . ich wollte sagen“, antwortete der Fürst zitternd, „ich wollte Aglaja Iwanowna nur erklären . . . wollte mich beehren zu erklären, daß ich gar nicht die Absicht hatte . . . die Ehre zu haben . . . jemals . . . um ihre Hand anzuhalten . . . Ich bin ganz unschuldig, bei Gott, es ist nicht meine Schuld, Aglaja Iwanowna! Ich habe es nie gewollt, ich habe nie daran gedacht und werde es nie wollen, Sie werden selbst sehen: ich versichere Sie! Irgendein böser Mensch hat mich vor Ihnen verleumdet! Seien Sie ruhig!“

Er näherte sich mit diesen Worten Aglaja. Sie entfernte das

Taschentuch, mit dem sie sich das Gesicht bedeckt hatte, blickte ihn und seine ganze erschrockene Figur rasch an, überlegte sich seine Worte und brach plötzlich vor seinen Augen in ein so lustiges, unaufhaltsames, ansteckendes, spöttisches Lachen aus, daß Adelaida sich nicht beherrschen konnte, besonders nachdem auch sie den Fürsten angeblickt hatte, zur Schwester hinstürzte und ebenso unaufhaltsam und spitzbübisch wie diese zu lachen begann.

Auch der Fürst lächelte bei ihrem Anblick und wiederholte mit glücklicher Miene:

„Gott sei Dank, Gott sei Dank!“

Jetzt hielt auch Alexandra es nicht länger aus und lachte von ganzem Herzen. Das Lachen der drei Schwestern schien kein Ende nehmen zu wollen.

„Sie sind ganz verrückt“, murmelte Lisaweta Prokofjewna, „bald machen sie einem Angst und bald . . .“

Aber auch Fürst Stsch., Jewgenij Pawlowitsch und Kolja lachten laut.

„Wir wollen alle zusammen spazierengehen“, rief Adelaida aus. „Der Fürst muß unbedingt mitkommen; Sie dürfen nicht weggehen, Sie lieber Mensch! Was für ein lieber Mensch das ist, Aglaja! Nicht wahr, Maman? Außerdem muß ich ihn um jeden Preis für . . . für seine eben gemachte Erklärung küssen und umarmen. Maman, erlauben Sie mir, ihn zu küssen? Aglaja, erlaube mir, deinen Fürsten zu küssen!“ rief das übermütige Mädchen aus, sprang tatsächlich auf den Fürsten zu und küßte ihn auf die Stirn.

Dieser ergriff ihre Hände, preßte sie fest zusammen, so daß Adelaida fast aufschrie, blickte sie mit unendlicher Freude an, näherte ihre Hand dann plötzlich seinen Lippen und küßte dieselbe dreimal.

„Kommt doch!“ rief Aglaja. „Fürst, führen Sie mich. Darf man das, maman? Darf ein Bräutigam, der mir einen Korb gegeben hat, das tun? Sie haben mich ja schon auf ewig aufgegeben, Fürst? Aber doch nicht so, man reicht einer Dame nicht so den Arm, wissen Sie denn nicht, wie man seinen Arm anbietet? So ist's recht, kommen Sie, wie wollen vorangehen; wollen Sie mit mir im tête-à-tête an der Spitze gehen?“

Sie sprach ohne aufzuhören, wobei sie ab und zu noch lachte.

„Gott sei Dank! Gott sei Dank!“ wiederholte Lisaweta Prokofjewna, die selbst nicht wußte, worüber sie sich freute.

„Das sind außerordentlich seltsame Menschen!“ dachte Fürst Stsch. vielleicht zum hundertstenmal, seitdem er sie kennengelernt, doch . . . diese seltsamen Menschen gefielen ihm. Was aber den Fürsten anbelangte, so schien dieser ihm nicht allzusehr zu gefallen; Fürst Stsch.

machte ein etwas düsteres und besorgtes Gesicht, als alle zum Spaziergang aufbrachen.

Jewgenij Pawlowitsch schien in bester Laune zu sein und brachte Alexandra und Adelaida auf dem Weg zum Kurhaus ununterbrochen zum Lachen, sie gingen auf seine Scherze so bereitwillig ein, daß er den Verdacht zu hegen begann, daß sie ihm vielleicht gar nicht zuhörten. Dieser Gedanke machte ihn endlich aufrichtig und laut lachen (das entsprach so seinem Charakter), wofür er keinen Grund angab. Die Schwestern, die sich übrigens in festlicher Stimmung befanden, blickten Aglaja und den Fürsten, die vor ihnen gingen, in einem fort an; man sah, daß die jüngste Schwester ihnen ein schwieriges Rätsel aufgegeben hatte. Fürst Stsch. bemühte sich immerfort, mit Lisaweta Prokofjewna über gleichgültige Dinge zu sprechen, vielleicht nur, um sie zu zerstreuen, sie wurde dessen aber bald satt. Ihre Gedanken waren ganz verwirrt, sie antwortete nicht zur Sache und manchmal gar nicht. Aglaja war mit ihren Rätseln an diesem Abend noch nicht fertig. Das letzte wurde aber dem Fürsten allein aufgegeben. Als sie sich etwa hundert Schritte von ihrem Landhaus entfernt hatten, flüsterte Aglaja ihrem beharrlich schweigenden Begleiter rasch zu: „Schauen Sie nach rechts.“

Der Fürst tat es.

„Schauen Sie aufmerksam hin. Sehen Sie die Bank im Park, wo die drei großen Bäume stehen . . . Diese grüne Bank dort?“

Der Fürst antwortete bejahend.

„Gefällt Ihnen die Lage? Ich gehe manchmal ganz früh, um sieben Uhr morgens, wenn alle noch schlafen, allein hierher, um hier zu sitzen.“

Der Fürst murmelte, die Lage wäre sehr schön.

„Und jetzt gehen Sie weg, ich will mich nicht mehr auf Ihren Arm stützen. Oder geben Sie mir doch den Arm, sagen Sie aber kein Wort zu mir. Ich will still für mich nachdenken.“

Diese Bemerkung war ganz überflüssig: Der Fürst hätte sicherlich auch ohne diesen Befehl den ganzen Weg kein Wort gesprochen. Sein Herz klopfte furchtbar, als er das von der Bank hörte. Nach einer Weile besann er sich und wies seinen unsinnigen Gedanken beschämt zurück . . .

Im Kurhaus zu Pawlowsk trifft sich an Wochentagen bekanntlich – behaupten alle – ein „besseres“ Publikum als an Sonn- und Feiertagen, wenn „alle möglichen“ Leute aus der Stadt kommen. Die Toiletten sind nicht feiertäglich, aber elegant. Es ist üblich, daß man sich bei der Musik trifft. Das Orchester, das vielleicht tatsächlich zu den besten gehört, die man in Sommerfrischen hat, spielt neue Sachen.

Es geht sehr steif und wohlerzogen zu, obwohl alles gewissermaßen einen familiären und fast intimen Charakter trägt. Alle bekannten Sommerfrischler treffen sich, um sich gegenseitig zu kritisieren. Viele tun das mit wahrhaftem Vergnügen und kommen nur deswegen her, manche kommen aber auch der Musik wegen. Äußerst selten gibt es Skandal, obwohl das manchmal auch an Wochentagen vorkommt. Es geht nun einmal nicht ohne das.

Es war diesmal ein wunderbarer Abend, und es waren viele Leute anwesend. Alle Plätze beim Orchester waren besetzt. Unsere Gesellschaft ließ sich etwas abseits, beim Ausgang links vom Kurhaus nieder. Die Menge und die Musik zerstreuten Lisaweta Prokofjewna und ihre Töchter ein wenig; sie hatten schon mit einigen Bekannten einen Blick wechseln und ihnen von der Ferne liebenswürdig zunicken können; sie betrachteten die Toiletten, bemerkten und besprachen manches Seltsame daran und lächelten spöttisch. Jewgenij Pawlowitsch grüßte auch sehr oft. Viele hatten schon bemerkt, daß Aglaja und der Fürst die ganze Zeit zusammen waren. Bald kamen auf die Mutter und die Töchter ein paar bekannte junge Leute zu; zwei oder drei davon blieben und unterhielten sich mit den Damen; sie waren alle mit Jewgenij Pawlowitsch befreundet. Unter ihnen befand sich auch ein junger, hübscher Offizier, der sehr lustig und lebhaft war: er beeilte sich, mit Aglaja ein Gespräch anzuknüpfen und gab sich alle erdenkliche Mühe, ihre Aufmerksamkeit zu fesseln. Aglaja behandelte ihn sehr gnädig und lachte außerordentlich viel. Jewgenij Pawlowitsch bat den Fürsten um die Erlaubnis, ihn mit diesem seinem Freunde bekannt machen zu dürfen; der Fürst begriff mit Mühe, was man mit ihm vorhatte, die Bekanntschaft wurde aber gemacht, beide verbeugten sich und reichten einander die Hand, Jewgenij Pawlowitschs Freund stellte eine Frage, der Fürst schien diese aber nicht zu beantworten oder etwas so Seltsames vor sich hin zu murmeln, daß der Offizier ihn sehr scharf ansah, dann seinen Blick Jewgenij Pawlowitsch zuwandte und sich sofort darüber klar wurde, weshalb dieser sie miteinander bekannt gemacht hatte; er lächelte kaum sichtbar und wandte sich wieder Aglaja zu. Jewgenij Pawlowitsch war der einzige, der bemerkte, daß Aglaja dabei plötzlich errötete.

Der Fürst beachtete es gar nicht, daß die anderen mit Aglaja sprachen und ihr den Hof machten; er vergaß für Augenblicke beinahe, daß er selbst neben ihr saß. Er hatte manchmal Lust, fortzugehen und von hier ganz zu verschwinden – ihm würde selbst irgendein düsterer, öder Ort gefallen, wenn er dort nur mit seinen Gedanken allein sein könnte und wenn niemand wüßte, wo er sich befand.

Oder wenn er wenigstens bei sich zu Hause auf der Terrasse sitzen könnte, ohne daß Lebedew oder dessen Kinder dabei wären; er wollte sich auf das Sofa werfen, das Gesicht in die Kissen drücken und einen Tag, eine Nacht und noch einen Tag so liegen. Er träumte in manchen Augenblicken von den Bergen, und zwar von einem bestimmten Punkt in den Bergen, an den er immer gern zurückdachte und den er während seines Aufenthaltes in der Schweiz gern aufgesucht hatte, um von dort aus auf das Dorf, auf den kaum sichtbaren weißen Streifen des Wasserfalls, auf die weißen Wolken und das verlassene alte Schloß herabzuschauen. Oh, wie gerne wäre er jetzt wieder dort, er würde dort immer, das ganze Leben, nur an das eine denken, es könnte auch für tausend Jahre ausreichen! Und man sollte ihn hier nur ganz vergessen. O ja, das wäre sogar notwendig; am allerbesten wäre es jedoch, wenn man ihn hier gar nicht kennen würde und das alles nur eine Vision in einem Traume wäre. Blieb es sich aber übrigens nicht gleich, ob es im Traume oder in Wirklichkeit geschah? Er betrachtete hin und wieder Aglaja und konnte seine Augen minutenlang nicht von ihrem Gesicht loslösen, sein Blick war aber sehr seltsam: er schien sie wie einen zwei Werst von ihm entfernten Gegenstand oder wie ihr Porträt und nicht wie sie selbst zu betrachten.

„Warum schauen Sie mich so an, Fürst?“ sagte sie plötzlich, das lustige Gespräch und die Scherze mit ihrer Umgebung unterbrechend. „Ich fürchte mich vor Ihnen; mir scheint immer, Sie wollen Ihre Hand vorstrecken und mein Gesicht mit dem Finger berühren, um es zu betasten. Nicht wahr, Jewgenij Pawlowitsch, er schaut mich so an?“

Der Fürst schien erstaunt zu sein, daß man sich an ihn wandte, überlegte es sich, obwohl er das Gesagte vielleicht nicht ganz begriff und antwortete nichts darauf; als er aber sah, daß Aglaja und die übrigen lachten, riß er plötzlich den Mund auf und begann selbst mitzulachen. Das Gelächter ringsherum wurde lauter, und der Offizier, der lustigen Temperaments war, prustete vor Lachen. Aglaja flüsterte plötzlich zornig:

„Idiot!“

„O Gott! Ist es denn möglich, daß sie so einen ... wird sie denn wirklich ganz verrückt!“ sagte Lisaweta Prokofjewna zähneknirschend zu sich selbst.

„Das ist ein Scherz. Das ist ganz ebenso, wie damals mit dem armen Ritter“, flüsterte Alexandra ihr überzeugt ins Ohr. „Es ist weiter nichts! Sie hat ihn auf ihre Art wieder aufgezogen. Dieser Scherz geht nur zu weit; man muß damit aufhören, Mama! Sie hat es vorhin wie eine Komödiantin getrieben und hat uns mit ihren Streichen so erschreckt ...“

„Es ist nur gut, daß sie es mit einem solchen Idioten zu tun hat“, antwortete ihr Lisaweta Prokofjewna. Die Bemerkung der Tochter hatte sie doch erleichtert.

Der Fürst hörte genau, daß man ihn einen Idioten nannte. Er vergaß aber bald den „Idioten“. Er sah jetzt plötzlich in der Menge, nicht weit von der Stelle, wo er saß – irgendwo abseits, er hätte um nichts in der Welt zeigen können, an welcher Stelle und welchem Punkt es war, – ein bleiches Gesicht mit krausem, dunklem Haar und einem nur zu gut bekannten Lächeln und Blick auftauchen und verschwinden. Es war sehr wohl möglich, daß er sich das nur einbildete; von der ganzen Vision waren ihm nichts als ein schiefes Lächeln, die Augen und die geckenhafte, hellgrüne Krawatte, die der mit ihr vorüberhuschende Herr trug, im Gedächtnis geblieben. Der Fürst konnte auch nicht mit Sicherheit sagen, ob dieser Herr in der Menge verschwunden oder ins Kurhaus gegangen war.

Er begann nach einer Weile sich rasch und unruhig umzublicken. Diese erste Vision konnte die Vorläuferin und Vorbotin einer zweiten sein. Das war mit Sicherheit anzunehmen. Wie hatte er nur nicht an die Möglichkeit einer Begegnung denken können, als er sich zum Kurhaus begab? Es ist wahr, er befand sich unterwegs in einem solchen Zustand, daß er gar nichts davon zu wissen schien. Hätte er aufmerksamer sein können, so würde er noch vor einer Viertelstunde bemerkt haben, daß Aglaja ebenfalls ab und zu unruhig um sich blickte, als suche auch sie irgend etwas. Als seine Unruhe sich jetzt bemerkbar machte, schien sich auch Aglajas Erregung und Erwartung zu steigern, und sowie er sich umblickte, tat auch sie es sofort. Diese Unruhe sollte bald ihre Bestätigung finden.

In dem Seitenausgang des Kurhauses, in dessen Nähe sich der Fürst und der ganze Kreis der Japantschins befand, erschien plötzlich ein ganzer Menschenhaufen, der sich aus mindestens zehn Personen zusammensetzte. An der Spitze der Gesellschaft befanden sich drei Frauen, von denen zwei so schön waren, daß es nicht befremden konnte, daß sie von so vielen Verehrern begleitet waren. Aber sowohl an den Verehrern als an den Frauen war etwas Besonderes, das sie ganz anders als das übrige, bei der Musik versammelte Publikum erscheinen ließ. Sie wurden sofort von fast allen bemerkt, die meisten taten aber so, als ob sie sie nicht sähen, und nur ein paar junge Leute lächelten bei ihrem Anblick und flüsterten einander etwas zu. Es war unmöglich, sie zu übersehen: sie lenkten die allgemeine Aufmerksamkeit mit Absicht auf sich und sprachen und lachten laut. Man konnte annehmen, daß einige unter ihnen angeheitert waren, obwohl die meisten elegant und geckenhaft gekleidet waren. Es waren aber auch

recht seltsam ausschauende Menschen in ungewöhnlicher Kleidung und mit auffallend geröteten Gesichtern darunter; es waren ein paar Offiziere dabei; auch einige nicht mehr ganz junge Leute; ferner einige solid gekleidete Menschen, in bequemen eleganten Anzügen, mit Ringen und Hemdknöpfen, in prachtvollen, rabenschwarzen Perücken, mit ebensolchem Backenbart und mit jenen besonderen vornehmen, wenn auch etwas gedunsenen Gesichtern, die man in der guten Gesellschaft wie die Pest fürchtet. Unsere Konzerte in den Sommerfrischen zeichnen sich oft durch strenges Befolgen der Etikette aus und haben oft einen sehr guten Ruf; doch der vorsichtigste Mensch kann nicht jeden Moment vor einem vom Nachbarhause herabstürzenden Ziegelstein auf der Hut sein. Dieser Ziegelstein war jetzt im Begriff, auf das bei der Musik anwesende, wohlerzogene Publikum niederzusausen.

Man muß, um vom Kurhaus zum Orchester zu gelangen, drei Stufen herabsteigen. Der kleine Menschenhaufen blieb vor diesen drei Stufen stehen; sie trauten sich nicht herunterzugehen, eine der Frauen schritt aber voran, und nur zwei Männer aus ihrem Gefolge entschlossen sich, sie zu begleiten. Der eine davon war ein Herr in mittleren Jahren, mit einem in allen Beziehungen anständigen Äußern, er sah aber wie ein echter Hagestolz aus, wie jemand, der niemand kennt und von niemand gekannt wird. Der zweite Begleiter der Dame war ganz zerlumpt und sah sehr zweifelhaft aus. Die exzentrische Dame wurde von niemand mehr begleitet; sie schaute sich beim Herabgehen aber gar nicht um, als wäre es ihr ganz gleichgültig, ob man ihr folgte oder nicht. Sie lachte und sprach ebenso laut wie vorher; sie war mit auserlesenem Geschmack und großer Eleganz, aber etwas luxuriöser, als es sich schickt, gekleidet. Sie ging am Orchester vorüber und begab sich auf die andere Seite der Terrasse, wo auf der Straße ein Wagen auf jemand wartete.

Der Fürst hatte sie schon über drei Monate nicht gesehen. Er hatte sich alle die Tage nach seiner Ankunft in Petersburg vorgenommen, sie aufzusuchen; er wurde aber vielleicht durch irgendeine heimliche Ahnung davon abgehalten. Er konnte sich seine bevorstehende Begegnung mit ihr unmöglich vorstellen, trotzdem er sich manchmal voller Angst bemühte, daran zu denken. Ihm war nur eines klar: daß diese Zusammenkunft peinlich sein würde. Er erinnerte sich im Laufe dieser sechs Monate einigemal an die Empfindung, die das Gesicht dieser Frau, als er es zum erstenmal auf dem Bilde sah, in ihm hervorgerufen hatte; er mußte sich aber sagen, daß selbst in dem durch das Bild verursachten Eindruck viel Bedrückendes war. Der Monat in der Provinz, da er sie fast täglich sah, hatte auf ihn so furchtbar ein-

gewirkt, daß der Fürst manchmal selbst die Erinnerung an diese noch frischen Erlebnisse von sich wies. Das Gesicht dieser Frau enthielt für ihn immer etwas Quälendes. Der Fürst hatte dieses Gefühl in seinem Gespräch mit Rogoshin durch unendliches Mitleid erklärt, und das entsprach der Wirklichkeit: dieses Gesicht hatte schon auf dem Bild in seinem Herzen peinigendes Mitleid hervorgerufen, und dieses Gefühl des Bedauerns und selbst des Leidens um dieses Wesens willen verließ sein Herz niemals und auch jetzt nicht. O nein, es war selbst noch stärker geworden. Das, was der Fürst zu Rogoshin sagte, hatte ihn selbst aber gar nicht befriedigt; und er kam erst jetzt, im Moment ihres plötzlichen Erscheinens, vielleicht durch eine ursprüngliche Empfindung darauf, was seinen an Rogoshin gerichteten Worten gefehlt hatte. Er hatte keine Worte gefunden, die sein Entsetzen – ja, Entsetzen war das Richtige! – ausdrücken konnten. Er empfand es jetzt in diesem Augenblick vollkommen deutlich; er war dessen ganz sicher und ganz davon überzeugt, er hatte seine Gründe dafür, daß diese Frau irrsinnig war. Wenn man eine Frau mehr als alles auf der Welt liebt, oder die Möglichkeit einer solchen Liebe voraussieht, und sie dann an der Kette und hinter dem Eisengitter erblickt, während der Aufseher den Stock über ihr schwingt, würde man wohl etwas Ähnliches empfinden, wie es der Fürst jetzt empfand.

„Was haben Sie?“ flüsterte Aglaja rasch, indem sie sich nach ihm umblickte und ihn naiv an der Hand zog.

Er wandte ihr den Kopf zu, sah sie an, blickte in ihre schwarzen, in diesem Augenblick für ihn ganz unbegreiflich leuchtenden Augen und versuchte ihr zuzulächeln, dann wandte er aber, als hätte er sie sofort vergessen, seine Augen plötzlich wieder nach rechts und begann seine ungewöhnliche Vision weiter zu verfolgen. Nastasia Filippowna ging jetzt knapp an den Sesseln der jungen Damen Jepantschin vorüber. Jewgenij Pawlowitsch fuhr fort, Alexandra Iwanowna etwas anscheinend sehr Komisches und Interessantes zu erzählen und sprach rasch und lebhaft. Der Fürst hörte, daß Aglaja plötzlich halblaut: „Was für eine . . .“ sagte.

Sie sprach diese unbestimmte Wendung nicht zu Ende; sie beherrschte sich sogleich und fügte nichts mehr hinzu, doch das hatte schon genügt. Nastasia Filippowna, die so vorüberging, als bemerkte sie niemand von den Anwesenden, wandte sich plötzlich zu ihnen um und schien jetzt erst Jewgenij Pawlowitsch zu erblicken.

„Ah! Da ist er ja!“ rief sie, plötzlich stehenbleibend. „Mal kann man ihn durch keinen Boten ausfindig machen und mal sitzt er wie absichtlich da, wo man ihn gar nicht erwartet hätte . . . Ich dachte ja, du wärest dort . . . beim Onkel!“

Jewgenij Pawlowitsch errötete, blickte Nastasia Filippowna wütend an, wandte sich dann aber rasch von ihr ab.

„Wie! Weißt du es denn nicht? Denken Sie sich nur, er weiß es noch nicht! Er hat sich erschossen! Dein Onkel hat sich des Morgens erschossen! Man hat es mir vorhin, um zwei Uhr, gesagt, jetzt ist es aber schon in der ganzen Stadt bekannt; es heißt, daß dreihundertfünzigtausend Rubel von öffentlichen Geldern fehlen, manche sagen sogar: fünfhunderttausend. Und ich habe immer darauf gerechnet, daß er dir etwas hinterläßt, er hat aber alles durchgebracht. Dieser Alte war ein furchtbarer Wüstling . . . Nun leb wohl, bonne chance! Fährst du denn wirklich nicht hin? Also darum hast du noch rechtzeitig den Abschied genommen, du Schlaukopf! Unsinn, du wußtest es, du wußtest es schon vorher: vielleicht schon gestern . . .“

Trotzdem mit der frechen Zudringlichkeit und der Vorspiegelung einer nicht existierenden Bekanntschaft und Intimität sicher irgendein Zweck verfolgt wurde und dieser Umstand jetzt gar nicht mehr angezweifelt werden konnte, glaubte Jewgenij Pawlowitsch sich zuerst irgendwie aus der Affäre ziehen und die ihn verfolgende Frau nicht beachten zu können. Nastasia Filippownas Worte trafen ihn jedoch wie ein Blitz; als er vom Tode seines Onkels hörte, wurde er blaß wie ein Tuch und wandte sich ihr zu. Lisaweta Prokofjewna erhob sich in diesem Augenblick rasch von ihrem Sitz, nahm alle übrigen mit und lief beinahe davon. Nur Fürst Lew Nikolajewitsch blieb noch eine Sekunde gleichsam unentschlossen zurück und Jewgenij Pawlowitsch stand noch immer wie erstarrt da. Bevor die Japan-tschins aber auch nur zwanzig Schritte zurückgelegt hatte, entstand ein furchtbarer Skandal.

Jewgenij Pawlowitschs Freund, der Offizier, der mit Aglaja geplaudert hatte, war im höchsten Maße entrüstet:

„Man braucht hier eine Peitsche, sonst wird man mit diesem Geschöpf nicht fertig!“ sprach er fast laut. (Er schien schon von früher her Jewgenij Pawlowitschs Vertrauter gewesen zu sein.)

Nastasia Filippowna wandte sich sofort nach ihm um. Ihre Augen funkelten; sie stürzte zu einem neben ihr stehenden, ihr ganz unbekannten jungen Mann hin, der eine dünne, geflochtene Gerte in der Hand hielt, riß ihm dieselbe aus der Hand und schlug damit ihren Beleidiger mit aller Kraft ins Gesicht. Das alles spielte sich in einem einzigen Augenblick ab . . . Der Offizier stürzte sich ganz besinnungslos auf sie; Nastasia Filippowna war nicht mehr von ihrem Gefolge umringt; der solide Herr in mittleren Jahren hatte sich zurückgezogen und der angeheiterte Mann stand abseits und lachte, was er konnte.

Nach einer Minute wäre bestimmt die Polizei zur Stelle gewesen,

und die Sache hätte für Nastasia Filippowna sehr schlecht enden können, wenn ihr nicht ganz unerwartete Hilfe zuteil geworden wäre: der Fürst, der in einer Entfernung von zwei Schritten stehengeblieben war, konnte den Offizier von rückwärts bei den Händen packen. Als dieser sich befreien wollte, stieß er ihn heftig in die Brust; der Fürst flog ein paar Schritte weit fort und fiel auf einen Stuhl. Nastasia Filippowna hatte jetzt aber schon zwei Verteidiger. Vor dem zum Angriff bereiten Offizier stand der Boxer, der Verfasser des dem Leser bekannten Artikels und Mitglied der vormaligen Rogoshin-Bande.

„Keller! Leutnant außer Dienst“, stellte er sich selbstbewußt vor. „Wenn Sie einen Zweikampf wünschen, Oberst, stehe ich als Vertreter des schwachen Geschlechts zu Ihren Diensten; ich habe das englische Boxen genau studiert. Keine Handgreiflichkeit, Herr Oberst; ich fühle Ihnen die blutige Kränkung nach, ich kann aber das Faustrecht in bezug auf eine Frau und vor den Augen des Publikums nicht zulassen. Doch wenn Sie es auf andere Weise abmachen wollen, wie es sich für einen anständigen Menschen schickt – Sie verstehen mich natürlich, Herr Oberst...“

Der Oberst hatte sich aber schon besonnen und hörte ihm nicht mehr zu. In diesem Augenblick reichte der aus der Menge auftauchende Rogoshin Nastasia Filippowna rasch den Arm und führte sie fort. Rogoshin schien furchtbar erschüttert zu sein, er war bleich und zitterte. Als er Nastasia Filippowna mit sich fortzog, konnte er dem Offizier noch ins Gesicht lachen und ihm mit der Miene eines triumphierenden Handlungsgehilfen zurufen:

„Ätsch! Was hast du davon, deine Fratze ist ja doch ganz blutig! Ätsch!“

Als der Offizier wieder zu sich gekommen war und sich besonnen hatte, mit wem er es zu tun hatte, wandte er sich mit einem Tuch vor dem Gesicht höflich an den Fürsten, der sich schon erhoben hatte.

„Sind Sie der Fürst Myschkin, mit dem ich das Vergnügen hatte bekannt zu werden?“

„Sie ist eine Verrückte! Eine Irrsinnige! Ich versichere Sie!“ antwortete der Fürst mit zitternder Stimme, indem er ihm aus irgendeinem Grunde die Hände entgegenstreckte.

„Ich kann mich natürlich nicht mit solchen Kenntnissen brüsten; ich muß aber Ihren Namen wissen.“

Er nickte und ging. Die Polizei kam genau fünf Sekunden zu spät, als die letzten beteiligten Personen schon verschwunden waren. Der ganze Skandal hatte übrigens keine zwei Minuten gedauert. Manche von den Anwesenden hatten sich von ihren Sitzen erhoben und waren fortgegangen, andere hatten nur den Platz gewechselt; viele freuten

sich sehr über den Skandal, sprachen darüber und interessierten sich lebhaft dafür. Die Sache endete, mit einem Wort, wie immer. Das Orchester spielte wieder. Der Fürst eilte den Jepantschins nach. Wenn es ihm eingefallen wäre, während man ihn fortstieß und er auf den Stuhl flog, nach links zu schauen, hätte er in einiger Entfernung Aglaja erblickt, die stehengeblieben war, um sich die Skandalszene mit anzusehen, ohne die Rufe der Mutter und der Schwestern, die schon weitergegangen waren, irgendwie zu beachten. Fürst Stsch. kam auf sie zugelaufen und überredete sie, schnell fortzugehen. Lisaweta Prokofjewna erinnerte sich später, daß Aglaja in einer derartigen Aufregung zu ihnen zurückkam, daß sie ihre Rufe wohl kaum gehört haben konnte. Als sie aber nach einigen Minuten in den Park kamen, sagte Aglaja mit ihrer gewöhnlichen gleichgültigen, launischen Stimme:

„Ich wollte nur sehen, womit die Komödie enden würde.“

3

Die Vorgänge beim Kurhaus hatten Mutter und Töchter fast mit Entsetzen erfüllt. Vor Erregung und Unruhe liefen sie fast buchstäblich den ganzen Weg vom Kurhaus nach Hause. Lisaweta Prokofjewnas Ansichten und Begriffen nach war das Geschehene von zu großer Tragweite und hatte zu vieles offenbart, so daß in ihrem Kopf, trotz der Verwirrung und der Angst, schon ganz bestimmte Gedanken aufzukeimen begannen. Aber auch alle übrigen begriffen, daß etwas Außergewöhnliches vorgefallen war und daß sich vielleicht glücklicherweise etwas ganz Geheimnisvolles zu enträtseln begann. Jewgenij Pawlowitsch war jetzt trotz der vorherigen Versicherungen und Erklärungen des Fürsten Stsch. entlarvt, erkannt und „seiner Beziehungen zu diesem Geschöpf formell überführt“. So dachte Lisaweta Prokofjewna und selbst die beiden älteren Töchter. Das allgemeine Ergebnis war, daß sich noch mehr Rätsel angehäuften. Die Mädchen waren zwar im stillen über die große Furcht der Mutter empört, trauten sich jedoch nicht, sie in ihrer Aufregung mit Fragen zu behelligen. Sie glaubten außerdem aus irgendeinem Grunde, daß ihre Schwester Aglaja Iwanowna in bezug auf diese Angelegenheit vielleicht besser unterrichtet war als sie beide und ihre Mutter. Fürst Stsch. war auch düster wie die Nacht und sehr nachdenklich. Lisaweta Prokofjewna sprach mit ihm während des ganzen Weges kein Wort, und er schien das gar nicht zu bemerken. Adelaida versuchte ihn danach zu fragen, „von welchem Onkel man soeben gesprochen hatte und was eigentlich in Petersburg geschehen war?“ Er murmelte darauf mit sehr saurer Miene etwas ganz Unbestimmtes über irgend-

welche Erkundigungen und darüber, daß das alles natürlich ein Unsinn sei. „Das ist ja zweifellos!“ antwortete Adelaida und fragte nichts mehr. Aglaja war aber ungewöhnlich ruhig und bemerkte unterwegs nur, daß sie zu rasch liefen. Sie wandte sich einmal um und erblickte den Fürsten, der ihnen nacheilte. Seine Bemühungen, sie einzuholen, riefen bei ihr ein spöttisches Lachen hervor, worauf sie sich nicht mehr nach ihm umschaute.

Als sie ihr Landhaus schon beinahe erreicht hatten, trafen sie endlich Iwan Feodorowitsch, der eben aus Petersburg zurückgekehrt war und ihnen entgegenging. Er erkundigte sich sofort nach Jewgenij Pawlowitsch. Seine Gattin schritt aber zornig an ihm vorüber, ohne zu antworten und ihn auch nur anzublicken. Er sah es den Augen der Töchter und des Fürsten Stsch. sofort an, daß in seiner Familie ein Gewitter niedergegangen war. Sein eigenes Gesicht drückte aber auch außergewöhnliche Unruhe aus. Er ergriff sofort den Arm des Fürsten Stsch., hielt ihn vor dem Hauseingang zurück und wechselte mit ihm fast flüsternd ein paar Worte. Als die beiden dann auf die Terrasse stiegen und sich zu Lisaweta Prokofjewna begaben, konnte man aus ihren aufgeregten Mienen schließen, daß sie irgendeine ungewöhnliche Nachricht erhalten hatten. Nach und nach versammelten sich alle oben bei Lisaweta Prokofjewna, und nur der Fürst blieb auf der Terrasse zurück. Er setzte sich in eine Ecke und schien auf etwas zu warten, ohne aber selbst zu wissen, was es eigentlich war; es fiel ihm, trotz der Unruhe im Hause, gar nicht ein, fortzugehen; er schien die ganze Welt vergessen zu haben und war bereit, ein paar Jahre da zu bleiben, wo man ihn sitzenließ. Von oben drangen manchmal abgerissene Sätze eines erregten Gespräches zu ihm herüber. Er konnte wohl selbst nicht sagen, wie lange er schon dasaß. Es wurde spät, und es dunkelte bereits. Plötzlich trat Aglaja auf die Terrasse, sie sah ruhig, wenn auch etwas bleich aus. Als sie den Fürsten erblickte, den sie wohl nicht hier auf dem Sessel in der Ecke anzutreffen erwartet hatte, lächelte sie etwas verblüfft.

„Was machen Sie hier?“ fragte sie, zu ihm tretend.

Der Fürst murmelte verlegen etwas und sprang von seinem Sitz auf; Aglaja setzte sich aber sogleich neben ihn, und auch er ließ sich wieder auf den Sessel nieder.

Sie sah ihn plötzlich forschend an, wandte sich dann, in Gedanken versunken, zum Fenster, worauf sie ihn wieder eine Weile betrachtete. „Vielleicht will sie mich nur auslachen“, dachte der Fürst, „aber nein, dann würde sie es ja tun.“

„Wollen Sie Tee? Ich werde bringen lassen“, sagte sie nach einem Schweigen.

„N-ein ... Ich weiß nicht ...“

„So etwas muß man doch wissen! Ach ja, hören Sie; was würden Sie tun, wenn jemand Sie zum Duell fordern würde? Ich wollte Sie schon vorhin danach fragen.“

„Ja ... wer denn ... mich wird schon keiner fordern.“

„Wenn man Sie aber doch fordern würde? Würden Sie da sehr erschrecken?“

„Ich glaube, daß ich mich sehr ... fürchten würde.“

„Im Ernst? Sie sind also feige?“

„N-nein; vielleicht auch nicht. Derjenige, der sich fürchtet und davonläuft, ist feige; wer sich aber fürchtet und nicht davonläuft, ist noch kein Feigling“, sagte der Fürst lächelnd, nachdem er eine Weile nachgedacht hatte.

„Und würden Sie nicht davonlaufen?“

„Vielleicht auch nicht“, sagte er, über Aglajas Fragen lachend.

„Ich würde sicher nicht davonlaufen, obwohl ich eine Frau bin“, bemerkte sie fast beleidigt. „Sie lachen mich übrigens aus und machen wie gewöhnlich Ihre Witze, um möglichst interessant zu erscheinen. Sagen Sie: nicht wahr, man schießt gewöhnlich in einer Entfernung von zwölf Schritt? Manchmal auch von zehn? Man hat also die Gewißheit, getötet oder verwundet zu werden?“

„Man trifft wohl selten bei Duellen.“

„Wieso denn? Puschkin ist doch auch gefallen.“

„Das war vielleicht ein Zufall.“

„Das war gar kein Zufall; es war ein Duell auf Leben und Tod.“

„Die Kugel traf ihn ganz tief, Dantès hatte aber bestimmt höher, auf den Kopf oder die Brust gezielt; niemand zielt so tief, es ist also am ehesten anzunehmen, daß Puschkin zufällig und ganz anders, als beabsichtigt war, getroffen wurde. Ich habe das von kompetenten Leuten gehört.“

„Ich habe aber einmal mit einem Soldaten gesprochen, und der hat mir gesagt, daß die Vorschrift dem Schützen in die Mitte des Menschen zu zielen befiehlt, es heißt bei ihnen ‚in den halben Menschen‘. Sie sollen also weder in die Brust noch in den Kopf, sondern absichtlich in die Mitte des Körpers schießen. Ich habe später einen Offizier danach gefragt, und er hat mir bestätigt, daß es so ist.“

„Diese Vorschrift gilt aber nur für größere Entfernungen.“

„Können Sie schießen?“

„Ich habe nie geschossen.“

„Wäre es möglich, daß Sie nicht einmal eine Pistole laden können?“

„Nein, ich kann es nicht. Das heißt, ich verstehe, wie man das macht, ich selbst habe aber noch nie eine geladen.“

„Dann können Sie es also auch nicht, denn es gehört Übung dazu! Hören Sie mich jetzt an und passen Sie gut auf: Kaufen Sie trockenes Pulver (man sagt, es darf nicht naß, sondern muß sehr trocken sein), verlangen Sie auch ganz feines und kein solches, mit dem man aus Kanonen schießt. Man soll sich die Kugel auf irgendeine Weise selbst gießen. Haben Sie Pistolen?“

„Nein, ich brauche auch keine“, antwortete der Fürst lachend.

„Ach, welch ein Unsinn! Kaufen Sie sich jedenfalls eine gute französische oder englische Pistole, das sollen die besten sein. Nehmen Sie dann einen oder zwei Fingerhüte voll Pulver, und schütten Sie es hinein. Nehmen Sie lieber etwas mehr. Klopfen Sie es mit Filz ab (es muß angeblich aus irgendeinem Grunde Filz sein), man kann ihn sich aus einer Matratze verschaffen, man beschlägt manchmal auch die Türen damit. Nachdem Sie den Filz hineingesteckt haben, legen Sie die Kugel drauf, merken Sie sich das, zuerst das Pulver und dann die Kugel, sonst schießt es nicht. Warum lachen Sie? Ich will, daß Sie jeden Tag ein paarmal schießen und unbedingt treffen lernen. Werden Sie es tun?“

Der Fürst lachte; Aglaja stampfte ärgerlich mit dem Fuß. Ihre ernste Miene bei diesem Gespräch machte den Fürsten ein wenig betroffen. Er fühlte dunkel, daß er etwas erfahren und nach etwas fragen müßte, das jedenfalls ernsthafter als das Laden einer Pistole war. Das alles war ihm jedoch ganz entfallen, und er wußte nur das eine, daß sie vor ihm saß und er sie anschaute, es war ihm in diesem Augenblick fast ganz gleichgültig, wovon sie sprach.

Endlich kam Iwan Feodorowitsch auf die Terrasse herunter; er ging mit düsterer, besorgter und entschlossener Miene irgendwohin.

„Ah, Lew Nikolajewitsch, das bist du? Wohin willst du jetzt?“ fragte er, obwohl Lew Nikolajewitsch sich nicht von der Stelle rührte. „Komm einmal her, ich habe dir etwas zu sagen.“

„Auf Wiedersehen!“ sagte Aglaja, indem sie dem Fürsten die Hand reichte.

Auf der Terrasse war es schon recht dunkel, und der Fürst konnte jetzt ihr Gesicht nicht ganz deutlich sehen. Als er gleich darauf mit dem General das Haus verließ, errötete er plötzlich heftig und preßte seine rechte Hand fest zusammen.

Iwan Feodorowitsch hatte den gleichen Weg wie der Fürst zu machen; er eilte trotz der späten Stunde irgendwohin, um jemand zu sprechen. Er begann jetzt plötzlich rasch, unruhig und recht unzusammenhängend mit dem Fürsten zu reden, wobei er oft Lisaweta Prokofjewna erwähnte. Wäre der Fürst aufmerksamer gewesen, so hätte er vielleicht erraten, daß Iwan Feodorowitsch unter anderem etwas

aus ihm herausbekommen oder ihn vielmehr offen und geradeheraus nach etwas fragen wollte, aber immer nicht dazu kam, den für ihn wichtigsten Punkt zu berühren. Der Fürst war zu seiner Schande so zerstreut, daß er anfangs gar nicht zuhörte, und als der General stehenblieb und irgendeine wichtige Frage an ihn richtete, mußte er eingestehen, daß er nichts begriff.

Der General zuckte die Achseln.

„Ihr alle seid so seltsam jetzt“, begann er von neuem. „Ich sage dir, daß ich Lisaweta Prokofjewnas Ideen und Ängste gar nicht verstehe. Sie hat einen Weinkrampf und sagt, man habe uns blamiert und beschimpft. Wer? Wie? Wann und warum? Ich gestehe, daß ich sehr schuldig bin, die weiteren Anschläge dieser ruhelosen Frau (die sich überdies sehr schlecht aufführt) müssen aber endlich durch die Polizei verhindert werden, und ich beabsichtige noch heute, mit jemand darüber zu sprechen und dem ein Ende zu machen. Man kann das alles mit Hilfe von Bekannten ruhig, höflich und ohne jeden Skandal arrangieren. Ich gebe ja zu, daß die Zukunft voller Ereignisse liegt und viel Unaufgeklärtes birgt; es ist wohl eine Intrige mit im Spiel; wenn man aber hier nichts zu erklären vermag, dort auch nichts weiß, wenn weder ich, noch du, noch dieser und jener etwas gehört hat, muß ich dich endlich fragen, wer es denn eigentlich gehört hat! Wie soll man die Sache deiner Ansicht nach erklären, wenn nicht dadurch, daß das Ganze zum Teil ein Trugbild ist, gar nicht existiert und ebensowenig greifbar ist wie Mondlicht . . . oder Gespenster.“

„Sie ist wahnsinnig“, murmelte der Fürst, mit Schmerz an die heutigen Ereignisse zurückdenkend.

„Wenn du die meinst, war ich genau derselben Ansicht; auch ich habe das gedacht und habe ruhig geschlafen. Jetzt sehe ich aber, daß man da zu konsequent denkt, und ich glaube nicht mehr an den Wahnsinn. Sie ist zwar eine exzentrische Frau, sie ist aber nicht nur nicht verrückt, sondern sogar scharfsinnig. Ihre heutigen Bemerkungen über Kapiton Alexeïtsch beweisen das nur allzusehr. Ihr Benehmen ist eine Gaunerei, oder wenigstens Jesuitismus, sie hat ihre besonderen Ziele.“

„Welcher Kapiton Alexeïtsch?“

„Ach Gott, Lew Nikolajewitsch, du hörst ja gar nicht zu. Ich habe doch damit angefangen, daß ich dir von Kapiton Alexeïtsch erzählt habe; ich bin so erschrocken, daß mir sogar jetzt noch die Hände und Füße zittern. Darum bin ich ja heute so lange in der Stadt geblieben. Kapiton Alexeïtsch Radomskij, Jewgenij Pawlowitschs Onkel . . .“

„Was ist mit ihm?“ rief der Fürst.

„Er hat sich heute früh um sieben Uhr erschossen. Ein achtbarer sieb-

zigjähriger alter Herr, ein Epikureer, und dabei fehlt an den öffentlichen Geldern, ganz wie sie gesagt hat, eine bedeutende Summe.“

„Woher hat sie denn . . .“

„Woher sie es erfahren hat? Haha! Seit sie hier erschienen ist, hat sich ja um sie herum ein ganzes Gefolge gebildet. Weißt du, welche Persönlichkeiten sie jetzt besuchen und um ‚die Ehre ihrer Bekanntschaft‘ werben? Sie hat das also sehr leicht von ihren Gästen erfahren können, denn ganz Petersburg und halb oder sogar ganz Pawlowsk weiß es schon. Wie fein war aber ihre Bemerkung über die Uniform – man hat es mir erzählt — daß Jewgenij Pawlowitsch so rechtzeitig seinen Abschied genommen hat! Was für eine höllische Bemerkung! Nein, das ist kein Zeichen von Irrsinn. Ich will natürlich nicht glauben, daß Jewgenij Pawlowitsch schon vorher etwas von der Katastrophe wissen konnte, also daß an dem und dem Tage um sieben Uhr das und das eintreffen würde. Er hat das alles aber doch ahnen können. Ich, wir alle und Fürst Stsch. haben aber darauf gerechnet, daß er ihm etwas hinterlassen würde! Es ist furchtbar! Furchtbar! Verstehe mich recht, ich beschuldige Jewgenij Pawlowitsch nicht im geringsten, du darfst das nicht glauben, es erscheint mir aber doch verdächtig. Fürst Stsch. ist ganz niedergeschmettert. Das alles ist wie ein Blitz aus heiterem Himmel gekommen.“

„Was erscheint denn an Jewgenij Pawlowitschs Benehmen verdächtig?“

„Gar nichts! Er hat sich höchst anständig benommen. Ich habe ja auch keine diesbezüglichen Andeutungen gemacht. Ich glaube, daß sein eigenes Vermögen noch unangetastet ist. Lisaweta Prokofjewna will natürlich nichts davon hören. Das unangenehmste dabei sind aber alle diese Familienkatastrophen oder, besser gesagt, alle diese kleinen Unannehmlichkeiten, man weiß überhaupt gar nicht, wie man es nennen soll . . . Du bist ja wirklich unser Hausfreund, Lew Nikolajewitsch, dir kann ich es ja sagen: es erweist sich, daß Jewgenij Pawlowitsch Aglaja schon vor einem Monat einen Antrag gemacht hat und von ihr kategorisch abgewiesen wurde.“

„Nicht möglich!“ rief der Fürst eifrig aus.

„Weißt du denn etwas davon? Siehst du, mein Lieber“, sagte der General zusammenfahrend und erschrocken stehenbleibend, „ich habe dir vielleicht unnützer- und unschicklicher Weise Überflüssiges gesagt; das ist aber nur darum, weil du . . . weil du . . . ein solcher Mensch bist. Vielleicht weißt du etwas Besonderes?“

„Ich weiß nichts . . . von Jewgenij Pawlowitsch“, murmelte der Fürst.

„Auch ich weiß nichts! Man will mich endgültig ins Grab und unter

die Erde bringen und will dabei gar nicht bedenken, wie schwer das einem Menschen fällt, und daß ich es gar nicht ertragen kann. Es hat sich soeben eine furchtbare Szene abgespielt! Ich erzähle dir das wie meinem eigenen Sohn. Die Hauptsache ist, daß Aglaja über die Mutter zu spotten scheint. Die Nachricht, daß sie Jewgenij Pawlowitsch vor ungefähr einem Monat einen Korb gegeben und mit ihm eine formelle Aussprache gehabt hat, wurde uns von ihren Schwestern als übrigens sehr begründete Annahme mitgeteilt. Sie ist ja ein so unberechenbares und eigenwilliges Geschöpf, wie man es sich gar nicht vorstellen kann. Sie ist edel, sie besitzt die besten Eigenschaften des Herzens und des Geistes, dabei ist sie aber furchtbar launisch und spöttisch, sie ist mit einem Wort ein ganz teuflischer Charakter, außerdem steckt sie auch noch voller Phantastereien. Sie hat soeben der Mutter ins Gesicht gelacht und hat auch über die Schwestern und Fürst Stsch. gespottet, von mir schon gar nicht zu reden; sie lacht mich eigentlich meistens aus; weißt du, ich liebe sie aber, sogar wenn sie lacht, und ich glaube, dieser Kobold liebt mich deswegen so sehr, mehr als die andern. Ich wette, daß sie sich irgendwie auch schon über dich lustig gemacht hat. Ich habe euch soeben nach dem Gewitter oben im Gespräch angetroffen, und sie hat, als sei nichts geschehen, neben dir gesessen.“

Der Fürst wurde furchtbar rot und preßte seine rechte Hand zusammen, schwieg aber doch.

„Mein lieber, guter Lew Nikolajewitsch“, sagte der General plötzlich innig und eifrig, „ich . . . und sogar Lisaweta Prokofjewna (die jetzt übrigens über dich und zugleich auch, ohne daß ich weiß weshalb, über mich schimpft), wir lieben dich trotz allem, wir lieben und achten dich aufrichtig, trotz allem, trotz aller Äußerlichkeiten, die gegen dich sind. Du mußt aber selbst zugeben, lieber Freund, daß es rätselhaft und ärgerlich ist, wenn dieser kaltblütige Kobold (sie stand vor ihrer Mutter mit einer Miene, als verachte sie tiefstens alle unsere Fragen und vor allem die meinigen, denn ich war so dumm, Strenge zeigen zu wollen, da ich doch das Oberhaupt der Familie bin, – das war eben verfehlt), dieser Kobold erklärt also plötzlich mit einem Lächeln, daß diese ‚Wahnsinnige‘ (so hat sie sich ausgedrückt, und es erscheint mir seltsam, daß sie dasselbe Wort wie du gebraucht hat), ‚haben Sie denn noch immer nicht bemerkt‘, sagt sie, ‚daß diese Wahnsinnige es sich in den Kopf gesetzt hat, mich um jeden Preis mit Fürst Lew Nikolajewitsch zu verheiraten und deshalb Jewgenij Pawlowitsch bei uns unmöglich machen will . . .‘ Das war alles; sie hat sich nicht näher erklärt, darauf hat sie gelacht, ist hinausgegangen und hat die Tür zugeknallt, während wir mit offenem Mund zurückgeblieben sind.

Dann hat man mir von der Szene vorher zwischen euch beiden erzählt ... und ... und ... höre einmal, lieber Fürst, du bist ein verständiger Mensch und fühlst dich nicht gleich beleidigt, ich habe das an dir bemerkt, sei also nicht böse; bei Gott, sie lacht dich aus. Sie macht sich wie ein Kind lustig, sei ihr aber deswegen nicht böse, aber es ist nun einmal so. Du brauchst dir dabei nichts zu denken, sie hat dich und uns alle vor lauter Nichtstun zum besten. Und jetzt leb wohl! Du kennst ja unsere Gefühle dir gegenüber? Unsere aufrichtigen Gefühle! Sie werden sich niemals irgendwie verändern ... aber ich muß jetzt gehen, auf Wiedersehen! Ich habe mich selten so ungemütlich gefühlt wie jetzt ... Ein schöner Landaufenthalt!“

Als der Fürst bei der Straßenkreuzung allein blieb, blickte er sich um, schritt rasch über die Straße, trat nahe an ein beleuchtetes Fenster heran, wickelte den kleinen Zettel auseinander, den er während des ganzen Gesprächs mit Iwan Feodorowitsch in der rechten Hand fest zusammengepreßt hatte und las bei dem schwachen Lichtstrahl, der zu ihm drang:

„Ich werde morgen um sieben Uhr früh auf der grünen Bank im Park sitzen und Sie dort erwarten. Ich habe beschlossen, mit Ihnen über eine außerordentlich wichtige Angelegenheit zu sprechen, die Sie direkt angeht.

P. S. Ich hoffe, Sie werden diesen Zettel niemand zeigen. Ich schäme mich zwar, Ihnen das bemerken zu müssen, ich habe mir aber überlegt, daß Sie es verdienen und habe es vor Scham, Ihres komischen Charakters wegen, errötend geschrieben.

P. S. S. S. Es ist dieselbe grüne Bank, die ich Ihnen neulich gezeigt habe. Schämen Sie sich. Ich war genötigt, auch das hinzuzufügen.“

Der Zettel war rasch geschrieben und zusammengelegt worden, Aglaja hatte ihn wohl vor dem Betreten der Terrasse fertiggemacht. Der Fürst preßte den Zettel in unaussprechlicher Aufregung, die fast wie Furcht war, wieder in der Hand zusammen und sprang wie ein ertappter Dieb von dem erhellten Fenster fort, stieß dabei aber mit einem Herrn zusammen, der dicht hinter seinem Rücken stand.

„Ich beobachte Sie, Fürst“, sagte der Herr.

„Sind Sie das, Keller?“ rief der Fürst erstaunt aus.

„Ich suche Sie, Fürst. Ich habe vor Japantschins Haus auf Sie gewartet, ich konnte ja natürlich nicht herein. Ich bin Ihnen gefolgt, als Sie mit dem General gingen. Ich stehe zu Ihren Diensten, Fürst, verfügen Sie über Keller. Ich bin bereit mich zu opfern und selbst zu sterben, wenn es nötig sein sollte.“

„Ja ... weswegen denn?“

„Es wird jetzt sicher eine Duellforderung kommen. Dieser Leutnant

Molowzow – ich kenne ihn, das heißt nicht persönlich... – wird die Beleidigung nicht auf sich sitzenlassen. Unsereinen, das heißt Rogoshin und mich, hält er natürlich, und vielleicht auch mit Recht, für zweifelhaftes Gesindel, Sie sind also der einzige, den er zur Verantwortung ziehen kann. Sie werden für die Sache büßen müssen, Fürst. Ich habe gehört, daß er sich über Sie erkundigt hat, und morgen kommt sein Freund sicher zu Ihnen, vielleicht erwartet er Sie jetzt schon. Wenn Sie mir die Ehre erweisen wollen, mich zu Ihrem Sekundanten zu wählen, bin ich bereit, mich für Sie zu opfern, Fürst!“

„Also auch Sie kommen mir mit dem Duell!“ sagte der Fürst, zu Kellers außerordentlicher Verwunderung laut lachend. Er lachte unaufhörlich. Keller, der bis zu dem Augenblick, da er seine Dienste als Sekundant angeboten hatte, tatsächlich wie auf Nadeln gesessen hatte und keine Ruhe finden konnte, fühlte sich durch das lustige Lachen des Fürsten fast beleidigt.

„Sie haben ihn ja vorhin bei den Händen gepackt, Fürst. Das kann sich ein feiner Mann in Anwesenheit anderer Leute unmöglich gefallen lassen.“

„Und er hat mich vor die Brust gestoßen!“ rief der Fürst lachend aus. „Wir haben also keinen Grund, uns zu schlagen! Ich werde ihn um Verzeihung bitten, und die Sache ist erledigt. Wenn ich mich aber durchaus duellieren soll, werde ich es eben tun! Er soll nur schießen, ich will es sogar. Haha! Ich verstehe es jetzt, eine Pistole zu laden! Wissen Sie, daß man es mir beigebracht hat? Können Sie eine Pistole laden, Keller? Man muß vor allem Pulver kaufen, das nicht naß und nicht so grob ist, wie man es zum Schießen aus Kanonen verwendet; man legt zuerst das Pulver hinein, verschafft sich dann aus irgendeiner gepolsterten Tür Filz und tut zum Schluß die Kugel drauf; die Kugel darf nicht vor dem Pulver hineinkommen, weil es sonst nicht schießt! Haha! Ist das denn nicht deutlich und überzeugend genug, Freund Keller? Ach, Keller, wissen Sie, daß ich Sie gleich umarmen und küssen werde. Hahaha! Wieso sind Sie vorher so plötzlich erschienen? Kommen Sie bald einmal zu mir Champagner trinken. Wir wollen uns alle mal betrinken! Wissen Sie, daß ich zwölf Flaschen Champagner habe, sie liegen alle in Lebedews Keller. Lebedew hat sie mir vorgestern, am Tage nach meiner Übersiedlung, als Gelegenheitskauf abgelassen, und ich habe sie ihm alle abgekauft! Ich werde die ganze Gesellschaft versammeln! Werden Sie diese Nacht schlafen?“

„Wie jede andere, Fürst.“

„Dann wünsche ich Ihnen süße Träume! Haha!“

Der Fürst bog in die Allee ein und verschwand im Park, während der etwas verblüffte Keller in Gedanken zurückblieb. Er hatte den

Fürsten noch niemals in einer so seltsamen Stimmung gesehen und hätte ihn sich nie so vorstellen können.

„Vielleicht hat er Fieber, denn er ist ein nervöser Mensch, und das alles hat auf ihn eingewirkt, er wird sich doch aber sicher nicht fürchten. Gerade solche Menschen fürchten sich nicht, bei Gott!“ dachte Keller. „Hm! Champagner! Das muß man jedenfalls zur Kenntnis nehmen. Zwölf Flaschen, ein Dutzend; das ist ja ein ganzes Regiment. Ich wette, Lebedew hat den Champagner von jemand als Pfand bekommen. Hm . . . der Fürst ist aber sehr liebenswürdig; wirklich, ich liebe diese Art; man darf aber keine Zeit verlieren . . . und wenn Champagner da ist, ist gerade der richtige Moment gekommen . . .“

Es war ganz richtig, daß der Fürst wie im Fieber war.

Er irrte lange im dunkeln Park herum und kam endlich in einer Allee zur Besinnung. In seinem Bewußtsein blieb die Erinnerung daran zurück, daß er in dieser Allee, von der Bank bis zu einem auffallend hohen alten Baum, der sich in einer Entfernung von etwa hundert Schritten befand, dreißig- bis vierzigmal hin- und hergegangen war. Er hätte sich beim besten Willen nicht darauf besinnen können, woran er während dieses ganzen Zeitraumes von wenigstens einer Stunde im Park gedacht hatte. Er ertappte sich übrigens bei einem Gedanken, der ihn plötzlich krampfhaft lachen machte, obwohl keinerlei Grund dafür vorhanden war, er hatte aber doch Lust, in einem fort zu lachen. Es fiel ihm ein, daß den Gedanken an das Duell sicher nicht nur Keller ausgeheckt hatte, und daß die Belehrung, wie man eine Pistole ladet, keine Zufälligkeit zu sein brauchte . . . „Ah!“ fiel es ihm ein, und er blieb plötzlich von einer andern Idee erleuchtet, stehen: „Sie ist vorhin, als ich in der Ecke saß, auf die Terrasse herabgekommen, war furchtbar erstaunt, als sie mich dort fand, lachte so . . . sprach von Tee; dabei hatte sie den Zettel schon in der Hand, sie wußte also bestimmt, daß ich auf der Terrasse saß, warum war sie da so erstaunt? Hahaha!“

Er zog den Zettel aus der Tasche und küßte ihn, blieb aber sofort wieder stehen und sann nach.

„Wie seltsam! Wie seltsam!“ sagte er nach einer Weile, wie mit einer Traurigkeit; in Augenblicken großer Freude wurde er, ohne zu wissen weshalb, immer traurig. Er blickte forschend um sich und wunderte sich, wie er hierhergekommen sei. Er war sehr müde, ging auf die Bank zu und setzte sich. Rings um ihn herrschte tiefe Stille. Die Musik im Kurhaus war schon vorüber. Im Park schien niemand mehr zu sein; es war wohl mindestens halb zwölf Uhr. Die Nacht war still, warm und hell, eine echte Juninacht; in dem dichten, schattigen Park und in der Allee, in der er sich befand, war es beinahe ganz finster.

Wenn ihm jemand in diesem Augenblick gesagt hätte, er sei leidenschaftlich verliebt, so hätte er diesen Gedanken voll Staunen und vielleicht sogar voll Empörung zurückgewiesen. Und wenn jemand noch hinzugefügt hätte, Aglajas Zettel wäre ein Liebesbrief und fordere ihn zu einem Stelldichein auf, so wäre er vor Scham um dieses Menschen willen in die Erde versunken und hätte ihn vielleicht zum Duell gefordert. Das alles war vollkommen aufrichtig, und er ließ auch nicht im entferntesten einen Nebengedanken an die Möglichkeit der Liebe dieses Mädchens ihm gegenüber oder selbst an die Möglichkeit seiner Liebe diesem Mädchen gegenüber zu. Er mußte sich eines solchen Gedankens schämen: er würde die Liebe zu ihm, „zu einem Menschen wie ihm“, für etwas Ungeheuerliches ansehen. Er würde das nur für einen lustigen Streich ihrerseits halten, wenn von so etwas überhaupt die Rede sein konnte; doch er war dieser Annahme gegenüber zu gleichgültig und fand sie zu selbstverständlich; er selbst war jetzt von etwas ganz anderem in Anspruch genommen. Die dem erregten General vorher entschlüpften Worte, daß sie alle, besonders aber ihn, auslache, erschienen ihm vollkommen glaubwürdig. Er fühlte sich dadurch nicht im geringsten beleidigt; seiner Ansicht nach mußte das so sein. Er dachte vor allem daran, daß er sie morgen wiedersehen sollte; er würde neben ihr auf der grünen Bank sitzen, sich erzählen lassen, wie man eine Pistole ladet und sie dabei anschauen können. Er verlangte sonst nichts weiter. Die Frage, was sie ihm wohl zu sagen beabsichtigte und was die ihn direkt angehende, wichtige Angelegenheit sein mochte, tauchte auch ein paarmal in ihm auf. Er zweifelte überdies keinen Augenblick an der tatsächlichen Existenz „der wichtigen Angelegenheit“, um derentwillen er bestellt war, dachte jetzt aber nicht im entferntesten daran und fühlte auch nicht den geringsten Wunsch dazu.

Das Knirschen des Sandes der Allee unter leisen Schritten ließ ihn den Kopf heben. Ein Mann, dessen Gesicht man in der Dunkelheit schwer erkennen konnte, trat an die Bank heran und setzte sich neben ihn. Der Fürst rückte rasch fast ganz dicht an ihn heran und erkannte Rogoshins bleiches Gesicht.

„Ich habe mir gedacht, daß du hier irgendwo herumirrst und habe nicht lange suchen müssen“, murmelte Rogoshin durch die Zähne.

Sie trafen sich seit ihrer Begegnung im Gang des Gasthofes zum erstenmal wieder. Der Fürst war durch Rogoshins plötzliches Erscheinen so betroffen, daß er seine Gedanken eine Zeitlang nicht zu sammeln vermochte, und ein qualvolles Gefühl erstand wieder in seinem Herzen. Rogoshin bemerkte offenbar den durch ihn hervorgerufenen Eindruck; er hatte sich auf die Begegnung zwar vorbereitet und sprach mit sichtlich einstudierter Ungezwungenheit; es kam dem Fürsten aber

doch bald so vor, als sei in ihm weder etwas Eingelerntes noch besondere Verlegenheit: wenn in seinen Gesten und Worten auch etwas Ungeschicktes war, mußte es nur äußerlich sein; die Seele dieses Menschen konnte sich nicht verändert haben.

„Wie . . . hast du mich hier finden können?“ fragte der Fürst, um nur irgend etwas zu sagen.

„Ich habe von Keller gehört (ich war bei dir), du wärest in den Park gegangen; da habe ich mir gedacht, daß die Sache stimmt.“

„Was ‚stimmt‘ denn?“ nahm der Fürst das Rogoshin entschlüpfte Wort unruhig auf.

Rogoshin lächelte, erklärte sich jedoch nicht näher.

„Ich habe deinen Brief bekommen, Lew Nikolajewitsch; das ist ganz überflüssig . . . warum tust du das nur . . . ! Jetzt komme ich aber von ihr: sie läßt dir sagen, du sollst unbedingt kommen; sie hat dir etwas Dringendes zu sagen. Sie bittet dich, noch heute zu kommen.“

„Ich werde morgen kommen. Ich gehe jetzt nach Hause; willst du . . . zu mir?“

„Wozu? Ich habe dir alles gesagt; leb wohl.“

„Kommst du nicht mit?“ fragte ihn der Fürst leise.

„Du bist ein sonderbarer Mensch, Lew Nikolajewitsch, man muß über dich staunen.“

Rogoshin lächelte sarkastisch.

„Warum? Weswegen bist du auf mich so böse?“ fragte der Fürst traurig und eifrig. „Du weißt jetzt ja selbst, daß alles, was du gedacht hast, unwahr ist. Ich habe es mir aber übrigens gedacht, daß dein Zorn über mich noch immer nicht vergangen ist, und weißt du weshalb? Dein Zorn vergeht nicht, weil du mir nach dem Leben getrachtet hast. Ich sage dir, daß ich nur den Parfen Rogoshin kenne, der mit mir an jenem Tage sein Kreuz getauscht hat; ich habe es dir in meinem gestrigen Brief geschrieben, damit du an diese ganze Fieberphantasie nicht mehr denkst und mit mir davon nicht erst sprichst. Warum weichst du mir aus? Warum versteckst du vor mir deine Hand? Ich sage dir, daß ich alles, was damals geschehen ist, nur für einen Alpdruck halte: ich kenne dich, wie du an jenem Tage warst, ebenso genau wie mich selbst. Das, was du dir eingebildet hast, ist nie gewesen und konnte gar nicht sein. Warum soll unser Haß also noch bestehen?“

„Was für Haß kannst du denn fühlen!“ erwiderte Rogoshin lachend auf die plötzlichen eifrigen Worte des Fürsten. Er stand tatsächlich abseits, da er um einige Schritte zurückgewichen war, und hielt seine Hände versteckt.

„Es ziemt sich für mich jetzt nicht mehr, zu dir zu kommen, Lew Nikolajewitsch“, erklärte er langsam und mit Nachdruck.

„Haßt du mich denn so sehr?“

„Ich liebe dich nicht, Lew Nikolajewitsch, warum sollte ich also zu dir gehen? Ach, Fürst, du bist wie ein Kind, du wünschst dir ein Spielzeug und willst, daß man es dir sofort gibt, du verstehst aber gar nichts von der Sache. Du hast mir in deinem Brief genau dasselbe geschrieben, was du jetzt sagst, meinst du denn, ich glaube dir nicht? Ich glaube jedes Wort von dir und weiß, daß du mich nie betrogen hast und nie betrügen wirst; ich liebe dich aber trotzdem nicht. Du schreibst, du hast alles vergessen und kennst nur den Rogoshin, der dir sein Kreuz geschenkt hat und nicht jenen, der damals das Messer gegen dich erhoben hat. Woher kennst du aber meine Gefühle? (Rogoshin lachte wieder.) Vielleicht habe ich es noch gar nicht bereut, und du schickst mir schon deine brüderliche Vergebung. Vielleicht habe ich noch an demselben Abend an etwas ganz anderes und gar nicht mehr daran gedacht . . .“

„Du hast es ganz vergessen!“ fiel ihm der Fürst ins Wort. „Das ist doch natürlich! Ich wette auch, daß du damals gleich in den Zug gestiegen und hierher nach Pawlowsk zur Musik gefahren bist, um ihr ganz ebenso wie heute in der Menge aufzulauern und zu folgen. Glaubst du mich dadurch zu verblüffen? Ja, wenn du damals nicht in einem solchen Zustand gewesen wärest, daß du überhaupt nur an das eine denken konntest, hättest du vielleicht nicht das Messer gegen mich erhoben. Ich hatte an jenem Tage schon des Morgens bei deinem Anblick eine Vorahnung; weißt du denn, wie du damals warst? Vielleicht hat sich dieser Gedanke zuerst in mir geregt, als wir die Kreuze miteinander tauschten. Weshalb hast du mich denn zu der alten Frau geführt? Weil du dadurch deine Hand zu hemmen glaubtest. Du hast es ja auch gar nicht gedacht, sondern ebenso wie ich nur gefühlt . . . Wir haben es damals beide auf einmal gefühlt. Wenn du deine Hand (die Gott aufgehoben hat) nicht gegen mich erhoben hättest, was wäre ich dann vor dir? Ich habe dich ja doch verdächtigt, wir haben also beide gleich gesündigt! (Runzle nicht die Stirn! Warum lachst du nur?) Du hast ‚nicht bereut‘! Du konntest ja vielleicht beim besten Willen nicht bereuen, denn du liebst mich doch nicht. Und wenn ich auch unschuldig wie ein Engel vor dir wäre, du würdest mich trotzdem hassen, solange du glaubst, daß sie nicht dich, sondern mich liebt. Es ist also nur Eifersucht. Weißt du aber, was mir im Laufe dieser Woche eingefallen ist, Parfen? Ich will es dir sagen: weißt du, daß sie dich jetzt vielleicht mehr als alle andern liebt, und zwar so, daß sie dich desto mehr liebt, je mehr sie dich quält. Sie wird es dir nicht sagen, man muß es aber zu sehen verstehen. Warum heiratet sie dich schließlich doch? Sie wird es dir einmal selbst sagen. Manche

Frauen wollen sogar geliebt sein, und sie gehört gerade zu diesen! Deine Art und deine Liebe mußten ihr aber auffallen! Weißt du, daß eine Frau imstande ist, einen Menschen durch Spott und Grausamkeit zu Tode zu quälen, ohne dabei auch nur Gewissensbisse zu empfinden, weil sie sich beim Anblick dieses Menschen jedesmal denkt: ich quäle ihn jetzt zu Tode, mache dann aber alles durch meine Liebe wieder gut . . .“

Rogoshin lachte bei diesen Worten des Fürsten laut auf.

„Sage einmal, Fürst, bist du vielleicht selbst auf so eine Frau gestoßen? Ich habe manches von dir gehört, ist es wahr?“

„Wie, was konntest du hören?“ fragte der Fürst plötzlich zusammenzuckend und blieb in außerordentlicher Verlegenheit stehen.

Rogoshin fuhr fort zu lachen. Er hatte dem Fürsten nicht ohne Interesse und vielleicht nicht ohne Vergnügen zugehört; der freudige und innige Eifer des Fürsten machte ihn staunen und ermutigte ihn.

„Ich habe es nicht nur gehört, sondern sehe jetzt auch selbst, daß es wahr ist“, fügte er hinzu. „Wann hast du denn so wie jetzt gesprochen? Man glaubt ja gar nicht, daß diese Worte von dir kommen. Hätte ich nicht solche Dinge von dir gehört, so wäre ich nicht um Mitternacht hierher in den Park gekommen.“

„Ich verstehe dich nicht ganz, Parfen Semionytsch.“

„Sie hat es mir schon längst erklärt, vorhin habe ich mich aber selbst davon überzeugt, als ich dich mit ihr bei der Musik sitzen sah. Sie hat mir gestern und heute geschworen, du seiest in Aglaja Japantschina verliebt wie ein Kater. Das ist mir ganz gleichgültig, Fürst, und geht mich nichts an; wenn du sie auch nicht mehr liebst, liebt sie dich trotzdem noch immer. Du weißt ja, daß sie dich unbedingt mit jener verheiraten möchte, sie hat ihr Wort gegeben, es zu tun, haha! Sie sagt mir: ‚sonst heirate ich dich nicht; wenn sie zur Trauung in die Kirche gehen, dann lassen auch wir uns trauen.‘ Ich konnte und kann es unmöglich begreifen, was das bedeuten soll; entweder sie liebt dich grenzenlos, oder . . . Wenn sie dich aber liebt, wieso will sie dich dann mit der andern verheiraten? Sie sagt, ‚ich will ihn glücklich sehen‘, folglich liebt sie dich noch immer.“

„Ich habe dir gesagt und geschrieben, daß sie nicht bei vollem Verstande ist“, sagte der Fürst.

„Gott weiß es! Vielleicht irrst du dich auch . . ., sie hat mir übrigens heute, als ich sie von der Musik nach Hause brachte, den Tag bestimmt: wir lassen uns in drei Wochen oder vielleicht auch noch früher bestimmt trauen; sie hat es geschworen, hat das Heiligenbild heruntergenommen und es geküßt. Jetzt hängt also alles von dir ab, Fürst, haha!“

„Das ist ja alles Wahnsinn! Das, was du von mir sagst, wird nie sein. Ich komme morgen zu euch . . .“

„Warum hältst du sie denn für wahnsinnig?“ fragte Rogoshin. „Alle anderen glauben, daß sie bei vollem Verstand ist, und nur du sagst, sie sei verrückt. Wieso schreibt sie dann Briefe dahin? Wenn sie wahnsinnig wäre, würde man es doch an den Briefen merken.“

„An welchen Briefen?“ fragte der Fürst erschrocken.

„Sie schreibt Briefe dahin, an die, und die liest sie. Weißt du das denn nicht? Dann wirst du es schon erfahren; sie wird sie dir sicher selber zeigen.“

„Das kann ich nicht glauben!“ rief der Fürst.

„Ach, Lew Nikolajewitsch, ich sehe, daß du noch nicht viel von jenem Weg zurückgelegt hast und erst beginnst. Warte nur ein wenig: auch du wirst deine eigene Polizei anstellen und wirst selbst Tag und Nacht Wache stehen und jeden Schritt von da kennen, wenn du nur . . .“

„Laß das und sprich nie davon!“ rief der Fürst aus. „Höre, Parfen, ich bin hier eben, bevor du kamst, herumgegangen und habe plötzlich, ohne daß ich wußte weshalb, zu lachen angefangen, es geschah aber aus dem Grunde, weil mir eingefallen ist, daß morgen zufällig mein Geburtstag ist. Es ist jetzt bald Mitternacht. Komm, wir wollen den Tag zusammen erwarten! Ich habe Wein, wir wollen Wein trinken, wünsche mir dabei das, was ich mir jetzt selbst nicht zu wünschen weiß; gerade du sollst es mir wünschen, und auch ich werde dir ungetrübtes Glück wünschen. Sonst mußt du mir das Kreuz zurückgeben! Du hast mir das Kreuz damals ja nicht am nächsten Tage zurückgeschickt! Du trägst es doch bei dir? Hast du es jetzt um?“

„Ich habe es um“, sagte Rogoshin.

„Also komm! Ich will mein neues Leben nicht ohne dich begrüßen, denn mein neues Leben hat begonnen! Weißt du es nicht, Parfen, daß mein neues Leben heute begonnen hat?“

„Jetzt sehe ich und weiß selbst, daß es begonnen hat, ich werde ihr das melden. Du bist ja ganz außer dir, Lew Nikolajewitsch!“

4

Als der Fürst sich mit Rogoshin seinem Landhaus näherte, bemerkte er mit außerordentlichem Vergnügen, daß sich auf der hell erleuchteten Terrasse eine große, lustige Gesellschaft versammelt hatte. Man lachte, schrie und schien laut zu debattieren; man konnte auf den ersten Blick erraten, daß die Anwesenden die Zeit außerordentlich angenehm verbrachten. Als sie auf die Terrasse kamen, sahen sie, daß alle Champagner tranken und sich damit schon lange zu befassen schienen, da viele der Zechenden schon stark in Stimmung waren. Die

Gäste waren lauter Bekannte des Fürsten, es war aber seltsam, daß alle wie gerufen erschienen waren, obwohl der Fürst niemand eingeladen hatte und sich selbst nur ganz zufällig an seinen Geburtstag erinnert hatte.

„Du hast wohl jemand gesagt, daß du Champagner gibst, da sind sie alle zusammengelaufen“, murmelte Rogoshin, dem Fürsten auf die Terrasse folgend, „wir kennen das; man braucht nur zu pfeifen . . .“ fügte er fast erbost hinzu, an seine jüngste Vergangenheit zurückdenkend.

Alle empfingen den Fürsten mit Rufen und Glückwünschen und umringten ihn. Manche sprachen sehr laut, andere viel ruhiger, alle beeilten sich aber, ihm zu gratulieren, da sie von seinem Geburtstag erfahren hatten, und jeder wartete, bis er an die Reihe kam. Die Anwesenheit mancher Personen, zum Beispiel Burdowskijs, flößte dem Fürsten Interesse ein; das Merkwürdigste war jedoch der Umstand, daß sich inmitten dieser Gesellschaft auch Jewgenij Pawlowitsch befand; der Fürst traute seinen Augen nicht und erschrak fast.

Unterdessen lief Lebedew ganz rot und begeistert herbei und gab seine Erklärungen ab; er war ziemlich angeheitert. Man konnte seinem Geschwätz entnehmen, daß alle sich ganz natürlich und beinahe zufällig hier zusammengefunden hatten. Zuerst war gegen Abend Ippolit gekommen und wollte, da er sich viel wohler fühlte, den Fürsten auf der Terrasse erwarten. Er machte es sich auf dem Sofa bequem; darauf kam Lebedew und dessen ganze Familie, also General Iwolgins und die beiden Töchter, zu ihm hinunter. Burdowski hatte Ippolit herbegleitet. Ganja und Ptizyn hatten sich erst vor kurzem eingefunden, da sie gerade vorübergingen (ihr Erscheinen fiel mit den Ereignissen beim Kurhaus zusammen); dann kam Keller, teilte die Nachricht vom Geburtstag mit und verlangte Champagner. Jewgenij Pawlowitsch war erst vor einer halben Stunde erschienen. Auch Kolja hätte beharrlich darauf bestanden, Champagner zu trinken und den Tag festlich zu begehen. Lebedew hatte nun bereitwillig Wein gebracht.

„Meinen eigenen, meinen eigenen“, lallte er dem Fürsten zu, „auf meine eigene Rechnung, zu Ihren Ehren, um Ihnen zu gratulieren, es wird auch gleich einen Imbiß geben, meine Tochter besorgt das schon; wenn Sie aber wüßten, Fürst, welches Thema jetzt behandelt wird. Kennen Sie das Zitat aus Hamlet: ‚Sein oder nicht sein?‘ Ein aktuelles, ein höchst aktuelles Thema! Man stellt Fragen und gibt Antworten . . . Und Herr Terentjew ist gar nicht schläfrig! Er hat nur einen Schluck Champagner getrunken, das kann ihm nicht schaden . . . Treten Sie näher, Fürst, und entscheiden Sie! Alle haben nur auf Sie mit Ihrem glücklichen Verstand gewartet . . .“

Der Fürst fing Wera Lebedews lieben, freundlichen Blick auf, als sie durch die Menge ihm entgegengeilte. Er streckte ihr früher als allen übrigen die Hand entgegen; sie errötete vor Vergnügen und wünschte ihm: „mit diesem Tage möge für ihn ein glückliches Leben beginnen“.

Darauf lief sie pfeilgeschwind in die Küche; sie richtete dort den Imbiß an; sie war aber auch schon vor der Ankunft des Fürsten, als sie sich für einen Augenblick entfernen konnte, auf die Terrasse gelaufen und hatte den leidenschaftlichen Debatten über die abstraktesten und für sie höchst seltsamen Dinge, die von den angeheiterten Gästen erörtert wurden, eifrig gelauscht. Ihre jüngere Schwester, die stets den Mund offenhielt, war im Nebenzimmer auf einem Koffer eingeschlafen, Lebedews Sohn stand aber dauernd neben Kolja und Ippolit, und sein erregtes Gesicht bewies, daß er bereit war, auch zehn Stunden lang hier auf derselben Stelle stehenzubleiben und voll Genuß zuzuhören.

„Ich habe Sie ungeduldig erwartet und bin sehr froh, daß Sie in einer so glücklichen Stimmung kommen“, sagte Ippolit, als der Fürst an ihn herantrat und ihm gleich nach Wera die Hand drückte.

„Woher wissen Sie denn, daß ich so glücklich bin?“

„Man sieht es Ihrem Gesicht an. Begrüßen Sie die Herrschaften und setzen Sie sich rasch zu uns. Ich habe Sie besonders ungeduldig erwartet“, fügte er mit Nachdruck hinzu. Auf die Bemerkung des Fürsten, „das späte Aufbleiben könnte ihm schaden“, antwortete er, er wundere sich darüber, daß er vor drei Tagen hätte sterben wollen, er hätte sich nie wohler gefühlt als an diesem Abend.

Burdowskij sprang auf und murmelte, er wäre nur „so“ . . . gekommen, er hätte Ippolit „begleitet“ und er freue sich auch sehr; er hätte in seinem Brief „Unsinn“ geschrieben, jetzt „freue er sich aber einfach“ . . . Er drückte, ohne zu Ende zu sprechen, dem Fürsten fest die Hand und nahm auf seinem Sessel Platz.

Zum Schluß trat der Fürst zu Jewgenij Pawlowitsch. Dieser nahm ihn sogleich am Arm.

„Ich habe Ihnen nur ein paar Worte zu sagen“, flüsterte er halblaut, „es handelt sich um etwas außerordentlich Wichtiges; lassen Sie uns für einen Augenblick beiseite treten.“

„Nur zwei Worte“, flüsterte noch eine andere Stimme in das zweite Ohr des Fürsten, und eine andere Hand ergriff seinen zweiten Arm. Der Fürst erblickte erstaunt ein fuchtbar verwahrlostes, rotes, blinzelndes, lachendes Gesicht und erkannte sofort Ferdystschenko, der Gott weiß woher aufgetaucht war.

„Erinnern Sie sich an Ferdystschenko?“ fragte er.

„Wo kommen Sie plötzlich her?“ rief der Fürst.

„Er bereut!“ schrie Keller, herbeieilend, er hat sich versteckt und wollte nicht hervorkommen, er hat sich dort in der Ecke versteckt, er bereut, Fürst, er fühlt sich schuldig.“

„Warum denn?“

„Ich bin ihm begegnet, Fürst, ich bin ihm soeben begegnet und habe ihn mitgebracht; das ist einer meiner wenigen Freunde; doch er bereut.“

„Ich freue mich sehr, meine Herrschaften; setzen Sie sich zu den andern, ich komme gleich“, sagte der Fürst, sich endlich von ihm freimachend, und eilte zu Jewgenij Pawlowitsch.

„Es geht bei Ihnen sehr amüsant zu“, bemerkte dieser, „und ich habe hier mit Vergnügen eine halbe Stunde auf Sie gewartet. Ich wollte Ihnen folgendes sagen, lieber Lew Nikolajewitsch, ich habe die Sache mit Kurmyschew geordnet und bin gekommen, um Sie zu beruhigen; Sie brauchen sich deswegen keine Sorgen zu machen, er hat die Sache sehr vernünftig aufgefaßt, um so mehr, als er meiner Ansicht nach selbst schuldig ist.“

„Welcher Kurmyschew?“

„Der Offizier, den Sie vorhin bei den Händen gepackt haben . . . Er war so wütend, daß er schon zu Ihnen schicken und Ihnen Erklärungen abfordern wollte.“

„Aber, ich bitte Sie, ein solcher Unsinn!“

„Gewiß ist es Unsinn und hätte auch sicher keine Folgen gehabt, aber diese Menschen bei uns . . .“

„Vielleicht haben Sie mir noch etwas mitzuteilen, Jewgenij Pawlowitsch.“

„O gewiß, ich habe Ihnen noch etwas mitzuteilen“, sagte er lachend. „Lieber Fürst, ich fahre morgen bei Tagesanbruch in dieser unglücklichen Angelegenheit (meines Onkels wegen) nach Petersburg; stellen Sie sich vor, es ist alles wahr, und alle außer mir wissen es schon. Mich hat das alles so überrascht, daß ich nicht einmal Zeit hatte, dahin (zu Jepantschins) zu gehen; ich werde auch morgen nicht da sein, weil ich mich in Petersburg aufhalten werde, verstehen Sie? Ich bleibe vielleicht drei Tage fort, denn meine Angelegenheiten gehen jetzt, mit einem Wort, schief. Trotzdem es sehr wichtige Dinge sind, habe ich doch beschlossen, mich, ohne Zeit zu verlieren, also noch vor meiner Abreise, ganz offen mit Ihnen auszusprechen. Wenn Sie wünschen, bleibe ich jetzt hier und warte, bis die Gäste sich empfohlen haben; ich wüßte außerdem auch nicht, was ich jetzt anfangen sollte; ich bin so aufgereggt, daß ich mich nicht schlafen legen will. Schließlich muß ich Ihnen auch geradeheraus sagen, obwohl es gewissenlos und unanständig ist, einen Menschen so zu verfolgen, daß ich gekommen bin, um mich Ihrer Freundschaft zu vergewissern, lieber Fürst. Sie sind ein

unvergleichlicher Mensch, denn Sie lügen nicht bei jedem Schritt und vielleicht überhaupt nicht, ich brauche aber in einer gewissen Angelegenheit einen Freund und Ratgeber, denn ich gehöre tatsächlich zu den Unglücklichen . . .“ Er lachte wieder.

„Ja, das ist schlimm“, sagte der Fürst sinnend, „Sie wollen warten, bis die fortgehen, aber Gott weiß, wann das sein wird. Wäre es nicht besser, wenn wir jetzt in den Park gingen; die anderen werden so lange warten; ich werde mich entschuldigen.“

„Nein, nein, unter keinen Umständen, ich habe meine Gründe zu wünschen, daß man uns nicht in einem intimen Gespräch sieht; hier sind Menschen anwesend, die sich für unsere Beziehungen sehr interessieren, wissen Sie das nicht, Fürst? Und es wird viel besser sein, wenn man meint, daß wir sehr freundschaftlich und nicht nur geschäftlich miteinander verkehren, verstehen Sie? Die Leute werden nach zwei Stunden fortgehen, dann nehme ich Sie zwanzig Minuten oder eine halbe Stunde in Anspruch . . .“

„Aber bitte sehr, gewiß; ich freue mich auch ohne alle Erklärungen; ich danke Ihnen für Ihre lieben Worte über die freundschaftlichen Beziehungen. Sie werden verzeihen, daß ich heute zerstreut bin, wissen Sie, ich kann in diesem Augenblick unmöglich aufmerksam sein.“

„Ich sehe es, ich sehe es“, murmelte Jewgenij Pawlowitsch lächelnd.

„Was sehen Sie?“ fragte der Fürst zusammenzuckend.

„Haben Sie gar nicht den Verdacht, lieber Fürst“, fuhr Jewgenij Pawlowitsch lächelnd fort, ohne die an ihn direkt gestellte Frage zu beantworten, „daß ich Sie einfach betrüge und nur gekommen bin, um aus Ihnen unauffällig etwas herauszuholen, was?“

„Ich zweifle gar nicht daran, daß Sie deswegen gekommen sind, um etwas aus mir herauszuholen“, antwortete der Fürst gleichfalls lachend, „vielleicht haben Sie mich auch ein wenig zu betrügen beschlossen. Das macht aber nichts, ich fürchte mich vor Ihnen nicht; außerdem ist mir das jetzt gleichgültig; werden Sie das wohl glauben? Und . . . und . . . da ich vor allem davon überzeugt bin, daß Sie trotzdem ein ausgezeichnete Mensch sind, werden wir zum Schluß vielleicht tatsächlich Freundschaft schließen. Sie gefallen mir sehr, Jewgenij Pawlowitsch, Sie sind . . . meiner Ansicht nach ein sehr, sehr anständiger Mensch!“

„Es ist jedenfalls außerordentlich angenehm, mit Ihnen zu verkehren, um was es sich auch handeln mag“, erwiderte Jewgenij Pawlowitsch, „kommen Sie, ich will auf Ihr Wohl ein Glas leeren; ich bin sehr froh, daß ich mich an Sie gehalten habe. Ja“, sagte er plötzlich stehenbleibend. „Ist dieser Ippolit ganz zu Ihnen übersiedelt?“

„Ja.“

„Ich glaube, er wird sehr bald sterben!“

„Warum denn?“

„So, es ist nichts; ich habe eine halbe Stunde mit ihm verbracht . . .“

Ippolit erwartete unterdessen den Fürsten und blickte ihn und Jewgenij Pawlowitsch während ihres abseits geführten Gesprächs ununterbrochen an. Er war fieberhaft erregt, als sie an den Tisch traten. Er erschien unruhig, und der Schweiß trat ihm auf die Stirn. Seine funkelnden Augen drückten außer einer ständigen, unbestimmten Ruhelosigkeit auch noch eine undefinierbare Ungeduld aus; sein Blick irrte ziellos von Gegenstand zu Gegenstand, von Gesicht zu Gesicht. Obwohl er an dem allgemeinen lebhaften Gespräch bis jetzt regen Anteil genommen hatte, erschien sein Eifer doch nur krankhaft; er schenkte dem eigentlichen Gespräch nicht die notwendige Aufmerksamkeit; seine Einwendungen waren unzusammenhängend, spöttisch und nachlässig paradox; er sprach nicht zu Ende und unterbrach sich, nachdem er selbst vor einer Minute mit fieberhafter Begeisterung zu sprechen begonnen hatte. Der Fürst erfuhr zu seinem Erstaunen und Bedauern, daß man ihm an diesem Abend ohne weiteres zwei ganze Gläser Champagner zu trinken erlaubt hatte, und daß das vor ihm stehende, angefangene Glas schon das dritte war. Das wurde ihm aber erst nachher mitgeteilt; in diesem Augenblick konnte er überhaupt schwerlich etwas bemerken.

„Wissen Sie, ich freue mich sehr, daß Ihr Geburtstag gerade heute ist!“ rief Ippolit aus.

„Warum?“

„Sie werden schon sehen; setzen Sie sich schnell; erstens schon darum, weil alle Ihre Bekannten hier beisammen sind. Ich habe darauf gerechnet, daß Leute dabei sein würden; zum erstenmal im Leben erweist sich eine Berechnung von mir als richtig! Schade, daß ich nichts von Ihrem Geburtstag gewußt habe, sonst hätte ich ein Geschenk mitgebracht . . . Haha! Vielleicht habe ich aber auch ohnehin ein Geschenk mitgebracht. Wird es bald tagen?“

„Es sind keine zwei Stunden mehr bis zum Sonnenaufgang“, bemerkte Ptizyn, auf die Uhr schauend.

„Wozu soll es noch tagen, wenn man draußen auch so bequem lesen kann?“ bemerkte jemand.

„Weil ich ein Stückchen von der Sonne sehen muß. Kann man auf das Wohl der Sonne trinken, Fürst, was meinen Sie?“

Ippolits Fragen waren schroff, er wandte sich ohne Umstände an alle, als kommandierte er, ohne es jedoch selbst zu bemerken.

„Wir können auch auf das Wohl der Sonne trinken; Sie müssen sich aber beruhigen, Ippolit, nicht wahr?“

„Sie sprechen immer vom Schlafen; Sie sind meine Kinderfrau, Fürst. Sowie die Sonne sich zeigt und auf dem Himmel ertönt (wer hat nur in einem Gedicht gesagt: ‚Die Sonne ertönt auf dem Himmel?‘ Es ist sinnlos, aber schön!), gehen wir schlafen, Lebedew! Die Sonne ist ja die Quelle des Lebens? Was bedeuten ‚die Quellen des Lebens‘ in der Apokalypse? Haben Sie von dem ‚Wermutstern‘ gehört, Fürst?“

„Ich habe gehört, Lebedew halte diesen ‚Wermutstern‘ für das Europa durchziehende Eisenbahnnetz.“

„Nein, erlauben Sie, so geht das nicht!“ schrie Lebedew aufspringend und mit den Armen herumfuchtelnd, als wollte er gerade das ausbrechende Lachen dadurch aufhalten. „Erlauben Sie! Mit diesen Herrschaften . . . Alle diese Herrschaften“, sagte er, sich plötzlich an den Fürsten wendend, „das ist ja, in gewissen Punkten, also . . .“ und er schlug, ohne sich zu genieren, zweimal auf den Tisch, was das Lachen noch heftiger machte.

Lebedew befand sich zwar in seinem gewohnten ‚abendlichen‘ Zustand, er war aber diesmal infolge der vorangegangenen langen ‚gelehrten‘ Debatte zu erregt und gereizt, da er seine Opponenten in solchen Fällen mit unendlicher und höchst offener Verachtung zu behandeln pflegte.

„Das ist gegen die Vereinbarung! Wir haben vor einer halben Stunde beschlossen, niemand darf unterbrochen werden, Fürst; es darf auch nicht gelacht werden, solange einer spricht, man muß ihn frei alles äußern lassen; dann können ja auch die Atheisten entgegen, wenn sie Lust haben; wir haben dem General den Vorsitz übertragen, ja! Was sollte denn sonst werden? Man könnte ja jeden, der die höchsten und tiefsten Ideen hat, aus dem Konzept bringen . . .“

„Sprechen Sie, sprechen Sie nur: niemand unterbricht Sie!“ ertönten Stimmen.

„Sprechen Sie, holen Sie aber nicht zu weit aus.“

„Was ist denn das für ein ‚Wermutstern‘?“ erkundigte sich jemand.

„Ich habe keine Ahnung!“ antwortete General Iwolgin und ließ sich mit wichtiger Miene auf seinen Vorsitzendenplatz nieder.

„Ich liebe furchtbar alle diese Debatten und diesen gereizten Ton, Fürst; ich meine natürlich nur, wenn es sich um gelehrte Dinge handelt“, murmelte unterdessen Keller und rückte entzückt und ungeduldig auf seinem Sessel herum, „ja, um gelehrte und politische Dinge“, wandte er sich plötzlich ganz unerwartet an den beinahe neben ihm sitzenden Jewgenij Pawlowitsch. „Wissen Sie, ich liebe es sehr, in den Zeitungen vom englischen Parlament zu lesen, – nicht das, worüber sie dort beraten (ich bin kein Politiker), sondern wie sie miteinander

reden und sich sozuzagen wie Politiker benehmen: „Der edle Vicomte, der mir gegenüber sitzt“, „der edle Graf, der meine Ansichten teilt“, „mein geschätzter Opponent, der durch seinen Antrag ganz Europa in Erstaunen versetzt hat“, ich meine, alle diese Ausdrücke, diesen ganzen Parlamentarismus eines freien Volkes, das ist für unsereinen das Verlockende daran. Ich begeistere mich dafür, Fürst. Ich war in der Tiefe meiner Seele stets ein Künstler, ich schwöre es Ihnen, Jewgenij Pawlowitsch.“

„Was folgt also daraus?“ ereiferte sich Ganja in einer andern Ecke. „Sie meinen, daß die Eisenbahnen verflucht sind, daß sie sich zum Verderben der Menschheit gleich einer Krankheit über die Erde verbreitet haben, um die ‚Quellen des Lebens‘ zu trüben?“

Gawrila Ardalionowitsch befand sich an diesem Abend in einer außerordentlich erregten, lustigen und, wie es dem Fürsten schien, fast triumphierenden Stimmung. Er scherzte mit Lebedew und suchte ihn aufzuhetzen, er erhitzte sich dabei aber selbst.

„Das sind nicht die Eisenbahnen!“ entgegnete Lebedew, der außer sich war und dabei maßloses Vergnügen empfand. „Die Eisenbahnen allein werden die Quellen des Lebens nicht trüben; alles in allem ist verflucht; die ganze Richtung der letzten Jahrhunderte in ihrer allgemeinen, wissenschaftlichen und praktischen Bedeutung ist vielleicht wirklich verflucht.“

„Ist das alles wirklich verflucht oder nur vielleicht? Es ist sehr wichtig, das festzustellen“, erkundigte sich Jewgenij Pawlowitsch.

„Es ist verflucht, es ist bestimmt verflucht!“ bestätigte Lebedew eifrig.

„Beeilen Sie sich nicht so, Lebedew, Sie pflegen des Morgens viel gutmütiger zu sein“, bemerkte Ptizyn lächelnd.

„Des Abends bin ich dafür aufrichtiger! Des Abends bin ich herzlicher und aufrichtiger“, wandte sich Lebedew mit Eifer an ihn, „da bin ich einfacher, gründlicher, ehrlicher und respektabler, ich mache mir nichts daraus, wenn ich mich dadurch auch mehr exponiere; ich fordere euch Atheisten jetzt alle heraus. Wie wollt ihr die Welt errichten und den rechten Weg finden, – ihr Menschen der Wissenschaft, der Industrie, der Assoziationen, des Arbeitslohnes und alles übrigen? Wodurch? Durch Kredit? Was ist Kredit? Wohin führt euch der Kredit?“

„Wie neugierig Sie sind!“ bemerkte Jewgenij Pawlowitsch.

„Meiner Meinung nach ist jeder, der sich nicht für solche Fragen interessiert, ein mondäner Geck!“

„Das alles führt jedenfalls zu einer allgemeinen Solidarität und einem Gleichgewicht der Interessen“, bemerkte Ptizyn.

„Das ist aber auch alles! Ihr nehmt also keine andere moralische

Basis an, als die Befriedigung des persönlichen Egoismus und der materiellen Bedürfnisse? Der allgemeine Friede, das allgemeine Glück sollten aus dieser Befriedigung der Bedürfnisse entstehen? Ich erlaube mir zu fragen, ob ich Sie richtig verstanden habe, verehrter Herr?“

„Es ist ja ein allgemeines Bedürfnis zu leben, zu essen und zu trinken, und die Wissenschaft ist zu der Überzeugung gelangt, daß dieses Bedürfnis nicht ohne eine allgemeine Assoziation und Solidarität der Interessen befriedigt werden kann. Ich glaube also, daß dieser Gedanke bedeutend genug ist, um als Stützpunkt und ‚Lebensquelle‘ für die kommenden Jahrhunderte der Menschheit zu dienen“, bemerkte Ganja erregt und ernst.

„Das Bedürfnis zu essen und zu trinken, also nur der Selbsterhaltungstrieb . . .“

„Genügt denn der Selbsterhaltungstrieb nicht? Der Selbsterhaltungstrieb ist doch das normale Gesetz der Menschheit.“

„Wer hat Ihnen das gesagt?“ rief Jewgenij Pawlowitsch plötzlich aus. „Es ist wahr, daß er ein Gesetz ist, er ist aber in demselben Maße normal, als er auch zerstörend und vielleicht selbstzerstörend ist. Enthält denn der Selbsterhaltungstrieb allein das ganze normale Gesetz der Menschheit?“

„Ah!“ rief Ippolit –, wandte sich rasch zu Jewgenij Pawlowitsch hin und betrachtete ihn mit außerordentlicher Neugierde, als er ihn aber lachen sah, lachte er selbst auch, stieß den neben ihm stehenden Kolja an und fragte ihn wieder, wie spät es sei; er ergriff sogar selbst Koljas silberne Uhr und schaute gespannt auf den Zeiger. Dann streckte er sich, als hätte er alles vergessen, auf dem Sofa aus, schlang sich die Arme um den Kopf und begann auf die Zimmerdecke zu schauen; nach einer halben Minute saß er schon wieder in gerader Haltung am Tisch und hörte dem Geplauder des sehr aufgeregten Lebedew zu.

„Das ist ein tückischer, höhnischer und aufreizender Gedanke“, erwiderte Lebedew auf Jewgenij Pawlowitschs paradoxe Bemerkung, „ein Gedanke, nur zu dem Zweck geäußert, um den Gegner zum Kampf anzuspornen, aber ein richtiger Gedanke! Denn Sie sind ein mondäner Spötter und Kavallerist (wenn Sie auch nicht unbegabt sind!) und wissen selbst nicht, wie richtig und tief dieser Gedanke ist! Jawohl. Das Gesetz der Selbstvernichtung und der Selbsterhaltung ist im Menschen gleich stark! Der Teufel wird noch bis zu einem uns unbekannten Zeitraum über den Menschen herrschen. Sie lachen? Sie glauben nicht an den Teufel? Nicht an den Teufel zu glauben, das ist ein leichtsinniger französischer Gedanke. Wissen Sie denn, wer der Teufel ist? Kennen Sie seinen Namen? Und Sie lachen, sogar ohne

seinen Namen zu kennen, nach Voltaires Beispiel über seine äußere Form, über seine Hufe, seinen Schwanz und seine Hörner, die Sie ja selbst erfunden haben; denn der böse Geist ist groß und furchtbar und hat nicht die Hufe und Hörner, die Sie ihm beigelegt haben. Es handelt sich jetzt aber nicht um ihn.“

„Woher wissen Sie, daß es sich jetzt nicht um ihn handelt?“ schrie Ippolit plötzlich und lachte, wie in einem Anfall.

„Das ist eine geschickte Andeutung!“ lobte Lebedew. „Es handelt sich jetzt aber nicht darum, wir befassen uns mit der Frage, ob die ‚Lebensquellen‘ durch die Verbreitung . . .“

„Der Eisenbahnen?“ rief Kolja dazwischen.

„Nicht der Verkehrsmittel selbst, mein junger, aber temperamentvoller Freund, sondern der ganzen Richtung, die durch die Eisenbahnen sozusagen versinnbildlicht und künstlerisch ausgedrückt wird, – getrübt worden sind. Man eilt, man lärmt, man arbeitet und sagt, daß das alles zum Glück der Menschheit geschieht! ‚Es geht bei der Menschheit zu laut und fabriksmäßig zu, man findet wenig geistige Ruhe‘, klagt ein Denker, der sich in die Einsamkeit zurückgezogen hat. ‚Und wenn auch, das Rasseln der der hungernden Menschheit Brot zuführenden Wagen ist vielleicht der geistigen Ruhe vorzuziehen‘, antwortet ihm siegesgewiß ein anderer, sich in allen Kreisen bewogender Denker und verläßt ihn, von Eitelkeit erfüllt. Ich, der armselige Lebedew, glaube aber nicht an die der Menschheit Brot zuführenden Wagen! Denn die Wagen, die ohne eine moralische Grundlage für ihre Handlungsweise der Menschheit Brot zuführen, können einen bedeutenden Teil der Menschheit höchst kaltblütig aus der Zahl der Genießenden und Bedachten ausschließen, was auch schon geschehen ist . . .“

„Die Fuhren sollen kaltblütig ausschließen können?“ fragte jemand.

„Was auch schon geschehen ist“, bestätigte Lebedew, ohne die Frage zu beachten, „es hat schon einen Menschenfreund wie Malthus gegeben. Ein Menschenfreund mit schwankender moralischer Basis ist jedoch ein Menschenfresser, schon ohne von seiner Eitelkeit zu sprechen, denn man braucht nur jemand von diesen zahllosen Freunden der Menschheit in seiner Eitelkeit zu kränken, und er ist sofort bereit, die Welt aus kleinlicher Rache an allen vier Enden anzuzünden; übrigens hätte, offen gesagt, jeder von uns und auch ich, der Unwürdigste von allen, ebenso gehandelt, denn ich wäre vielleicht der erste, der das Holz dazu bringt und dann selbst davonläuft. Es handelt sich aber auch nicht darum!“

„Ja, um was denn aber?“

„Wir haben es satt!“

„Es handelt sich um folgende alte Anekdote, – ich bin nämlich genötigt, eine alte Anekdote zu erzählen. In unserer Zeit wird unser Vaterland, das Sie hoffentlich ebenso lieben wie ich, – denn was mich anbelangt, bin ich bereit, mein ganzes Blut dafür herzugeben . . .“

„Weiter! Weiter!“

„Unser Vaterland wird, soviel ich mich erinnern kann und soweit es sich berechnen läßt, ebenso wie das übrige Europa, jedes Vierteljahrhundert, mit anderen Worten, alle fünfundzwanzig Jahre einmal, von einer allgemeinen, überall herrschenden Hungersnot heimgesucht. Ich will nicht behaupten, daß die Ziffer genau stimmt, es kommt aber verhältnismäßig selten vor.“

„Im Verhältnis wozu?“

„Im Verhältnis zum zwölften Jahrhundert und den ihm vorangehenden und folgenden Jahrhunderten. Denn damals kam die Hungersnot, wie von verschiedenen Schriftstellern behauptet und bestätigt wird, alle zwei oder mindestens alle drei Jahre wieder, so daß der Mensch sogar zum Menschenfresser werden mußte, wenn das auch geheimgehalten wurde. Einer dieser Bösewichte erklärte, als er das Alter herannahen fühlte, er hätte im Laufe seines langen armseligen Lebens ganz allein im geheimen sechzig Mönche und ein paar, höchstens sechs Stück, Laienkinder, also im Vergleich zu der Geistlichkeit eine außerordentlich geringe Anzahl, verzehrt. Erwachsene Laien hatte er jedoch, wie es sich erwies, nie zu diesem Zweck verwendet.“

„Das ist unmöglich!“ rief der Vorsitzende selbst, der General, fast beleidigt. „Ich spreche und debattiere mit ihm oft, meine Herrschaften, und immer über derlei Dinge; er bringt aber meistens derartigen Unsinn vor, daß man es nicht anhören kann!“

„General! Denke an die Belagerung von Kars, und Sie, meine Herrschaften, sollen erfahren, daß meine Anekdote die reine Wahrheit ist. Ich will nebenbei bemerken, daß jedes Geschehnis uns, trotz seiner unantastbaren Gesetze, fast immer unwahrscheinlich und unmöglich vorkommt. Und je wirklicher es ist, desto unwahrscheinlicher mutet es uns an.“

„Ja, kann man denn sechzig Mönche auffressen?“ fragte man ringsherum lachend.

„Er hat sie ja offenbar nicht auf einmal, sondern vielleicht in fünfzehn oder zwanzig Jahren aufgegessen, was ja ganz begreiflich und natürlich ist . . .“

„Und natürlich?“

„Und natürlich!“ wiederholte Lebedew mit pedantischer Beharrlichkeit. „Ein katholischer Mönch ist ja seiner Natur nach neugierig und läßt sich nur zu leicht in den Wald oder an einen andern heim-

lichen Ort locken, wo mit ihm das oben Erwähnte geschehen kann, ich bestreite aber nicht, daß die Anzahl der aufgegessenen Personen sich als eine außerordentlich hohe erwies und von großer Unenthaltbarkeit zeugt.“

„Vielleicht ist es doch wahr, meine Herrschaften“, bemerkte plötzlich der Fürst.

Er hatte den Streitenden bisher schweigend zugehört, ohne sich in das Gespräch zu mischen; dabei hatte er bei den Ausbrüchen der Heiterkeit auch mitgelacht. Man sah, daß er sich über die fröhliche, animierte Stimmung, wie auch darüber sehr freute, daß man so viel trank. Er hätte vielleicht den ganzen Abend kein Wort gesagt, doch jetzt fiel es ihm mit einemmal ein, zu sprechen. Er tat es mit außerordentlichem Ernst, so daß alle sich plötzlich neugierig ihm zuwandten.

„Ich will etwas in bezug auf die früher häufig wiederkehrende Hungersnot bemerken. Auch ich habe davon gehört, obwohl ich die Geschichte schlecht kenne. Ich glaube aber, daß es so sein mußte. Als ich in die Schweizer Berge geriet, wunderte ich mich riesig über die Ruinen der alten Ritterburgen, die auf den Bergabhängen und steilen Felsen, in einer Höhe von mindestens einer halben Werst der Luftlinie nach (also wenigstens eine Werst die Gebirgspfade hinauf) stehen. Man weiß ja, was solche Burg eigentlich ist: ein ganzer Berg von Steinen. Eine furchtbare, unmögliche Arbeit! Und das alles wurde natürlich von allen diesen armen Menschen, den Vasallen, geschaffen! Außerdem mußten sie noch allerlei Abgaben zahlen und die Geistlichkeit erhalten. Wie sollten sie also ihr Brot verdienen und die Erde bearbeiten? Es gab damals nur eine geringe Anzahl solcher Menschen, sie starben wohl in einem fort vor Hunger und hatten vielleicht buchstäblich nichts zu essen. Ich dachte manchmal darüber nach, wie es nur möglich war, daß diese Unglücklichen damals nicht ganz ausstarben, daß mit ihnen nichts geschah und sie das alles ertragen konnten? Lebedew hat zweifellos recht, wenn er meint, daß es damals vielleicht sehr viel Menschenfresser gab; ich weiß nur nicht, warum er eigentlich auf die Mönche zu sprechen gekommen ist und was er damit sagen will?“

„Man konnte im zwölften Jahrhundert sicherlich nur Mönche fressen, weil nur die Mönche fett waren“, bemerkte Gawrila Ardalionowitsch.

„Ein großartiger und äußerst richtiger Gedanke“, rief Lebedew, „denn mein Menschenfresser hat die Laien gar nicht berührt. Auf sechzig Geistliche kommt auch nicht ein einziger Laie, und das ist eine furchtbare historische und statistische Tatsache, eine von denen, aus welchen der Berufene die Geschichte aufbaut; es folgt daraus mit

mathematischer Genauigkeit, daß die Geistlichkeit mindestens sechzigmal so glücklich und frei war, wie die ganze übrige damalige Menschheit. Wenigstens war sie sechzigmal fetter als die ganze übrige Menschheit . . .“

„Das ist übertrieben, das ist übertrieben, Lebedew!“ riefen alle ringsherum lachend aus.

„Ich gebe zu, daß dieser Gedanke historisch ist, wohin führt er aber?“ fragte der Fürst. (Er sprach so ernst und so ohne jeden Spott und jede Geringschätzung gegen Lebedew, über den sich alle lustig machten, daß sein Ton bei der allgemeinen Stimmung der ganzen Gesellschaft unwillkürlich komisch erschien; es fehlte nicht viel, und man hätte auch ihn ausgelacht, doch er merkte es nicht.)

„Sehen Sie denn nicht, daß er verrückt ist, Fürst?“ sagte Jewgenij Pawlowitsch, sich zu ihm beugend. „Man hat mir hier einmal gesagt, daß Advokatur und Verteidigungsreden seine fixe Idee sind, und daß er eine Prüfung ablegen will. Ich erwarte eine lustige Parodie.“

„Ich ziehe daraus einen äußerst wichtigen Schluß“, redete Lebedew unterdessen weiter. Wir wollen aber vor allem die psychische und juridische Verfassung des Verbrechers untersuchen. Wir sehen, daß der Verbrecher oder mein Klient trotz der Aussichtslosigkeit, sonst etwas Eßbares aufzutreiben, während seines interessanten Lebenslaufes ein paarmal den Wunsch, zu bereuen, zeigt und sich von der Geistlichkeit abwendet. Wir erschen das deutlich aus den Tatsachen: es wird erwähnt, daß er fünf oder sechs Kinder verspeiste, was an und für sich eine nichtige Ziffer ist, in anderer Beziehung jedoch bedeutsam erscheint. Man sieht, daß er, von furchtbaren Gewissensbissen gefoltert (denn mein Klient ist ein religiöser und gewissenhafter Mensch, was ich beweisen werde) und von dem Wunsch, seine Schuld möglichst zu verringern, erfüllt, sechsmal den Versuch machte, die Mönche durch Laien zu ersetzen. Es besteht kein Zweifel, daß es versuchsweise geschah; denn wenn es sich um eine gastronomische Veränderung handeln würde, wäre die Ziffer sechs zu niedrig: weshalb nur sechs Nummern und nicht dreißig? (Ich nehme die Hälfte der Anzahl der Mönche an: halb und halb.) Wenn es aber nur ein aus Verzweiflung und Furcht vor einem Sakrilegium unternommener Versuch war, erscheint die Ziffer sechs nur zu begreiflich; denn sechs Versuche genügen vollkommen, um die Gewissensbisse zu lindern, da sie doch nicht erfolgreich sein konnten. Außerdem ist ein Kind meiner Ansicht nach zu klein, es ist nicht ausgiebig genug, und es würde infolgedessen in einem gewissen Zeitraum eine drei- bis fünfmal größere Anzahl von Laienkindern als von Geistlichen erforderlich sein, so daß, wenn die Sünde einerseits geringer wurde, dieselbe sich doch andererseits,

wenn nicht qualitativ, so doch quantitativ steigerte. Ich passe mich in meinen Betrachtungen natürlich dem Verbrecherherzen des zwölften Jahrhunderts an. Ich, als Mensch des neunzehnten Jahrhunderts, würde vielleicht anders urteilen, was ich Ihnen hiermit erkläre, so daß Sie über mich nicht zu grinsen brauchen, meine Herrschaften, am wenigsten Sie, General. Zweitens ist ein Kind, meiner persönlichen Meinung nach, vielleicht zu süß und fad im Geschmack und überdies nicht sättigend, so daß der Hunger nicht gestillt wird und nur Gewissensbisse zurückbleiben. Und jetzt kommt der Schluß, das Ergebnis, meine Herrschaften; ein Ergebnis, das die Lösung eines der größten Rätsel der damaligen und der heutigen Zeit enthält. Der Verbrecher endet damit, daß er zur Geistlichkeit hingeht, alles eingesteht und sich den Gerichten ausliefert. Welche Qualen haben ihn damals erwartet! Welche Foltern, Scheiterhaufen und Flammen? Wer hat ihn dazu getrieben, sich anzuklagen? Warum ist er nicht einfach bei der Ziffer sechzig stehengeblieben, weshalb hat er sein Geheimnis nicht bis zu seinem letzten Atemzug gehütet? Warum hat er nicht einfach den Mönchen entsagt und als Einsiedler Buße getan? Warum ist er endlich nicht selbst Mönch geworden? Das ist die Lösung! Es gab also etwas Mächtigeres als Scheiterhaufen und Folterqualen und selbst als zwanzigjährige Gewohnheit! Es gab also einen Gedanken, der stärker als alles Unglück, alle Mißernten, alle Leiden, als Pest, Aussatz und jene ganze Hölle war, die die Menschheit ohne jenen aufrichtenden, herzstärkenden und die Lebensquellen befruchtenden Gedanken nicht ertragen hätte! Zeigt mir also etwas in unserem Jahrhundert der Laster und Eisenbahnen, das ebenso mächtig wäre . . . man müßte vielmehr sagen, in unserem Jahrhundert der Dampfschiffe und Eisenbahnen, ich sage jedoch: in unserem Jahrhundert der Laster und Eisenbahnen, denn ich bin betrunken, aber gerecht! Zeigen Sie mir einen Gedanken, der nur halb so mächtig ist, wie der jener Jahrhunderte, und der jetzigen Menschheit einen Halt geben könnte. Und wagen Sie es endlich zu behaupten, daß die Lebensquellen unter diesem ‚Stern‘, in diesem die Menschheit fesselnden Netz, nicht geschwächt und getrübt sind? Ihr werdet mir auch nicht mit eurer Wohlhabenheit und eurem Reichtum, mit der Seltenheit der Hungersnot und der Schnelligkeit der Verkehrsmittel Angst einjagen! Es ist mehr Reichtum, aber weniger Kraft vorhanden; es ist keine alle verknüpfende Idee mehr da; alles ist morsch und faul, alle sind durchfault! Alle, alle, wir alle sind durchfault! . . . Es ist aber genug, und es handelt sich jetzt nicht darum, sondern um etwas anderes: wollen wir nicht anordnen, verehrter Fürst, daß der für die Gäste vorbereitete Imbiß gebracht wird?“

Lebedew, der in einigen seiner Zuhörer fast ernste Empörung her-

vorgerufen hatte (man muß bemerken, daß die Flaschen ununterbrochen entkorkt wurden), versöhnte durch den unerwarteten Schluß seiner Rede sofort seine Gegner mit sich. Er selbst nannte diese Wendung „einen geschickten Advokatentrick“. Es ertönte wieder lustiges Lachen, und die Gäste wurden animierter, alle erhoben sich von ihren Sitzen, um sich ein wenig Bewegung zu machen und auf der Terrasse zu promenieren. Nur Keller war durch Lebedews Worte nicht befriedigt und befand sich in außergewöhnlicher Erregung.

„Er greift die Bildung an, predigt die Wildheit des zwölften Jahrhunderts und spielt ohne jede Herzenseinfalt Komödie. Gestatten Sie einmal die Frage, auf welche Weise er selbst zu einem Hause gekommen ist?“ sagte er laut, indem er sich an jeden einzelnen wandte.

„Ich habe einen echten Deuter der Apokalypse gekannt“, sagte der General in einer Ecke zu den übrigen Anwesenden und unter anderem zu Ptizyn, den er an einem Knopf gepackt hatte, „den verstorbenen Grigorij Semionowitsch Burmistrow; der verstand es, in die Herzen zu dringen. Er setzte sich vor allem eine Brille auf und holte dann ein großes, altes Buch in schwarzem Einband hervor; dazu hatte er einen grauen Bart und trug zwei Medaillen, die er für seine Wohltätigkeit erhalten hatte. Er begann düster und streng, und selbst Generale neigten sich vor ihm, und Damen fielen in Ohnmacht. Das hier schließt dagegen mit einem Imbiß! Das kann ja gar nicht wirken!“

Ptizyn hörte dem General zu, lächelte und wollte immer nach seinem Hut greifen, er schien sich aber dazu nicht entschließen zu können oder vergaß sein Vorhaben immer wieder. Ganja hatte noch, bevor man sich erhob, aufgehört zu trinken und sein Glas fortgeschoben; etwas Finsteres umschattete sein Gesicht. Als alle ihre Plätze verließen, trat er an Rogoshin heran und setzte sich neben ihn. Man konnte glauben, daß zwischen ihnen die freundschaftlichsten Beziehungen bestanden. Rogoshin, der anfangs auch ein paarmal unauffällig fortgehen wollte, saß jetzt mit gesenktem Kopf reglos da und schien seine Absicht vergessen zu haben. Er hatte im Laufe des ganzen Abends keinen Tropfen Wein getrunken und war sehr nachdenklich; er hob nur ab und zu die Augen und betrachtete jeden der Anwesenden. Man konnte jetzt glauben, er erwarte hier etwas für ihn sehr Wichtiges, und habe beschlossen eine Weile hier zu bleiben.

Der Fürst hatte im ganzen zwei, drei Glas getrunken und war nur lustig. Als er sich erhob, fing er Jewgenij Pawlowitschs Blick auf, erinnerte sich an die bevorstehende Unterredung zwischen ihnen beiden und lächelte freundlich. Jewgenij Pawlowitsch nickte ihm zu und wies plötzlich auf Ippolit hin, den er in diesem Augenblick scharf beobachtete. Ippolit lag auf dem Sofa ausgestreckt und schlief.

„Sagen Sie, Fürst, warum hat sich dieser Junge bei Ihnen eingenistet?“ fragte er plötzlich mit so offenem Ärger und mit solcher Bosheit, daß der Fürst erstaunt war. „Ich wette, er hat etwas Schlechtes im Sinn!“

„Ich habe bemerkt“, sagte der Fürst, „oder es ist mir wenigstens so vorgekommen, als ob er Sie heute zu sehr interessiert, Jewgenij Pawlowitsch; stimmt das?“

„Sie können noch hinzufügen, daß ich über meine eigenen Angelegenheiten genug nachzudenken hätte, ich wundere mich auch selbst darüber, daß ich mich den ganzen Abend nicht von dieser widerwärtigen Fratze losreißen kann!“

„Er hat ein schönes Gesicht . . .“

„Da, da, schauen Sie!“ rief Jewgenij Pawlowitsch aus und zupfte den Fürsten bei der Hand. „Da . . .!“

Der Fürst sah Jewgenij Pawlowitsch nochmals erstaunt an.

5

Ippolit, der beim Schluß von Lebedews Ausführungen auf dem Sofa eingeschlafen war, erwachte plötzlich, als hätte ihn jemand in die Seite gestoßen, zuckte zusammen, erhob sich, blickte um sich und erbleichte; er schaute sogar erschrocken drein; sein Gesicht drückte aber fast Entsetzen aus, als er sich an alles erinnerte und als er wieder nachdenken konnte.

„Was, Sie gehen fort? Es ist aus? Es ist alles aus? Ist die Sonne aufgegangen?“ fragte er unruhig, die Hand des Fürsten ergreifend. „Wie spät ist es? Um Gottes willen, wie spät? Ich habe mich verschlafen! Habe ich lange geschlafen?“ fügte er fast verzweifelt hinzu, als hätte er etwas verpaßt, von dem mindestens sein ganzes Schicksal abhing.

„Sie haben sieben, acht Minuten geschlafen“, antwortete Jewgenij Pawlowitsch.

Ippolit blickte ihn gespannt an und überlegte einige Augenblicke.

„Ach . . . nur! Ich habe also . . .“

Und er holte tief und gierig Atem, als schüttelte er eine außerordentliche Last ab. Er hatte endlich begriffen, daß nichts „aus“ war, daß es noch nicht tagte, daß die Gäste sich nur des Imbisses wegen erhoben hatten und daß lediglich Lebedews Geschwätz zu Ende war. Er lächelte, und eine krankhafte Röte bedeckte in der Gestalt von zwei grellen Flecken seine Wangen.

„Und Sie haben die Minuten gezählt, während ich geschlafen habe, Jewgenij Pawlowitsch“, sagte er spöttisch, „ich habe gebeten, Sie sollten mich den ganzen Abend nicht aus den Augen lassen . . . Ah! Rogoshin! Ich habe soeben von ihm geträumt“, flüsterte er, mit

gerunzelter Stirn auf den am Tisch sitzenden Rogoshin weisend, dem Fürsten zu, „ach ja“, ging er plötzlich wieder zu etwas anderem über, „wo ist denn der Redner, wo ist Lebedew? Lebedew ist also fertig? Wovon hat er gesprochen? Ist es wahr, Fürst, daß Sie einmal gesagt haben, die Welt würde durch die ‚Schönheit‘ erlöst werden? Meine Herrschaften“, wandte er sich laut an alle, „der Fürst behauptet, die Welt würde durch die Schönheit erlöst werden! Und ich behaupte, daß er jetzt deshalb solche leichtsinnige Gedanken hat, weil er verliebt ist. Meine Herrschaften, der Fürst ist verliebt; ich habe mich vorhin, sowie er eintrat, sofort davon überzeugt. Erröten Sie nicht, Fürst, Sie würden mir leid tun. Welche Schönheit wird die Welt erlösen? Kolja hat es mir wiedererzählt... Sind Sie ein eifriger Christ? Kolja sagt, Sie nennen sich selbst einen Christen?“

Der Fürst beobachtete ihn aufmerksam, antwortete ihm jedoch nicht.

„Sie antworten mir nicht? Sie glauben vielleicht, daß ich Sie sehr lieb habe?“ fügte Ippolit plötzlich schroff hinzu.

„Nein, ich glaube das nicht. Ich weiß, daß Sie mich nicht mögen.“

„Wie! Selbst nach dem was gestern vorgefallen? Gestern war ich ja aufrichtig zu Ihnen!“

„Ich wußte schon gestern, daß Sie mich nicht lieben.“

„Darum, weil ich Sie beneide? Sie haben das immer gedacht und denken es auch jetzt, doch... doch, warum sage ich es Ihnen? Ich will noch Champagner trinken; schenken Sie mir ein, Keller!“

„Sie dürfen nicht mehr trinken, Ippolit, ich gebe Ihnen nichts mehr.“ Und der Fürst schob sein Glas weg.

„Ja, es ist wahr“, gab er sofort nach und schien nachzudenken, „sonst sagt man vielleicht noch... aber ich kehre mich doch nicht an das, was man sagen wird! Nicht wahr, nicht wahr? Man soll es nur sagen, habe ich recht, Fürst? Was geht es uns alle denn überhaupt an, was nachher sein wird! Ich spreche übrigens noch ein wenig im Schlaf. Was für einen furchtbaren Traum ich hatte, ich habe mich eben erst wieder daran erinnert... Ich wünsche Ihnen keine solchen Träume, Fürst, trotzdem ich Sie vielleicht auch wirklich nicht mag. Übrigens, warum soll man einem Menschen Böses wünschen, wenn man ihn nicht lieb hat, nicht wahr? Warum frage ich eigentlich immer; ich frage ja in einem fort! Geben Sie mir Ihre Hand; ich werde sie Ihnen fest drücken, so... Sie haben mir aber doch die Hand gereicht? Sie wissen also, daß ich sie Ihnen aufrichtig drücke?... Ich werde vielleicht wirklich nicht mehr trinken. Wie spät ist es? Oder lieber nicht, ich weiß, wie spät es ist. Die Stunde ist gekommen! Jetzt ist die richtige Zeit dafür. Was, man stellt den Imbiß dorthin in die Ecke? Dieser Tisch ist also frei? Ausgezeichnet! Meine Herrschaften, ich... alle

diese Leute hören aber gar nicht zu . . . ich beabsichtige einen Aufsatz vorzulesen, Fürst; der Imbiß ist natürlich interessanter, aber . . .“

Und er zog plötzlich ganz unerwartet ein großes, rot versiegeltes Paket aus seiner oberen Seitentasche heraus. Er legte es auf den Tisch vor sich nieder.

Diese Plötzlichkeit machte auf die darauf gar nicht vorbereitete Gesellschaft Eindruck. Jewgenij Pawlowitsch sprang sogar von seinem Sitz auf; Ganja rückte rasch an den Tisch heran; Rogoshin tat es ebenfalls, jedoch mit ärgerlicher Miene, als wüßte er, um was es sich handle. Lebedew, der in der Nähe war, trat mit neugierigen Augen heran und betrachtete das Paket, als suchte er zu erraten, was es enthalte.

„Was haben Sie?“ fragte der Fürst unruhig.

„Ich werde mich beim ersten Sonnenstrahl niederlegen, Fürst, ich habe es ja gesagt; mein Ehrenwort! Sie werden sehen!“ rief Ippolit aus. „Aber . . . aber . . . glauben Sie denn wirklich, daß ich nicht imstande bin, dieses Paket zu öffnen?“ fügte er hinzu, musterte alle ringsum wie herausfordernd und wandte sich an die Anwesenden, ohne jemand auszuschließen. Der Fürst bemerkte, daß er am ganzen Leibe zitterte.

„Niemand von uns denkt daran“, antwortete der Fürst im Namen aller, „warum glauben Sie denn nur, daß jemand an so etwas denkt, und wieso . . . wieso kommen Sie auf die seltsame Idee, vorzutragen? Was haben Sie hier, Ippolit?“

„Was ist das? Was ist wieder mit ihm?“ fragte man ringsum. Alle kamen näher, manche noch kauend; das Paket mit dem roten Siegel zog alle wie ein Magnet an.

„Ich habe es gestern geschrieben, gleich nachdem ich Ihnen das Wort gab, zu Ihnen zu übersiedeln, Fürst. Ich habe gestern den ganzen Tag und die Nacht daran geschrieben und war heute früh fertig; in der Nacht, gegen Morgen hatte ich einen Traum . . .“

„Wäre es nicht besser, das auf morgen zu verschieben?“ unterbrach ihn behutsam der Fürst.

„Morgen ist ‚keine Zeit‘ mehr!“ lächelte Ippolit schmerzlich. „Beruhigen Sie sich übrigens nicht, ich werde damit in vierzig Minuten, höchstens in einer Stunde fertig sein . . . Sie sehen ja, wie alle sich dafür interessieren; alle sind herangetreten; alle schauen auf mein Siegel; wenn ich den Aufsatz nicht verpackt und versiegelt hätte, würde ich gar keine Wirkung erzielen! Haha! Was für eine Bedeutung das Geheimnisvolle hat! Soll ich es öffnen oder nicht, meine Herrschaften?“ rief er, seltsam lachend und funkelnden Auges. „Das Geheimnis! Das Geheimnis! Wissen Sie noch, Fürst, wer verkündet hat,

„daß keine Zeit mehr sein wird?“ Das verkündet der große mächtige Engel in der Apokalypse.“

„Er soll lieber nicht vorlesen!“ rief Jewgenij Pawlowitsch plötzlich so seltsam unruhig, daß es vielen auffiel.

„Lesen Sie lieber nicht!“ sagte auch der Fürst und legte die Hand auf das Paket.

„Was ist das denn für ein Vortrag? Wir essen doch jetzt“, bemerkte jemand. „Ist es ein Artikel für eine Zeitschrift?“ erkundigte sich ein anderer. „Es ist vielleicht langweilig?“ fügte ein dritter hinzu. „Ja, was bedeutet denn das?“ fragten die übrigen. Die ängstliche Bewegung des Fürsten schien Ippolit selbst erschreckt zu haben.

„Soll ich also . . . nicht lesen?“ flüsterte er ihm mit einem schiefen Lächeln auf den bläulichen Lippen schüchtern zu. „Soll ich nicht lesen?“ murmelte er, alle Anwesenden, die Augen und Gesichter aller mit einem Blick streifend und sich mit seiner früheren Lebhaftigkeit gleichsam an alle klammernd. „Sie . . . fürchten sich?“ sagte er, sich wieder an den Fürsten wendend.

„Wovor?“ fragte dieser, während sein Gesichtsausdruck sich immer mehr veränderte.

„Hat jemand ein Zwanzigkopekenstück“, fragte Ippolit mit einer plötzlichen Bewegung vom Sessel aufspringend, „oder sonst eine Münze?“

„Hier!“ sagte Lebedew, ihm sofort ein Geldstück reichend; ihm kam plötzlich der Gedanke, der kranke Ippolit wäre wahnsinnig geworden.

„Wera Lukianowna“, rief Ippolit eilig, „nehmen Sie die Münze und werfen Sie sie auf den Tisch: Kopf oder Adler? Wenn es der Adler ist, werde ich lesen!“

Wera blickte erschrocken auf die Münze, auf Ippolit, dann auf ihren Vater und warf die Münze ungeschickt, mit zurückgebogenem Kopf, als wäre sie davon überzeugt, daß sie sie nicht mehr anschauen dürfe, auf den Tisch. Es war der Adler.

„Ich werde also lesen!“ flüsterte Ippolit, als hätte ihn die Entscheidung des Schicksals zermalmt; er wäre nicht bleicher geworden, wenn man ihm sein Todesurteil verkündet hätte. „Ja, was war das übrigens?“ sagte er nach einem kurzen Schweigen, zusammenzuckend. „Habe ich denn wirklich eben gelost?“ fragte er alle mit derselben zudringlichen Offenherzigkeit, indem er um sich blickte. „Das ist aber ein seltsamer psychologischer Zug!“ rief er plötzlich aus, sich in aufrichtigem Staunen an den Fürsten wendend. „Das . . . das ist ein unerklärlicher Zug, Fürst!“ wiederholte er lebhafter und sich gleichsam wieder besinnend. „Notieren Sie es sich, Fürst, merken Sie es

sich, ich glaube, Sie sammeln Material über die Todesstrafe . . . Man sagte es mir, haha! O Gott, welch ein furchtbarer Unsinn!“ Er setzte sich auf das Sofa, stützte sich mit beiden Ellbogen auf den Tisch und packte sich beim Kopf. „Das ist ja eine Schande . . . Was geht es mich denn aber, zum Teufel, an, daß es eine Schande ist!“ sagte er, fast sogleich wieder den Kopf hebend. „Meine Herrschaften! Meine Herrschaften! Ich öffne das Paket“, verkündete er mit plötzlicher Entschlossenheit, „ich . . . ich nötige übrigens niemanden zuzuhören . . .!“

Er öffnete mit vor Erregung zitternden Händen das Paket, nahm einige eng beschriebene Bogen Briefpapier heraus, legte sie vor sich hin und begann sie zu entfalten.

„Ja, was ist das? Was kann das nur sein? Was soll denn vorgelesen werden?“ murmelten einige unzufrieden; die andern schwiegen. Alle setzten sich aber und blickten neugierig drein. Man erwartete vielleicht wirklich etwas Ungewöhnliches. Wera klammerte sich an den Sessel des Vaters und weinte fast vor Angst; auch Kolja war beinahe ebenso erschrocken. Lebedew, der sich schon gesetzt hatte, erhob sich plötzlich wieder, ergriff die Kerzen und näherte sich Ippolit, damit er beim Lesen besser sehen konnte.

„Meine Herrschaften, das . . . Sie werden gleich sehen, was es ist“, fügte Ippolit noch hinzu und begann plötzlich zu lesen: „Eine notwendige Erklärung! Motto: ‚Après moi le déluge‘ . . . Pfui, zum Teufel!“ schrie er auf, als hätte er sich verbrannt, „wie konnte ich denn nur ernstlich ein so dummes Motto wählen? . . . Hören Sie, meine Herrschaften! . . . Ich versichere Sie, daß das alles schließlich und endlich vielleicht ein furchtbarer Unsinn ist! Ich will hier nur einige meiner Gedanken mitteilen . . . Wenn Sie glauben . . . daß es etwas Geheimnisvolles oder . . . Verbotenes ist . . . mit einem Wort . . .“

„Sie sollten ohne weitere Vorreden lesen“, unterbrach ihn Ganja.

„Er traut sich nicht!“ fügte jemand hinzu.

„Es sind zu viel Worte“, bemerkte Rogoshin, der bis dahin geschwiegen hatte.

Ippolit blickte ihn plötzlich an, und als ihre Augen sich trafen, lächelte Rogoshin boshaft und bitter und sagte langsam die seltsamen Worte:

„Dieser Gegenstand muß anders behandelt werden, Junge, ganz anders . . .“

Niemand verstand natürlich, was Rogoshin sagen wollte, seine Worte übten jedoch auf alle eine recht seltsame Wirkung aus; alle waren von demselben Gedanken erfüllt. Auf Ippolit machte die Bemerkung einen furchtbaren Eindruck: er erbebt so, daß der Fürst die Hand ausstreckte, um ihn zu stützen, und er hätte sicherlich

aufgeschrien, wenn die Stimme ihm nicht plötzlich versagt hätte. Er konnte eine ganze Minute kein Wort sagen und blickte Rogoshin schwer atmend an. Endlich brachte er keuchend und mit furchtbarer Anstrengung heraus:

„Das waren also Sie . . . Sie?“

„Was war ich? Was ist denn?“ antwortete Rogoshin erstaunt, Ippolit schrie jedoch in der sich seiner plötzlich bemächtigenden Wut schroff und laut auf:

„Sie waren vorige Woche bei mir, um zwei Uhr nachts an jenem Tage, da ich morgens bei Ihnen war? Sie!! Gestehen Sie, daß Sie es waren!“

„Vorige Woche in der Nacht? Ich glaube, du bist wirklich verrückt, Junge!“

„Der Junge“ schwieg wieder eine Weile, indem er den Zeigefinger an die Stirn hielt und über etwas nachdachte; in seinem schwachen, vor Furcht noch immer schiefen Lächeln erschien plötzlich etwas Schlaues, fast Triumphierendes.

„Das waren Sie!“ wiederholte er endlich fast flüsternd, aber sehr bestimmt. „Sie sind zu mir gekommen und haben eine ganze Stunde oder noch länger schweigend auf dem Sessel am Fenster gesessen; es war um ein oder zwei Uhr nach Mitternacht; dann sind Sie aufgestanden und sind um drei Uhr fortgegangen . . . Das waren Sie, Sie! Warum haben Sie mich so erschreckt, warum sind Sie mich peinigen gekommen, ich verstehe das nicht, aber das waren Sie!“

Und in seinem Blick flammte plötzlich unsagbarer Haß auf, trotzdem er noch immer vor Furcht zitterte.

„Sie werden gleich alles erfahren, meine Herrschaften, ich . . . ich . . . hören Sie zu . . .“

Er ergriff in furchtbarer Eile wieder seine Bogen, die durcheinander geraten waren; er bemühte sich sie zu ordnen, doch sie zitterten in seinen kraftlosen Händen und er konnte damit lange nicht fertig werden.

„Entweder ist er verrückt oder redet im Fieber!“ murmelte Rogoshin kaum hörbar.

Endlich begann er zu lesen.

Anfangs, in den ersten fünf Minuten, atmete der Verfasser des unerwarteten Aufsatzes noch schwer und las unzusammenhängend und ungleichmäßig; dann wurde seine Stimme jedoch fester und brachte den Sinn des Vorzutragenden vollkommen zur Geltung. Er wurde nur manchmal von einem ziemlich heftigen Husten unterbrochen; als er die Hälfte des Aufsatzes gelesen hatte, wurde er sehr heiser; die während des Lesens sich seiner immer mehr bemächtigende,

außerordentliche Begeisterung erreichte zum Schluß ihren Höhepunkt, ebenso wie der krankhafte Eindruck, den die Zuhörer hatten. Hier ist dieser ganze „Aufsatz“.

„MEINE NOTWENDIGE ERKLÄRUNG“

„Après moi le déluge!“

„Gestern früh war der Fürst bei mir; er überredete mich unter anderem, zu ihm in die Sommerfrische zu übersiedeln. Ich wußte, daß er darauf durchaus bestehen würde und war davon überzeugt, daß er mir geradeheraus erklären würde, ich könnte auf dem Lande ‚unter Menschen und Bäumen leichter sterben‘, wie er sich ausdrückt. Er sagte aber heute nicht ‚sterben‘, sondern ich könnte ‚leichter leben‘, was für mich in meiner Lage jedoch fast ganz dasselbe ist. Ich fragte ihn, was er unter seinen, von ihm immer wieder erwähnten Bäumen verstehe und warum er mir diese ‚Bäume‘ so aufzwingt und erfuhr zu meinem Erstaunen von ihm, ich hätte mich an jenem Abend selbst so ausgedrückt und gesagt, ich wäre nach Pawlowsk gekommen, um zum letztenmal Bäume zu sehen. Als ich ihm bemerkte, es wäre ganz gleich, wo man stirbt, ob unter Bäumen oder mit einer Ziegelmauer vor dem Fenster, und man brauche wegen zweier Wochen keine Umstände zu machen, stimmte er mir sogleich bei; seiner Ansicht nach würde das Grün und die reine Luft aber zweifellos irgendeine physische Veränderung in mir hervorrufen und meine Aufregung und meine Träume ändern oder erleichtern. Ich sagte zu ihm lachend, er spräche wie ein Materialist. Er antwortete mir mit seinem Lächeln, er sei stets Materialist gewesen. Da er niemals lügt, bedeuten diese Worte irgend etwas. Sein Lächeln ist schön; ich habe ihn mir jetzt genauer angeschaut. Ich weiß nicht, ob ich ihn liebe oder nicht; ich habe auch keine Zeit, darüber nachzugrübeln. Mein nun fünf Monate andauernder Haß ihm gegenüber ist, wie ich bemerken muß, letzthin ganz geschwunden. Wer weiß, vielleicht bin ich hauptsächlich, um ihn zu sehen, nach Pawlowsk gekommen. Doch... weshalb habe ich mein Zimmer verlassen? Ein zum Tode Verurteilter darf seine Ecke nicht verlassen; und wenn ich jetzt keinen endgültigen Entschluß gefaßt und bis zum letzten Augenblick gewartet hätte, würde ich mein Zimmer natürlich um nichts in der Welt verlassen haben und würde die Aufforderung, zu ihm nach Pawlowsk ‚sterben‘ zu kommen, niemals angenommen haben. Ich muß mich beeilen und diese ganze ‚Erklärung‘ unbedingt bis morgen fertigmachen. Ich werde folglich keine Zeit haben, nachzulesen und zu verbessern; ich will es morgen dem Fürsten und den zwei, drei Zeugen, die ich bei ihm zu

treffen hoffe, vorlesen. Da darin kein Wort der Lüge, sondern nur lautere, feierliche Wahrheit enthalten ist, bin ich schon vorher neugierig, welchen Eindruck das alles auf mich selbst in der Stunde und dem Augenblick, da ich es lesen werde, machen wird. Ich hätte übrigens diese Worte: ‚die lautere und feierliche Wahrheit‘ nicht niederschreiben sollen; es lohnt sich ja ohnehin nicht wegen zweier Wochen zu lügen, denn es verlohnt sich nicht, zwei Wochen zu leben; das ist der beste Beweis dafür, daß ich nur die Wahrheit schreiben werde. (NB. Ich darf den Gedanken nicht vergessen: bin ich in diesem Augenblick nicht zeitweise verrückt? Man hat mir versichert, daß Schwindsüchtige auf dem Höhepunkt ihrer Krankheit manchmal zeitweise verrückt werden. Ich will das morgen durch den Eindruck auf die Zuhörer nachprüfen. Diese Frage muß unbedingt endgültig gelöst werden; ohne das darf ich nichts in Angriff nehmen.)

Ich glaube, ich habe soeben eine furchtbare Dummheit geschrieben; ich habe aber keine Zeit, zu verbessern, wie ich schon gesagt habe, ich gebe mir überdies das Wort, absichtlich auch nicht eine Zeile in diesem Manuskript zu ändern, selbst wenn ich bemerken sollte, daß ich mir in jeden fünf Zeilen widerspreche. Ich will ja morgen beim Vorlesen bestimmen, ob der logische Gang meiner Gedanken richtig ist, ob ich meine Fehler bemerke und ob alles das, was ich in diesen sechs Monaten in meinem Zimmer durchdacht habe, richtig oder nur eine Fieberphantasie ist.

Wenn ich noch vor zwei Monaten mein Zimmer, wie jetzt, endgültig verlassen und mich von Meyers Wand hätte trennen müssen, wäre ich sicherlich sehr traurig gewesen. Jetzt empfinde ich jedoch nichts, obwohl ich das Zimmer und die Wand morgen auf ewig verlasse! Meine Überzeugung, daß es sich für zwei Wochen nicht lohnt, zu bedauern und sich irgendwelchen Gefühlen hinzugeben, hat also mein ganzes Wesen durchdrungen und beherrscht alle meine Empfindungen. Ist es aber auch wahr? Ist es wahr, daß meine Natur jetzt gänzlich unterdrückt ist? Wenn man mich jetzt foltern würde, würde ich bestimmt schreien und würde nicht sagen, es lohne nicht zu schreien und Schmerz zu fühlen, weil ich nur noch zwei Wochen zu leben habe.

Ist es aber wahr, daß ich nur noch zwei Wochen und nicht länger zu leben habe? Ich habe damals in Pawlowsk gelogen: B-n hat mir nichts gesagt und hat mich nie gesehen; vor einer Woche hat man mir aber den Studenten Kislorodow gebracht; er ist seinen Überzeugungen nach Materialist, Atheist und Nihilist, darum habe ich ja gerade ihn kommen lassen; ich brauchte einen Menschen, der mir endlich ohne Gefühlsduseleien und ohne alle Umstände die volle Wahrheit

sagen würde. Er hat es auch getan, und zwar nicht nur mit Bereitwilligkeit und ohne Umstände, sondern sogar mit sichtlichem Vergnügen (was meiner Ansicht nach schon überflüssig war). Er hat mir geradeheraus gesagt, daß ich noch ungefähr einen Monat zu leben habe; vielleicht auch etwas mehr, wenn die Umstände günstig sind; ich könnte aber auch viel früher sterben. Es ist seiner Ansicht nach möglich, daß ich plötzlich, zum Beispiel sogar morgen sterbe; es hat solche Fälle gegeben: eine junge schwindsüchtige Dame in Kolomna, die sich in einem ähnlichen Zustand wie ich befand, wollte vorgestern auf den Markt einkaufen gehen, ihr wurde aber plötzlich unwohl, sie legte sich auf das Sofa, stöhnte auf und starb. Kislorodow teilte mir das alles mit, mit seiner Gefühllosigkeit und Unvorsichtigkeit ein wenig protzend und mir dadurch gleichsam eine Ehre erweisend, da er mir zeigte, daß er mich für ein ebensolches, alles negierendes, höheres Wesen halte, wie er selbst es sei, für den es natürlich eine Kleinigkeit wäre zu sterben. Es ist also schließlich und endlich doch eine feststehende Tatsache, ich habe höchstens noch einen Monat vor mir. Ich bin vollkommen davon überzeugt, daß er sich nicht geirrt hat.

Es hat mich sehr gewundert, daß der Fürst neulich erraten hat, daß ich ‚böse Träume‘ habe, er hat wörtlich gesagt, ‚meine Erregung und meine Träume‘ würden in Pawlowsk nachlassen. Weshalb die Träume? Er ist entweder ein Arzt oder tatsächlich sehr klug und kann vieles erraten. (Es besteht aber kein Zweifel, daß er schließlich und endlich doch ein ‚Idiot‘ ist). Ich habe, bevor er kam, zufällig einen hübschen Traum gehabt (einen von den hunderten, die ich jetzt habe). Ich schlief – ich glaube, es war eine Stunde bevor er kam – und sah mich in einem Zimmer (aber nicht in dem meinigen). Das Zimmer war größer und höher als meines, war besser möbliert und heller, darin stand ein Schrank, eine Kommode, ein Sofa und mein großes, breites Bett mit einer seidenen, grünen Steppdecke. In diesem Zimmer bemerkte ich aber ein furchtbares Tier, ein Ungeheuer. Es war ähnlich wie ein Skorpion; aber es war doch keiner, sondern widerwärtiger und viel furchtbarer, und gerade darin, daß es in Wirklichkeit keine solchen Tiere gibt und daß es absichtlich zu mir kam, schien sich irgendein Geheimnis zu verbergen. Ich betrachtete es genau: das Reptil hatte eine braune Schale und war zwanzig Zentimeter lang, beim Kopf war es zwei Finger dick, dann wurde es allmählich dünner, so daß das Schwanzende kaum den zehnten Teil eines Zentimeters im Umfang hatte. Etwas tiefer als der Kopf kam an jeder Seite des Körpers in einem Winkel von fünfundvierzig Grad eine zehn Zentimeter lange Pfote heraus, so daß das ganze Tier von oben

gesehen die Gestalt eines Dreizacks hatte. Ich habe den Kopf nicht genau betrachtet, ich habe aber zwei kurze, ebenfalls braune Fühler, etwa wie zwei starke Nadeln, daran bemerkt. Zwei ebensolche Fühler befanden sich an dem Ende des Schwanzes und an jeder Pfote, es waren im ganzen also acht Fühler. Das Tier lief sehr rasch durch das Zimmer, stützte sich dabei auf die Pfoten und den Schwanz, und Körper und Pfoten wanden sich beim Laufen trotz der Schale mit außerordentlicher Schnelligkeit wie kleine Schlangen, was ganz widerwärtig aussah. Ich fürchtete mich entsetzlich, es würde mich stechen; man hatte mir gesagt, es sei giftig; am meisten quälte mich aber die Frage, wer es wohl in mein Zimmer geschickt haben mochte, was man mit mir vorhabe und worin dieses Geheimnis bestehe? Es versteckte sich unter der Kommode, unter dem Schrank und verkroch sich in alle Winkel. Ich setzte mich mit hochgezogenen Füßen auf einen Sessel und kauerte mich dort zusammen. Es lief rasch quer durch das Zimmer und verschwand irgendwo neben meinem Sessel. Ich blickte erschrocken um mich, weil ich aber mit hochgezogenen Füßen dasaß, hoffte ich, es würde nicht auf den Sessel kriechen. Plötzlich hörte ich hinter mir, fast bei meinem Kopf, ein Knistern und Rascheln; ich wandte mich um und sah, daß das Reptil die Wand hochkroch, sich schon in Höhe meines Kopfes befand und meine Haare mit seinem sehr schnell windenden Schwanz berührte; ich sprang auf und das Tier verschwand. Ich wagte nicht, mich ins Bett zu legen, damit es mir nicht unter das Kissen kröche. Meine Mutter und einer ihrer Bekannten traten ins Zimmer. Sie versuchten das Tier zu fangen, waren aber ruhiger als ich und fürchteten sich nicht einmal. Sie verstanden aber nicht, was das alles bedeutete. Plötzlich kroch das Reptil wieder heraus; es bewegte sich diesmal, was noch widerwärtiger war, in sehr langsamen Windungen, als hätte es irgendeine besondere Absicht, quer durch das Zimmer zur Tür hin. Jetzt öffnete meine Mutter die Tür und rief unseren Hund Norma herein, einen riesigen, zottigen, schwarzen Neufundländer; er ist seit fünf Jahren tot. Er stürzte ins Zimmer und blieb wie versteinert vor dem Reptil stehen. Auch das Tier kroch nicht weiter, wand sich aber noch hin und her und raschelte mit den Pfoten und der Spitze des Schwanzes auf dem Boden. Wenn ich mich nicht irre, sind Tiere nicht imstande mystisches Entsetzen zu empfinden; es kam mir aber in diesem Augenblick vor, als ob in Normas Furcht etwas Außergewöhnliches, etwas fast Mystisches war, und als ob der Hund ebenso wie ich ahnte, daß in dem Tier etwas Verhängnisvolles und Rästelhaftes war. Er wich zögernd vor dem Reptil zurück, das ihm langsam und vorsichtig entgegenkroch, es wollte sich wohl plötzlich auf den Hund stürzen und ihn stechen. Trotz der

Furcht blickte Norma doch sehr böse drein, und zitterte dabei am ganzen Körper. Plötzlich fletschte der Hund seine furchtbaren Zähne, öffnete seinen ungeheuren roten Rachen, machte sich bereit, paßte den richtigen Augenblick ab und packte das Reptil entschlossen mit den Zähnen. Das Tier machte einen gewaltigen Ruck, um ihm zu ent-schlüpfen, doch der Hund fing es noch einmal im Fluge auf und packte es mit seinem ganzen Gebiß zweimal in der Luft, als wollte er es verschlingen. Die Schale knisterte zwischen seinen Zähnen; der aus dem Rachen hervorschauende Schwanz und die Pfoten des Tieres bewegten sich mit furchtbarer Schnelligkeit. Plötzlich winselte der Hund kläglich auf; das Ungeheuer hatte ihn doch noch in die Zunge stechen können. Er öffnete vor Schmerz winselnd und heulend seinen Rachen, und ich sah, daß das zerbissene Tier sich noch zwischen seinen Zähnen bewegte, während aus dem zerquetschten Körper auf die Zunge des Hundes eine Menge weißen Saftes floß, wie er aus einer zerdrückten schwarzen Schabe herauszukommen pflegt . . . Hier erwachte ich, und der Fürst trat ein.“

„Meine Herrschaften“, sagte Ippolit plötzlich, seine Vorlesung unterbrechend und fast verlegen, „ich habe es nicht durchgesehen, es scheint wirklich, ich habe viel Überflüssiges hineingeschrieben. Dieser Traum . . .“

„Es ist wahr“, bemerkte Ganja eilig.

„Ich gebe zu, daß darin viel Persönliches enthalten ist, das eigentlich nur mich angeht . . .“

Ippolit sagte das mit müder, schwacher Stimme und wischte sich mit dem Tuch den Schweiß von der Stirn.

„Ja, Sie interessieren sich zu sehr für sich selbst“, zischte Lebedew.

„Meine Herrschaften, ich wiederhole, daß ich niemand zwingen; wer nicht zuhören will, mag sich entfernen.“

„Er jagt uns aus einem fremden Haus fort“, brummte Rogoshin kaum hörbar.

„Und wie wäre es, wenn wir alle aufstehen und uns entfernen würden?“ sagte plötzlich Ferdystschenko, der es bis dahin übrigens nicht gewagt hatte, laut zu sprechen.

Ippolit senkte die Augen und ergriff das Manuskript; im gleichen Augenblick hob er aber wieder den Kopf und sagte mit flammenden Augen und zwei roten Flecken auf den Wangen, indem er Ferdystschenko unausgesetzt anblickte:

„Sie lieben mich gar nicht!“

Man hörte lachen; die Mehrzahl der Anwesenden lachte jedoch nicht. Ippolit errötete furchtbar.

„Ippolit“, sagte der Fürst, „packen Sie Ihr Manuskript ein, geben

Sie es mir und legen Sie sich hier in meinem Zimmer schlafen. Bevor Sie einschlafen und morgen werden wir noch sprechen; Sie dürfen diese Blätter aber nie wieder hervorholen. Wollen Sie?“

„Ist es denn möglich?“ rief Ippolit aus und blickte ihn erstaunt an. „Meine Herrschaften“, schrie er, wieder in fieberhafter Erregung, „das war dumm von mir, ich verstand mich nicht zu benehmen. Ich werde meine Vorlesung nicht mehr unterbrechen. Wer zuhören will, soll es tun...“

Er trank schnell einen Schluck Wasser, stützte sich mit dem Ellbogen auf den Tisch, um sich vor den Blicken zu schützen, und begann beharrlich weiterzulesen. Seine Beschämung verging übrigens bald...

„Der Gedanke“, fuhr er zu lesen fort, „daß nur ein paar Wochen zu leben nicht lohnt, hat sich ungefähr vor einem Monat, als ich noch vier Wochen vor mir hatte, meiner bemächtigt, ich fühlte mich aber erst vor drei Tagen, als ich nach jenem Abend in Pawlowsk zurückkehrte, ganz davon durchdrungen. Der erste Moment der völligen, spontanen Hingabe an diese Idee kam auf der Terrasse des Fürsten über mich, als ich zum letztenmal das Leben genießen, Menschen und Bäume sehen wollte (vielleicht habe ich das auch gesagt), mich ereiferte, Burdowskijs, meines ‚Nächsten‘, Recht verfocht und davon träumte, daß alle plötzlich die Arme öffnen, mich umfassen und um Verzeihung bitten würden, und daß auch ich dasselbe tun könnte; ich schloß, mit einem Wort, wie ein dummer Stümper. Und in diesen Stunden ist in mir diese meine ‚letzte Überzeugung‘ entstanden. Ich wundere mich, daß ich volle sechs Monate ohne diese Überzeugung leben konnte! Ich wußte ganz genau, daß ich an unheilbarer Schwindsucht litt; ich betrog mich nicht und faßte alles ganz klar auf. Je klarer ich die Sache jedoch begriff, desto krampfhafter wollte ich leben; ich klammerte mich an das Leben, ich wollte um jeden Preis leben. Ich gebe zu, daß ich damals gegen das finstere, unbeugsame Schicksal murren konnte, das beschlossen hatte, mich, ohne zu wissen weshalb, wie eine Fliege zu zermalmen; warum bin ich aber nicht bei dieser Auflehnung geblieben? Warum begann ich tatsächlich zu leben, trotzdem ich wußte, daß ich nicht mehr beginnen durfte; warum versuchte ich es, da ich doch wußte, daß ich nichts mehr zu versuchen hatte? Dabei konnte ich aber nicht einmal ein Buch lesen und hörte ganz auf zu lesen: wozu sollte ich mich für sechs Monate noch belehren? Dieser Gedanke ließ mich mehr als einmal das Buch fortschleudern.

Ja, Meyers Wand könnte viel erzählen! Sie hat vieles mit angesehen. Auf dieser schmutzigen Wand war kein Fleck, den ich nicht studiert hätte. Die verfluchte Wand! Und doch ist sie mir teurer als

alle Bäume in Pawlowsk, oder sie hätte mir teurer sein sollen, wenn mir jetzt nicht alles gleichgültig wäre.

Ich erinnere mich, mit welchem gierigen Interesse ich damals ‚ihr‘ Leben zu verfolgen begann: ich hatte daran niemals solchen Anteil genommen. Ich erwartete Kolja manchmal ungeduldig scheltend, wenn ich so krank war, daß ich nicht ausgehen konnte. Ich gab mich so sehr mit allen Kleinigkeiten ab und ging so auf allerlei Gerüchte ein, daß ich mich in eine Klatschbase verwandelt zu haben glaubte. Ich begriff zum Beispiel nicht, wieso diese Menschen, die so viel leben durften, nicht zum Reichtum zu gelangen verstanden (ich verstehe das übrigens auch jetzt nicht). Ich kannte einen Bettler, von dem man mir nachher erzählte, er wäre vor Hunger gestorben, und ich erinnere mich, daß ich dabei ganz außer mir geriet; ich glaube, wenn man diesen Bettler wieder ins Leben zurückrufen könnte, würde ich ihn hinrichten lassen. Ich fühlte mich manchmal wochenlang wohler und konnte auf die Straße gehen; die Straße rief in mir aber endlich eine solche Erbitterung hervor, daß ich tagelang absichtlich im Zimmer eingeschlossen saß, obwohl ich ebenso wie alle anderen ausgehen durfte. Ich konnte diese eilenden, geschäftigen, stets von Sorgen erfüllten, düsteren und aufgeregten Menschen nicht vertragen, die um mich herum auf den Bürgersteigen hin und her rannten. Was für einen Sinn hatte ihre stete Traurigkeit, ihre ewige Sorge und Geschäftigkeit! Wozu führte ihre ewige, düstere Bosheit (denn sie sind boshaft, boshaft und abermals boshaft)! Wessen Schuld ist es aber, daß sie unglücklich sind und nicht zu leben verstehen, trotzdem sie sechzig Lebensjahre vor sich haben? Wie konnte Sarnizyn es soweit kommen lassen, daß er vor Hunger starb, während er noch sechzig Jahre vor sich hatte? Und jeder weist auf seine Lumpen und seine abgearbeiteten Hände hin, wütet und schreit: ‚Wir arbeiten wie Ochsen, wir mühen uns ab und sind hungrig wie Hunde und arm! Andere arbeiten nicht und plagen sich nicht und sind doch reich!‘ (Das ist der ewige Refrain!) Zugleich mit ihnen rennt und arbeitet irgendein unglücklicher Kerl, ‚aus gutem Hause‘ von früh bis spät, wie zum Beispiel Iwan Fomitsch Surikow, der in unserem Haus über uns wohnt und stets zerfetzte Ellbogen und abgerissene Knöpfe hat, für verschiedene Leute Geschäftsgänge und Besorgungen macht und sich vom Morgen bis zum Abend abrackert. Wenn man mit ihm spricht, klagt er: ‚Ich bin arm, ganz bettelarm, meine Frau ist mir gestorben, ich hatte kein Geld, um ihr Medizin zu kaufen, und im Winter ist mir ein Kindchen erfroren; die älteste Tochter muß sich aushalten lassen . . .‘ er jammert und weint in einem fort! Ich hatte und habe niemals, weder jetzt noch vorher, irgendwelches Mitleid mit diesen

Dummköpfen, ich sage das mit Stolz; ja warum ist er denn kein Rothschild? Wer ist daran schuld, daß er nicht Millionen hat wie Rothschild, daß er keinen Berg goldener Imperials und Napoleondors besitzt, einen hohen Berg, wie man ihn in der Butterwoche bei den Marktbuden hat! Wenn er lebt, ist also noch alles in seiner Macht! Wer kann denn etwas dafür, daß er es nicht versteht?

Oh, jetzt ist mir schon alles gleichgültig, jetzt habe ich keine Zeit mehr, mich zu ärgern, aber damals! Ich wiederhole, ich zerbiß damals des Nachts buchstäblich mein Kissen und zerriß vor Wut meine Decke. Oh, wie träumte ich damals, wie wünschte ich, man möchte mich mit meinen achtzehn Jahren kaum bekleidet, halbnackt, plötzlich auf die Straße hinausjagen und ohne Wohnung, ohne Arbeit, ohne ein Stück Brot, ohne Verwandte, ohne einen einzigen Bekannten in der ungeheuren Stadt, hungrig, verprügelt (um so besser!), aber gesund mir selbst überlassen, dann würde ich zeigen . . .

Was zeigen?

Oh, glauben Sie denn, daß ich nicht weiß, wie sehr ich mich schon ohnehin durch meine ‚Erklärung‘ erniedrigt habe! Jeder wird mich für einen grünen Jungen halten und vergessen, daß ich nicht achtzehn Jahre alt bin; man wird vergessen, daß so leben, wie ich in diesen sechs Monaten gelebt habe, soviel heißt, wie graue Haare bekommen! Man mag nur lachen und sagen, es seien lauter Märchen! Ich habe mir damit die langen Nächte vertrieben; ich erinnere mich jetzt an alle!

Soll ich sie aber jetzt wiedererzählen, jetzt, da die Zeit der Märchen auch für mich schon vorbei ist? Und wem denn? Ich habe mich damals damit vergnügt, als ich klar sah, daß es mir sogar versagt war, die griechische Grammatik durchzunehmen, denn es fiel mir dabei plötzlich ein: ‚ich werde nicht einmal bis zur Syntax kommen und vorher sterben‘, so dachte ich bei der ersten Seite und warf das Buch unter den Tisch. Es liegt noch immer dort; ich habe Matriona verboten, es aufzuheben.

Wer meine ‚Erklärung‘ in die Hand bekommt und die Geduld hat sie zu lesen, soll mich nur für einen Verrückten oder sogar für einen Schuljungen, am besten aber für einen zum Tode Verurteilten halten, dem es natürlicherweise so vorkommen muß, als ob alle Menschen außer ihm das Leben zu wenig schätzen, es sinnlos vergeuden und es zu träge und gewissenlos genießen, also alle ohne Ausnahme seiner nicht würdig sind! Wie ist es aber in Wirklichkeit damit? Ich erkläre, daß der Leser sich irrt und daß meine Überzeugung von meinem Todesurteil ganz unabhängig ist. Fragt sie, fragt sie nur alle, was sie ausnahmslos unter Glück verstehen? Oh, seien Sie versichert, daß Kolumbus glücklich war, nicht als er Amerika entdeckt hatte, sondern

als er es entdecken wollte. Seien Sie versichert, daß er seinen höchsten Glücksmoment vielleicht genau drei Tage vor der Entdeckung der neuen Welt erlebte, als die ihm den Gehorsam versagende Mannschaft vor Verzweiflung das Schiff beinahe zur Rückfahrt nach Europa gewendet hätte! Es handelt sich dabei nicht um die neue Welt, die gar nicht zu existieren brauchte. Kolumbus starb, fast ohne sie gesehen zu haben und ohne eigentlich zu wissen, was er entdeckt hatte. Es handelt sich um das Leben, um das Leben allein, um dessen ununterbrochenes und ewiges Entdecken und nicht um die Entdeckungen selbst! Wozu sage ich das aber! Ich fürchte, daß alles, was ich jetzt sage, so sehr an Gemeinplätze erinnert, daß man mich sicher für einen Schuljungen aus einer der untersten Klassen halten wird, der seinen Aufsatz über den ‚Sonnenaufgang‘ schreibt, oder man wird zugeben, daß ich vielleicht etwas zu sagen hatte, wird dabei jedoch bemerken, daß ich mich nicht . . . ‚auszudrücken‘ gewußt habe. Ich füge aber hinzu, daß in jedem genialen, neuen Menschengedanken, der in irgendeinem Kopfe entsteht, immer etwas zurückbleibt, was man den andern unmöglich mitteilen kann, auch wenn man ganze Bände vollschriebe und den Gedanken jahrzehntelang erklärte; es bleibt immer etwas, das um nichts in der Welt aus eurem Hirn herauswill und ewig in euch bleibt. Ihr sterbt, ohne vielleicht das Wichtigste eurer Idee jemandem mitgeteilt zu haben. Wenn aber auch ich jetzt nicht alles das mitzuteilen vermochte, was mich in diesen sechs Monaten gequält hat, wird man doch wenigstens verstehen, daß ich meine jetzige ‚letzte Überzeugung‘ vielleicht zu teuer bezahlt habe; ich habe es gewisser Zwecke wegen für notwendig befunden, das in meiner ‚Erklärung‘ mitzuteilen.

Jetzt fahre ich aber fort.“

6

„Ich will nicht lügen: die Wirklichkeit hat in diesen sechs Monaten auch nach mir geangelt und mich so hingerissen, daß ich mein Todesurteil vergaß oder, besser gesagt, nicht daran denken wollte und mich sogar aktiv betätigte. Ich will bei der Gelegenheit von meinem damaligen Milieu sprechen. Als ich vor acht Monaten sehr krank wurde, brach ich alle meine Beziehungen ab und verließ alle meine früheren Kameraden. Da ich stets ein recht mürrischer Mensch gewesen war, vergaßen die Kameraden mich bald; sie hätten mich natürlich auch ohne diesen Umstand vergessen. Das Leben zu Hause, in ‚der Familie‘, war auch einsam. Vor etwa fünf Monaten schloß ich mich ein für allemal ein und sonderte mich von den Zimmern der Familie gänzlich ab. Man gehorchte mir immer, und niemand wagte es, bei mir ein-

zutreten, wenn es nicht zur bestimmten Stunde geschah, um mein Zimmer aufzuräumen oder mir das Mittagessen zu bringen. Die Mutter zitterte, wenn ich ihr meine Befehle gab und traute sich vor mir nicht einmal zu jammern, wenn ich mich manchmal entschloß, sie hereinzulassen. Sie schlug die Kinder meinetwegen in einem fort, damit sie keinen Lärm machen und mich nicht beunruhigen sollten, und ich beklagte mich häufig über ihr Geschrei; ich stelle mir auch vor, wie sie mich jetzt lieben! Den ‚treuen Kolja‘, wie ich ihn benannt habe, muß ich wohl auch gehörig gequält haben. Letzthin hat aber auch er mich gequält; das alles war übrigens ganz natürlich; die Menschen sind ja zu dem Zweck geschaffen, um einander zu quälen. Ich bemerke jedoch, daß er meine Gereiztheit so ertrug, als hätte er sich vorher das Wort gegeben, den Kranken zu schonen. Das reizte mich selbstverständlich; ich glaube aber, er hatte sich wohl ausgedacht, den Fürsten in seiner ‚christlichen Sanftmut‘ nachzuahmen, was ein wenig komisch erscheint. Er ist ein junger, leidenschaftlicher Mensch und macht darum begreiflicher Weise alles nach; es kam mir aber manchmal so vor, als sei es für ihn Zeit, seinen eigenen Verstand zu gebrauchen. Ich liebe ihn sehr. Ich habe auch Surikow gequält, der über uns wohnt und von früh bis spät irgendwelche Aufträge besorgt; ich suchte ihm immer zu beweisen, er sei selbst an seiner Armut schuld, er ist zum Schluß erschrocken und hat aufgehört, mich zu besuchen.

Das ist ein sehr stiller Mensch, das sanftmütigste Geschöpf von der Welt. (NB. Man sagt, Sanftmut sei eine furchtbare Macht: ich muß mich beim Fürsten danach erkundigen, das ist sein eigener Ausdruck.) Als ich aber im Monat März zu ihm heraufkam, um mir anzuschauen, wie sein Kind erfroren war, und über der Leiche des Kindes unwillkürlich lächelte, weil ich Surikow wieder zu erklären begann, er selbst ‚sei schuldig‘, zitterten diesem armseligen Menschen auf einmal die Lippen, er packte mich mit einer Hand an der Schulter, wies mit der andern nach der Thür und sagte leise, fast flüsternd: ‚Gehen Sie fort!‘ Ich ging; das gefiel mir sehr, und zwar gleich in dem Augenblick, als er mich hinausjagte; diese Worte riefen in mir dann in der Erinnerung den bedrückenden Eindruck eines seltsamen und verächtlichen Mitleidens mit ihm hervor, das ich gar nicht hegen wollte. Selbst in dem Augenblick, als ich ihn so kränkte (ich fühle ja, daß ich ihn gekränkt hatte, wenn ich auch nicht die Absicht hatte, es zu tun), selbst in diesem Augenblick konnte dieser Mensch nicht böse werden! Ich schwöre, daß seine Lippen damals nicht etwa vor Zorn bebten: er packte mich entschieden, ohne jede Entrüstung, bei der Hand und sagte sein majestätisches ‚gehen Sie fort‘. Es lag viel Würde darin, die ihm gar nicht gut stand (so daß er, offen gesagt, komisch wirkte),

er war aber nicht erbost. Er hatte mich vielleicht plötzlich zu verachten begonnen. Als ich ihn nachher ein paarmal auf der Treppe traf, zog er vor mir plötzlich den Hut, was er nie zuvor getan hatte, und blieb nicht wie sonst stehen, sondern lief verlegen an mir vorbei. Wenn er mich auch verachtete, tat er es doch auf seine Weise: ‚er verachtete mich demütig.‘ Vielleicht zog er vor mir den Hut nur aus Angst, als vor dem Sohn seiner Gläubigerin, denn er schuldete meiner Mutter stets Geld und war nicht imstande, aus seinen Schulden herauszukommen. Und das war wohl sogar das Wahrscheinlichste. Ich wollte mich mit ihm aussprechen und weiß bestimmt, daß er mich nach zehn Minuten um Verzeihung gebeten hätte; ich beschloß aber doch, ihn in Ruhe zu lassen.

Um jene Zeit, also Mitte März, als Surikow sein Kind ‚erfrieren‘ ließ, wurde mir aus irgendeinem Grunde plötzlich wohler, und das hielt zwei Wochen an. Ich ging meistens in der Dämmerung aus. Ich liebte diese Stunde im März, wenn es zu frieren begann und man das Gas anzündete; ich ging manchmal sehr weit. Einmal lief auf der Schestilawotschnaja irgendein ‚besserer‘ Herr in der Dunkelheit an mir vorüber; ich konnte ihn mir nicht genau anschauen, er trug etwas in Papier eingewickelt und hatte einen häßlichen, abgetragenen Überzieher an, der für diese Jahreszeit zu leicht war. Als er eine etwa zehn Schritte von mir entfernte Laterne erreichte, bemerkte ich, daß ihm etwas aus der Tasche gefallen war. Ich beeilte mich, es aufzuheben, was auch sehr angezeigt war, denn es sprang schon jemand in einem langen Rock heran, als er den Gegenstand aber in meinen Händen sah, stritt er nicht mit mir, blickte nur eilig hin und verschwand. Dieser Gegenstand war eine große, altertümliche, vollgestopfte Brieftasche aus Saffianleder; ich erriet aber sofort, daß darin alles mögliche, aber nur kein Geld, enthalten war. Der Mann, der die Tasche verloren hatte, befand sich schon in einer Entfernung von vierzig Schritten vor mir, und ich verlor ihn in der Menge bald aus den Augen. Ich begann zu laufen und zu schreien; da ich aber außer ‚he!‘ nichts rufen konnte, wandte er sich nicht um. Plötzlich schwenkte er nach links ab und trat in ein Haustor. Als ich ihm in den sehr dunklen Torweg folgte, war schon niemand mehr da. Das Haus war riesig groß und gehörte zu jenen Ungeheuern, die von Unternehmern in lauter kleine Wohnungen eingeteilt werden; manche solcher Häuser zählen oft hundert Wohnungsnummern. Als ich durch das Tor schritt, kam es mir vor, als ob jemand durch die rückwärtige rechte Ecke des riesigen Hofes ging, ich konnte den Herrn in der Dunkelheit nur mit Mühe unterscheiden. Als ich die Ecke erreicht hatte, sah ich einen Treppenaufgang; die Treppe war schmal, außerordentlich

schmutzig und gar nicht beleuchtet; man hörte oben aber noch jemand die Stufen hinaufsteigen, und ich lief weiter, da ich hoffte, ich könnte ihn, bevor man ihm öffnete, erreichen. Ich behielt recht. Es waren zahllose kleine Stufen, so daß ich ganz außer Atem kam; die Tür wurde im fünften Stock geöffnet und wieder geschlossen, ich hörte es drei Stock tiefer. Bis ich hinauf lief, auf dem Treppenabsatz wieder Luft schöpfte und nach der Glocke suchte, vergingen ein paar Minuten. Endlich öffnete mir eine Frau, die in der winzigen Küche den Samowar anzündete; sie hörte meine Fragen schweigend an, verstand natürlich nichts und öffnete mir stumm die Tür, die ins nächste Zimmer führte, das ebenfalls klein und furchtbar niedrig war, die notwendigsten schlechten Möbel und ein ungeheures breites Bett mit Vorhängen enthielt, auf dem ‚Terentjitsch‘ (wie die Frau gerufen hatte), offenbar in betrunkenem Zustand, lag. Auf dem Tisch brannte ein Lichtstumpf in einem eisernen Nachtleuchter und stand eine fast geleerte Flasche. Terentjitsch brummte etwas, wobei er liegenblieb und auf die nächste Tür zeigte, und da die Frau fortgegangen war, blieb mir nichts anderes übrig als diese Tür zu öffnen. Ich tat es und betrat das angrenzende Zimmer.

Dieser Raum war noch schmaler und enger als der vorangehende, so daß ich mich darin kaum bewegen konnte; das schmale Bett in der Ecke nahm furchtbar viel Platz ein; die übrigen Möbel bestanden aus drei einfachen Stühlen, die mit verschiedenem Kram bedeckt waren, und einem einfachen Küchentisch, der vor einem alten, mit Wachstuch überzogenen Sofa stand, so daß man zwischen dem Bett und dem Tisch fast gar nicht durchgehen konnte. Auf dem Tisch stand ein ebensolcher eiserner Nachtleuchter wie im anderen Zimmer, mit einem brennenden Talglicht, auf dem Bett schrie ein, seiner Stimme nach zu urteilen, kaum drei Wochen altes, winziges Kind, das von einer bleichen, kranken und noch jung aussehenden Frau in vollkommenem Negligé – sie war nach der Entbindung vielleicht zum erstenmal aufgestanden – trockengelegt wurde; das Kind beruhigte sich nicht und schrie in Erwartung der schlaffen Brust seiner Mutter. Auf dem Sofa schlief ein zweites Kind, ein dreijähriges Mädchen, das, wie mir schien, mit einem Frack zugedeckt war. Am Tisch stand der Herr in einem sehr schäbigen Rock (er hatte den Überzieher schon ausgezogen und auf das Bett gelegt) und öffnete ein in blaues Papier eingewickelttes Paket, das zwei Pfund Weißbrot und zwei kleine Würste enthielt. Auf dem Tisch stand außerdem eine Teekanne und lagen Brotstücke herum. Unter dem Bett schaute ein offener Koffer hervor und lagen zwei Bündel mit Lumpen.

Es herrschte, mit einem Wort, eine furchtbare Unordnung. Es schien

mir gleich auf den ersten Blick, daß der Herr sowohl als die Dame den besseren Kreisen angehörten, aber durch Armut in jenen erniedrigenden Zustand versetzt worden waren, bei dem die Unordnung über alles Herr wird, jeden Versuch, dagegen anzukämpfen, zunichte macht und die Menschen sogar zur bitteren Notwendigkeit treibt, in dieser sich täglich steigenden Ungemütlichkeit ein bitteres, an Rache erinnerndes Vergnügen zu finden.

Als ich eintrat, sprach der Herr, der kurz vor mir gekommen war und das Paket öffnete, rasch und lebhaft über etwas mit seiner Frau; diese war zwar mit dem Einwickeln des Kindes noch nicht fertig, hatte aber schon angefangen zu jammern; die Nachrichten waren wohl, wie gewöhnlich, schlecht. Der etwa achtundzwanzigjährige Herr hatte ein dunkles und mageres, von einem schwarzen Backenbart umrahmtes Gesicht mit glattrasiertem Kinn, und sein Äußeres erschien mir fein und sogar angenehm; er hatte einen düsteren Blick, der den krankhaften Ausdruck eines wohl sehr leicht verletzbaren Stolzes besaß. Als ich eintrat, spielte sich eine seltsame Szene ab.

Es gibt Menschen, die in ihrer reizbaren Empfindlichkeit einen außerordentlichen Genuß finden, besonders wenn dieselbe (was immer sehr rasch geschieht) ihren höchsten Gipfel erreicht; sie scheinen es in diesem Augenblick sogar vorzuziehen, gekränkt, als nicht gekränkt zu sein. Diese leicht verletzten Menschen werden dann immer furchtbar von Gewissensbissen gequält, natürlich vorausgesetzt, daß sie klug sind und verstehen, daß sie zehnmal gereizter waren, als es notwendig war. Der Herr schaute mich eine Zeitlang erstaunt an, die Frau war aber erschrocken, als ob es etwas Unmögliches wäre, daß auch zu ihnen jemand kommen könnte; dann stürzte er aber plötzlich beinahe wütend auf mich los; ich hatte noch nicht ein paar Worte murmeln können; als er aber sah, daß ich anständig gekleidet war, fühlte er sich wahrscheinlich furchtbar beleidigt, weil ich es gewagt hatte, so ohne weiteres in seine Wohnung hineinzuschauen und die ganze trostlose Wirtschaft zu betrachten, deren er sich so schämte. Er freute sich auch über die Gelegenheit, seinen Zorn über alle seine Mißerfolge an jemand auszulassen. Ich glaubte sogar einen Augenblick, er würde mich schlagen; er erbleichte wie bei einem hysterischen Anfall und erschreckte dadurch seine Frau furchtbar.

„Wie wagen Sie es so einzutreten? Hinaus!“ schrie er zitternd und nur mit Mühe die Worte aussprechend. Plötzlich erblickte er aber in meinen Händen seine Brieftasche.

„Ich glaube, Sie haben das fallen lassen“, sagte ich möglichst ruhig und trocken. (Das war übrigens das einzig richtige.)

Er stand ganz erschrocken vor mir und schien eine Zeitlang nichts

verstehen zu können; dann griff er rasch nach seiner Seitentasche, riß vor Entsetzen den Mund auf und schlug sich mit der Hand auf die Stirn.

„O Gott! Wo haben Sie das gefunden? Auf welche Weise?“

Ich erklärte ganz kurz und sachlich, wie ich die Brieftasche aufgehoben hatte, wie ich ihm nachgelaufen war, und wie ich ihm schließlich aufs Geratewohl und fast tastend auf die Treppe gefolgt war.

„O Gott!“ rief er aus, indem er sich an seine Frau wandte. „Hier sind alle unsere Dokumente, meine letzten Instrumente, hier ist alles ... oh, lieber Herr, wissen Sie denn, was Sie für mich getan haben? Ich wäre ja verloren!“

Ich griff unterdessen nach der Türklinke, um ohne Antwort fortzugehen; ich war aber dem Ersticken nahe und meine Erregung entlud sich in einem so furchtbaren Hustenanfall, daß ich mich kaum auf den Füßen halten konnte. Ich sah den Herrn nach allen Seiten rennen, um für mich eine leere Sitzgelegenheit zu finden, er packte endlich die auf einem Stuhl liegenden Lumpen, warf sie zu Boden und reichte mir eilig den Stuhl, auf den er mich vorsichtig hinsetzte. Mein Husten hielt an und verging erst nach etwa drei Minuten. Als ich zu mir kam, saß er schon neben mir auf einem Stuhl, von dem er auch wahrscheinlich alle Lumpen auf den Boden geworfen hatte und betrachtete mich scharf.

„Ich glaube, Sie sind ... leidend?“ sprach er in jenem Ton, in dem gewöhnlich die einen Patienten behandelnden Ärzte sprechen. „Ich bin selbst ... Mediziner“ (er sagte nicht: Arzt), und wies bei diesen Worten aus irgendeinem Grunde mit der Hand auf das Zimmer hin, wie um gegen seine jetzige Lage zu protestieren, „ich sehe, daß Sie ...“

„Ich bin schwindsüchtig“, sagte ich möglichst lakonisch und erhob mich.

Auch er sprang sofort auf.

„Vielleicht übertreiben Sie und ... bei richtiger Behandlung ...“ Er war sehr verwirrt und schien noch immer nicht zu sich kommen zu können; er hielt die Brieftasche in der linken Hand.

„Oh, beunruhigen Sie sich nicht“, unterbrach ich ihn, wieder nach der Türklinke greifend, „mich hat vorige Woche B-n untersucht (ich führte also wieder B-n an), und mein Schicksal ist entschieden. Verzeihen Sie ...“

Ich wollte die Tür öffnen und meinen verlegenen, dankbar beschämten Mediziner verlassen, hier übermannte mich aber wieder mein verfluchter Husten. Jetzt bestand der Arzt darauf, daß ich mich niedersetzte und mich ausruhte; er wandte sich zu seiner Frau hin, die mir, ohne sich vom Fleck zu rühren, ein paar freundliche Dankes-

worte sagte. Sie wurde dabei so verwirrt, daß ihre gelblichen, bleichen, mageren Wangen von Röte übergossen wurden. Ich blieb, benahm mich aber so, daß sie sich immer mehr davon überzeugen konnten, wie sehr ich sie zu stören fürchtete (das war auch richtig). Die Reue wurde meinem Arzt endlich zur Pein, ich sah es ihm an.

„Wenn ich . . .“ begann er, jeden Moment steckenbleibend und auf etwas anderes übergehend, „ich bin Ihnen so dankbar und fühle mich so schuldig . . . ich . . . Sie sehen . . .“ er wies wieder auf das Zimmer hin, „ich befinde mich jetzt in einer solchen Lage . . .“

„Oh“, sagte ich, „das brauchen Sie mir gar nicht erst zu sagen, das ist etwas ganz Gewöhnliches; Sie haben gewiß Ihre Stelle verloren und sind hergekommen, um jemand zu sprechen und sich eine andere Stelle zu suchen?“

„Woran erkennen Sie das?“ fragte er erstaunt.

„Man sieht es auf den ersten Blick“, antwortete ich unwillkürlich spöttisch, „viele kommen voller Hoffnungen aus der Provinz, rennen hier herum und leben so.“

Er begann plötzlich mit zitternden Lippen eifrig zu sprechen, er klagte, erzählte und ich mußte gestehen, daß er mir Interesse einflößte; ich blieb fast eine Stunde bei ihm. Er erzählte mir seine übrigens sehr alltägliche Geschichte. Er war Arzt in der Provinz und bekleidete dort einen staatlichen Posten, dann begann man jedoch gegen ihn zu intrigieren und zog sogar seine Frau mit hinein. Er war stolz und ließ sich von seiner Entrüstung hinreißen; bei der Obrigkeit des Gouvernements trat ein Wechsel zugunsten seiner Feinde ein; man arbeitete weiter gegen ihn und klagte ihn an; er verlor seinen Posten und kam mit seinen letzten Mitteln nach Petersburg, um sich hier reinzuwaschen; in Petersburg wollte man ihn anfangs, wie üblich, nicht ausreden lassen, hörte ihn dann an und wies ihn ab, lockte ihn darauf durch Versprechungen, um ihn wieder recht ungnädig zu behandeln, ließ ihn eine Erklärung schreiben, die man sich dann anzunehmen weigerte und befahl ihm schließlich, eine Bittschrift einzureichen; er rannte mit einem Wort schon fünf Monate lang herum und hatte alles ausgegeben; die letzten Sachen der Frau waren verpfändet, dabei war ein Kind auf die Welt gekommen, und, und . . . heute wurde meine Bittschrift endgültig abschlägig beschieden, und ich habe kein Brot, ich habe nichts; die Frau hat entbunden. Ich, ich . . .“

Er sprang vom Stuhl auf und wandte sich ab. Seine Frau weinte in einer Ecke, das Kind begann wieder zu schreien. Ich zog mein Notizbuch heraus und begann das alles einzutragen. Als ich fertig war und mich erhob, stand er vor mir und sah mich mit ängstlicher Neugierde an.

„Ich habe Ihren Namen, Ihren Dienstort, den Namen Ihres Gouverneurs und alle anderen Daten notiert“, sagte ich zu ihm. „Ich habe einen Schulfreund, Bachmutow, dessen Onkel, der Wirkliche Staatsrat Piotr Matwejewitsch Bachmutow, Direktor ist . . .“

Piotr Matwejewitsch Bachmutow, rief mein Arzt fast zitternd aus, „von dem hängt ja fast alles ab!“

Die Geschichte meines Mediziners, deren Entwicklung ich zufällig beeinflusste, nahm einen Gang, als wäre alles darauf angelegt gewesen, ganz wie in einem Roman. Ich sagte diesen armen Menschen, sie sollten auf mich möglichst wenig Hoffnungen setzen, ich wäre selbst ein armer Gymnasiast (ich erniedrigte mich absichtlich; ich habe die Schule längst durchgemacht und bin nicht mehr Gymnasiast) und sie brauchten meinen Namen nicht zu wissen, ich würde jetzt gleich auf den Wasiljewskij-Ostrow zu meinem Kameraden Bachmutow gehen, und da ich bestimmt wüßte, daß sein Onkel, der Hofrat, der Junggeselle ist und keine Kinder hat, seinen Neffen leidenschaftlich liebt und ihm nichts abschlägt, weil er in ihm den Letzten seines Stammes sieht, wird mein Freund für Sie und mich vielleicht etwas bei seinem Onkel ausrichten . . .“

„Wenn man mir nur erlaubte, mich vor Seiner Exzellenz zu erklären! Wenn mir nur die Ehre, ihn zu sprechen, zuteil würde!“ rief er wie im Fieber zitternd und mit leuchtenden Augen. Nachdem ich nochmals wiederholt hatte, die Sache würde sicher schiefgehen und alles würde sich als Unsinn erweisen, fügte ich hinzu, daß, wenn ich morgen früh nicht zu ihnen käme, die Sache aus sei und sie nichts zu erwarten hätten. Sie begleiteten mich mit tiefen Verbeugungen hinaus und schienen fast von Sinnen. Ich werde ihren Gesichtsausdruck niemals vergessen. Ich nahm mir eine Dröschke und begab mich sofort nach dem Wasiljewskij-Ostrow.

Ich war mit diesem Bachmutow im Gymnasium einige Jahre lang verfeindet gewesen. Er galt bei uns für einen Aristokraten, wenigstens nannte ich ihn so; er kleidete sich sehr elegant, kam stets in eigener Equipage, war aber gar nicht hochnasig, sondern benahm sich sehr kameradschaftlich, war immer außerordentlich lustig und manchmal geradezu geistreich, obwohl er nicht sehr gescheit war, wenn er auch stets der Erste in der Klasse war, während ich niemals in irgend etwas der Erste war. Alle Kameraden liebten ihn, und nur ich machte eine Ausnahme. Er kam während dieser Jahre ein paarmal auf mich zu, ich wandte mich aber jedesmal finster und gereizt von ihm ab. Jetzt hatte ich ihn schon etwa ein Jahr lang nicht gesehen; er studierte an der Universität. Als ich gegen neun Uhr bei ihm eintrat (wobei es sehr umständlich zugeht: man meldete mich erst an), empfing er

mich zuerst erstaunt und sogar unfreundlich, wurde aber sofort heiter gestimmt und begann bei meinem Anblick plötzlich zu lachen.

„Wieso ist es Ihnen eingefallen, zu mir zu kommen, Terentjew?“ rief er mit der ihm stets eigenen, liebenswürdigen Ungezwungenheit aus, die manchmal frech war, aber niemals verletzte und die ich an ihm so liebte und so haßte. „Aber was ist das?“ rief er erschrocken. „Sie sind ja krank!“

Der Husten peinigte mich wieder, ich sank auf einen Sessel und konnte nur mit Mühe wieder zu Atem kommen.

„Beunruhigen Sie sich nicht, ich bin schwindsüchtig“, sagte ich. „Ich habe eine Bitte an Sie.“

Er setzte sich erstaunt hin, und ich teilte ihm sofort die ganze Geschichte des Arztes mit und erklärte ihm, er könnte bei dem außerordentlichen Einfluß auf seinen Onkel vielleicht etwas tun.

„Ich werde es sicher versuchen und noch morgen den Onkel überfallen; ich freue mich sogar sehr; Sie haben das alles so schön erzählt... Wieso ist es Ihnen aber doch eingefallen, sich an mich zu wenden, Terentjew?“

„Von Ihrem Onkel hängt hier so viel ab, und da wir zwei immer Feinde waren, und Sie ein edler Mensch sind, habe ich mir gedacht, Sie würden es einem Feinde nicht abschlagen“, fügte ich ironisch hinzu.

„Wie Napoleon sich an England gewendet hat!“ rief er lachend aus. „Ich werde es tun, ich werde es bestimmt tun! Ich will, wenn es möglich ist, sogar gleich hingehen!“ fügte er eilig hinzu, als er mich mit ernster und strenger Miene vom Sessel aufstehen sah.

Und die Sache nahm gegen alle Erwartungen die beste Wendung. Nach anderthalb Monaten erhielt unser Arzt wieder einen Posten in einem anderen Gouvernement und bekam das Reisegeld und sogar einen Vorschuß ausbezahlt. Ich hege den Verdacht, daß Bachmutow, der sie oft besuchte (während ich sie absichtlich nicht mehr aufsuchte und den Arzt, der manchmal zu mir kam, beinahe unfreundlich empfing), die Leute sogar dazu brachte, von ihm leihweise Geld anzunehmen. Ich traf Bachmutow während dieser sechs Wochen etwa zweimal, wir sahen uns zum drittenmal, als wir dem Arzt das Geleit gaben. Bachmutow arrangierte zum Abschied bei sich zu Hause ein Diner mit Champagner, bei dem auch die Frau des Arztes anwesend war – sie ging aber sehr bald zu ihrem Kind zurück. Das war an einem klaren Abend Anfang Mai, riesig groß senkte sich der Sonnenball in die Bucht hinab. Bachmutow begleitete mich nach Hause; wir gingen über die Nikolausbrücke und waren beide etwas angeheitert. Bachmutow äußerte sein Entzücken darüber, daß die Sache so gut ausgegangen war, bedankte sich bei mir für irgend etwas, erklärte,

wie wohl er sich jetzt, nach der guten Tat, fühle, und versicherte mir, das ganze Verdienst stehe mir zu, und die vielen, die jetzt lehrten und predigten, daß eine einzelne gute Tat nichtsbedeute, hätten unrecht.

Wir standen auf der Brücke, stützten uns auf deren Geländer und schauten auf die Nawa.

„Wissen Sie, was mir gerade eingefallen ist?“ sagte ich, indem ich mich noch tiefer über das Geländer beugte.

„Doch nicht, sich ins Wasser zu stürzen?“ rief Bachmutow beinahe erschrocken aus. Vielleicht hatte er meinen Gedanken auf meinem Gesicht gelesen.

„Nein, es ist vorläufig nur eine Idee, und zwar die folgende: ich habe jetzt noch zwei, drei, höchstens vier Monate zu leben, wenn mir aber zum Beispiel nur zwei Monate blieben und ich furchtbare Lust hätte, irgend ein gutes Werk zu tun, das ebensoviel Scherereien, Gänge und Arbeit erfordern würde, wie die Angelegenheit unseres Arztes, dann müßte ich die Sache aus Mangel an Zeit fallen lassen und mir ein anderes geringeres gutes Werk suchen, für das meine Mittel ausreichen (wenn ich schon so zu guten Werken aufgelegt bin). Sie müssen zugeben, daß das eine amüsante Idee ist!“

Der arme Bachmutow war um mich sehr besorgt; er begleitete mich bis zu meinem Hause und war taktvoll genug, mir kein einziges Wort des Trostes zu sagen, sondern fast ununterbrochen zu schweigen. Beim Abschied drückte er mir fest die Hand und bat um die Erlaubnis, mich besuchen zu dürfen. Ich antwortete, er würde mich, wenn er als „Tröster“ käme (er würde doch als solcher kommen, selbst wenn er schwieg, ich erklärte ihm das), jedesmal immer an den Tod erinnern. Er zuckte die Achseln, stimmte mir aber bei; wir schieden recht höflich voneinander, was ich gar nicht erwartet hatte.

An jenem Abend und in jener Nacht wurde aber das erste Samenkorn meiner „letzten Überzeugung“ ausgesät. Ich griff diesen neuen Gedanken gierig auf, analysierte ihn in allen seinen Tiefen und Phasen (ich schlief die ganze Nacht nicht), und je mehr ich mich in ihn vertiefte und ihn in mich aufnahm, desto mehr erschrak ich. Eine furchtbare Angst bemächtigte sich endlich meiner und ließ mich an allen folgenden Tagen nicht los. Manchmal erstarrte ich beim Grübeln über diese meine ewige Angst vor neuem Entsetzen: ich konnte aus dieser Angst schließen, daß meine letzte Überzeugung zu tief in mir saß und mich zur Entscheidung treiben würde. Es fehlte mir jedoch an Eenergie, um nach meiner Überzeugung zu handeln. Nach drei Wochen war alles zu Ende, und ein recht seltsamer Umstand trieb mich zum Entschluß. Ich weise hier in meiner Erklärung auf alle diese Umstände und Daten hin. Mir ist das alles natürlich ganz gleich-

gültig, ich wünsche aber jetzt (und vielleicht nur in diesem Augenblick), daß alle diejenigen, die meine Handlung beurteilen werden, klar sehen können, welcher Kette logischer Schlüsse meine ‚letzte Überzeugung‘ entspringt.

Ich habe vorher erwähnt, daß der endgültige Entschluß, der mir zur Ausführung meiner ‚letzten Überzeugung‘ fehlte, in mir nicht durch einen logischen Denkprozeß, sondern durch einen seltsamen Anstoß und einen merkwürdigen Umstand hervorgerufen wurde, der mit der ganzen Entwicklung der Dinge vielleicht in keinerlei Zusammenhang steht. Vor etwa zehn Tagen kam Rogoshin in einer Angelegenheit zu mir, die hier zu erörtern überflüssig wäre. Ich hatte Rogoshin nie zuvor gesehen, hatte aber sehr viel von ihm gehört. Ich teilte ihm alles, was er brauchen konnte, mit, und er ging bald darauf; da er aber nur dieser Erkundigungen wegen gekommen war, schien somit alles zwischen uns erledigt zu sein. Er flößte mir jedoch zu großes Interesse ein, und ich befand mich diesen ganzen Tag unter dem Banne seltsamer Gedanken, so daß ich am nächsten Tage zu ihm hinzugehen und seinen Besuch zu erwidern beschloß. Ich kam Rogoshin wohl ungelegen und er deutete sogar ‚zart‘ an, wir hätten keinen Grund, unseren Verkehr fortzusetzen; ich verbrachte aber trotzdem eine interessante Stunde, wie wahrscheinlich auch er. Zwischen uns bestand ein solcher Kontrast, daß er uns beiden, besonders aber mir, auffallen mußte: ich war ein Mensch, dessen Tage schon gezählt waren, während er sich dem Leben und dem Augenblick ungeteilt und unmittelbar hingab, ohne sich im geringsten um die ‚letzten‘ Ergebnisse, um die Ziffern oder um sonst etwas zu bekümmern, das mit dem . . . mit dem . . . also, mit dem, was seinen Wahnsinn bildet, nicht im Zusammenhang stand; Herr Rogoshin soll mir diese Bemerkung, als einem schlechten Literaten, der seinen Gedanken nicht auszudrücken vermag, verzeihen. Er schien mir, trotz aller seiner Unliebenswürdigkeit, ein gescheiter Mann zu sein und vieles verstehen zu können, wenn ihn auch nur wenig davon, was ihn nicht direkt anging, interessierte. Ich deutete ihm nichts von meiner ‚letzten Überzeugung‘ an, mir schien aber aus irgendeinem Grunde, daß er es während unseres Gesprächs erriet. Er schwieg; er ist furchtbar schweigsam. Ich wies ihn beim Fortgehen darauf hin, daß trotz allem Unterschied zwischen uns und trotz aller Gegensätze *les extrêmes se touchent* (ich erklärte es ihm auf russisch), so daß auch er meiner ‚letzten Überzeugung‘ vielleicht gar nicht so fernstehe, wie es scheine. Er setzte gleich eine düstere, saure Miene auf, erhob sich, gab mir meinen Hut, tat so, als ob ich von selbst fortgehen wollte und führte mich unter dem Vorwande der Höflichkeit einfach aus seinem düsteren Haus

hinaus. Über sein Haus wunderte ich mich; es erinnert an einen Friedhof, ihm scheint es darin aber zu gefallen, was übrigens begreiflich ist: ein so reiches, ursprüngliches Leben wie das seinige ist sich selbst Inhalt genug und bedarf keiner besonderen äußeren Umgebung.

Dieser Besuch bei Rogoshin hatte mich sehr ermüdet. Ich hatte mich überdies schon seit dem frühen Morgen nicht wohl gefühlt; gegen Abend wurde ich sehr schwach und legte mich ins Bett, ich hatte ab und zu heftiges Fieber und phantasierte sogar manchmal. Kolja blieb bis elf Uhr bei mir. Ich erinnere mich aber doch an alles, was er sagte und wovon wir sprachen. Als meine Augen mir aber für fünf Minuten zufielen, glaubte ich immer Iwan Fomitsch vor mir zu sehen, der von irgendwoher Millionen erhalten hatte. Er wußte immer nicht, wo er damit hin sollte, zerbrach sich darüber den Kopf, zitterte vor Angst, man könnte sie ihm stehlen und beschloß endlich, sie in die Erde zu vergraben. Ich riet ihm nun, statt einen solchen Goldhaufen nutzlos in die Erde zu legen, aus dieser Masse dem ‚erfrorenen‘ Kinde einen goldenen Sarg zu gießen und das Kind zu diesem Zweck wieder auszugraben. Surikow nahm meinen Spott mit Tränen des Dankes auf und ging sofort an die Verwirklichung des Plans. Ich spuckte aus und verließ ihn. Kolja versicherte mir, als ich wieder zu mir kam, ich hätte gar nicht geschlafen und mit ihm während der ganzen Zeit von Surikow gesprochen. Ich befand mich zeitweise in einem Zustand von außerordentlicher Bangigkeit und Unruhe, so daß Kolja besorgt fortging. Als ich aufstand, um hinter ihm die Tür zu schließen, fiel mir plötzlich ein Bild ein, das ich vorhin bei Rogoshin in einem der düstersten Säle seines Hauses über der Tür gesehen hatte. Er selbst hatte es mir im Vorübergehen gezeigt; ich bin davor etwa fünf Minuten lang stehengeblieben. Es enthielt in künstlerischer Beziehung nichts Besonderes, es rief in mir aber eine seltsame Unruhe hervor.

Auf diesem Bild ist der soeben vom Kreuz abgenommene Christus dargestellt. Ich glaube, die Maler haben die Gewohnheit, Christus sowohl auf dem Kreuze wie auch nach seiner Abnahme vom Kreuz noch immer mit einem außerordentlich schönen Gesicht darzustellen; sie bestreben sich, ihm diese seine Schönheit selbst in den größten Qualen zu erhalten. Auf dem Bilde Rogoshins konnte aber keine Rede von Schönheit sein; das war die echte Leiche eines Menschen, der noch vor der Kreuzigung, während der Kreuztragung und beim Niederfallen unter der Last des Kreuzes, unter den Schlägen der Wache und des Volkes, unendliche Qualen und Wunden litt, um endlich sechs Stunden lang (nach meiner Berechnung) die Pein der Kreuzigung zu erdulden. Es ist das Gesicht eines eben vom Kreuze abgenommenen Menschen, das sehr viel Lebendiges und Warmes bewahrt

hat, noch nichts ist erstarrt, so daß der Tote noch immer zu leiden scheint (das hat der Künstler sehr gut ausgedrückt); dafür ist das Gesicht aber gar nicht geschont; da ist alles naturgetreu, und die Leiche eines Menschen, wer er auch gewesen sein mochte, mußte nach solchen Qualen wirklich so ausschauen. Ich weiß, daß die christliche Kirche noch in den ersten Jahrhunderten ihres Bestehens behauptet hat, Christus habe nicht bildlich, sondern tatsächlich gelitten, und sein Körper sei auf dem Kreuze ganz den Naturgesetzen unterworfen gewesen. Auf dem Bild ist dieses Gesicht entsetzlich zerschlagen, geschwollen, mit furchtbaren, blutigen, blauen Flecken, mit offenen Augen und schielenden Pupillen dargestellt: die großen hervorgequollenen Augäpfel haben einen toten, gläsernen Glanz. Bei dem Anblick dieser Leiche eines gepeinigten Menschen drängt sich eine eigenartige und interessante Frage auf: Wenn alle seine Nachfolger, seine bedeutendsten künftigen Apostel, die ihm folgenden und an seinem Kreuze stehenden Frauen, alle an ihn Glaubenden und ihn Anbetenden wirklich eine solche Leiche sahen (und sie mußte ja so gewesen sein), wie konnten sie bei deren Anblick nur daran glauben, daß dieser Märtyrer auferstehen würde? Man kann hier den Gedanken nicht von sich weisen, daß, wenn der Tod so furchtbar ist und die Naturgesetze eine solche Macht haben, es wohl unmöglich ist, das alles zu überwinden! Wie konnte man es überwinden, wenn selbst derjenige, der bei seinen Lebzeiten die Natur überwand und dem sie gehorchte, sie jetzt nicht zu besiegen vermochte, derjenige, der nur ‚Talitha kumi‘ und ‚Lazarus, komme heraus‘ zu rufen brauchte, damit das Mägdlein sich erhob und der Tote herauskam? Die Natur erscheint bei der Betrachtung dieses Bildes als ein ungeheures, unerbittliches, stummes Tier, oder besser gesagt, wenn es auch seltsam erscheint, als eine ungeheure Maschine allerneuester Konstruktion, die alles sinnlos erfaßt, vernichtet und stumpf und fühllos verschlingt, auch wenn es ein so erhabenes und wertvolles Geschöpf ist, das allein die Natur, alle ihre Gesetze und die Erde aufwiegt, die vielleicht nur des Erscheinens dieses Wesens wegen erschaffen wurde! Dieses Bild scheint gerade diese Vorstellung der dunklen, frechen, sinnlosen, ewigen Macht, der alles gehorcht, auszudrücken und unwillkürlich hervorzurufen. Diese den Toten umringenden Menschen, von denen hier auf dem Bilde kein einziger dargestellt ist, mußten an jenem Abend, der mit einem Schlag alle ihre Hoffnungen und fast ihren ganzen Glauben vernichtete, furchtbar traurig und verstört sein. Sie mußten ganz entsetzt auseinandergehen, wenn auch jeder von ihnen einen ungeheueren Gedanken in sich trug, der ihnen nie mehr genommen werden konnte. Und wenn der Heiland selbst sein Bild am Tage vor der Kreuzigung

hätte sehen können, hätte er dann wohl selbst sein Kreuz auf sich genommen und wäre er so gestorben? Diese Frage drängt sich beim Betrachten dieses Bildes unwillkürlich auf.

Das alles stieg abgerissen vor mir auf und schwebte mir manchmal in der Form von Bildern, und vielleicht tatsächlich im Fieber, volle anderthalb Stunden, nachdem Kolja gegangen war, vor. Kann denn etwas Gestaltloses Gestalt annehmen? Es kam mir aber zeitweise vor, als ob ich diese unendliche Macht und dieses taube, stumme, dunkle Wesen in einer unmöglichen und seltsamen Form sähe. Ich erinnere mich, daß ich von jemand, der eine Kerze in der Hand hielt, geführt zu werden glaubte, man zeigte mir eine ungeheure; widerliche Tarentel, versicherte mich, das sei jenes taube, dunkle und allmächtige Geschöpf und lachte über meine Entrüstung. Vor dem Heiligenbild in meinem Zimmer wird für die Nacht immer ein Öllämpchen angezündet, es gibt ein schwaches und unbedeutendes Licht, man kann aber doch alles unterscheiden und vor dem Lämpchen sogar lesen. Ich glaube, es war schon nach Mitternacht; ich war ganz wach und lag mit offenen Augen da; plötzlich wurde die Tür meines Zimmers geöffnet und Rogoshin trat ein.

Er kam herein, schloß die Tür, blickte mich schweigend an und schritt leise in die Ecke zu dem Sessel hin, der fast genau unter dem Lämpchen steht. Ich war sehr erstaunt und schaute erwartungsvoll hin; Rogoshin stützte sich mit dem Ellbogen auf das Tischchen und begann mich schweigend zu betrachten. Auf diese Weise vergingen zwei, drei Minuten, und ich erinnere mich, daß sein Schweigen mich sehr kränkte und ärgerte. Warum wollte er denn nicht sprechen? Der Umstand, daß er so spät gekommen war, erschien mir natürlich seltsam, ich erinnere mich aber eigentlich nicht, darüber Gott weiß wie erstaunt gewesen zu sein. Eher im Gegenteil: ich hatte ihm des Morgens meinen Gedanken zwar nicht deutlich ausgesprochen, ich weiß aber, daß er ihn begriffen hatte; dieser Gedanke war jedoch von einer solchen Art, daß man deswegen sehr wohl noch einmal und sogar so spät zu einer Unterredung kommen konnte. Ich dachte mir auch, daß er deswegen gekommen sei. Wir hatten uns des Morgens etwas feindselig voneinander getrennt, und ich erinnere mich sogar, daß er mich ein paarmal sehr spöttisch angeschaut hatte. Jetzt las ich in seinem Blick aber denselben Spott und fühlte mich dadurch verletzt. Ich zweifelte anfänglich nicht im geringsten daran, daß es tatsächlich Rogoshin selbst und keine Vision oder Fieberphantasie sei. Das fiel mir nicht im entferntesten ein.

Er saß unterdessen noch immer so da und schaute mich mit demselben Lächeln an. Ich drehte mich zornig im Bett um, stützte mich

auch mit dem Ellbogen auf das Kissen und beschloß absichtlich ebenfalls zu schweigen, selbst wenn wir die ganze Zeit so verbringen müßten. Ich wünschte aus irgendeinem Grunde durchaus, daß er beginnen sollte. Es mochten auf diese Weise etwa zwanzig Minuten vergangen sein. Plötzlich kam mir folgender Gedanke: Wie, wenn das gar nicht Rogoshin, sondern nur eine Vision ist?

Ich hatte weder in meiner Krankheit noch sonst jemals eine Vision gehabt; ich hatte aber immer, als ich noch Knabe war und sogar jetzt, das heißt noch vor kurzem, geglaubt, ich würde sofort und auf der Stelle sterben, wenn ich auch nur ein einziges Mal eine Vision hätte, obwohl ich an keinerlei Gespenster glaube. Ich erinnere mich aber, daß ich gar nicht erschrak, als es mir einfiel, es wäre nicht Rogoshin, sonder nur ein Gespenst, – noch mehr als das, ich wurde darüber sogar böse. Seltsamerweise beschäftigte und beunruhigte mich die Frage, ob es ein Gespenst oder Rogoshin selbst sei, gar nicht so, wie man hätte erwarten sollen, ich glaube, daß ich dabei an etwas ganz anderes dachte. Es interessierte mich zum Beispiel viel mehr, warum Rogoshin, der vorhin in Schlafrock und Pantoffeln gewesen war, jetzt einen Frack mit weißer Weste und Krawatte trug? Es drängte sich mir auch der Gedanke auf: wenn es ein Gespenst war und ich mich davor nicht fürchtete, warum stand ich da nicht auf, ging nicht heran und überzeugte mich nicht selbst davon? Vielleicht wagte ich es nicht und fürchtete mich doch. Sowie ich aber daran dachte, daß ich mich fürchtete, war es mir plötzlich, als hätte man meinen ganzen Körper mit Eis berührt; ich fühlte die Kälte im Rücken und meine Knie begannen zu zittern. In diesem Augenblick zog Rogoshin, als hätte er erraten, daß ich mich fürchte, den Ellbogen fort, richtete sich auf und begann seinen Mund aufzureißen, als ob er lachen wollte; er blickte mich dabei starr an. Ich wurde so wütend, daß ich mich buchstäblich auf ihn stürzen wollte, da ich aber geschworen hatte, das Gespräch nicht als erster zu beginnen, blieb ich im Bett liegen, um so mehr, als ich noch immer nicht davon überzeugt war, daß es Rogoshin selbst war.

Ich weiß nicht genau, wie lange das dauerte; ich erinnere mich auch nicht, ob ich nicht minutenlang das Bewußtsein verlor? Endlich erhob sich Rogoshin, betrachtete mich ebenso langsam und aufmerksam wie vorher, als er gekommen war, hörte aber zu lächeln auf, trat leise und fast auf den Fußspitzen zur Tür hin, öffnete sie, ging hinaus und schloß sie. Ich erhob mich nicht vom Bett; ich könnte nicht sagen, wie lange ich noch mit offenen Augen dalag und nachdachte; Gott allein weiß, worüber ich grübelte; ich erinnere mich auch nicht, wie ich einschlief. Ich erwachte am nächsten Morgen, als man um zehn Uhr an

meine Tür klopfte. Ich hatte angeordnet, daß, wenn ich bis um zehn Uhr nicht selbst die Tür öffnete und Tee verlangte, Matriona bei mir anklopfen sollte. Als ich ihr aufschloß, kam mir sofort der Gedanke: wie hätte er hereinkommen sollen, wenn doch die Tür verschlossen war? Ich erkundigte mich und überzeugte mich, daß Rogoshin eigentlich unmöglich hereinkommen konnte, weil alle unsere Türen für die Nacht verschlossen wurden.

Dieser seltsame Vorfall, den ich hier so eingehend beschrieben habe, war die Ursache, weshalb ich mich endgültig ‚entschloß‘. Die endgültige Entscheidung wurde somit also nicht durch Logik und Vernunftschlüsse, sondern durch den Ekel herbeigeführt. Ich konnte nicht länger an dem Leben teilnehmen, das so seltsame und mich verletzende Formen annahm. Dieses Gespenst hatte mich erniedrigt. Ich bin nicht imstande, einer dunklen Macht, die die Gestalt einer Tarantel annimmt, zu gehorchen. Und erst später, als ich schon in der Dämmerung endlich den unumstößlichen, festen Entschluß gefaßt hatte, fühlte ich eine Erleichterung. Das war das erste Moment; des zweiten Momentes wegen bin ich nach Pawlowsk gefahren, doch das ist schon zur Genüge erklärt worden.“

7

„Ich besaß eine kleine Taschenpistole; ich hatte sie noch als Kind geladen, in jenem komischen Alter, da einem Duell- und Räubergeschichten gefallen und da ich mir vorstellte, wie man mich zum Duell fordern und wie kühn ich vor der auf mich gerichteten Mündung der Pistole dastehen würde. Ich habe sie mir vor einem Monat angeschaut und vorbereitet. Ich fand in der Kiste, in der sie lag, zwei Kugeln, und im Pulverhorn noch Pulver für drei Schüsse. Diese Pistole ist nichts wert, sie trifft seitwärts und hat nur fünfzehn Schritt Schußweite; man kann damit aber doch den Schädel zerschmettern, wenn man sie dicht an die Schläfe setzt.

Ich hatte beschlossen, bei Sonnenaufgang im Park vom Pawlowsk zu sterben, um niemand von den Sommergästen zu stören. Meine ‚Erklärung‘ wird die Polizei genügend von allem unterrichten. Diejenigen, die Psychologie treiben und die es angeht, können daraus alles, was ihnen einfällt, folgern. Ich wünsche jedoch nicht, daß dieses Manuskript der Öffentlichkeit preisgegeben wird. Ich bitte den Fürsten, ein Exemplar bei sich zu behalten und ein zweites Aglaja Iwanowna Jepantschina zukommen zu lassen. Das ist mein Wunsch. Ich vermache mein Skelett der medizinischen Akademie zu wissenschaftlichen Zwecken.

Ich erkenne keine Richter über mir an und weiß, daß ich jetzt

außerhalb jeder Gerichtsmacht stehe. Ich mußte erst neulich über folgenden Gedanken lachen: nehmen wir an, es fiel mir plötzlich ein, irgendwen zu ermorden, auch wenn es zehn Menschen auf einmal wären, oder sonst etwas zu begehen, was auf dieser Welt für ganz furchtbar gilt: in welcher Verlegenheit wäre dann wohl das Gericht angesichts meiner Frist von zwei, drei Wochen und der Aufhebung der Folter und der Leibesstrafen? Ich würde dann in ihrem Spital von Komfort umgeben, in einem warmen Zimmer und in der Behandlung eines aufmerksamen Arztes vielleicht unter viel behaglicheren Umständen als zu Hause sterben. Ich begreife nicht, warum Menschen in einer Lage gleich der meinigen nicht derselbe Gedanke, wenn auch nur als Scherz, kommt? Vielleicht denken sie übrigens daran; es gibt bei uns ja viele lustige Menschen.

Wißt, daß es in dem Bewußtsein der eigenen Nichtigkeit und Schwäche einen solchen Gipfel der Schande gibt, daß der Mensch schon nicht mehr weiterzugehen vermag und in seiner eigenen Schande ein ungeheures Vergnügen zu finden beginnt . . . Die Demut ist in diesem Sinne natürlich eine große Macht, ich gestehe es ein, wenn auch nicht in dem Sinne, in dem die Religion die Demut für eine Macht hält.

Die Religion! Ich gebe die Möglichkeit eines ewigen Lebens zu und habe sie vielleicht immer zugegeben. Nehmen wir an, daß das Bewußtsein durch den Willen einer höheren Macht geweckt wurde und daß es sich die Welt angeschaut und 'ich bin!' gesagt hat, nehmen wir auch an, daß diese höhere Macht ihm zu verschwinden vorschreibt, weil das aus irgendeinem Grund, für den wir keine Erklärung finden, notwendig ist, ich gebe das alles zu, dann drängt sich aber wieder die ewige Frage auf: wozu ist dabei meine Demut notwendig? Warum kann man mich denn nicht einfach auffressen, ohne mir ein Lob auf das, was mich frißt, abzuverlangen? Wird dort denn wirklich jemand darüber beleidigt sein, daß ich nicht zwei Wochen warten will? Ich glaube nicht daran, und es ist viel richtiger, anzunehmen, daß mein nichtiges Leben, das Leben eines Atoms, einfach zur Aufrechterhaltung der allgemeinen Harmonie des Ganzen, irgendeines Plus oder Minus und irgendeines Kontrastes wegen benötigt wird, ebenso wie es täglich verlangt wird, daß Millionen von Wesen ihr Leben opfern, da die ganze übrige Welt ohne deren Tod nicht bestehen kann (wenn man auch bemerken muß, daß dieser Gedanke an und für sich nicht sehr edelmütig ist). Geben wir das aber zu! Ich bin damit einverstanden, daß es ganz unmöglich war, die Welt anders, das heißt ohne ununterbrochenes gegenseitiges Verschlingen, einzurichten; ich will sogar bekennen, daß ich von dieser Einrichtung nichts verstehe; dafür

weiß ich aber folgendes bestimmt: wenn man mich mein Sein schon einmal erkennen ließ, was geht es mich dann an, daß die Welt fehlerhaft erschaffen ist und nicht anders bestehen kann? Wer wird denn über mich zu Gericht sitzen und aus welchem Grunde? Man kann sagen, was man will, das alles ist ganz unmöglich und ungerecht.

Und dabei vermochte ich mir selbst, trotz meines Wunsches, niemals vorzustellen, daß es kein ewiges Leben und keine Vorsehung gibt. Es ist wohl am wahrscheinlichsten, daß das alles existiert, daß wir aber vom ewigen Leben und seinen Gesetzen nichts verstehen. Wenn das jedoch so schwer und sogar unmöglich zu ergründen ist, kann denn dann angenommen werden, daß ich dafür, weil ich das Unfaßbare nicht zu erfassen vermag, zur Verantwortung gezogen werde? Die alle, natürlich auch der Fürst mit ihnen, sagen zwar, daß gerade hier Gehorsam am Platze sei und daß man, ohne zu kritisieren, aus Wohlerzogenheit allein gehorchen soll; ich würde für meine Sanftmut im Jenseits bestimmt belohnt werden. Wir erniedrigen die Vorsehung zu sehr, indem wir ihr aus Ärger, sie nicht fassen zu können, unsere Begriffe zuschreiben. Ich wiederhole aber, daß, wenn etwas unmöglich verstanden werden kann, der Mensch das, was er nicht zu verstehen vermag, auch schwerlich verantworten muß. Wenn es aber so ist, wie sollte ich dann deswegen, weil ich den wahren Willen und die Gesetze der Vorsehung nicht verstehen konnte, verdammt werden? Nein, wir wollen die Religion lieber beiseite lassen.

Es ist auch genug. Wenn ich bis zu diesen Zeilen gelangt bin, wird die Sonne sicher schon aufgehen und „auf dem Himmel tönen“, und eine ungeheure, unberechenbare Kraft wird sich über die ganze Sonnenwelt ergießen. – Das soll nur geschehen! Ich werde sterben, indem ich in diese Quelle der Kraft und des Lebens blicke und werde dieses Leben nicht mehr wollen! Wenn es in meiner Macht stünde, nicht geboren zu werden, hätte ich das Leben unter solchen lächerlichen Bedingungen sicher nicht angenommen. Ich habe aber noch die Möglichkeit zu sterben, wenn ich auch nur gezählte Tage hingebe. Dieses Vermögen und diese Auflehnung sind also von geringer Bedeutung.

Die letzte Erklärung: ich sterbe gar nicht deshalb, weil ich diese drei Wochen nicht zu ertragen vermag; oh, meine Kraft würde schon dazu ausreichen, und wenn ich wollte, könnte ich in dem Bewußtsein der mir zugefügten Kränkung genügenden Trost finden; doch ich bin kein französischer Dichter und will keinen Trost. Es spielt dabei auch noch folgender Umstand mit: die Natur hat meine Tätigkeit durch die Frist von drei Wochen bis zur Vollstreckung des Todesurteils so begrenzt, daß der Selbstmord vielleicht die einzige Tat ist, die ich noch durch meinen eigenen Willen zu beginnen und zu vollenden Zeit

habe. Vielleicht will ich also die letzte Möglichkeit einer ‚Tat‘ nicht unausgenutzt lassen? Der Protest hat oft nicht wenig zu sagen . . .“

Die „Erklärung“ war zu Ende; Ippolit verstummte. . .

Es gibt in den äußersten Fällen der Erregung einen Grad jener letzten, zynischen Offenherzigkeit, bei der ein gereizter, außer sich geratener nervöser Mensch nichts mehr fürchtet, zu jedem Skandal bereit ist und sich darüber sogar freut; er fällt über die Menschen her, da er selbst die unklare, aber feste Absicht vor Augen hat, nach einer Minute bestimmt von einem Glockenturm hinabzustürzen und auf diese Weise alle dabei möglicherweise entstandenen Mißverständnisse aus der Welt zu schaffen. Das Anzeichen eines solchen Zustandes ist gewöhnlich die herannahende physische Erschöpfung. Die außerordentliche, fast unnatürliche Spannung, die Ippolit bis jetzt aufrecht erhalten hatte, erreichte nun diese letzte Stufe. Dieser von der Krankheit abgezehrte achtzehnjährige Jüngling erschien so schwach wie ein vom Baume gepflücktes, zitterndes Blättchen; sowie er aber Zeit fand, seine Zuhörer zum erstenmal seit einer Stunde mit einem Blick zu streifen, drückten seine Augen und sein Lächeln den hochmütigsten, verächtlichsten und verletzendsten Widerwillen aus. Er hatte es mit seiner Herausforderung sehr eilig. Doch auch die Zuhörer waren furchtbar entrüstet. Alle erhoben sich, laut und ärgerlich sprechend, von ihren Sitzen. Die Müdigkeit, der Wein, die Spannung verstärkten noch das Unzusammenhängende und Unklare des Eindrucks.

Plötzlich erhob sich Ippolit, wie von einer Bombe emporgeschneilt, vom Sessel.

„Die Sonne ist aufgegangen!“ rief er aus, als er die leuchtenden Baumwipfel erblickte und zeigte sie dem Fürsten, wie ein Wunder. „Sie ist aufgegangen!“

„Haben Sie denn geglaubt, sie würde nicht aufgehen?“ bemerkte Ferdystschenko.

„Es wird wieder ein heißer Tag werden“, brummte Ganja ärgerlich, mit dem Hut in der Hand, indem er sich streckte und gähnte, „vielleicht hält die Dürre den ganzen Monat an! . . . Wollen wir gehen oder nicht, Ptizyn?“

Ippolit hörte das alles mit einem Staunen an, das in Erstarrung überging; plötzlich erbleichte er furchtbar und begann am ganzen Leibe zu zittern.

„Sie kehren die Gleichgültigkeit, durch die Sie mich kränken wollen, sehr ungeschickt hervor!“ wandte er sich an Ganja, den er fest anblickte. „Sie sind ein Schuft!“

„Das ist doch ganz unmöglich, wie kann man sich vor allen so benehmen“, brüllte Ferdystschenko. „Was ist das für eine Schwächel!“

„Er ist einfach ein Dummkopf!“ sagte Ganja.

Ippolit gewann seine Selbstbeherrschung ein wenig zurück.

„Ich verstehe, meine Herrschaften“, begann er, noch immer zitternd und bei jedem Wort stockend, „daß ich Ihre persönliche Rache verdient habe und . . . bedauere, Sie durch diese Fieberphantasien“ (er wies auf das Manuskript hin) „so gequält zu haben, es tut mir aber im übrigen leid, daß ich Sie nicht totgequält habe . . .“ (er lächelte dumm). „Habe ich Sie totgequält, Jewgenij Pawlowitsch?“ wandte er sich plötzlich an diesen. „Habe ich Sie totgequält oder nicht? Sprechen Sie!“

„Es ist ein wenig zu lang, übrigens . . .“

„Sprechen Sie zu Ende! Lügen Sie wenigstens einmal im Leben nicht!“ befahl Ippolit zitternd.

„Oh, das ist mir ganz gleichgültig! Tun sie mir, bitte, den Gefallen und lassen Sie mich in Ruhe“, erwiderte Jewgenij Pawlowitsch wie angewidert und wandte sich ab.

„Gute Nacht, Fürst“, sagte Ptizyn, auf den Fürsten zukommend.

„Er wird sich ja gleich erschießen, was fällt Ihnen denn ein! Schauen Sie ihn an!“ rief Wera in außerordentlicher Angst aus, indem sie auf Ippolit zustürzte und ihn sogar bei den Händen packte. „Er hat ja gesagt, daß er sich beim Sonnenaufgang erschießen würde, was fällt Ihnen ein!“

„Er wird sich nicht erschießen!“ murmelten einige der Anwesenden hämisch, darunter auch Ganja.

„Nehmt euch in acht, meine Herrschaften!“ rief Kolja aus, indem er Ippolit auch bei der Hand ergriff. „Schauen Sie ihn nur an, Fürst! Fürst, was stehen Sie denn so da!“

Um Ippolit drängten sich Wera, Kolja, Keller und Burdowskij; alle vier hatten ihn fest gepackt.

„Er hat allerdings wirklich das Recht dazu . . .“ murmelte Burdowskij, übrigens auch ganz verstört.

„Erlauben Sie, Fürst, was für Anordnungen wollen Sie treffen?“ fragte Lebedew betrunken und bis zur Frechheit aufgebracht, indem er an den Fürsten herantrat.

„Was für Anordnungen?“

„Nein, erlauben Sie; ich bin der Hausherr, wenn ich Ihnen auch die gebührende Achtung erweisen will . . . Auch Sie sind etwas wie Hausherr hier; ich will aber nicht, daß es in meinem eigenen Hause geschieht . . . Jawohl.“

„Er wird sich nicht erschießen; der Junge redet nur so!“ rief zu allgemeiner Überraschung General Iwolgin entrüstet und mit Nachdruck aus.

„Der General hat recht!“ bestätigte Ferdystschenko.

„Ich weiß, daß er sich nicht erschießen wird, General, hochgeehrter General, ich will aber trotzdem . . . denn ich bin der Hausherr.“

„Hören Sie, Herr Terentjew“, sagte Ptizyn plötzlich, nachdem er sich vom Fürsten verabschiedet hatte und streckte Ippolit die Hand hin, „ich glaube, Sie sprechen in Ihrem Manuskript von Ihrem Skelett. Sie wollen es der Akademie vermachen? Meinen Sie da Ihr eigenes Skelett, also Ihre Knochen?“

„Ja, meine Knochen . . .“

„Dann ist die Sache in Ordnung. Man könnte sich sonst irren: solche Fälle sollen schon vorgekommen sein.“

„Warum reizen Sie ihn?“ rief der Fürst plötzlich aus.

„Man hat ihn zum Weinen gebracht“, fügte Ferdystschenko hinzu.

Ippolit weinte aber gar nicht. Er wollte sich bewegen, die vier, die ihn umringt hatten, packten ihn aber plötzlich alle auf einmal bei den Händen. Man hörte lachen.

„Das war ja seine Absicht, er wollte durchaus, man sollte ihm die Hände festhalten, darum hat er doch das Ganze vorgelesen“, bemerkte Rogoshin. „Leb wohl, Fürst. Man wird ganz steif vom Sitzen; die Knochen tun einem schon weh.“

„Wenn Sie sich wirklich erschießen wollten, Terentjew“, sagte Jewgenij Pawlowitsch lachend, „würde ich mich an Ihrer Stelle nach allen diesen Komplimenten absichtlich nicht erschießen, um die andern zu ärgern.“

„Die wollen alle durchaus sehen, wie ich mich erschieße!“ sagte Ippolit, über ihn herfallend.

Er sprach, als wollte er dabei alle angreifen.

„Sie sind eben böse, weil sie es nicht sehen werden.“

„Glauben Sie also auch, daß sie es nicht sehen werden?“

„Ich will Sie nicht aufhetzen; ich halte es im Gegenteil für sehr möglich, daß Sie sich erschießen. Werden Sie aber vor allem nicht böse . . .“ sagte Jewgenij Pawlowitsch, die Worte wohlwollend dehnend.

„Ich sehe erst jetzt, welch einen furchtbaren Fehler ich dadurch begangen habe, daß ich ihnen dieses Heft vorgelesen habe!“ sagte Ippolit, indem er Jewgenij Pawlowitsch auf einmal so vertrauensselig ansah, als ob er einen Freund um einen Rat fragte.

„Sie befinden sich in einer lächerlichen Situation, ich weiß aber wirklich nicht, wozu ich Ihnen raten soll“, antwortete Jewgenij Pawlowitsch lächelnd.

Ippolit sah ihn streng und starr an und schwieg. Man konnte glauben, daß er sich für Minuten ganz vergaß.

„Nein, erlauben Sie einmal, was ist denn das für eine Art und Weise?“ sagte Lebedew. „Ich werde mich im Park erschießen, um niemand zu stören!“ Er glaubt also, daß er niemand stört, wenn er von der Treppe heruntergeht und die drei Schritt in den Garten macht.“

„Meine Herrschaften . . .“ wollte der Fürst beginnen.

„Nein, erlauben Sie einmal, sehr geehrter Fürst“, wandte sich Lebedew wütend an ihn, „da Sie wohl selbst zu sehen geruhen, daß das kein Scherz ist, und da wenigstens die Hälfte Ihrer Gäste diese Meinung teilt und davon überzeugt ist, daß er sich jetzt, nach den hier gesagten Worten, zur Aufrechthaltung seiner Ehre durchaus erschießen muß, erkläre ich Ihnen, als der Hausherr, vor Zeugen, daß ich Sie die nötigen Maßregeln zu treffen auffordere.“

„Was soll ich denn tun, Lebedew? Ich bin bereit, Ihnen behilflich zu sein.“

„Folgendes: vor allen Dingen soll er seine Pistole mit allem, was dazu gehört, ausliefern, alles das, womit er geprahlt hat. Wenn er es ausliefert, bin ich bereit, ihn in Anbetracht seiner Krankheit diese Nacht in meinem Hause schlafen zu lassen, natürlich unter der Bedingung, daß er von mir überwacht wird. Morgen muß er aber unbedingt fort und kann gehen, wohin er will; Sie müssen schon verzeihen, Fürst! Wenn er seine Waffe jedoch nicht ausliefert, packe ich ihn sofort bei der einen Hand und der General bei der andern, und wir benachrichtigen die Polizei; dann wird sich schon die Polizei damit befassen. Herr Ferdystschenko wird mir als mein Bekannter den Gefallen tun und hingehen.“

Es entstand Lärm; Lebedew ereiferte sich ganz maßlos, Ferdystschenko machte sich bereit, auf die Polizei zu gehen; Ganja wiederholte beharrlich, niemand würde sich erschießen. Jewgenij Pawlowitsch schwieg.

„Fürst, sind Sie einmal von einem Glockenturm herabgestürzt?“ flüsterte ihm Ippolit plötzlich zu.

„N-nein . . .“ antwortete der Fürst naiv.

Glauben Sie denn wirklich, daß ich diesen ganzen Haß nicht vorhergesehen habe!“ flüsterte Ippolit wieder mit funkelnden Augen und sah den Fürsten so an, als erwarte er von ihm tatsächlich eine Antwort. „Genug“, schrie er plötzlich alle Anwesenden an, „ich bin selbst daran schuld . . . mehr als alle übrigen. Lebedew, hier ist der Schlüssel“ (er zog sein Portemonnaie heraus und entnahm demselben einen Stahlring mit drei, vier kleinen Schlüsseln). „Dieser da, der vorletzte . . . Kolja wird Ihnen zeigen; er hat den Koffer vorher mit mir zusammen gepackt. Führen Sie ihn hin, Kolja; mein Koffer liegt . . . beim Fürsten im Zimmer unter dem Tisch . . . mit diesem

Schlüssel . . . unten im Koffer . . . ist meine Pistole und das Pulverhorn. Er hat vorhin selbst alles eingepackt, Herr Lebedew, er wird es Ihnen zeigen; aber unter der Bedingung, daß Sie mir morgen früh, wenn ich nach Petersburg fahre, die Pistole zurückgeben. Hören Sie? Ich tue es für den Fürsten und nicht für Sie.“

„Das lasse ich mir gefallen!“ sagte Lebedew, packte mit einem giftigen Lächeln den Schlüssel und lief ins Nebenzimmer. Kolja wollte etwas bemerken, Lebedew zog ihn jedoch mit sich fort.

Ippolit sah die lachenden Gäste an. Der Fürst bemerkte, daß seine Zähne wie im stärksten Fieber klapperten.

„Was für Schufte sie alle sind!“ flüsterte Ippolit wieder ganz außer sich dem Fürsten zu. Wenn er mit dem Fürsten sprach, neigte er sich immer vor und flüsterte.

„Lassen Sie das, Sie sind sehr schwach . . .“

„Gleich, gleich . . . ich gehe gleich.“ Plötzlich umarmte er den Fürsten.

„Sie finden vielleicht, daß ich verrückt bin?“ fragte er, ihn anblickend und seltsam auflachend.

„Nein, Sie sind aber . . .“

„Gleich, gleich, schweigen Sie, sagen Sie nichts, bleiben Sie so stehen . . . ich will Ihnen in die Augen schauen. Ich will von einem Menschen Abschied nehmen.“

Er stand da und blickte den Fürsten etwa zehn Sekunden lang reglos und schweigend an; er war sehr bleich, seine Schläfen waren naß vor Schweiß, und er packte den Fürsten seltsam bei der Hand, als fürchtete er sich, ihn loszulassen.

„Ippolit, Ippolit, was haben Sie?“ rief der Fürst.

„Gleich . . . es ist genug . . . ich lege mich hin. Ich will nur noch einen Schluck auf das Wohl der Sonne trinken . . . Ich will, ich will, lassen Sie mich!“ Er ergriff schnell ein Glas vom Tisch, stürzte fort und befand sich in einem Augenblick auf der Treppe, die von der Terrasse herunterführte. Der Fürst wollte ihm nachlaufen, Jewgenij Pawlowitsch streckte ihm aber in demselben Augenblick wie absichtlich die Hand zum Abschied entgegen. Es verging eine Sekunde und plötzlich schrien alle auf der Terrasse auf. Darauf folgte ein Augenblick einer außerordentlichen Verwirrung.

Folgendes hatte sich ereignet:

Als Ippolit die Treppe der Terrasse erreicht hatte, blieb er stehen, das Glas in der linken Hand, und steckte die Rechte in die Seitentasche des Überziehers. Keller versicherte nachher, Ippolit hätte schon vorher, als er noch mit dem Fürsten sprach und ihn mit der linken Hand bei der Schulter und dem Kragen packte, die andere Hand in der rechten Tasche gehabt, und diese rechte Hand in der Tasche hätte,

wie Keller versicherte, seinen ersten Verdacht erregt. Wie dem auch sein mag, eine gewisse Unruhe trieb ihn jedenfalls, Ippolit nachzulaufen. Er kam aber zu spät. Er sah nur in Ippolits rechter Hand etwas aufleuchten und die kleine Taschenpistole befand sich in derselben Sekunde dicht an der Schläfe. Keller stürzte hin, um diese Hand zu packen, Ippolit drückte aber in derselben Sekunde auf den Hahn. Es ertönte ein lauter, trockener Knall, auf den jedoch kein Schuß folgte. Als Keller Ippolit packte, fiel ihm dieser besinnungslos in die Arme, da er sich wohl tatsächlich vorstellte, er sei schon tot. Die Pistole befand sich bereits in Kellers Händen. Man richtete Ippolit auf, rückte einen Sessel heran, setzte ihn hin und umringte ihn, alle schrien und fragten. Alle hatten den Knall der Pistole gehört und sahen, daß Ippolit lebendig und ganz unverletzt war. Ippolit selbst saß da, ohne zu wissen, was um ihn vorging und streifte alle um sich herum mit einem bewußtlosen Blick. In diesem Augenblick eilten Lebedew und Kolja herbei.

„Versagt?“ fragten alle.

„Vielleicht war die Pistole gar nicht geladen?“ meinten die anderen.

„Sie ist geladen“, erklärte Keller, die Pistole untersuchend, „aber...“

„Ist das nur ein Fehlschuß?“

„Es war keine Zündkapsel darin“, teilte Keller mit.

Die darauf folgende jämmerliche Szene läßt sich schwer wiedergeben. Der erste allgemeine Schrecken begann rasch in Heiterkeit überzugehen; viele lachten sogar laut und fanden darin ein hämisches Vergnügen. Ippolit schluchzte hysterisch, rang die Hände, stürzte sich auf alle, sogar auf Ferdystschenko, packte ihn mit beiden Händen und schwur ihm, er hätte „zufällig und nicht absichtlich“ ganz vergessen, die Zündkapsel hineinzulegen, „diese Kapseln sind alle hier in meiner Westentasche, zehn Stück“ (er zeigte sie allen), er hätte sie nicht vorher hineingetan, da er einen zufälligen Schuß befürchtete und darauf rechnete, es wäre noch später Zeit sie hineinzutun, dann hätte er es aber plötzlich vergessen. Er lief zum Fürsten und zu Jewgenij Pawlowitsch, flehte Keller an, ihm die Pistole sofort zurückzugeben, er würde allen beweisen, daß er „Ehre besitze“ . . . und er sei jetzt „auf ewig entehrt! . . .“

Er verlor endlich die Besinnung und stürzte zusammen; man trug ihn in das Zimmer des Fürsten; der jetzt ganz nüchterne Lebedew ließ sofort einen Arzt holen, dann blieb er selbst mit seiner Tochter, seinem Sohn, Burdowskij und dem General am Bett des Kranken. Als man den ohnmächtigen Ippolit hinausgetragen hatte, stellte sich Keller in die Mitte des Zimmers und verkündigte laut und begeistert, indem er jedes Wort allen vernehmlich und deutlich aussprach:

„Meine Herrschaften, wenn jemand von Ihnen hier in meiner Anwesenheit einen Zweifel daran äußert, daß die Zündkapsel zufällig vergessen wurde, und behauptet, der unglückliche junge Mann hätte nur Komödie gespielt, so wird er es mit mir zu tun haben!“

Man antwortete ihm jedoch nicht. Die Gäste zogen sich endlich eilig zurück. Ptizyn, Ganja und Rogoshin gingen zusammen fort.

Der Fürst war sehr erstaunt, daß Jewgenij Pawlowitsch seine Absichten geändert hatte und, ohne sich erklärt zu haben, gehen wollte.

„Sie wünschten ja mit mir zu sprechen, wenn alle fort sein würden?“ fragte er ihn.

„Das stimmt“, sagte Jewgenij Pawlowitsch, sich plötzlich setzend und dem Fürsten einen Sessel neben sich anbietend, „ich habe jetzt meine Absicht aber für einige Zeit geändert. Ich gestehe, daß ich ein wenig verwirrt bin, Sie wohl auch. In meinen Gedanken herrscht ein Chaos. Das, worüber ich mit Ihnen sprechen wollte, ist aber für mich und auch für Sie von zu großer Wichtigkeit. Sehen Sie, Fürst, ich will wenigstens einmal im Leben ohne jeden Hintergedanken ganz ehrlich sein, ich glaube aber, daß ich und vielleicht auch Sie jetzt, in diesem Augenblick, zu einer ehrlichen Tat nicht ganz fähig sind . . . und . . . da . . . wir wollen also später darüber sprechen. Vielleicht wird auch das Ganze für uns an Klarheit gewinnen, wenn wir noch die drei Tage abwarten, die ich jetzt in Petersburg verbringen will.“

Dabei erhob er sich wieder von seinem Sitz, so daß man sich darüber wundern mußte, weshalb er sich überhaupt hingesetzt hatte. Es kam dem Fürsten auch so vor, als ob Jewgenij Pawlowitsch ärgerlich und gereizt sei und ihn feindselig anblickte, seine Augen hatten jetzt einen ganz anderen Ausdruck als vorher.

„Gehen Sie jetzt zu dem Kranken?“

„Ja . . . ich habe Angst“, sagte der Fürst.

„Fürchten Sie sich nicht; er wird sicher noch sechs Wochen leben und sich hier vielleicht erholen. Es wäre aber am besten, wenn Sie ihn morgen fortjagen würden.“

„Ich habe ihn dadurch, daß ich nichts gesagt habe, vielleicht wirklich dazu getrieben; er hat sicher geglaubt, daß auch ich daran zweifelte, daß er sich erschießen würde? Was glauben Sie, Jewgenij Pawlowitsch?“

„Es ist ganz gewiß nicht so. Sie sind zu gut, wenn Sie sich darüber noch Sorgen machen. Ich habe davon gehört, habe aber bisher nie in Wirklichkeit gesehen, daß ein Mensch sich nur deswegen erschießt, damit man ihn lobt, oder aus Zorn darüber, daß er nicht belobt wird. Ich hätte vor allem nicht an eine solche Offenheit der Schwäche geglaubt! Jagen Sie ihn doch morgen fort.“

„Glauben Sie, daß er noch einmal einen Versuch machen wird, sich zu erschießen?“

„Nein, das wird er jetzt nicht mehr tun. Nehmen Sie sich vor diesen unseren hausbackenen Lasseneurs in acht! Ich wiederhole Ihnen, das Verbrechen ist nur zu oft die Zuflucht dieser talentlosen, ungeduligen und gierigen Nichtigkeit.“

„Ist denn das ein Lasseneur?“

„Dem Wesen nach ist es dasselbe, obwohl die Emplois vielleicht auch verschiedener Art sind. Sie werden sehen, daß dieser Herr imstande ist, eigentlich nur aus Faxenmacherei zehn Menschen umzubringen, ganz genau ebenso wie er es uns vorhin in der Erklärung mitgeteilt hat. Diese Worte werden mich jetzt nicht schlafen lassen.“

„Sie beunruhigen sich vielleicht zu sehr.“

„Sie sind seltsam, Fürst, glauben Sie denn nicht daran, daß er jetzt zehn Menschen umzubringen fähig ist.“

„Ich fürchte Ihnen zu antworten; das alles ist sehr seltsam, aber . . .“

„Ja, wie Sie meinen, wie Sie meinen!“ schloß Jewgenij Pawlowitsch gereizt; „Sie sind ja überdies ein so tapferer Mann; passen Sie nur auf, daß Sie nicht selbst unter diese zehn geraten.“

„Es ist am wahrscheinlichsten, daß er niemand töten wird“, sagte der Fürst, indem er Jewgenij Pawlowitsch sinnend betrachtete. Dieser lachte ärgerlich.

„Auf Wiedersehen, es ist Zeit! Haben Sie beachtet, daß er eine Kopie seines Testamentes Aglaja Iwanowna vermacht hat?“

„Ja, ich habe es bemerkt und denke darüber nach.“

„Tun Sie es nur und denken Sie dabei an die zehn Menschen“, sagte Jewgenij Pawlowitsch wieder lachend und ging.

Nach einer Stunde, es war schon bald vier Uhr, ging der Fürst in den Park hinunter. Er hatte zu Hause zu schlafen versucht, es war ihm aber des starken Herzklopfens wegen nicht gelungen. Zu Hause war alles übrigens so weit geordnet und, so gut es ging, ruhig; der Kranke schlief und der eingetroffene Arzt erklärte, es bestehe vorläufig keinerlei besondere Gefahr. Lebedew, Kolja und Burdowskij legten sich im Krankenzimmer hin, um abwechselnd zu wachen, es bestand also kein Grund, sich irgendwelche Sorgen zu machen.

Die Unruhe des Fürsten wuchs von Minute zu Minute. Er irrte durch den Park, blickte zerstreut um sich und blieb erstaunt stehen, als er bei der Terrasse vor dem Kurhaus angelangt war und eine Reihe leerer Bänke und Pulte für das Orchester sah. Diese Stelle fiel ihm auf und erschien ihm aus irgendeinem Grunde furchtbar häßlich. Er kehrte um und kam auf demselben Wege, auf dem er gestern mit Jepsantschins zum Kurhaus gegangen war, zu der für das Stelldichein be-

stimmten Bank, setzte sich und lachte plötzlich laut auf, was ihn sofort in außerordentliche Entrüstung versetzte. Seine traurige Stimmung hielt an; er wollte fortgehen – irgendwohin . . . Er wußte nicht, wohin. Auf dem Baum über ihm sang ein Vögelchen und er begann es mit den Augen unter den Blättern zu suchen; plötzlich flatterte das Vögelchen vom Baume weg, und ihm fiel in demselben Augenblick jene „Fliege im heißen Sonnenstrahl“ ein, von der Ippolit geschrieben hatte, auch sie „kenne ihren Platz und nehme an dem allgemeinen Chor teil, während er allein davon ausgeschlossen sei“. Über diese Bemerkung hatte er sich schon vorhin gewundert, er erinnerte sich jetzt daran. Ein längst vergessener Gedanke tauchte in ihm auf und wurde ihm plötzlich klar.

Das war in der Schweiz, im ersten Jahr, noch in den ersten Monaten seiner Kur gewesen. Er war damals noch ganz wie ein Idiot, konnte nicht einmal recht sprechen und verstand manchmal nicht, was man von ihm verlangte. Er ging einmal an einem hellen sonnigen Tage in die Berge und trug sich dabei lange mit einer quälenden Idee herum, die durchaus keine Form annehmen wollte. Über ihm breitete sich der strahlende Himmel, unten lag der See, der Horizont ringsherum war hell und unabsehbar weit, der Fernblick war endlos. Er schaute lange hin und quälte sich dabei. Er erinnerte sich jetzt, wie er seine Hände in diese helle, blaue Endlosigkeit ausgestreckt und geweint hatte. Ihn peinigte, daß er alledem ganz fremd war. Was war denn das für ein Fest, was war es für ein unaufhörlicher, großer Feiertag, der nie ein Ende nahm, zu dem es ihn schon lange, schon seit jeher, von Kindheit an, hinzog und zu dem er nie gelangen konnte! An jedem Morgen ging dieselbe helle Sonne auf, jeden Morgen erstrahlte auf dem Wasserfall ein Regenbogen und der höchste Schneeberg dort in der Ferne, am Himmelsrande, flammte in einem purpurnen Feuer auf, jede „kleine Fliege, die im heißen Sonnenstrahle neben ihm summt, nimmt an diesem ganzen Chor teil: sie kennt ihren Platz, liebt ihn und ist glücklich;“ jeder Grashalm wächst und ist glücklich! Und alles hat seinen Weg, kommt und geht mit einem Lied, nur er allein weiß und versteht nichts, weder die Menschen noch die Töne, er ist allem fremd, er ist ausgeschlossen. Er hat damals diese Worte natürlich nicht sagen und seine Frage nicht äußern können; er litt stumm und einsam: jetzt kam es ihm aber so vor, als hätte er das alles schon damals gesagt und als hätte Ippolit alle diese Worte und auch das von der Fliege ihm und seinen damaligen Worten und Tränen entlehnt. Er war davon überzeugt und sein Herz klopfte aus irgendeinem Grunde bei diesem Gedanken . . .

Er schlummerte auf der Bank ein, seine Unruhe dauerte aber auch

im Traume fort. Ihm fiel knapp vor dem Einschlafen ein, wie Ippolit zehn Personen umbringen sollte, und er lächelte über die Sinnlosigkeit dieser Mutmaßung. Um ihn herum herrschte eine herrliche, beruhigende Stille, und man hörte nur das Rauschen der Blätter, das alles ringsumher noch lautloser und einsamer erscheinen ließ. Er träumte sehr viel und unruhig und zuckte immerwährend zusammen. Endlich kam eine Frau zu ihm; er kannte sie so genau, daß es ihm schmerzlich war; er konnte sie immer nennen und zeigen, seltsamerweise schien sie jetzt aber ein ganz anderes Gesicht zu haben, es war nicht dasjenige, das er immer gesehen hatte und er bemühte sich qualvoll, in ihr jenes Weib nicht wiederzuerkennen. Dieses Gesicht war so voller Reue und Entsetzen, daß sie eine große Verbrecherin zu sein schien, die soeben ein furchtbares Verbrechen begangen hatte. Auf ihrer bleichen Wange zitterte eine Träne; sie winkte ihm mit der Hand und legte den Finger an die Lippen, wie um ihm anzudeuten, daß er ihr leise folgen sollte. Sein Herz erstarrte; er wollte sie um nichts in der Welt für eine Verbrecherin halten: er fühlte jedoch, es würde sogleich etwas Furchtbares geschehen, das für sein ganzes Leben von Bedeutung sein konnte. Sie schien ihm hier im Park ganz in der Nähe etwas zeigen zu wollen. Er erhob sich, um ihr zu folgen; plötzlich ertönte neben ihm aber ein helles, frisches Lachen, eine Hand umfaßte auf einmal die seinige, er packte diese Hand, drückte sie fest und erwachte. Vor ihm stand Aglaja und lachte laut.

8

Sie lachte, war aber zugleich auch entrüstet.

„Er schläft! Sie haben geschlafen!“ rief sie mit verächtlichem Staunen.

„Das sind Sie!“ murmelte der Fürst, der noch nicht ganz zu sich gekommen war und sie verwundert erkannt hatte. „Ach ja! Das Stelldichein . . . ich habe hier geschlafen.“

„Das habe ich gesehen.“

„Hat mich außer Ihnen niemand geweckt? War hier sonst niemand? Ich glaubte, es wäre hier . . . eine andere Frau anwesend.“

„Hier war eine andere Frau?!“

Er wurde jetzt endgültig wach.

„Das war nur ein Traum“, sagte er sinnend, „es ist seltsam, daß ich in einem solchen Augenblick so etwas geträumt habe . . . Setzen Sie sich.“

Er nahm sie bei der Hand und führte sie zu der Bank hin; er setzte sich neben sie und sann nach. Aglaja sagte nichts und betrachtete ihn

nur forschend. Auch er blickte sie an, aber hin und wieder so, als sähe er sie gar nicht vor sich. Sie errötete.

„Ach ja!“ sagte der Fürst zusammenfahrend. „Ippolit hat auf sich geschossen!“

„Wann? Bei Ihnen?“ fragte sie, war aber nicht besonders erstaunt. „Ich denke, er war doch gestern abend noch am Leben? Wie konnten Sie denn nach alledem hier schlafen?“ rief sie sich plötzlich ereifernd.

„Er ist ja nicht tot, die Pistole hat versagt.“

Aglaja bestand darauf, daß der Fürst sofort und sehr genau die Begebenheiten der verflossenen Nacht erzählte. Sie trieb ihn immerzu an, unterbrach ihn aber durch unzählige und fast lauter nebensächliche Fragen. Sie hörte unter anderem sehr neugierig zu, als der Fürst ihr mitteilte, was Jewgenij Pawlowitsch gesprochen hatte, und ließ es sich sogar ein paarmal wiederholen.

„Jetzt ist es aber genug“, schloß sie, nachdem sie alles erfahren hatte, „wir können nur eine Stunde, bis acht Uhr, hier bleiben, denn ich muß um acht Uhr unbedingt zu Hause sein, damit man nicht erfährt, daß ich hier gewesen bin. Ich bin aber in einer gewissen Angelegenheit gekommen, ich habe Ihnen vieles mitzuteilen. Doch Sie haben mich jetzt ganz verwirrt. Was Ippolit anbelangt, so bin ich der Meinung, daß seine Pistole gar nicht schießen durfte, das paßt für ihn viel besser. Sind Sie denn davon überzeugt, daß er sich wirklich erschießen wollte und daß dabei kein Betrug möglich war?“

„Es war kein Betrug.“

„Das ist am wahrscheinlichsten. Hat er wirklich geschrieben, Sie sollen mir seine Beichte bringen? Warum haben Sie es denn nicht getan?“

„Er ist ja nicht tot; ich werde sie von ihm holen.“

„Bringen Sie sie unbedingt und fragen Sie ihn gar nicht danach. Das wird ihm sicher sehr angenehm sein, denn er hat vielleicht nur deswegen auf sich geschossen, damit ich dann die Beichte lesen soll. Ich bitte Sie, lachen Sie nicht über meine Worte, Lew Nikolaitch, denn das ist sehr möglich.“

„Ich lache nicht, denn ich bin selbst davon überzeugt, daß das vielleicht sehr gut möglich ist.“

„Sie sind davon überzeugt? Ist es möglich, daß auch Sie so denken?“ sagte Aglaja plötzlich sehr erstaunt.

Sie fragte und sprach rasch, schien aber oft den Faden zu verlieren und nicht zu Ende zu sprechen; sie beeilte sich jeden Augenblick, ihn auf irgend etwas vorzubereiten; sie war überhaupt außerordentlich erregt und hatte vielleicht ein wenig Angst, wenn sie auch sehr tapfer und mit einer gewissen Herausforderung dreinschaute. Sie trug ein ganz einfaches Hauskleid, das ihr sehr gut stand. Sie zuckte oft

zusammen, errötete und rückte an den Rand der Bank. Die Bestätigung des Fürsten, daß Ippolit sich deswegen erschießen wollte, damit sie seine Beichte lesen sollte, wunderte sie sehr.

„Er wollte natürlich“, erklärte der Fürst, „daß außer Ihnen auch wir alle ihn lobten ...“

„Wieso konnte man ihn denn loben?“

„Das heißt ... wie soll ich es Ihnen verständlich machen? Das läßt sich sehr schwer sagen. Er wollte aber bestimmt, daß alle ihn umringten und ihm sagten, sie liebten und achteten ihn sehr und bäten ihn darum, am Leben zu bleiben. Es ist sehr möglich, daß er vor allem Sie im Auge hatte, da er in einem solchen Augenblick an Sie dachte ... vielleicht wußte er übrigens selbst nicht, daß er dabei an Sie dachte.“

„Das ist mir schon ganz unverständlich: er dachte und wußte nicht, daß er dachte. Ich glaube es übrigens zu verstehen: wissen Sie, ich selbst wollte mich schon etwa dreißig Mal vergiften, und zwar als ich erst dreizehn Jahre alt war; ich beabsichtigte das alles den Eltern in einem Brief mitzuteilen und stellte mir vor, wie ich im Sarge liegen würde und alle mich beweinen und sich anklagen würden, weil sie zu mir so grausam gewesen ... Warum lächeln sie wieder“, fügte sie rasch mit gerunzelter Stirn hinzu, „woran denken Sie denn, wenn Sie vor sich hinträumen? Vielleicht halten Sie sich für einen Feldmarschall und stellen sich vor, Sie hätten Napoleon geschlagen.“

„Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort darauf, daß ich daran denke, besonders vor dem Einschlafen“, sagte der Fürst lachend, „ich schlage aber nicht Napoleon, sondern immer die Österreicher.“

„Ich wünsche mit Ihnen gar nicht zu scherzen, Lew Nikolajewitsch. Ich werde Ippolit selbst sprechen; ich bitte Sie, es ihm mitzuteilen. Ich finde es aber Ihrerseits sehr häßlich, denn es ist sehr brutal, eine menschliche Seele so zu betrachten und abzuurteilen, wie Sie es mit Ippolit tun. Sie haben gar keine Zärtlichkeit; immer nur die Wahrheit, das ist Ungerechtigkeit.“

Der Fürst dachte nach.

„Ich glaube, Sie sind in bezug auf mich im Unrecht“, sagte er, „ich finde ja darin, daß er so dachte, nichts Böses, denn alle neigen dazu, so zu denken; vielleicht hat er außerdem auch gar nicht so gedacht, sondern es nur gewünscht ... er wollte zum letztenmal mit Menschen zusammenkommen und ihre Achtung und Liebe gewinnen: das sind ja lauter sehr schöne Gefühle, es ist aber ganz anders gekommen; er ist ja krank und es hat auch noch etwas anderes dabei mitgespielt! Außerdem gelingt den einen immer alles, während die anderen nur Unglück haben ...“

„Das haben Sie gewiß in bezug auf sich selbst hinzugefügt?“ fragte Aglaja.

„Ja, ich habe von mir gesprochen“, antwortete der Fürst, ohne Schadenfreude aus der Frage herauszuhören.

„Ich wäre an Ihrer Stelle aber auf keinen Fall eingeschlafen; Sie schlafen also überall, wo Sie sich befinden; das ist gar nicht schön von Ihnen.“

„Ich habe ja die ganze Nacht nicht geschlafen, dann bin ich auch viel gegangen und war bei der Musik.“

„Wieso bei der Musik?“

„Dort, wo man gestern gespielt hat; dann bin ich hergekommen, habe mich hingesetzt und lange nachgedacht und bin eingeschlafen.“

„Das ist etwas anderes. Das spricht zu Ihren Gunsten . . . Weshalb sind Sie denn zur Musik gegangen?“

„Ich weiß nicht . . .“

„Also gut, und dann? Sie unterbrechen mich immer, was geht es mich denn an, daß Sie zur Musik gegangen sind? Von welcher Frau haben Sie geträumt?“

„Von . . . von . . . Sie haben sie gesehen . . .“

„Ich verstehe, ich verstehe ganz genau. Haben Sie sie sehr . . . Was haben Sie von ihr geträumt, wie ist sie Ihnen erschienen? Ich will übrigens nichts davon wissen“, schloß sie plötzlich ärgerlich. „Unterbrechen Sie mich nicht . . .“

Sie wartete eine Weile, als faßte sie sich ein Herz oder als wollte sie ihre Verstimmung überwinden.

„Es handelt sich um folgendes, ich habe Sie deswegen kommen lassen, weil ich Ihnen den Vorschlag machen will, mein Freund zu sein. Warum starren Sie mich plötzlich so an?“ fügte sie fast zornig hinzu.

Der Fürst betrachtete sie in diesem Augenblick tatsächlich sehr eingehend, da er bemerkt hatte, daß sie wieder furchtbar zu erröten begann. Wenn sie errötete, schien sie sich immer mehr über sich zu ärgern, was aus ihren funkelnden Augen zu ersehen war; nach einem Augenblick pflegte sie ihren Zorn auf denjenigen, mit dem sie sprach, zu übertragen, wobei es ihr gleichgültig war, ob der Betreffende die Schuld trug oder nicht, und sie begann mit ihm zu streiten. Da sie ihre Scheu und Schamhaftigkeit kannte, nahm sie gewöhnlich selten an der Unterhaltung teil und war schweigsamer als ihre Schwestern, manchmal war sie sogar zu still. Wenn sie aber in solchen heiklen Fällen durchaus sprechen mußte, tat sie es gewöhnlich außerordentlich hochmütig und wie herausfordernd. Sie fühlte schon immer vorher, daß sie errötete oder erröten würde.

„Sie wollen mein Angebot vielleicht nicht annehmen“, sagte sie, indem sie den Fürsten hochmütig ansah.

„O nein, ich will schon, das ist aber ganz unnötig . . . Das heißt, ich habe nicht geglaubt, daß man einen solchen Vorschlag zu machen braucht“, sagte der Fürst verlegen.

„Was haben Sie denn sonst geglaubt? Wozu hätte ich Sie herbestellt? Was haben Sie im Sinn? Vielleicht halten Sie mich übrigens auch für eine kleine Närrin, wie es alle zu Hause tun?“

„Ich wußte nicht, daß man Sie für eine Närrin hält, ich . . . ich halte Sie nicht dafür.“

„Sie halten mich nicht dafür? Das ist sehr klug von Ihnen. Vor allem haben Sie es sehr klug geäußert.“

„Sie sind meiner Ansicht nach manchmal sehr gescheit“, fuhr der Fürst fort, „Sie haben vorhin plötzlich eine sehr gescheite Bemerkung gemacht. Sie haben bezüglich meines Zweifels über Ippolit gesagt: ‚es ist nur die Wahrheit, also eine Ungerechtigkeit.‘ Ich werde mir das merken und darüber nachdenken.“

Aglaja errötete plötzlich vor Vergnügen. Alle diese Veränderungen vollzogen sich an ihr außerordentlich rasch und offen. Auch der Fürst freute sich und lachte, sie anschauend, vor Freude auf.

„Hören Sie also zu“, begann sie wieder, „ich habe Sie lange erwartet, um Ihnen das alles zu sagen, schon seit Sie mir von dort den Brief schrieben und sogar noch früher . . . Die Hälfte haben Sie schon gestern von mir gehört: ich halte Sie für einen sehr ehrlichen und aufrichtigen Menschen, Sie sind ehrlicher und aufrichtiger als alle andern, und wenn man von Ihnen sagt, daß Ihr Verstand . . . also daß Sie manchmal nicht zurechnungsfähig sind, so ist das eine Unwahrheit; ich bin davon überzeugt und habe darüber gestritten, denn wenn Ihr Verstand auch wirklich krank ist (Sie werden mir doch nicht böse sein, ich spreche ja von einem höheren Standpunkt aus), so ist Ihr eigentlicher Verstand doch bedeutender, als der aller andern; so zwar, wie die sich das nicht einmal träumen lassen, denn es gibt zweierlei Verstand: den hauptsächlichen und den nebensächlichen. Ist es so? Nicht wahr, es ist so?“

„Vielleicht haben Sie recht“, sagte der Fürst kaum hörbar, sein Herz klopfte und bebte fürchterlich.

„Ich wußte, daß Sie es verstehen würden“, fuhr sie mit Wichtigkeit fort. „Fürst Stsch. und Jewgenij Pawlowytsch verstehen nichts von diesen zwei Arten von Verstand. Auch Alexandra begreift es nicht, stellen Sie sich aber nur vor, maman hat es verstanden.“

„Sie gleichen Lisaweta Prokofjewna sehr.“

„Wieso? Wirklich?“ fragte Aglaja erstaunt.

„Es ist, bei Gott, so.“

„Ich danke Ihnen“, sagte sie nach einer Weile, „ich freue mich sehr, daß ich mamam gleiche. Sie schätzen sie wohl sehr?“ fügte sie hinzu, ohne die Naivität der Frage zu bemerken.

„Sehr, sehr, und ich freue mich, daß Sie das gleich herausgefunden haben.“

„Auch ich freue mich, denn ich habe bemerkt, daß man sie manchmal . . . auslacht. Hören Sie jetzt aber das Wichtigste: ich habe lange nachgedacht und habe schließlich Sie gewählt. Ich will nicht, daß man zu Hause über mich spottet; ich will nicht, daß man mich für eine kleine Närrin hält; ich will nicht, daß man mich neckt. Ich habe das alles sofort verstanden und habe Jewgenij Pawlytsch kategorisch abgewiesen, denn ich will nicht haben, daß man mich ununterbrochen verheiratet! Ich will . . . ich will . . . ja, ich will von zu Hause fliehen und habe Sie ausgewählt, damit Sie mir dabei helfen.“

„Von zu Hause fliehen!“ rief der Fürst aus.

„Ja, ja, ja, von zu Hause fliehen!“ rief sie plötzlich von außerordentlichem Zorn erfüllt aus. „Ich will nicht, ich will nicht, daß man mich dort ewig zum Erröten bringt. Ich will weder vor ihnen, noch vor Fürst Stsch., noch vor Jewgenij Pawlowytsch, noch vor sonst jemand erröten, deshalb habe ich Sie gewählt. Ich will mit Ihnen alles, alles und selbst das Wichtigste besprechen, wenn ich Lust dazu habe; auch Sie dürfen Ihrerseits nichts vor mir verheimlichen. Ich will wenigstens mit einem Menschen, wie mit mir selbst, über alles sprechen können. Die haben plötzlich alle davon gesprochen, daß ich Sie erwarte und daß ich Sie liebe. Das war noch vor Ihrer Ankunft, ich habe ihnen Ihren Brief nicht gezeigt; und jetzt sprechen sie alle davon. Ich will tapfer sein und mich vor nichts fürchten. Ich will nicht auf ihre Bälle gehen, ich will Nutzen bringen. Ich wollte schon lange fliehen. Ich sitze seit zwanzig Jahren bei ihnen eingesperrt und man will mich immer verheiraten. Ich wollte schon mit vierzehn Jahren von Hause fort, obwohl ich damals noch dumm war. Jetzt habe ich mir aber alles überlegt und habe auf Sie gewartet, um Sie über das Ausland auszufragen. Ich habe keine einzige gotische Kirche gesehen, ich möchte nach Rom, will alle wissenschaftlichen Sammlungen anschauen, will in Paris lernen; ich habe mich das ganze letzte Jahr vorbereitet, ich habe gelernt und sehr viele Bücher gelesen, ich habe alle verbotenen Bücher gelesen. Alexandra und Adelaida lesen alle Bücher, sie dürfen es, ich bekomme sie aber nicht, ich werde überwacht. Ich will mit den Schwestern nicht streiten, ich habe den Eltern aber schon längst erklärt, daß ich meine soziale Stellung ganz verändern will. Ich habe beschlossen, mich mit Erziehung zu beschäftigen

und habe dabei auf Sie gerechnet, denn Sie haben gesagt, daß Sie die Kinder lieben. Könnten wir uns nicht, wenn nicht jetzt gleich, dann in der Zukunft zusammen der Erziehung widmen? Wir werden uns gemeinsam nützlich machen; ich will nicht die Generalstochter spielen . . . Sagen Sie, sind Sie ein sehr gelehrter Mensch?“

„Oh, gar nicht.“

„Das ist schade, ich habe gedacht . . . Wie konnte ich das nur denken? Sie werden mich aber doch dabei leiten, denn ich habe Sie mir dazu gewählt.“

„Das hat keinen Sinn, Aglaja Iwanowna.“

„Ich will, ich will aus dem Hause fliehen!“ rief sie und ihre Augen flammten wieder auf. „Wenn Sie nicht einverstanden sind, heirate ich Gawrila Ardalionowitsch. Ich will nicht, daß man mich zu Hause für schlecht hält und mir Gott weiß was vorwirft.“

„Sind Sie denn bei Sinnen?“ rief der Fürst, fast aufspringend, „was wirft man Ihnen vor, wer tut es denn?“

„Alle zu Hause, die Mutter, die Schwestern, der Vater, Fürst Stsch. und sogar Ihr abscheulicher Kolja! Wenn sie es auch nicht geradeheraus sagen, so denken sie es doch. Ich habe es ihnen allen offen ins Gesicht gesagt, der Mutter und dem Vater. Maman war einen ganzen Tag krank; und Alexandra und Papa erklärten mir am nächsten Tag, ich wüßte selbst nicht, was ich für Unsinn redete und was für Worte ich gebrauchte. Darauf sagte ich ihnen ohne viel Umstände, ich verstehe schon alles, alle Worte, ich sei kein Kind mehr und hätte noch vor zwei Jahren absichtlich, um alles zu erfahren, zwei Romane von Paul de Kock gelesen. Als maman das hörte, fiel sie fast in Ohnmacht.“

Dem Fürsten kam plötzlich ein seltsamer Gedanke: Er blickte Aglaja forschend an und lächelte.

Er konnte sich nicht vorstellen, daß vor ihm dasselbe hochmütige Mädchen saß, das ihm einst herablassend und hochnasig Gawrila Ardalionowitschs Brief vorgelesen hatte. Er konnte sich nicht vorstellen, wieso diese stolze, strenge Schöne sich als ein solches Kind erwies, das vielleicht jetzt noch nicht alle Worte begriff.

„Haben Sie immer zu Hause gelebt, Aglaja Iwanowna?“ fragte er. „Ich meine, ob Sie nicht eine Schule besucht haben oder in irgendeinem Pensionat gewesen sind?“

„Ich bin nie irgendwo hingegangen; ich habe immer wie in einer verkorkten Flasche zu Hause gesessen und werde direkt aus der Flasche heraus heiraten; warum lachen Sie wieder? Ich bemerke, daß auch Sie mich auszulachen scheinen und auf der Seite von denen sind“, fügte sie mit finster gerunzelter Stirn hinzu, „machen Sie mich nicht böse, ich weiß ohnehin nicht, was mit mir vorgeht . . . ich bin über-

zeugt, daß Sie in vollster Überzeugung, ich sei in Sie verliebt und hätte Sie zu einem Rendezvous bestellt, gekommen sind“, sagte sie gereizt.

„Ich habe das gestern wirklich befürchtet“, entschlüpfte es naiv dem Fürsten (er war sehr verlegen), „heute bin ich jedoch davon überzeugt, daß Sie . . .“

„Wie?“ rief Aglaja aus und ihre Unterlippe begann plötzlich zu zittern. „Sie haben befürchtet, daß ich . . . Sie haben zu glauben gewagt, daß ich . . . O Gott! Sie haben vielleicht den Verdacht gehegt, ich hätte Sie hergerufen, um Sie in mein Netz zu locken, damit man uns hier ertappt und Sie zwingt mich zu heiraten . . .“

„Aglaja Iwanowna! Schämen Sie sich denn gar nicht? Wie konnte in Ihrem reinen unschuldigen Herzen ein so schmutziger Gedanke aufkeimen? Ich wette, daß Sie selbst an kein einziges Ihrer Worte glauben und . . . und selbst nicht wissen, was Sie sagen!“

Aglaja saß mit beharrlich gesenkten Augen da, als wäre sie selbst über das, was sie gesagt, erschrocken.

„Ich schäme mich gar nicht“, murmelte sie, „woher wissen Sie, daß ich ein unschuldiges Herz habe? Wie haben Sie es gewagt, mir damals einen Liebesbrief zu schicken?“

„Einen Liebesbrief? War es denn ein Liebesbrief? Das war ein ganz ehrerbietiger Brief, er ist meinem Herzen in der schwersten Stunde meines Lebens entquollen! Ich habe an Sie damals wie an etwas Lichtes gedacht . . . ich . . .“

„Es ist schon gut“, unterbrach sie ihn plötzlich in einem ganz anderen, fast ängstlichen Ton und voll Reue, dabei beugte sie sich zu ihm, wagte es aber noch immer nicht, ihn anzuschauen; sie wollte ihn bei der Schulter fassen, um ihn noch eindringlicher zu bitten, er möge ihr nicht zürnen, „es ist gut“, fügte sie furchtbar verlegen hinzu, „ich fühle, daß ich mich sehr dumm ausgedrückt habe. Ich habe das nur so gesagt . . . um Sie zu prüfen. Denken Sie jetzt, ich hätte es gar nicht gesagt. Wenn ich Sie aber verletzt habe, dann verzeihen Sie mir. Schauen Sie mich, bitte, nicht an, wenden Sie sich ab. Sie sagen, es sei ein sehr schmutziger Gedanke: ich habe es absichtlich gesagt, um Sie zu kränken. Ich fürchte mich manchmal selbst vor dem, was ich sagen will und dann sage ich es plötzlich doch. Sie haben soeben gesagt, Sie hätten mir den Brief in der schwersten Stunde Ihres Lebens geschrieben . . . Ich weiß, was für eine Stunde es war . . .“

„Oh, wenn Sie alles wissen könnten!“

„Ich weiß alles!“ rief sie von neuem erregt aus, „Sie haben damals einen ganzen Monat mit jener abscheulichen Frau, mit der Sie geflohen sind, in einer Wohnung gelebt . . .“

Sie errötete nicht mehr, sondern erbleichte bei diesen Worten und erhob sich plötzlich, als hätte sie sich vergessen, dann besann sie sich aber gleich und setzte sich wieder hin; ihre Lippe zitterte aber noch lange. Das Schweigen hielt etwa eine Minute an. Der Fürst war über die Plötzlichkeit des Ausbruchs erstaunt und wußte nicht, worauf er das zurückführen sollte.

„Ich habe Sie gar nicht lieb“, sagte sie plötzlich kurz.

Der Fürst antwortete nicht; sie schwiegen wieder eine Weile.

„Ich liebe Gawrila Ardalionowitsch . . .“ sagte sie rasch, aber kaum hörbar, indem sie den Kopf noch tiefer neigte.

„Das ist nicht wahr“, sagte der Fürst, auch beinahe flüsternd.

„Ich lüge also? Es ist wahr; ich habe ihm vorgestern auf dieser selben Bank mein Wort gegeben.“

Der Fürst erschrak und sann einen Augenblick nach.

„Das ist nicht wahr“, wiederholte er mit Sicherheit, „Sie haben sich das alles nur ausgedacht.“

„Sie sind außerordentlich höflich. Ich teile Ihnen also mit, daß er sich gebessert hat; er liebt mich mehr als sein Leben. Er hat vor mir seine Hand verbrannt, nur um mir zu beweisen, daß er mich mehr als sein Leben liebt.“

„Er hat seine Hand verbrannt?“

„Ja, das hat er getan. Es ist mir ganz gleich, ob Sie es glauben oder nicht.“

Der Fürst schwieg wieder. Aglajas Worte klangen nicht scherzhaft, sie zürnte.

„Hatte er denn eine Kerze bei sich, wenn das hier vorgegangen sein soll? Ich kann mir das nicht anders denken . . .“

„Ja . . . er hatte eine Kerze bei sich. Was ist denn daran so unwahrscheinlich?“

„In der Hand oder in einem Leuchter?“

„Ja . . . nein . . . es war eine halbe Kerze . . . ein Stumpf . . . eine ganze Kerze, es ist ja ganz gleich, lassen Sie mich in Ruhe ! . . . Wenn Sie wollen, hat er auch Zündhölzer mitgebracht. Er hat die Kerze angezündet und den Finger eine halbe Stunde lang über der Kerze gehalten; kann denn das nicht sein?“

„Ich habe ihn gestern gesehen, seine Finger sind nicht verletzt.“

Aglaja platzte jetzt wie ein Kind mit dem Lachen heraus.

„Wissen Sie, weshalb ich soeben gelogen habe?“ wandte sie sich plötzlich mit kindlicher Zutraulichkeit und vor Lachen noch zitternden Lippen an den Fürsten. „Wenn man lügt und geschickt etwas Ungewöhnliches und Exzentrisches einflucht, wissen Sie, etwas was sehr selten oder überhaupt nicht vorkommt, dann wird die Lüge

viel wahrscheinlicher. Ich habe das bemerkt. Es ist bei mir nur darum nichts daraus geworden, weil ich ungeschickt war . . .“

Sie runzelte plötzlich die Stirn, als hätte sie sich auf etwas besonnen.

„Wenn ich Ihnen damals das vom ‚armen Ritter‘ vorgelesen habe“, wandte sie sich an den Fürsten, indem sie ihn ernst und sogar traurig anblickte, „wollte ich Sie dadurch zwar für einiges beloben, zugleich habe ich Ihr Benehmen aber auch getadelt und Ihnen gezeigt, daß ich alles weiß . . .“

„Sie sind zu mir . . . und zu jener Unglücklichen, von der Sie sich soeben so furchtbar ausgedrückt haben, sehr ungerecht, Aglaja.“

„Ich habe mich darum so ausgedrückt, weil ich alles weiß! Ich weiß, daß Sie ihr vor einem halben Jahr vor allen einen Heiratsantrag gemacht haben. Unterbrechen Sie mich nicht, Sie sehen, daß ich ohne Kommentare spreche. Darauf ist sie mit Rogoshin davongelaufen; dann haben Sie mit ihr in einem Dorf oder in irgendeiner Stadt gelebt und sie ist von Ihnen zu einem andern gegangen.“ (Aglaja errötete furchtbar.) „Dann ist sie wieder zu Rogoshin zurückgekehrt, der sie wie . . . wie ein Verrückter liebt. Darauf sind Sie so gescheit gewesen, ihr jetzt hierher nachzureisen, sowie Sie erfuhren, sie wäre nach Petersburg zurückgekehrt. Gestern abend haben Sie sie verteidigt und soeben haben Sie von ihr geträumt . . . Sie sehen also, daß ich alles weiß; Sie sind ja ihretwegen, nur ihretwegen, hergekommen!“

„Ja, ihretwegen“, antwortete der Fürst leise, indem er sinnend und traurig den Kopf neigte und dabei nicht ahnte, mit welchem flammendem Blick Aglaja ihn betrachtete, „ihretwegen, nur um zu erfahren . . . Ich glaube nicht an ihr Glück mit Rogoshin, obwohl . . . Ich weiß, mit einem Wort, nicht, was ich hier für sie tun und wie ich ihr helfen könnte, ich bin aber doch gekommen.“

Er zuckte zusammen und blickte Aglaja an; diese hörte ihm haßerfüllt zu.

„Wenn Sie, ohne zu wissen weshalb, gekommen sind, lieben Sie sie also sehr?“ sagte sie endlich.

„Nein“, antwortete der Fürst, „nein, ich liebe sie nicht. Oh, wenn Sie wüßten, mit welchem Entsetzen ich an die mit ihr verlebte Zeit zurückdenke!“

Ein Zittern überlief bei diesen Worten seinen ganzen Körper.

„Erzählen Sie alles“, sagte Aglaja.

„Es ist nichts dabei, das Sie nicht mit anhören könnten. Ich weiß nicht, weshalb ich das alles Ihnen und nur Ihnen allein erzählen wollte; vielleicht weil ich Sie wirklich sehr lieb hatte. Diese unglückliche Frau ist tief davon überzeugt, daß sie das lasterhafteste, am tiefsten gefallene Geschöpf von der Welt sei. Oh, schänden Sie sie

nicht, werfen Sie keinen Stein auf sie. Sie hat sich selbst mit dem Bewußtsein ihrer unverdienten Schande nur zu sehr gequält! Und was hat sie denn verschuldet, o mein Gott! Sie ruft jeden Augenblick erregt aus, daß sie sich nicht für schuldig hält, daß sie ein Opfer der Menschen, ein Opfer eines Wüstlings und Schuftes ist; Sie müssen aber trotz aller dieser Worte wissen, daß sie die erste ist, die sich selbst nicht glaubt und daß sie im Gegenteil mit ihrem ganzen Gewissen davon überzeugt ist, daß . . . sie selbst schuldig ist. Wenn ich diese Trostlosigkeit zu verscheuchen versuchte, hatte sie so furchtbar darunter zu leiden, daß mein Herz niemals heilen wird, solange ich noch an diese furchtbare Zeit zurückdenken werde. Mir ist so, als hätte man mein Herz ein für allemal durchbohrt. Wissen Sie, weshalb sie von mir geflohen ist? Nur um mir zu beweisen, daß sie gemein ist. Das Furchtbarste daran ist aber, daß sie vielleicht selbst nicht wußte, daß sie mir das beweisen wollte, sondern deshalb floh, weil sie in ihrem Innern durchaus irgend etwas Schändliches begehen wollte, um sich dabei sagen zu können: „Du hast eine neue Gemeinheit begangen, folglich bist du ein niedriges Geschöpf!“ Sie werden das vielleicht nicht begreifen, Aglaja! Wissen Sie denn, daß in diesem ununterbrochenen Bewußtsein der Schande für sie vielleicht ein großes, unnatürliches Vergnügen enthalten ist, eine Art Rache an jemand! Ich brachte sie manchmal so weit, daß sie wieder Licht um sich sah; dann war sie aber gleich darüber entrüstet und ging so weit, daß sie mich voll Bitterkeit beschuldigte, ich stelle mich hoch über sie (ich dachte nicht im entferntesten daran) und mir endlich, als ich ihr vorschlug, sie zu heiraten, geradeheraus erklärte, sie verlange von niemand hochmütiges Mitleiden, Hilfe oder ihre Erhebung. Sie haben sie gestern gesehen; glauben Sie denn wirklich, daß sie in dieser Gesellschaft glücklich ist, daß es ihr Kreis ist? Sie wissen nicht, wie intelligent sie ist und was sie alles zu begreifen imstande ist! Sie hat mich manchmal geradezu in Erstaunen versetzt!“

„Haben Sie ihr dort auch solche . . . Predigten gehalten?“

„O nein“, fuhr der Fürst nachdenklich fort, ohne den Ton ihrer Frage zu beachten, „ich habe fast immer geschwiegen. Ich wollte oft sprechen, ich wußte aber manchmal wirklich nicht, was ich sagen sollte. Wissen Sie, es ist in manchen Fällen besser, gar nicht zu sprechen. Ich liebte sie, ich liebte sie sehr . . . dann . . . dann hat sie aber alles erraten.“

„Was hat sie erraten?“

„Daß sie mir nur leid tut, daß ich sie aber . . . nicht mehr liebe.“

„Woher wissen Sie es, vielleicht hat sie sich wirklich in jenen . . . Gutsbesitzer verliebt, mit dem sie davongelaufen ist?“

„Nein, ich weiß alles; sie hat ihn nur zum besten gehabt.“

„Und hat sie Sie nie zum besten gehabt?“

„N-nein. Sie hat mich aus Zorn verspottet; oh, sie hat mir damals in ihrer Erbitterung furchtbare Vorwürfe gemacht und hat dabei selbst gelitten! Aber ... dann ... oh, erinnern Sie mich nicht daran, erinnern Sie mich nicht daran!“

Er bedeckte sich das Gesicht mit den Händen.

„Wissen Sie auch, daß sie mir fast täglich Briefe schreibt?“

„Das ist also wahr?“ rief der Fürst erregt. „Ich habe es gehört, wollte es aber immer noch nicht glauben.“

„Von wem haben Sie es gehört?“ fragte Aglaja, ängstlich zusammenfahrend.

„Rogoshin hat es mir gestern angedeutet.“

„Gestern? Gestern früh? Wann gestern? Vor oder nach der Musik?“

„Nach der Musik; um zwölf Uhr nachts.“

„Ach so, also wenn Rogoshin es sagt ... Wissen Sie auch, was sie mir in diesen Briefen schreibt?“

„Ich wundere mich über nichts, sie ist wahnsinnig.“

„Da sind die Briefe.“ (Aglaja nahm aus der Tasche drei in Kuverts eingeschlossene Briefe und warf sie dem Fürsten hin). Sie fleht, redet mir zu und sucht mich schon eine ganze Woche dahin zu bringen, daß ich Sie heirate. Sie ... ja sie ist klug, wenn sie auch wahnsinnig ist, und Sie haben recht, daß sie viel klüger ist als ich ... sie schreibt mir, sie sei in mich verliebt und suche jeden Tag nach der Gelegenheit, mich, sei es auch nur aus der Ferne, zu sehen. Sie schreibt, Sie liebten mich: sie wüßte das und hätte es längst bemerkt, und Sie hätten mit ihr dort von mir gesprochen. Sie will Sie glücklich wissen; sie ist davon überzeugt, daß nur ich Sie glücklich machen kann ... Sie schreibt so wild ... es ist seltsam. Ich habe die Briefe niemandem gezeigt, ich habe auf Sie gewartet; wissen Sie, was das bedeutet? Erraten Sie nichts?“

„Das ist Wahnsinn; es ist der Beweis ihres anomalen Zustandes“, sagte der Fürst mit zitternden Lippen.

„Weinen Sie vielleicht gar?“

„Nein, Aglaja, nein, ich weine nicht“, sagte der Fürst, indem er sie anblickte.

„Was soll ich denn da tun? Wozu raten Sie mir? Ich kann doch keine solchen Briefe annehmen!“

„Oh, lassen Sie sie, ich flehe Sie an“, rief der Fürst aus, „was haben Sie mit diesem Dunkel zu schaffen; ich werde alles tun, damit sie Ihnen nicht mehr schreibt.“

„Wenn es so ist, sind Sie ein herzloser Mensch!“ rief Aglaja. „Sehen

Sie denn nicht, daß sie nicht in mich, sondern in Sie verliebt ist, sie liebt nur Sie! Ist es denn möglich, daß Sie in ihr alles bemerkt haben und das außer acht ließen? Wissen Sie, was das ist und was diese Briefe bedeuten? Das ist Eifersucht; das ist mehr als Eifersucht! Sie... glauben Sie denn, daß sie Rogoshin wirklich heiraten wird, wie sie in diesen Briefen schreibt? Sie wird sich am Tage nach unserer Hochzeit umbringen!“

Der Fürst fuhr zusammen; sein Herz erstarrte. Er blickte Aglaja aber erstaunt an: es war ihm seltsam, zu erkennen, daß dieses Kind schon längst ein Weib war.

„Gott weiß es, Aglaja, daß ich mein Leben hingeben würde, damit sie ihren Frieden wiederfindet und glücklich ist, ich kann sie aber... nicht mehr lieben und sie weiß es!“

„Opfern Sie sich doch hin, wenn es Ihnen so gut gefällt! Sie sind ja ein großer Wohltäter! Und sagen Sie nicht ‚Aglaja‘ zu mir... Sie haben auch schon vorhin einfach ‚Aglaja‘ gesagt... Sie müssen, Sie sind dazu verpflichtet, sie ins Leben zurückzurufen, Sie müssen mit ihr wieder fortreisen, um ihr Herz zu beruhigen und ihr zum Frieden zu verhelfen. Sie lieben sie ja auch!“

„Ich konnte mich nicht so hinopfern, obwohl ich es schon einmal tun wollte und... vielleicht auch jetzt noch will. Ich weiß aber bestimmt, daß sie mit mir zugrunde gehen wird und deshalb verlasse ich sie. Ich wollte sie heute um sieben Uhr sprechen; ich werde jetzt aber vielleicht nicht hingehen. Sie wird mir in ihrem Stolz meine Liebe nie verzeihen und wir werden uns beide ins Verderben stürzen! Das ist unnatürlich, alles daran ist aber unnatürlich. Sie sagen, sie liebt mich. Ist das aber Liebe? Kann es denn eine solche Liebe geben, wenn ich soviel leiden mußte! Nein, das ist etwas anderes, das ist keine Liebe!“

„Wie bleich Sie geworden sind!“ rief Aglaja plötzlich erschrocken aus.

„Das ist nichts; ich habe wenig geschlafen; ich bin schwach, ich... wir haben von Ihnen damals gesprochen, Aglaja...“

„Ist das wahr? Sie konnten mit ihr von mir sprechen und... und wie haben Sie mich liebgewonnen, wenn Sie mich nur ein einzigesmal gesehen haben?“

„Ich weiß nicht wie. In meiner düsteren Stimmung habe ich vielleicht von einer neuen Morgenröte geträumt und... ich habe darauf gehofft. Ich weiß nicht, warum ich zuerst an Sie gedacht habe. Ich habe Ihnen damals ganz offen geschrieben, daß ich es nicht weiß. Das alles war nur ein Traum, der mir in meinem damaligen Entsetzen gekommen ist... Darauf habe ich angefangen, zu arbeiten; ich wäre drei Jahre lang nicht hergekommen...“

„Sie sind also ihretwegen gekommen?“

Etwas bebte in Aglajas Stimme.

„Ja, ihretwegen.“

Es vergingen zwei Minuten düsteren beiderseitigen Schweigens. Aglaja erhob sich.

„Wenn Sie selbst sagen und glauben“, begann sie mit unsicherer Stimme, daß diese . . . Frau . . . wahnsinnig ist, gehen mich ihre irren Phantasien nichts an . . . Ich bitte Sie, Lew Nikolajewitsch, nehmen Sie diese drei Briefe mit und werfen Sie sie ihr hin! Und sagen Sie ihr“, schrie Aglaja plötzlich auf, „wenn sie es noch einmal wagt, mir auch nur eine Zeile zu schreiben, werde ich mich bei meinem Vater beschweren, und man wird sie ins Irrenhaus stecken . . .“

Der Fürst sprang auf, Aglajas plötzliche Wut erschreckte ihn; er schien wie durch einen Nebel zu sehen . . .

„Sie können nicht so fühlen . . . Das ist nicht wahr!“ murmelte er.

„Das ist wahr! Das ist wahr!“ schrie Aglaja fast außer sich.

„Was ist wahr? Was ist wahr!“ ertönte neben ihnen eine erschrockene Stimme.

Vor ihnen stand Lisaweta Prokofjewna.

„Es ist wahr, daß ich Gawrila Ardalionowitsch heirate! Daß ich Gawrila Ardalionowitsch liebe und morgen mit ihm von Hause fortlaufe!“ fiel Aglaja über sie her. „Haben Sie gehört? Ist Ihre Neugierde befriedigt? Genügt Ihnen das?“

Und sie lief nach Hause.

„Nein, gehen Sie jetzt nicht fort, Väterchen“, hielt Lisaweta Prokofjewna den Fürsten auf, „tun Sie mir den Gefallen, kommen Sie mit und geben Sie mir einige Erklärungen . . . Was das nur für eine Qual ist! Ich habe auch ohnehin die ganze Nacht nicht geschlafen.“

Der Fürst folgte ihr.

9

Als sie ins Haus traten, blieb Lisaweta Prokofjewna gleich im ersten Zimmer stehen; sie konnte nicht weiter gehen und ließ sich ganz kraftlos auf eine Chaiselongue sinken, wobei sie sogar vergaß, dem Fürsten einen Sitz anzubieten. Sie befanden sich in einem ziemlich großen Salon, mit einem runden Tisch in der Mitte, mit einem Kamin, mit einer Menge Blumen auf den Etageren an den Fenstern und einer Glastür an der rückwärtigen Wand, die in den Garten führte. Adelaida und Alexandra traten sofort ein und blickten den Fürsten und die Mutter fragend und erstaunt an.

Die Mädchen standen auf dem Lande gewöhnlich gegen neun Uhr auf; nur Aglaja hatte es sich in den letzten zwei, drei Tagen einfallen lassen, etwas früher aufzustehen und im Garten spazierenzugehen,

doch auch nicht um sieben Uhr, sondern um acht oder sogar noch später. Lisaweta Prokofjewna, die die Nacht vor lauter Sorgen tatsächlich nicht geschlafen hatte, war absichtlich gegen acht Uhr aufgestanden, um Aglaja im Garten zu treffen, da sie annahm, daß sie wach sei; sie fand sie aber weder im Garten, noch in ihrem Schlafzimmer. Das beunruhigte sie sehr und sie weckte die Töchter. Sie erfuhren von dem Stubenmädchen, Aglaja Iwanowna sei schon um sieben Uhr in den Park gegangen. Die Mädchen lächelten über die neue Laune ihrer phantastischen Schwester und bemerkten der Mutter gegenüber, Aglaja würde vielleicht noch böse sein, wenn sie sie im Park suchen würde; sie säße jetzt sicher mit einem Buch auf jener grünen Bank, von der sie noch vor drei Tagen gesprochen hatte und wegen welcher sie mit Fürst Stsch. fast in Streit geraten war, da er an dieser Bank nichts Besonderes fand. Als Lisaweta Prokofjewna die Tochter bei einem Stelldichein ertappte und ihre seltsamen Worte hörte, war sie aus vielen Gründen furchtbar betroffen; jetzt aber, als sie den Fürsten mitgebracht hatte, erschrak sie, daß sie das Ganze angefangen: „Warum sollte Aglaja den Fürsten denn nicht im Park treffen und mit ihm ins Gespräch kommen, selbst wenn es auch ein vorher fest verabredetes Stelldichein gewesen sein sollte?“

„Glauben Sie nicht, Fürst“, sagte sie endlich, sich ein Herz fassend, „daß ich Sie hierhergeschleppt habe, um Sie einem Verhör zu unterziehen . . . Ich wünsche nach dem gestrigen Abend vielleicht überhaupt gar nicht mit Ihnen lange zusammen zu sein . . .“

Sie stockte.

„Sie möchten aber doch sehr gerne erfahren, wieso ich Aglaja Iwanowna heute getroffen habe?“ ergänzte der Fürst sehr ruhig.

„Ja, allerdings!“ fuhr ihn Lisaweta Prokofjewna sofort an. „Ich fürchte mich nicht vor offener Rede. Denn ich habe niemand beleidigt und will es auch gar nicht tun.“

„Aber erlauben Sie, Sie brauchen ja niemand zu beleidigen, und es ist ganz natürlich, daß Sie es erfahren wollen; Sie sind ja die Mutter. Aglaja Iwanowna und ich haben uns heute genau um sieben Uhr früh getroffen auf Grund einer Aufforderung, die ich gestern von ihr erhielt. Sie hat mich gestern abend durch einen Brief wissen lassen, sie müßte mich sprechen und mir etwas Wichtiges mitteilen. Wir sind beide gekommen und haben eine volle Stunde von Dingen gesprochen, die eigentlich nur Aglaja Iwanowna angehen; das ist alles.“

„Natürlich ist das alles, Väterchen, ich zweifle gar nicht daran“, sprach Lisaweta Prokofjewna mit Würde.

„Ausgezeichnet, Fürst!“ sagte Aglaja, plötzlich ins Zimmer tretend, „ich danke Ihnen von ganzem Herzen, daß Sie auch mich für unfähig

hielten, mich hier zu einer Lüge zu erniedrigen. Sind Sie befriedigt, maman, oder beabsichtigen Sie das Verhör fortzusetzen?“

„Du weißt, daß ich vor dir bis jetzt noch nie zu erröten brauchte, wenn du dich darüber vielleicht auch freuen würdest“, antwortete Lisaweta Prokofjewna mit Nachdruck. „Leben Sie wohl, Fürst, verzeihen Sie mir die Störung. Ich hoffe, Sie werden von meiner unveränderlichen Achtung Ihnen gegenüber überzeugt sein.“

Der Fürst verbeugte sich sogleich nach allen Seiten hin und ging schweigend. Alexandra und Adelaida lächelten und flüsterten miteinander. Lisaweta Prokofjewna blickte sie streng an.

„Wir sprachen nur davon, maman“, sagte Adelaida lachend, „daß der Fürst sich so schön verbeugt hat; manchmal ist er plump wie ein Bär, und jetzt hat er es plötzlich wie . . . Jewgenij Pawlowytsch gemacht.“

„Feinfühligkeit und Würde kommen vom Herzen und werden nicht vom Tanzmeister beigebracht“, fügte Lisaweta Prokofjewna sentenzmäßig noch hinzu und ging nach oben, ohne Aglaja auch nur angeschaut zu haben.

Es war schon gegen neun Uhr, als der Fürst nach Hause zurückkehrte; er traf Wera Lukianowna und das Stubenmädchen auf der Terrasse an. Sie räumten auf und kehrten nach der gestrigen Unordnung aus.

„Wir sind, Gott sei Dank, rechtzeitig fertig geworden“, sagte Wera freudig.

„Guten Tag, ich habe einen leichten Schwindel; ich habe schlecht geschlafen und ich möchte mich niederlegen.“

„Hier auf der Terrasse, wie gestern? Gut. Ich werde allen sagen, man soll Sie nicht wecken. Papa ist fortgegangen.“

Das Stubenmädchen ging hinaus; Wera wollte ihr erst folgen, kehrte dann aber wieder um und kam besorgt auf den Fürsten zu.

„Fürst, haben Sie Mitleid mit diesem . . . Unglücklichen; jagen Sie ihn heute nicht fort.“

„Ich würde ihn um nichts in der Welt fortjagen; er kann tun, was er will.“

„Er wird jetzt nichts tun . . . seien Sie nicht streng zu ihm.“

„O nein, warum denn?“

„Und . . . lachen Sie ihn nicht aus, das ist die Hauptsache!“

„Oh, durchaus nicht!“

„Ich bin dumm, weil ich einen Menschen wie Sie darauf aufmerksam mache“, sagte Wera errötend. „Sie haben in diesem Augenblick aber trotz der Müdigkeit so liebe . . . glückliche Augen“, sagte sie lachend und wandte sich zum Gehen.

„Sehen die wirklich glücklich aus?“ fragte der Fürst lebhaft und lachte freudig.

Wera, die einfach und ungeniert wie ein Knabe war, wurde aber plötzlich verlegen, errötete noch tiefer und verließ eilig das Zimmer.

„Wie . . . nett sie ist . . .“, dachte der Fürst und vergaß sie gleich wieder. Er ging in die Ecke der Terrasse, wo ein Sofa und ein Tischchen standen, setzte sich, bedeckte das Gesicht mit den Händen und verblieb etwa zehn Minuten in dieser Stellung; dann steckte er die Hand eilig und unruhig in die Tasche und nahm die drei Briefe heraus.

Die Tür ging aber wieder auf und Kolja trat ein. Der Fürst schien sich doch darüber zu freuen, daß er die Briefe nun in die Tasche zurücklegen und das Lesen verschieben mußte.

„Na, das sind schöne Sachen!“ sagte Kolja, sich auf das Sofa setzend und gleich allen solchen Menschen direkt auf die ihn interessierenden Fragen lossteuernd. „Wie verhalten Sie sich jetzt zu Ippolit? Ohne Achtung?“

„Warum denn . . . ich bin aber müde, Kolja . . . Außerdem ist es zu traurig, jetzt davon zu beginnen . . . Was macht er eigentlich?“

„Er schläft und wird wohl noch zwei Stunden schlafen. Ich verstehe das; Sie haben nicht geschlafen und sind im Park herumgelaufen . . . natürlich, die Aufregung . . . das ist ja auch begreiflich!“

„Woher wissen Sie denn, daß ich im Park war und nicht zu Hause geschlafen habe?“

„Wera hat es mir eben gesagt. Sie hat mir zugeredet, ich sollte nicht hineingehen; ich konnte aber nicht anders und bin nur für einen Augenblick gekommen. Ich habe jetzt zwei Stunden am Bett gewacht; nun ist Kostja Lebedew an der Reihe. Burdowskij ist fort. Legen Sie sich nur hin, Fürst; gute . . . nun also, guten Tag! Sie müssen wissen, daß ich aber doch sehr erstaunt bin!“

„Natürlich . . . das alles.“

„Nein, Fürst, nein; ich bin erstaunt über die ‚Beichte‘. Hauptsächlich die Stelle, wo er von der Vorsehung und dem künftigen Leben spricht. Die enthält einen gigantischen Gedanken!“

Der Fürst blickte Kolja freundlich an, der natürlich nur gekommen war, um über den gigantischen Gedanken sprechen zu können.

„Die Hauptsache ist aber nicht der Gedanke allein, sondern die Nebenumstände. Wenn Voltaire, Rousseau oder Proudhon das geschrieben hätten, würde ich es lesen und mir merken, es würde mich aber nicht in einem solchen Grade verblüffen. Doch ein Mensch, der bestimmt weiß, daß er nur noch zehn Minuten zu leben hat und dabei so spricht, – das ist stolz! Das ist die höchste Unabhängigkeit der eigenen Würde, das ist ja eine direkte Herausforderung. Nein, das ist eine

gigantische Geisteskraft! Und zu behaupten, er hätte die Zündkapsel absichtlich nicht hereingelegt, das ist gemein und widernatürlich! Wissen Sie, er hat ja gestern eine List angewendet und hat uns betrogen: ich habe nicht mit ihm den Koffer eingepackt und habe die Pistole gar nicht gesehen; er hat alles selbst eingepackt und hat mich dann plötzlich ganz verwirrt gemacht. Wera sagt, Sie behalten ihn hier; ich schwöre Ihnen, daß keinerlei Gefahr besteht, um so mehr, als wir alle ununterbrochen um ihn sind.“

„Wer von euch war bei ihm in der Nacht?“

„Ich, Kostja Lebedew und Burdowskij; Keller war auch eine Weile da und ist dann zu Lebedew schlafen gegangen, weil er sich bei uns nirgends hinlegen konnte. Auch Ferdystschenko hat bei Lebedew geschlafen und ist um sieben Uhr fortgegangen . . . Der General hält sich ja immer bei Lebedew auf, jetzt ist er auch fortgegangen . . . Lebedew wird wahrscheinlich gleich zu Ihnen kommen; er hat Sie aus irgendeinem Grunde gesucht und hat zweimal nach Ihnen gefragt. Soll man ihn hereinlassen, wenn Sie sich schlafen legen? Ich gehe auch schlafen. Ach ja, ich wollte Ihnen etwas erzählen; der General hat mich vorhin zum Staunen gebracht: Burdowskij hat mich um sieben Uhr, nein, es war eigentlich erst nach sechs, geweckt, damit ich ihn ablöse und wache; ich bin für einen Augenblick hinausgegangen und habe plötzlich den General in einem so betrunkenen Zustand getroffen, daß er mich gar nicht erkannt hat; er hat wie ein Holzklotz vor mir gestanden; als er dann zur Besinnung gekommen ist, hat er sich auf mich gestürzt und hat gefragt: ‚Was macht der Kranke? Ich wollte mich nach dem Kranken erkundigen!‘ Ich habe ihm Bericht erstattet. ‚Das alles ist ja ganz schön‘, sagte er, ‚ich bin aber hauptsächlich gekommen, ich bin auch deswegen aufgestanden, um dich zu warnen: ich habe Gründe, anzunehmen, daß man vor Herrn Ferdystschenko nicht über alles sprechen darf und . . . auf der Hut sein muß.‘ Verstehen Sie, Fürst?“

„Wirklich? Übrigens . . . ist uns das ja ganz gleichgültig.“

„Ja, ohne jeden Zweifel, wir sind doch keine Freimaurer! Ich habe mich sogar darüber gewundert, daß der General mich eigens deswegen in der Nacht wecken wollte.“

„Sie sagen, Ferdystschenko ist fort?“

„Seit sieben Uhr; er ist vorher im Vorübergehen zu mir gekommen, als ich gewacht habe. Er hat gesagt, er wolle bei Wilkin, einem berühmten Trunkenbold, weiterschlafen. Jetzt gehe ich aber! Da kommt Lukian Timofeitsch . . . Der Fürst will schlafen, Lukian Timofeitsch, machen Sie kehrt!“

„Ich komme nur für einen Augenblick, hochverehrter Fürst, und zwar in einer in meinen Augen bedeutsamen Angelegenheit“, sagte

Lebedew beim Eintreten halblaut und verneigte sich mit wichtiger Miene. Er war soeben zurückgekehrt und hatte noch nicht einmal in seine Wohnung gehen können, so daß er mit dem Hut in der Hand kam. Er machte eine besorgte Miene und sein Gesicht hatte einen ungewöhnlichen Ausdruck eigener Würde. Der Fürst forderte ihn auf, sich zu setzen.

„Sie haben zweimal nach mir gefragt? Sie beunruhigen sich vielleicht noch immer wegen der gestrigen Vorfälle?“

„Sie meinen dieses Jungen wegen, Fürst? O nein, gestern waren meine Gedanken verwirrt . . . heute will ich aber Ihre Absichten nicht mehr in irgendeiner Weise konterkarieren.“

„Konterka . . . Wie haben Sie gesagt?“

„Ich habe gesagt: konterkarieren; ein französisches Wort, das gleich vielen andern in den Bestand der russischen Sprache aufgenommen wurde; ich bestehe übrigens gar nicht so sehr darauf.“

„Was haben Sie heute, Lebedew, Sie sind so würdevoll und steif und sprechen wie ein Buch?“ fragte der Fürst lächelnd.

„Nikolaj Ardalionowitsch“, wandte sich Lebedew mit fast gerührter Stimme an Kolja, „da ich dem Fürsten etwas mitzuteilen habe, das eigentlich . . .“

„Ja, ja, das geht mich natürlich nichts an! Auf Wiedersehen, Fürst!“

„Ich liebe das Kind seiner Verständigkeit wegen“, sagte Lebedew ihm nachblickend, „ein aufgeweckter Junge, nur ist er etwas zudringlich. Mir ist gestern abend oder heute früh . . . ich schwanke noch in der Bestimmung der Zeit, ein außergewöhnliches Unglück zugestoßen, hochverehrter Fürst.“

„Was denn?“

„Mir sind aus der Seitentasche vierhundert Rubel verschwunden, hochverehrter Fürst; man hat mich schön hineingelegt!“ fügte Lebedew mit einem sauren Lächeln hinzu.

„Sie sind um vierhundert Rubel gekommen? Das ist schade.“

„Besonders wenn es einem armen, anständig von seiner Arbeit lebenden Menschen passiert.“

„Gewiß, gewiß; wie ist denn das geschehen?“

„Daran ist der Wein schuld. Ich wende mich an Sie, wie an die Vorsehung selbst, hochverehrter Fürst. Gestern um fünf Uhr nachmittag habe ich die Summe von vierhundert Rubeln in Silber von einem Schuldner erhalten und bin mit der Bahn hergekommen. Ich hatte das Geld in der Tasche. Als ich die Uniform mit einem Hausrock vertauschte, steckte ich das Geld in den Rock, da ich es bei mir behalten wollte, um es noch am selben Abend an jemand auszu zahlen . . . weil ich eine Vertrauensperson erwartete.“

„Ich möchte Sie bei dieser Gelegenheit fragen, Lukian Timofeïtsch, ob es wahr ist, daß Sie in den Zeitungen inseriert haben, Sie würden für Pfänder in Gold und Silber Geld ausleihen?“

„Durch eine Vertrauensperson; weder mein Name, noch meine Adresse sind dabei angegeben. Angesichts der großen Familie und bei meinem nichtigen Kapital müssen Sie ja selbst zugeben, daß ein ehrlicher Prozentsatz . . .“

„Ja, ja; ich wollte mich nur danach erkundigen; verzeihen Sie die Unterbrechung.“

„Die Vertrauensperson ist nicht erschienen. Unterdessen hat man diesen Unglücklichen gebracht; ich befand mich nach dem Mittagessen schon in animierter Stimmung; dann kamen Gäste, man trank . . . Tee, und ich wurde zu meinem Verderben lustig. Als es dann schon spät wurde, kam Keller, kündigte an, daß Sie Geburtstag hätten und bestellte Champagner; da ich, teurer und sehr geehrter Fürst, ein Herz besitze (was Sie wohl schon bemerkt haben, da ich es verdiene), ein Herz, das, ich will nicht sagen gefühlvoll, aber dankbar ist, worauf ich stolz bin, hatte ich, zu besonderer Ehre des bevorstehenden Festes, und da ich Ihnen persönlich zu gratulieren wünschte, den Einfall, meinen alten Rock mit der Uniform zu vertauschen, die ich bei meiner Rückkehr ausgezogen hatte, was ich, wie Sie wohl bemerkt haben dürften, auch ausgeführt habe, denn Sie haben mich ja den ganzen Abend in Uniform gesehen. Beim Umkleiden habe ich die Brieftasche im Rock vergessen . . . Es ist wahr, daß, wenn Gott jemand strafen will, er ihm vor allem den Verstand raubt. Erst heute früh, als ich um halb acht aufwachte und wie ein Wahnsinniger aufsprang, griff ich vor allen Dingen nach dem Rock, die Tasche war leer! Das Geld ist spurlos verschwunden.“

„Ach, wie unangenehm.“

„Ja, es ist unangenehm; Sie haben mit echtem Takt gleich den wahren Ausdruck gefunden“, fügte Lebedew nicht ohne Ironie hinzu.

„Ja, wie ist denn das eigentlich“, sagte der Fürst unruhig und sinnend, „das ist ja eine ernste Sache.“

„Ja, es ist eine ernste Sache, wieder ein von Ihnen gefundenes Wort zur Bezeichnung . . .“

„Ach hören Sie doch auf, Lukian Timofeïtsch, was ist denn da zu finden? Es handelt sich ja hier nicht um die Worte . . . Halten Sie es für möglich, daß das Geld Ihnen, während Sie betrunken waren, aus der Tasche fallen konnte?“

„Ja, es ist möglich. Alles ist möglich, wenn man betrunken ist, wie Sie sich so offenerherzig ausgedrückt haben, sehr geehrter Fürst! Ich bitte aber folgendes zu bedenken: wenn ich die Brieftasche beim

Wechseln der Kleider fallen ließ, mußte der herausgeworfene Gegenstand ja auf derselben Stelle auf dem Fußboden liegenbleiben. Wo ist also dieser Gegenstand?“

„Haben Sie das Geld nicht irgendwohin in eine Tischlade gesteckt?“

„Ich habe überall gesucht und alles durchstöbert, um so mehr, als ich es nirgends versteckt habe und keine Lade geöffnet habe, woran ich mich deutlich erinnere.“

„Haben Sie im Schrank nachgesehen?“

„Vor allen Dingen, und heute sogar ein paarmal . . . Wie hätte ich es auch in den Schrank stecken können, wahrhaft geschätzter Fürst?“

„Ich gestehe Ihnen, Lebedew, daß es mich sehr beunruhigt. Jemand hat es also auf dem Boden gefunden?“

„Oder hat es aus der Tasche entwendet! Es bestehen zwei Alternativen . . .“

„Es beunruhigt mich sehr, denn wer kann es eigentlich gewesen sein? . . . Das ist die Frage.“

„Das ist unzweifelhaft die Hauptfrage; Sie finden mit einer merkwürdigen Genauigkeit die richtigen Worte und Gedanken und bestimmen so die Sachlage, durchlauchtigster Fürst.“

„Ach, Lukian Timofeitsch, hören Sie doch mit Ihrem Spott auf . . .“

„Mit meinem Spott?“ rief Lebedew und schlug die Hände zusammen.

„Na, lassen wir es gut sein, ich bin ja nicht böse, es handelt sich hier um etwas ganz anderes . . . Ich fürchte für die Menschen. Wen haben Sie im Verdacht?“

„Das ist eine äußerst schwierige und komplizierte Frage! Das Stubenmädchen kann nicht verdächtigt werden: sie hat in ihrer Küche gegessen. Auch meine eigenen Kinder nicht . . .“

„Aber gewiß.“

„Es muß also jemand von den Gästen gewesen sein.“

„Ist das denn möglich?“

„Das ist gänzlich und im höchsten Grade unmöglich, es muß aber bestimmt so sein. Ich bin jedoch bereit zuzugeben und bin sogar davon überzeugt, daß, wenn ein Diebstahl vorliegt, derselbe nicht am Abend, als alle dabei waren, sondern in der Nacht oder erst gegen Morgen geschehen ist und von jemand, der hier übernachtet hat, begangen werden mußte.“

„Ach, mein Gott!“

„Ich schließe Burdowskij und Nikolaj Ardalionowitsch natürlich aus; sie sind gar nicht bei mir gewesen.“

„Aber gewiß, auch wenn sie dort gewesen wären! Wer hat bei Ihnen übernachtet?“

„Mit mir zusammen waren es vier Personen, die in zwei angren-

zenden Zimmern geschlafen haben: ich, der General, Keller und Ferdystschenko. Es muß einer von uns viere sein!“

„Also drei Personen; aber wer?“

„Ich habe der Gerechtigkeit und Ordnung halber auch mich mitgerechnet. Sie werden doch aber zugeben, Fürst, daß ich mich selbst nicht bestehlen konnte, obwohl solche Fälle auf der Welt vorgekommen sind: . . .“

„Ach, Lebedew, wie langweilig das ist!“ rief der Fürst ungeduldig aus. „Sprechen Sie doch zur Sache und ziehen Sie das Ganze nicht so in die Länge.“

„Es kommen also drei Personen in Betracht: erstens Herr Keller, ein unbeständiger Mensch, ein Trinker und in mancher Hinsicht ein Liberaler, nämlich hinsichtlich seiner Tasche; im übrigen eher mit sozusagen alten, ritterlichen als mit liberalen Anlagen. Er hat zuerst hier im Zimmer des Kranken geschlafen und ist dann in der Nacht, unter dem Vorwand, daß es auf dem nackten Boden zu hart zu schlafen sei, zu uns übersiedelt.“

„Haben Sie ihn im Verdacht?“

„Ich habe ihn vorher verdächtigt. Als ich um acht Uhr früh wie verrückt aufsprang und mich mit der Hand auf die Stirn schlug, weckte ich sofort den im Schlaf des Gerechten daliegenden General. Nachdem wir Ferdystschenkos seltsames Verschwinden zur Kenntnis genommen hatten, einen Umstand, der genügte, um unser Mißtrauen zu erregen, beschlossen wir, den wie . . . ja, wie ein Nagel daliegenden Keller zu durchsuchen. Wir taten es gründlich: in seinen Taschen war kein Centime, es waren auch keine Löcher darin. Wir fanden ein kariertes, blaues, baumwollenes Taschentuch, in einem unanständigen Zustand. Ferner einen Liebesbrief von einem Stubenmädchen mit Geldforderungen und Drohungen, und die Fetzen des Ihnen bekannten Feuilletons. Der General entschied, er sei unschuldig. Wir weckten ihn, um ganz sicher zu gehen, was uns nur mit Mühe gelang; er begriff lange nicht, um was es sich handelte und sperrte den Mund auf, er war ganz betrunken und hatte einen komischen, unschuldigen und sogar dummen Gesichtsausdruck; er ist es nicht!“

„Wie mich das freut“, rief der Fürst freudig aufseufzend aus, „ich habe für ihn doch gefürchtet!“

„Sie haben für ihn gefürchtet? Sie hatten also irgendeinen Grund dazu?“ fragte Lebedew mit zugekniffenen Augen.

„O nein, ich habe das nur so gesagt“, erwiderte der Fürst rasch, „das vom Fürchten war sehr dumm. Tun Sie mir den Gefallen, Lebedew, und erzählen Sie es niemand wieder . . .“

„Fürst, Fürst! Ihre Worte sind in meinem Herzen . . . in der Tiefe

meines Herzens! Das ist ein Grab!“ rief Lebedew pathetisch aus und preßte den Hut ans Herz.

„Schon gut, schon gut . . . Es ist also Ferdystschenko? Das heißt, ich will sagen, Sie haben also Ferdystschenko in Verdacht?“

„Wen denn sonst?“ sagte Lebedew leise und blickte den Fürsten forschend an.

„Ja gewiß . . . wen denn sonst . . . das heißt, was für Beweise haben Sie eigentlich dafür?“

„Ich habe Beweise. Erstens sein Verschwinden um sieben Uhr oder sogar noch vor sieben Uhr morgens.“

„Ich weiß es, Kolja hat mir gesagt, er wäre zu ihm gekommen und hätte ihm mitgeteilt, er gehe schlafen zu . . . ich habe vergessen zu wem, zu irgendeinem Freund . . .“

„Zu Wilkin. Nikolaj Ardalionowitsch hat es Ihnen also schon erzählt?“

„Er hat mir nichts von dem Diebstahl erzählt.“

„Er weiß es ja noch nicht, denn ich halte die Sache vorläufig geheim. Er ist also zu Wilkin gegangen; man könnte glauben, daß es nichts Besonderes ist, wenn ein Betrunkener zu einem ebenso Betrunkenen hingeht, selbst wenn es beim Morgengrauen und ohne jeden Anlaß geschieht? Hier kommen wir ihm aber auf die Spur: er hinterläßt beim Fortgehen seine Adresse . . . Passen Sie jetzt auf, Fürst, ich frage: warum hat er die Adresse hinterlassen? . . . Warum ist er eigens zu Nikolaj Ardalionowitsch gegangen, wobei er einen Umweg machen mußte, und hat ihm mitgeteilt, daß er zu Wilkin übernachten geht? Wer kann sich denn dafür interessieren, daß er fortgeht und sich zu Wilkin begibt? Wozu brauchte er es zu verkünden? Nein, es ist eine Finte, ein Gaunerschlich! Das bedeutet: ‚ich verheimliche absichtlich nichts, wieso kann ich also der Dieb sein?‘ Würde ein Dieb denn bekanntgeben, wohin er geht? Das zeigt von der großen Sorgfalt, die er anwandte, um den Verdacht abzulenken und seine Spuren sozusagen im Sande zu verwischen . . . Haben Sie mich verstanden, hochverehrter Fürst?“

„Ich habe es ganz genau verstanden. Ist das aber nicht zu wenig?“

„Der zweite Beweis: die Spur erweist sich als falsch und die angegebene Adresse stimmt nicht. Nach einer Stunde, also um acht Uhr, klopfte ich schon bei Wilkin an; er wohnt hier in der Piataja, ich bin mit ihm sogar bekannt. Es war dort aber auch nicht eine Spur von Ferdystschenko zu entdecken. Ich brachte von dem gänzlich tauben Dienstmädchen in Erfahrung, jemand hätte vor einer Stunde tatsächlich geläutet, und zwar recht stark, so daß die Glocke abriß. Das Mädchen öffnete aber nicht, weil es Herrn Wilkin nicht aufwecken wollte

oder vielleicht selbst keine Lust hatte, aufzustehen. Das kommt vor.“

„Sind das alle Ihre Beweise? Das ist zu wenig.“

„Bedenken Sie aber, Fürst, wer soll denn sonst verdächtigt werden?“ schloß Lebedew sanft und in seinem Lächeln erschien etwas Listiges.

„Sie sollten noch einmal alle Zimmer und Laden durchsuchen!“ sagte der Fürst besorgt, nachdem er eine Weile nachgedacht hatte.

„Ich habe es schon getan!“ seufzte Lebedew noch sanfter.

„Hm! . . . und warum, warum mußten Sie nur diesen Rock ausziehen?“ fragte der Fürst, indem er mit der Hand ärgerlich auf den Tisch schlug.

„Das ist eine Frage aus einer alten Komödie. Gütigster Fürst! Sie lassen sich mein Unglück zu nahegehen! Ich bin dessen unwürdig. Ich bin übrigens nicht der einzige Grund Ihrer Unruhe; Sie leiden ja auch für den Verbrecher . . . für den ganz unbedeutenden Herrn Ferdystschenko.“

„Ja, ja, das hat mich wirklich aufgeregt“, unterbrach ihn der Fürst zerstreut und mißgestimmt. „Was beabsichtigen Sie also zu tun . . . wenn Sie so sicher sind, daß es Ferdystschenko ist?“

„Fürst, hochverehrter Fürst, wer sollte es denn sonst sein?“ sagte Lebedew, sich in wachsender Rührung hin und her windend. „Das Fehlen jedes anderen Verdachtes und die völlige Unmöglichkeit, irgendwen außer Herrn Ferdystschenko anzuklagen, ist sozusagen der dritte Beweis! Denn wer sollte es sonst sein? Ich kann doch nicht Herrn Burdowskij verdächtigen, hihhi!“

„Was für ein Unsinn!“

„Und auch nicht den General, hihhi?“

„Was sagen Sie da für Dummheiten?“ rief der Fürst fast zornig und wandte sich ungeduldig ab.

„Ja, gewiß ist das ein Unsinn! Hihhi! Dieser Mensch, nämlich der General, hat mich so zum Lachen gebracht! Wir sind vorhin auf der frischen Spur zu Wilkin gegangen . . . ich muß hinzufügen, daß der General, den ich weckte, gleich als ich den Verlust bemerkt hatte, noch mehr betroffen war als ich, er wechselte sogar die Gesichtsfarbe, wurde bald rot, bald blaß und äußerte endlich eine so erbitterte, edle Entrüstung, wie ich es von ihm gar nicht erwartet hätte. Ein durch und durch nobler Mensch! Er lügt ununterbrochen, aus Schwäche, ist aber ein Mensch der erhabensten Gefühle, und dabei von keinem großen Verstand, so daß er durch seine Unschuld das vollste Vertrauen einflößt. Ich habe Ihnen schon gesagt, verehrter Fürst, daß ich für ihn nicht nur Sympathien habe, sondern ihn sogar liebe. Plötzlich bleibt er mitten auf der Straße stehen, knöpft den Rock auf und entblößt seine Brust: ‚Durchsuche mich‘, sagt er, ‚du hast Keller durch-

sucht, warum durchsuchst du mich nicht? Das verlangt die Gerechtigkeit!‘ Ihm zitterten dabei die Hände und Füße, er wurde sogar ganz bleich und schaute wild drein. Ich habe gelacht und gesagt: ‚Höre, General, wenn jemand anders mir das von dir gesagt hätte, würde ich mir sofort mit den eigenen Händen den Kopf abreißen, ihn auf eine große Schüssel legen und ihn auf dieser Schüssel allen Zweifelnden zeigen. Seht ihr diesen Kopf, würde ich sagen, ich bürgе also mit diesem meinem eigenen Kopf für ihn und lasse mich nicht nur köpfen, sondern auch verbrennen. So bin ich für dich zu bürgen bereit!‘ Da ist er mir in die Arme gestürzt – alles spielte sich auf der Straße ab – hat geweint und gezittert und mich so fest an die Brust gepreßt, daß ich mit Mühe wieder zu Atem kommen konnte: ‚Du bist der einzige Freund, der mir in meinem Unglück geblieben ist!‘ Er ist ein empfindsamer Mensch! Natürlich erzählte er mir bei der Gelegenheit unterwegs eine Anekdote, die davon handelte, daß man ihn in seiner Jugend einmal angeblich des Diebstahls von fünfhunderttausend Rubel beschuldigt hätte, er wäre aber gleich am nächsten Tag in die Flammen eines brennenden Hauses gestürzt und hätte den ihn verdächtigenden Grafen und Nina Alexandrowna, die damals noch ein junges Mädchen war, aus dem Feuer herausgeholt. Der Graf umarmte ihn, und auf diese Weise kam seine Heirat mit Nina Alexandrowna zustande; am nächsten Tag fand man aber in den Ruinen des Hauses die Schatulle mit dem in Verlust geratenen Gelde; sie war aus Eisen, englischer Konstruktion, und mit einem Geheimschloß versehen, sie mußte auf irgendeine Weise unter den Fußboden geraten sein, so daß niemand sie bemerken konnte und man sie erst nach der Feuersbrunst entdeckte. Das ist alles erlogen. Als er aber auf Nina Alexandrowna zu sprechen kam, vergoß er sogar Tränen. Nina Alexandrowna ist eine edle Frau, obwohl sie auf mich böse ist.“

„Sind Sie mit ihr nicht bekannt?“

„Fast gar nicht, ich wünsche es mir aber von ganzem Herzen, sei es auch nur deswegen, um mich vor ihr zu rechtfertigen. Nina Alexandrowna wirft mir vor, daß ich ihren Gatten jetzt durch das Trinken zugrunde richte. Ich verführe ihn jedoch gar nicht dazu, sondern bezähme ihn eher; ich halte ihn vielleicht vor einer verderblichen Gesellschaft zurück. Außerdem ist er mein Freund und ich versichere Sie, daß ich ihn jetzt nicht mehr verlassen werde und ihm sogar überall folgen werde, denn man kann auf ihn nur durch Gefühle einwirken. Er besucht jetzt seine Hauptmannsfrau gar nicht mehr, obwohl es ihn heimlich zu ihr hinzieht und er manchmal nach ihr stöhnt, besonders des Morgens, wenn er aufsteht und die Stiefel anzieht; ich weiß nicht, warum es gerade um diese Zeit geschieht. Er hat kein Geld, das ist das

ganze Unglück, er kann sich aber ohne Geld da nicht sehen lassen. Hat er Sie nicht um Geld gebeten, hochverehrter Fürst?“

„Nein, er hat es nicht getan.“

„Er schämt sich. Er wollte schon, er hat mir sogar gestanden, daß er Sie darum bitten wollte, er wagt es aber nicht, da Sie ihm erst vor kurzem Geld geborgt haben und er außerdem glaubt, Sie würden ihm nichts geben. Er hat es mir als seinem Freunde anvertraut.“

„Und geben Sie ihm kein Geld?“

„Fürst! Hochgeschätzter Fürst! Ich würde diesem Menschen nicht nur Geld, sondern selbst mein Leben hingeben . . . Nein, ich will übrigens nicht übertreiben, nicht das Leben, wenn es sich aber um irgendein Fieber, ein Geschwür oder etwa einen Husten handelte, wäre ich bei Gott bereit, das alles zu ertragen, wenn es sehr notwendig wäre, denn ich halte ihn für einen großen, aber gescheiterten Menschen! So ist es also; nicht nur Geld!“

„Sie geben ihm also Geld?“

„N-nein; ich habe ihm kein Geld gegeben, und er weiß auch selbst, daß ich ihm keins gebe, es geschieht aber einzig und allein zum Zwecke seiner Erziehung und Besserung. Jetzt hat er sich an mich gehängt, um mit mir nach Petersburg zu fahren; ich fahre ja nach Petersburg, um Herrn Ferdystschenko auf frischer Spur zu ertappen, denn ich weiß bestimmt, daß er schon dort ist. In meinem General kocht es nur so, ich habe aber den Verdacht, daß er sich in Petersburg von mir fort-schleichen wird, um die Hauptmannsfrau zu besuchen. Ich gestehe, daß ich ihn sogar absichtlich fortschicken will; denn wir haben schon verabredet, gleich nach der Ankunft verschiedene Richtungen einzuschlagen, um Herrn Ferdystschenko bequemer fassen zu können. Ich werde ihn also fortlassen, um ihn dann plötzlich wie ein Blitz aus heiterem Himmel bei der Hauptmannsfrau zu überraschen, und ihn als Familienvater und Mensch überhaupt zu beschämen.“

„Machen Sie nur keinen Skandal, Lebedew, um Gottes willen, nur keinen Skandal“, sagte der Fürst halblaut und sehr unruhig.

„O nein, ich tue es nur, um ihn zu beschämen und zu sehen, was für ein Gesicht er machen wird, denn man kann nach dem Gesicht auf vieles schließen, hochverehrter Fürst, besonders aber bei einem solchen Menschen! Ach, Fürst! Mein eigenes Unglück ist zwar sehr groß, ich kann aber auch jetzt nicht anders, ich muß an ihn und an die Hebung seiner Moral denken. Ich habe an Sie eine außerordentliche Bitte, hochverehrter Fürst, ich gestehe auch, daß ich eigentlich nur deswegen gekommen bin: Sie sind mit seiner Familie bekannt und haben sogar dort gewohnt; würden Sie sich also nicht entschließen, gütigster Fürst, mir um des Generals und um seines Glückes willen zu helfen . . .“

Lebedew faltete sogar flehentlich die Hände.

„Wieso? Wie kann ich helfen? Seien Sie versichert, daß ich Sie vollkommen zu verstehen wünsche, Lebedew.“

„Ich bin auch einzig auf Grund dieser Überzeugung zu Ihnen gekommen! Man könnte durch Nina Alexandrowna auf ihn einwirken, wenn man Seine Exzellenz immer im Schoße der Familie beobachtete und beaufsichtigte. Ich bin dort unglücklicherweise unbekannt... Außerdem könnte hier ja auch Nikolaj Ardalionowitsch nützlich sein, der Sie sozusagen mit allen Fibern seiner jungen Seele liebt...“

„N-nein... Nina Alexandrowna darf damit nichts zu tun haben... Um nichts in der Welt! Auch Kolja nicht... Ich verstehe Sie vielleicht übrigens noch nicht, Lebedew.“

„Dabei ist doch nichts zu verstehen!“ sagte Lebedew und sprang von seinem Sitz auf. „Es handelt sich nur um Feinfühligkeit und Zärtlichkeit, das ist die einzige Medizin für unseren Kranken. Gestatten Sie mir, ihn für einen Kranken zu halten, Fürst?“

„Das zeugt nur von Ihrem Takt und Ihrem Verstand.“

„Ich will es Ihnen durch ein Beispiel erläutern, das ich der Klarheit wegen der Wirklichkeit entnehme. Sehen Sie, was für ein Mensch das ist: er hat jetzt eine Schwäche für diese Hauptmannsfrau gefaßt, bei der er sich ohne Geld nicht sehen lassen darf und bei der ich ihn heute zu seinem eigenen Wohle ertappen will; setzen wir aber voraus, daß es sich nicht nur um die Hauptmannsfrau handelt, sondern daß er sogar ein wirkliches Verbrechen, irgendeine ehrlose Tat begangen hat (obwohl er dazu gar nicht fähig ist); ich sage also, daß man bei ihm auch dann durch edle Zärtlichkeit alles erreichen kann, denn er ist ein höchst gefühlvoller Mensch! Glauben Sie mir, er wird es keine fünf Tage aushalten, sondern wird selbst alles ausplaudern, wird weinen und alles gestehen, besonders aber, wenn man mit Beobachtung aller seiner Schritte und Äußerungen durch seine Familie und Sie geschickt und taktvoll vorgeht... O gütigster Fürst!“ rief Lebedew begeistert aus, „ich behaupte ja gar nicht, daß er es bestimmt ist... Ich bin bereit, sozusagen mein ganzes Blut sofort für ihn zu vergießen, Sie müssen aber zugeben, daß Unenthaltbarkeit, Trunksucht und die Hauptmannsfrau, alles in allem einen Menschen weit bringen können.“

„Ich bin natürlich stets bereit, ein solches Ziel zu fördern“, sagte der Fürst, sich erhebend, „ich gestehe Ihnen aber, Lebedew, daß ich mich in furchtbarer Aufregung befinde; sagen Sie, Sie haben ja... Sie haben ja, mit einem Wort, selbst zugegeben, daß Sie Herrn Ferdystschenko noch immer verdächtigen.“

„Wen denn sonst? Wen denn sonst, aufrichtigster Fürst?“ sagte Lebedew, indem er wieder gerührt die Hände faltete.

Der Fürst runzelte die Stirn.

„Sehen Sie, Lukian Timofeitsch, es wäre schrecklich, sich dabei zu irren. Dieser Ferdystschenko . . . ich möchte ihm nicht etwas Schlechtes nachsagen . . . aber dieser Ferdystschenko . . . Schließlich, wer weiß, vielleicht ist er es doch! . . . Ich will sagen, er ist dazu vielleicht doch fähiger als . . . als der andere . . .“

Lebedew spitzte die Ohren.

„Sehen Sie“, sagte der Fürst düster, indem er immer verwirrter wurde und, ohne Lebedew anzuschauen, im Zimmer auf und ab ging, „man hat mich wissen lassen . . . man hat mir von Herrn Ferdystschenko erzählt, er wäre außer allem anderen ein Mensch, vor dem man sich in acht nehmen müßte und in dessen Gegenwart man nichts Überflüssiges sprechen dürfte, verstehen Sie das?“

„Wer hat Ihnen das von Herrn Ferdystschenko mitgeteilt?“ fragte Lebedew gespannt.

„Jemand hat es mir zugeflüstert; ich glaube übrigens selbst nicht daran . . . ich ärgere mich sehr, daß ich genötigt war, das zu erwähnen, ich versichere Sie aber, daß ich selbst nicht daran glaube . . . das ist Unsinn . . . Pfui, wie dumm war das doch von mir!“

„Sehen Sie, Fürst“, sagte Lebedew förmlich zitternd, „das ist wichtig, das ist jetzt nur zu wichtig, ich meine nicht das von Herrn Ferdystschenko, sondern, wie Sie diese Nachricht erhalten haben.“ (Dabei lief Lebedew mit dem Fürsten zugleich auf und ab und bemühte sich, mit ihm Schritt zu halten.) „Ich will Ihnen jetzt folgendes mitteilen: Als ich vorhin mit dem General zu Wilkin ging, begann er, nachdem er mir schon von der Feuersbrunst erzählt hatte, plötzlich zorn erfüllt von Herrn Ferdystschenko zu erzählen, er tat es aber so ungereimt und ungeschickt, daß ich an ihn unwillkürlich einige Fragen richtete und mich auf Grund dessen ganz davon überzeugte, daß diese Nachricht einzig und allein eine Inspiration Seiner Exzellenz sei . . . Er hat es eigentlich aus lauter Einfalt getan. Denn er lügt nur darum, weil er sein Gemüt nicht bezwingen kann. Haben Sie nun die Güte, folgendes in Betracht zu ziehen: wenn er gelogen hat, wovon ich überzeugt bin, auf welche Weise konnten dann auch Sie davon hören? Sie verstehen ja, Fürst, daß es bei ihm die Inspiration eines Augenblickes war, – wer hat es Ihnen also mitgeteilt? Das ist wichtig, das ist sehr wichtig und sozusagen . . .“

„Mir hat es eben Kolja erzählt, er hat es aber von seinem Vater gehört, den er um sechs oder nach sechs Uhr im Vorzimmer traf, als er hinausging.“

Und der Fürst erzählte alles ganz genau.

„Das wäre eine Spur!“ sagte Lebedew leise lachend und sich die

Hände reibend. „Ich habe es mir auch so gedacht! Das bedeutet, daß Seine Exzellenz seinen unschuldsvollen Schlaf absichtlich um sechs Uhr unterbrochen hat, um den geliebten Sohn wecken zu gehen und ihn von der außerordentlichen Gefahr der Nachbarschaft mit Herrn Ferdystschenko in Kenntniss zu setzen! Was für ein gefährlicher Mensch muß dieser Herr Ferdystschenko nach alledem doch sein und wie groß ist die väterliche Besorgtheit der Exzellenz, hihhi!“

„Hören Sie, Lebedew“, sagte der Fürst ganz verlegen, „ich bitte Sie, gehen Sie vorsichtig vor! Machen Sie keinen Lärm! Ich bitte Sie darum, Lebedew, ich flehe Sie an . . . Ich schwöre Ihnen, daß ich Ihnen dann helfen will, es darf aber niemand etwas davon wissen, niemand!“

„Seien Sie versichert, gütigster, aufrichtigster und edelster Fürst“, rief Lebedew voll Begeisterung aus, „seien Sie versichert, daß das alles in meinem treuen Herzen begraben wird. Mit leisen Schritten voran! Mit leisen Schritten voran! Ich gebe aber sogar mein ganzes Blut her . . . Durchlauchtigster Fürst, ich bin gemein an Geist und Seele, fragen Sie aber jeden Schuft, mit wem er es lieber zu tun hat, mit einem ebensolchen Schuft, wie er selbst es ist, oder mit einem so höchst edlen Menschen, wie Sie, aufrichtigster Fürst? Er wird antworten: mit dem alleredelsten Menschen, und das führt den Sieg der Tugend herbei! Auf Wiedersehen, hochverehrter Fürst! Mit leisen Schritten . . . mit leisen Schritten . . . voran.“

10

Der Fürst wurde sich endlich darüber klar, warum es ihn bei der Berührung der drei Briefe jedesmal kalt überlief und warum er den Moment des Lesens bis zum Abend verschob. Als er des Morgens auf dem Sofa in schweren Schlaf versank, nachdem er sich noch immer nicht entschlossen hatte, eines der drei Kuverts zu öffnen, hatte er einen qualvollen Traum und dieselbe „Verbrecherin“ kam wieder zu ihm. Sie sah ihn mit Tränen an den langen Wimpern funkelnd an, rief ihn wieder zu sich und er erwachte wie damals, indem er sich gequält an ihr Gesicht erinnerte. Er wollte sofort zu ihr hingehen, konnte es jedoch nicht. Er öffnete endlich verzweifelt die Briefe und begann zu lesen.

Auch diese Briefe erinnerten an einen Traum. Man träumt manchmal seltsame, unmögliche und unnatürliche Dinge; nach dem Erwachen fallen sie einem deutlich ein und man wundert sich über die seltsamen Vorfälle. Man erinnert sich vor allem, daß der Verstand während der ganzen Zeit des Träumens weitergearbeitet hat: man weiß sogar noch, daß man in der ganzen langen, langen Zeit außerordentlich schlau und logisch gehandelt hat, während man von Mör-

dern umringt war, die verschiedene Schliche anwandten, ihre Absichten verbargen und freundschaftlich taten, dabei die Waffen aber schon bereithielten und nur auf ein Zeichen warteten; man erinnert sich, wie raffiniert man sie endlich betrogen und sich vor ihnen versteckt hat; dann kommt man aber darauf, daß der ganze Betrug ihnen genau bekannt ist, und daß sie es nur nicht merken lassen, daß sie das Versteck kennen; man versucht aber doch wieder, sie hinter das Licht zu führen und zu überrumpeln; man erinnert sich an alles ganz deutlich. Wieso konnte der Verstand sich aber zugleich mit den offenkundigen Dummheiten und Unmöglichkeiten abfinden, die den ganzen Traum ausmachten? Einer der Mörder verwandelte sich vor unseren Augen in eine Frau und aus der Frau in einen hinterlistigen, eklen, kleinen Zwerg, diese Dinge wurden aber sofort und fast ohne jedes Befremden als unumstößliche Tatsache angenommen, und zwar gleichzeitig, während der Verstand sich in stärkster Spannung befand und außerordentliche Kraft, List, Kombinationsfähigkeit und Logik zeigte! Warum fühlt man aber fast jedesmal, wenn man aus dem Schlaf erwacht ist und sich der Wirklichkeit wieder ganz bewußt wird, mit ungewöhnlicher Deutlichkeit, daß man zugleich mit dem Traum etwas nicht zu Enträtselndes hinter sich läßt? Man lächelt über das Sinnlose des Traumes und fühlt doch, daß in diesem Chaos irgendein Gedanke enthalten ist, und zwar ein wirklicher, zum Leben gehöriger Gedanke, etwas, das jetzt und immer im Herzen gelebt hat; der Traum scheint stets wieder etwas Neues, Prophetisches und Ersehntes zu enthüllen; der Eindruck ist mächtig, freudig und qualvoll, man kann jedoch nicht begreifen und sich nicht erinnern, worin er besteht und was man eigentlich erfahren hat.

Es ging dem Fürsten mit den Briefen fast ebenso. Er fühlte jedoch, noch bevor er sie öffnete, daß die bloße Tatsache ihrer Existenz und Möglichkeit an einen Alpdruck erinnerte. Wieso hatte sie es gewagt, ihr zu schreiben? fragte er, als er des Abends allein herumirrte (er wußte oft selbst nicht, wo er ging). Wie konnte sie das schreiben und wie konnte ein so wahnsinniger Gedanke in ihrem Kopf entstehen? Dieses Unglaubliche war jedoch schon verwirklicht und das Merkwürdigste daran war für ihn der Umstand, daß er selbst während des Lesens dieser Briefe an die Möglichkeit und sogar an die Daseinsberechtigung dieser unerhörten Tatsache beinahe glaubte. Ja, das war natürlich ein Traum, ein Alpdruck, ein Wahnsinn; es war darin aber auch etwas qualvoll Wirkliches und durch die Leiden Gerechtfertigtes enthalten, das sowohl den Traum als auch den Alpdruck und den Wahnsinn erklärte. Er schien einige Stunden lang von dem, was er gelesen, zu phantasieren, erinnerte sich jeden Augenblick an einzelne

Fragmente daraus, verweilte dabei und grübelte darüber nach. Er wollte sich auch manchmal sagen, er hätte das alles geahnt und schon früher vorausgesehen; ihm schien, er hätte das vor langer, langer Zeit schon einmal gelesen, und alles, wonach er sich seitdem sehnte, was ihn quälte, was er fürchtete, wäre in diesen ihm schon längst bekannten Briefen enthalten.

„Wenn Sie diesen Brief öffnen“, so begann das erste Schreiben, „werden Sie vor allem auf die Unterschrift schauen. Die Unterschrift wird Ihnen alles sagen und erklären, so daß ich mich vor Ihnen nicht zu rechtfertigen und Ihnen nichts zu erklären brauche. Wenn ich nur annähernd Ihresgleichen wäre, könnte eine solche Kühnheit Sie noch verletzen, wer bin aber ich und wer sind Sie? Wir sind zwei solche Gegensätze, und ich erscheine Ihnen als etwas so Ungewöhnliches, daß ich Sie auch beim besten Willen unmöglich verletzen könnte.“

An einer anderen Stelle hieß es weiter:

„Halten Sie meine Worte nicht für die krankhafte Ekstase eines erregten Hirnes, Sie sind für mich aber etwas Vollkommenes! Ich habe Sie gesehen und sehe Sie jeden Tag. Ich habe über Sie aber kein Urteil; ich bin ja nicht mit Hilfe des Verstandes zu der Erkenntnis gelangt, daß Sie vollkommen sind, ich glaube einfach daran. Ich habe auch eine Sünde auf dem Gewissen: ich liebe Sie. Man vermag es nicht, etwas Vollkommenes zu lieben; man kann das Vollkommene nur als solches betrachten, nicht wahr? Ich bin aber doch in Sie verliebt. Die Liebe macht zwar die Menschen gleich, seien Sie aber unbesorgt, ich vergleiche Sie nicht mit mir und tue es selbst in meinen geheimsten Gedanken nicht. Ich habe Ihnen geschrieben: ‚seien Sie unbesorgt‘; können Sie denn besorgt sein? . . . Wenn es möglich wäre, würde ich Ihre Fußspuren küssen. O nein, ich vergleiche mich nicht mit Ihnen . . . Schauen Sie auf die Unterschrift, schauen Sie rasch auf die Unterschrift!“

„Ich bemerke jedoch“, schrieb sie in einem andern Brief, „daß ich Sie mit ihm vereinen will und noch kein einziges Mal gefragt habe, ob Sie ihn lieben? Er hat Sie liebgewonnen, nachdem er Sie nur ein einziges Mal gesehen hatte. Er hat an Sie als etwas ‚Lichtes‘ gedacht; das sind seine eigenen Worte, ich habe sie von ihm gehört. Ich habe aber auch ohne seine Worte verstanden, daß Sie für ihn etwas Lichtes sind. Ich habe einen ganzen Monat in seiner Nähe gelebt und habe erkannt, daß auch Sie ihn lieben; Sie und er sind für mich dasselbe.“

„Was war denn das?“ schrieb sie. „Ich bin gestern an Ihnen vorübergegangen und Sie schienen zu erröten? Das ist unmöglich, das hat mir nur so geschienen. Wenn man Sie auch in die schmutzigste Höhle führt und Ihnen das nackte Laster zeigt, dürfen Sie nicht erröten; Sie

dürfen auf keinen Fall einer Beleidigung wegen entrüstet sein. Sie können alle Gemeinen und Niedrigen hassen, doch nicht um Ihretwillen, sondern um der andern willen, die Sie kränken. Sie dürfen aber von niemand beleidigt werden. Wissen Sie, es scheint mir sogar, daß Sie mich lieben müssen; Sie sind für mich dasselbe, wie für ihn: ein liches Wesen; ein Engel kann nicht hassen, kann auch nicht anders als lieben. Kann man denn alle, alle Menschen, alle seine Nächsten lieben? Ich habe mir diese Frage häufig vorgelegt. Gewiß nicht, es wäre sogar unnatürlich. In der abstrakten Liebe zu der Menschheit liebt man fast immer sich selbst. Doch das ist nur für uns unmöglich, Sie sind aber etwas anderes; wie könnten Sie denn irgend jemand nicht lieben, da Sie sich mit niemand vergleichen können, und da Sie über jede persönliche Kränkung und jede Entrüstung erhaben sind? Sie allein können ohne Egoismus lieben, Sie allein vermögen es, nicht um Ihrer selbst, sondern um des Menschen willen, der Ihnen nahesteht, zu lieben. Oh, wie bitter wäre es für mich, zu erfahren, daß Sie meinerwegen Scham oder Zorn empfinden! Das wäre Ihr Untergang: Sie würden mit einem Male auf der gleichen Stufe mit mir stehen . . .

Gestern, nachdem ich Ihnen begegnet war, kam ich nach Hause und dachte mir ein Bild aus. Christus wird von den Malern immer nach den biblischen Überlieferungen dargestellt; ich würde ihn anders malen: er müßte ganz allein sein, seine Jünger ließen ihn ja auch manchmal allein. Ich würde nur ein kleines Kind bei ihm lassen. Das Kind hat neben ihm gespielt und ihm vielleicht etwas in seiner kindlichen Sprache erzählt, Christus hat ihm zugehört, jetzt sinnt er aber nach; seine Hand ist unbewußt und unwillkürlich auf dem lichten Köpfchen des Kindes liegeengeblieben. Er blickt in die Ferne, nach dem Horizont; ein Gedanke, der groß wie die ganze Welt ist, ruht in seinem Blick; sein Gesicht ist traurig. Das Kind ist verstummt, es stützt sich mit dem Ellbogen auf seine Knie, hält sich die Wange mit der Hand, hebt das Köpfchen und sieht ihn mit kindlicher Nachdenklichkeit unverwandt an. Die Sonne geht unter . . . Das ist mein Bild! Sie sind unschuldig und in Ihrer Unschuld liegt Ihre ganze Vollkommenheit. Oh, denken Sie nur daran! Was geht Sie meine Leidenschaft für Sie an? Sie gehören mir jetzt schon, und ich werde mein ganzes Leben neben Ihnen sein . . . Ich werde bald sterben.“

Im letzten Brief stand endlich folgendes:

„Denken Sie nur, um Gottes willen, nichts von mir; glauben Sie nur nicht, daß ich mich erniedrige, wenn ich Ihnen so schreibe, oder daß ich zu jenen Geschöpfen gehöre, die sich mit Wollust erniedrigen, auch wenn es aus Stolz geschieht. Nein, ich habe einen Trost; es fällt mir jedoch schwer, es Ihnen zu erklären. Ich könnte mir das selbst

kaum deutlich machen, obwohl es mich quält. Ich weiß aber, daß ich mich nicht einmal in einem Anfall von Stolz erniedrigen kann. Zu einer Selbsterniedrigung aus Herzensreinheit bin ich aber nicht fähig. Folglich erniedrige ich mich auch gar nicht.

Warum ich Sie vereinen will! Ihrewegen oder meinerwegen? Natürlich meinerwegen, das würde mich erlösen, ich habe es mir schon längst gesagt . . . Ich habe gehört, daß Ihre Schwester Adelaida damals von meinem Bild gesagt hat, man könnte mit einer solchen Schönheit die Welt umkehren. Ich habe aber der Welt entsagt; es erscheint Ihnen komisch, das von mir zu hören, da Sie mich, mit Spitzen und Brillanten geschmückt, in Gesellschaft von Trinkern und Schuften treffen? Beachten Sie das nicht, ich existiere fast gar nicht mehr und weiß das; Gott allein weiß, was an meiner Statt in mir lebt. Ich lese das täglich in den beiden furchtbaren Augen, die mich immer anschauen, selbst dann, wenn sie nicht vor mir sind. Diese Augen schweigen jetzt (sie schweigen immer), ich kenne aber ihr Geheimnis. Er hat ein düsteres, ödes Haus, und auch dort ist ein Geheimnis. Ich bin davon überzeugt, daß er in seiner Lade ein in Seide eingewickelter Rasiermesser versteckt hat, wie der Moskauer Mörder; auch dieser hat mit seiner Mutter in demselben Hause gewohnt und hat das Rasiermesser in Seide gewickelt, um eine gewisse Kehle zu durchschneiden. Ich glaubte die ganze Zeit, während ich in ihrem Hause war, unter irgendeinem Brett im Fußboden liege, ebenso wie in Moskau, ein vielleicht noch von seinem Vater versteckter, in Wachstuch gewickelter Toter, der ebenso von Gefäßen mit Sublimat umgeben wäre. Ich könnte sogar die Ecke zeigen. Er schweigt immer: ich weiß aber, wie er mich liebt, so sehr, daß er mich schon hassen muß. Ihre und meine Hochzeit soll zu gleicher Zeit sein: er und ich haben es so bestimmt. Ich habe vor ihm keine Geheimnisse. Ich würde ihn vor Furcht töten . . . Er wird mich aber noch vorher töten . . . er hat soeben gelacht und gesagt, ich phantasiere, er weiß, daß ich Ihnen schreibe.“

Diese Briefe enthielten noch sehr viele Phantasien. Einer davon, der zweite, bestand aus zwei engbeschriebenen Bogen großen Formats.

Der Fürst verließ endlich den dunklen Park, in dem er, ebenso wie gestern, lange spaziert war. Die helle durchsichtige Nacht erschien ihm noch heller als gewöhnlich. „Kann es denn noch so früh sein?“ dachte er. (Er hatte vergessen, die Uhr mitzunehmen.) Er glaubte irgendwo in der Ferne Musik zu hören. „Wahrscheinlich im Kurhaus“, dachte er wieder; „sie ist heute natürlich nicht hingegangen.“ Als er sich das überlegte, bemerkte er, daß er dicht vor ihrem Landhaus stand; er wußte, daß er schließlich unbedingt hier anlangen mußte und betrat mit stockendem Atem die Terrasse. Niemand kam

ihm entgegen. Die Terrasse war leer. Er wartete und öffnete die Tür in den Salon. „Diese Tür wird bei ihnen nie geschlossen“, fiel es ihm ein, doch auch der Salon war leer; es war darin fast ganz finster. Er blieb betroffen mitten im Zimmer stehen. Plötzlich ging die Tür auf und Alexandra Iwanowna kam mit einer Kerze in der Hand herein; als sie den Fürsten sah, war sie erstaunt und blieb vor ihm wie fragend stehen. Sie wollte wohl nur aus der einen Tür bis zur andern durch das Zimmer gehen und dachte gar nicht daran, hier jemand zu treffen.

„Wie kommen Sie denn hierher?“ fragte sie endlich.

„Ich ... bin jetzt eben gekommen ...“

„Maman ist nicht ganz wohl, Aglaja ebenfalls. Adelaida geht gerade zu Bett, und ich will es auch tun. Wir waren heute den ganzen Abend allein zu Hause. Papa und der Fürst sind in Petersburg.“

„Ich ... ich wollte Sie gerade besuchen ...“

„Wissen Sie, wie spät es ist?“

„N-nein ...“

„Halb eins. Wir gehen immer um ein Uhr schlafen.“

„Ach, und ich habe geglaubt, es wäre halb zehn!“

„Das ist nicht übel!“ sagte sie lachend. „Warum sind Sie denn nicht früher gekommen? Man hat Sie vielleicht erwartet.“

„Ich ... habe gemeint ...“, murmelte er und wandte sich zum Gehen.

„Auf Wiedersehen, ich werde damit morgen alle zum Lachen bringen.“

Er ging auf dem Weg, der um den Park herumführte, nach Hause. Sein Herz klopfte, seine Gedanken verwirrten sich, und alles um ihn herum erinnerte an einen Traum. Und er hatte plötzlich dieselbe Vision, bei der er neulich zweimal erwacht war. Dieselbe Frau trat wieder aus dem Park heraus und blieb vor ihm stehen, als erwarte sie ihn hier. Er fuhr zusammen und ging nicht weiter, sie ergriff seine Hand und drückte sie fest. „Nein, das ist keine Vision!“

Und endlich stand sie zum erstenmal seit ihrer Trennung dicht vor ihm; sie sagte ihm etwas, er blickte sie aber schweigend an; sein Herz war voll, und er litt unsäglich. Er konnte diese ihre Begegnung nie mehr vergessen und erinnerte sich später stets mit dem gleichen Schmerz daran. Sie kniete hier auf offener Straße wie eine Wahnsinnige vor ihm nieder; er wich erschrocken zurück, sie fing aber seine Hand auf und wollte sie küssen, und an ihren langen Wimpern glänzten die Tränen ebenso wie neulich im Traum.

„Steh auf, steh auf!“ flüsterte er erschrocken und versuchte sie aufzurichten. „Steh schnell auf!“

„Bist du glücklich? Bist du glücklich?“ fragte sie. „Sage mir nur ein

einziges Wort, bist du jetzt glücklich? Heute, in diesem Augenblick? Bei ihr? Was hat sie gesagt?"

Sie erhob sich nicht und hörte nicht auf ihn; sie fragte und sprach in Eile, als würde sie verfolgt.

„Ich verreise morgen, wie du befohlen hast. Ich werde nicht . . . Ich seh dich zum letztenmal! Jetzt ist es ja endgültig das letztmal.“

„Beruhige dich, steh auf!“ sagte er verzweifelt.

Sie packte ihn bei den Händen und betrachtete ihn gierig.

„Leb wohl!“ sagte sie endlich, erhob sich und ging rasch, oder lief vielmehr fort von ihm. Der Fürst sah, daß neben ihr plötzlich Rogoshin auftauchte, ihr seinen Arm bot und sie fortführte.

„Warte, Fürst“, rief Rogoshin ihm zu, „ich kehre nach fünf Minuten für einen Augenblick zurück.“

Er kam nach fünf Minuten tatsächlich wieder; der Fürst erwartete ihn noch immer auf derselben Stelle.

„Ich habe ihr in den Wagen geholfen“, sagte er, „er hat dort an der Ecke seit zehn Uhr gewartet. Sie wußte, daß du den ganzen Abend bei der andern verbringen würdest. Ich habe ihr das, was du mir neulich geschrieben hast, wörtlich gesagt. Sie wird ihr nicht mehr schreiben, sie hat es versprochen, Sie wird auch auf deinen Wunsch morgen von hier abreisen. Sie wollte dich noch zum letztenmal sehen, trotzdem du es ihr abgeschlagen hast; wir haben dich hier an dieser Stelle erwartet, um dich bei deiner Rückkehr zu treffen, wir saßen dort auf jener Bank.“

„Hat sie dich von selbst mitgenommen?“

„Wie sollte es denn anders sein?“ fragte Rogoshin lächelnd. „Ich habe das gesehen, was ich ohnehin wußte. Du hast wohl die Briefe gelesen?“

„Hast du sie denn wirklich gelesen?“ fragte der Fürst, den dieser Gedanke plötzlich stutzig machte.

„Gewiß; sie hat mir jeden Brief selbst gezeigt. Erinnerst du dich an das Rasiermesser, haha?“

„Sie ist wahnsinnig!“ rief der Fürst händeringend.

„Wer das weiß, ist es vielleicht gar nicht“, sagte Rogoshin leise.

Der Fürst gab keine Antwort.

„Also leb wohl“, sagte Rogoshin, „auch ich reise morgen; denke nicht schlecht von mir! Ja, Bruder“, fügte er, sich rasch umwendend, hinzu, „warum hast du ihr denn nicht geantwortet? Bist du glücklich oder nicht?“

„Nein, nein, nein!“ rief der Fürst unendlich traurig aus.

„Wie könntest du denn auch, ja!“ sagen!“ erwiderte Rogoshin boshaft lachend und ging, ohne sich umzuschauen.

Nach dem Zusammentreffen des Fürsten mit Aglaja bei der grünen Bank war eine Woche vergangen. Warwara Ardalionowna Ptizyna, die einige Bekannte besucht hatte, kehrte an einem hellen Morgen gegen halb elf Uhr traurig und nachdenklich nach Hause zurück.

Es gibt Menschen, von denen man schwer etwas sagen kann, das sie treffend und erschöpfend auf einmal charakterisiert; das sind jene Menschen, die man „gewöhnlich“ und „die Allgemeinheit“ zu nennen pflegt und die tatsächlich einen ungeheuren Teil der ganzen Menschheit bilden. Die Schriftsteller bestreben sich meistens, in ihren Romanen Typen aus der Gesellschaft zu bringen und dieselben plastisch und künstlerisch zu gestalten; es sind das Charaktere, die in der Wirklichkeit selten so ausgebildet anzutreffen sind und die nichtsdestoweniger fast wirklicher als die Wirklichkeit selbst sind. Podkoliosin ist in seiner typischen Gestalt vielleicht sogar eine Übertreibung, aber durchaus keine Unmöglichkeit. Wie viele kluge Leute, die durch Gogol von der Existenz des Podkoliosin erfahren hatten, fanden sofort, daß Hunderte ihrer Bekannten und Freunde Podkoliosin furchtbar ähnlich sind. Sie haben auch vor Gogol gesehen, daß ihre Freunde Podkoliosins Eigenschaften haben, sie wußten aber nur noch nicht, daß sie so heißen. In Wirklichkeit springen die Bräutigame höchst selten kurz vor der Hochzeit zum Fenster hinaus, weil das, abgesehen von allem übrigen, einfach unbequem ist; wie viele Bräutigame, die sogar achtbare und gescheite Menschen sind, haben sich aber doch vor der Trauung in der Tiefe ihres Herzens für Podkoliosins gehalten. Es schreien ja auch nicht alle Männer bei jedem Schritt: „Tu l'as voulu, George Dandin!“ Mein Gott, wie viele millionen- und billionenmal wurde dieser Herzenschrei aber von den Ehemännern der ganzen Welt nach ihren Flitterwochen, und wer weiß, vielleicht schon am Tage nach der Hochzeit, wiederholt!

Wir wollen also, ohne uns in ernsthaftere Erklärungen einzulassen, nur bemerken, daß das Typische der Charaktere in der Wirklichkeit gleichsam verwässert erscheint, und daß alle diese George Dandins und Podkoliosins existieren und in etwas unbestimmterer Gestalt tatsächlich täglich an uns vorüberreichen und ihren Geschäften nachgehen. Wir wollen der Vollständigkeit wegen noch hinzufügen, daß der ganze George Dandin, so wie Molière ihn geschaffen, ebenfalls, wenn auch nur selten, in Wirklichkeit vorkommen kann und beschließen damit unsere Betrachtung, die an eine Zeitschriftenkritik zu erinnern beginnt. Die Frage: „was soll der Romancier mit alltäglichen,

„gewöhnlichen“ Menschen beginnen; und wie soll er dieselben dem Leser einigermaßen interessant machen?“ bleibt aber trotzdem offen. Sie können in einer Erzählung unmöglich ganz umgangen werden, denn die alltäglichen Menschen sind in ihrer Allgemeinheit das immerwährende notwendige Bindeglied der Lebensereignisse; man würde durch ihre Ausmerzungen gegen die Wahrscheinlichkeit verstossen. Es wäre unnatürlich und vielleicht sogar langweilig, die Romane mit lauter Typen oder, der Spannung halber, mit seltsamen und ungewöhnlichen Menschen zu füllen. Unserer Ansicht nach muß der Schriftsteller bestrebt sein, in der Alltäglichkeit interessante und belehrende Nuancen ausfindig zu machen. Wenn das Wesen einiger Alltagsmenschen aber gerade in ihrer steten und unveränderlichen Alltäglichkeit besteht oder wenn sie, trotz aller ihrer außerordentlichen Anstrengungen, um jeden Preis aus dem Geleise des Gewöhnlichen und der Routine zu kommen, doch damit enden, daß sie ewig und unveränderlich Schablone bleiben, erhalten diese Personen sogar etwas Typisches, – als das Gewöhnliche, das durchaus nicht als solches gelten will und danach strebt, originell und selbständig zu werden, obwohl es auch nicht die geringsten Mittel zur Selbständigkeit besitzt.

Zu dieser Kategorie der „gewöhnlichen“ oder „alltäglichen“ Menschen gehören auch einige Personen unserer Erzählung, die bisher (ich sehe es ein) dem Leser nur wenig erläutert wurden. Und zwar sind es Warwara Ardalionowna Ptizyna, ihr Gatte, Herr Ptizyn, und Gawrila Ardalionowitsch, ihr Bruder.

Es kann tatsächlich kaum etwas Ärgerlicheres geben, als zum Beispiel reich, aus guter Familie, von anständigem Äußern, leidlich gebildet, nicht dumm und sogar gutmütig zu sein und zugleich keinerlei Talent, keinerlei Abzeichen, nicht einmal eine Absonderlichkeit oder eine eigene Idee zu besitzen und ganz so wie „die andern“ zu sein. Man ist zwar reich, aber nicht wie Rothschild; die Familie, aus der man stammt, ist ehrlich, hat sich jedoch nie durch irgend etwas hervorgetan; das Äußere ist anständig, drückt aber sehr wenig aus; die Bildung ist ansehnlich, man weiß sie jedoch nicht zu verwerten; man besitzt Verstand, aber keine eigenen Ideen; man hat auch ein Herz, doch keine Großmut, und so in allen Beziehungen. Es gibt auf der Welt eine außerordentliche Menge solcher Menschen, und zwar viel mehr, als man glaubt; sie können, wie alle Menschen, in zwei Hauptkategorien eingeteilt werden: in beschränkte und „viel klügere“. Die ersteren sind glücklicher. Es gibt für einen beschränkten „gewöhnlichen“ Menschen zum Beispiel nichts Leichteres als sich einzubilden, etwas Ungewöhnliches und Originelles zu sein und sich ohne jedes Schwanken diesem angenehmen Bewußtsein hinzugeben. Einige un-

serer jungen Damen brauchten sich nur die Haare zu schneiden, blaue Brillen aufzusetzen und sich Nihilistinnen zu nennen, um sich sofort davon zu überzeugen, daß sie mit der Brille zugleich unverzüglich ihre eigenen „Prinzipien“ gewonnen haben. Sowie jemand nur das geringste allgemeinmenschliche, gute Gefühl in seinem Herzen aufkeimen sieht, ist er gleich davon überzeugt, niemand sonst empfinde so wie er; und er gehöre zu den Vordermännern in der allgemeinen Entwicklung. Mancher braucht nur aufs Wort an jemandes Gedanken zu glauben oder irgendeine beliebige Seite ohne Anfang und Ende zu lesen, um sofort zu glauben, es seien „seine eigenen Gedanken“, die seinem Hirn entstammen. Die Frechheit in der Naivität, wenn man sich so ausdrücken darf, geht in solchen Fällen bis zum Erstaunlichen; das alles ist unglaublich, man trifft es aber auf Schritt und Tritt. Diese Frechheit der Naivität, dieser Glaube des Dummen an sich und sein Talent wird von Gogol in der merkwürdigen Gestalt des Leutnants Pirogow wunderbar geschildert. Pirogow zweifelt nicht daran, daß er ein Genie ist und selbst jedes Genie überragt; er zweifelt so wenig daran, daß er nicht einmal eine diesbezügliche Frage an sich richtet; übrigens existieren für ihn überhaupt keine Fragen. Der große Dichter war endlich genötigt, ihn zur Befriedigung des verletzten moralischen Gefühls des Lesers durchzuprügeln; als er aber sah, daß der große Mann sich nur schüttelte und zur Hebung seiner Kräfte nach der Bestrafung einen Butterteigkuchen verzehrte, zuckte er erstaunt die Achseln und verließ seine Leser. Ich habe es immer bedauert, daß der große Pirogow von Gogol in einem so niederen Rang geschildert wird, denn Pirogow ist so selbstzufrieden, daß es für ihn nichts Leichteres gibt, als sich in dem Maße, wie seine Epauletten mit den Jahren dicker und vornehmer werden, für einen hervorragenden Feldherrn zu halten, und nicht nur das, sondern einfach nicht daran zu zweifeln: man hat ihn ja zum General ernannt, wie sollte er also kein Feldherr sein? Wie viele solche Menschen erleiden aber dann auf dem Schlachtfeld furchtbares Fiasko? Und wie viele Pirogows hat es unter unseren Literaten, Gelehrten und Propagandisten gegeben! Ich sage „hat es gegeben“, es gibt natürlich aber auch jetzt welche . . .

Eine der handelnden Personen unserer Erzählung, Gawrila Ardalionowitsch Iwolgin, gehörte der zweiten Kategorie an; er zählte zu den „viel klügeren“ Menschen, obwohl er vom Kopf bis zu den Füßen ganz von dem Wunsch, originell zu sein, erfüllt war. Diese Kategorie ist aber, wie wir schon oben erwähnt haben, viel unglücklicher als die erstere. Die Sache ist ja die, daß, wenn ein kluger gewöhnlicher Mensch sich unter anderem (und vielleicht sogar das ganze Leben) auch für einen genialen und äußerst originellen Menschen gehalten

hat, er in seinem Herzen doch den Wurm des Zweifels behält, der ihn dahin bringt, daß er manchmal mit gänzlicher Verzweiflung endet; wenn er sich aber fügt, ist er durch die sich in sein Inneres hineinfressende Eitelkeit doch schon gänzlich vergiftet. Wir haben aber übrigens ein extremes Beispiel angeführt; bei der größten Mehrzahl dieser klugen Menschenkategorie verhält sich die Sache durchaus nicht so tragisch; nur die Leber wird gegen das Lebensende mehr oder weniger ruiniert, das ist alles. Bevor diese Menschen aber nachgeben und resignieren, machen sie manchmal von ihrer Jugend an bis zu einem gesetzteren Alter außerordentlich viele Dummheiten, und zwar nur aus Originalitätssucht. Es kommen sogar seltsame Fälle vor: aus dieser Sucht heraus ist mancher ehrliche Mensch bereit, sich zu einer Gemeinheit zu entschließen; es kommt auch vor, daß einer dieser Unglücklichen nicht nur ehrlich, sondern sogar gut und die Vorsehung seiner Familie ist, und durch seine Arbeit nicht nur Verwandte, sondern auch Fremde erhält; und was sehen wir trotzdem? Er kann das ganze Leben nicht zur Ruhe kommen! Der Gedanke, daß er seine menschlichen Pflichten so gut erfüllt hat, ist für ihn gar nicht beruhigend und tröstlich; eher im Gegenteil, er reizt ihn gerade: „Darauf habe ich also mein ganzes Leben verwendet, das hat mich an Händen und Füßen gefesselt, das hat mich daran gehindert, das Pulver zu erfinden! Ohne das hätte ich sicher entweder das Pulver erfunden oder Amerika entdeckt, ich weiß noch nicht bestimmt was, ich hätte aber sicher irgend etwas entdeckt!“ Das Charakteristische an diesen Herrschaften ist der Umstand, daß sie ihr ganzes Leben lang tatsächlich auf keine Weise zu bestimmen vermögen, was sie eigentlich entdecken müssen, und worauf sie sich immer vorbereiten, ob sie das Pulver erfinden oder Amerika entdecken sollen? Ihre Schmerzen und ihre Sehnsucht nach dem Entdecken hätten aber wirklich für einen Kolumbus oder Galilei ausgereicht.

Gawrila Ardalionowitsch war gerade im Begriff sich so zu entwickeln, es war aber erst der Anfang. Er hatte noch viele dumme Streiche vor sich. Das tiefe und ununterbrochene Bewußtsein seiner Talentlosigkeit und zugleich der unbezwingliche Wunsch, sich davon zu überzeugen, daß er ein vollkommen selbständiger Mensch sei, hatten sein Herz vielleicht schon in den Kinderjahren tief verwundet. Er war ein junger Mensch mit neidischen und sprungweisen Wünschen und schien mit reizbaren Nerven auf die Welt gekommen zu sein. Er hielt das Ruckhafte seiner Wünsche für deren Kraft. Er war bei seinem leidenschaftlichen Wunsch, sich hervorzutun, manchmal zu einem unvernünftigen Sprung bereit; sowie es aber so weit kam, erwies sich unser Held jedesmal als zu klug, um sich dazu zu entschließen. Das machte ihn unglücklich. Er hätte sich bei Gelegenheit vielleicht sogar

zu einer äußerst gemeinen Handlung entschlossen, wenn er dadurch nur etwas von dem Erträumten hätte erringen können; sobald es aber bis zu diesem Punkt kam, erwies er sich immer für diese gemeine Tat als zu ehrlich. (Zu einer kleinen Gemeinheit war er übrigens stets bereit.) Er sah die Armut und den Verfall seiner Familie mit Widerwillen und Haß. Er behandelte selbst seine Mutter von oben herab und verächtlich, obwohl er sehr genau wußte, daß ihr Ruf und ihr Charakter vorläufig den hauptsächlichsten Stützpunkt für seine eigene Karriere bildeten. Als er zu Jepantschin kam, sagte er sich sofort: „Wenn man schon ein Schuft ist, muß man es ganz sein, wenn man nur das Spiel gewinnt.“ Dabei war er aber doch nie ganz ein Schuft. Warum hatte er sich auch eingebildet, er müßte durchaus ein Schuft sein? Er war damals vor Aglaja einfach erschrocken, gab die Sache jedoch nicht auf, sondern zog sie für jeden Fall in die Länge, obwohl er nie ernstlich daran geglaubt hatte, daß sie zu ihm hinabsteigen würde. Später, als er die Geschichte mit Nastasia Filippowna hatte, bildete er sich auf einmal ein, man könne alles durch Geld erreichen. „Wenn man schon ein Schuft ist, soll man es ganz sein“, wiederholte er sich damals täglich mit Selbstzufriedenheit, aber mit einiger Furcht, „wenn man schon ein Schuft ist, muß man den Gipfel erreichen“, ermutigte er sich immer von neuem, „die Routine bekommt in solchen Fällen Angst, wir aber nicht!“ Als es mit Aglaja aus war und die ungünstigen Verhältnisse ihn zu Boden warfen, verlor er ganz den Mut und brachte dem Fürsten tatsächlich das Geld, das ihm damals von der wahnsinnigen Frau zugeschleudert war und das sie von einem ebenfalls wahnsinnigen Menschen erhalten hatte. Er bereute diese Rückerstattung des Geldes nachher tausendmal, obwohl er ununterbrochen damit prahlte. Er weinte wirklich während der drei Tage, die der Fürst sich in Petersburg aufhielt, begann in diesen drei Tagen aber den Fürsten dafür zu hassen, daß dieser ihn so mitleidig behandelte, weil „nicht ein jeder“ sich zu einer Tat, wie das Rückerstatten einer solchen Summe es war, „entschlossen hätte“. Doch die lobenswerte Einsicht, daß sein ganzer Schmerz nur durch ununterbrochen verletzte Eitelkeit erzeugt wurde, quälte ihn furchtbar. Er erkannte und überzeugte sich erst nach langer Zeit davon, wie ernsthaft seine Intrige mit einem so seltsamen und unschuldigen Geschöpf wie Aglaja hätte ausgehen können. Die Reue nagte an ihm; er gab seine Stelle auf und versenkte sich in seine Traurigkeit und Verstimmtheit. Er ließ sich zugleich mit seinem Vater und seiner Mutter von Ptizyn erhalten und verachtete diesen dabei ganz offen, obwohl er zugleich seine Ratschläge befolgte und vernünftig genug war, ihn stets darum zu bitten. Gawrila Ardalionowitsch war zum Beispiel auch darüber böse, daß Ptizyn

kein Rothschild werden wollte und sich kein solches Ziel steckte. „Wenn du schon ein Wucherer bist, dann sei es ganz, presse die Menschen aus, präge aus ihnen Geld, werde ein Charakter, werde der König der Juden!“ Ptizyn war bescheiden und still; er lächelte nur, einmal hielt er es aber für nötig, mit Ganja ernstlich zu sprechen und tat es sogar mit einiger Würde. Er bewies Ganja, daß er nichts Ehrloses tat, und daß dieser ihn grundlos einen Juden nenne; es wäre nicht seine Schuld, daß das Geld so hoch im Preise stehe; er handle offen und ehrlich und ganz so, wie es sein soll, er sei nur ein Agent in „diesen“ Sachen; er genieße endlich dank seiner geschäftlichen Genauigkeit bei den besten Menschen einen ausgezeichneten Ruf, und seine Tätigkeit erweitere sich immer mehr. „Ich werde kein Rothschild werden und habe es auch nicht notwendig“, fügte er lachend hinzu, „ich werde aber ein Haus, vielleicht sogar zwei Häuser auf der Litejnaja haben und mich damit zufriedengeben.“ „Wer weiß, vielleicht werden es auch drei!“ dachte er im stillen, sprach es aber nie laut aus und verheimlichte seinen Traum. Die Natur liebt und fördert solche Menschen: sie wird Ptizyn sicher nicht mit drei, sondern mit vier Häusern belohnen, und zwar gerade deswegen, weil er schon seit seiner Kindheit wußte, daß er kein Rothschild werden würde. Die Natur wird dafür aber auch nie weiter als bis zu den vier Häusern gehen, und es wird für Ptizyn dabei bleiben.

Gawrila Ardalionowitschs Schwester war eine ganz andere Natur. Auch sie war von mächtigen, aber eher beharrlichen als stürmischen Wünschen erfüllt. Sie besaß viel Vernunft, wenn die Sache bis zur letzten Grenze ging, sie war aber auch bis zu diesem Moment vorsichtig. Sie gehörte zwar ebenfalls der Kategorie der „gewöhnlichen“ Menschen an, die von Originalität träumen, sie gelangte aber sehr bald zur Einsicht, daß sie auch nicht eine Spur von Originalität besaß und grämte sich darüber nicht zu sehr; wer weiß, vielleicht geschah das aus einer besonderen Art Stolz. Sie tat ihren ersten Schritt ins praktische Leben mit außerordentlicher Bestimmtheit, indem sie Herrn Ptizyn heiratete; als sie das tat, sagte sie sich aber durchaus nicht: „Wenn man schon Gemeinheiten begeht, soll man sie ganz tun, wenn man nur zum Ziele kommt“, wie Gawrila Ardalionowitsch sich in einem solchen Fall unfehlbar ausgedrückt haben würde. (Er hatte das vielleicht sogar in ihrer Anwesenheit getan, als er als der ältere Bruder ihren Entschluß billigte.) Ganz im Gegenteil: Warwara Ardalionowna heiratete, nachdem sie sich gründlich vergewissert hatte, daß ihr künftiger Gatte ein bescheidener, angenehmer, beinahe gebildeter Mensch sei und niemals und um keinen Preis eine große Gemeinheit begehen würde. Nach den kleinen Unkorrektheiten fragte War-

wara Ardalionowna nicht, da es nicht der Mühe wert war; wo ginge es denn auch ohne derlei ab? Man konnte doch nicht nach dem Ideal suchen! Sie wußte überdies, daß sie durch ihre Heirat der Mutter, dem Vater und den Brüdern ein Obdach verschaffte. Als sie ihren Bruder unglücklich sah, wollte sie ihm trotz der vorherigen Reibungen in der Familie helfen. Ptizyn redete Ganja manchmal freundschaftlich zu, eine Stelle anzunehmen. „Du verachtest ja die Generale und den Generalstitel“, sagte er ihm manchmal scherzend, „paß einmal auf, alle werden damit enden, daß sie ebenfalls Generale werden; wenn du so lange lebst, wirst du es sehen.“ „Warum glauben nur alle, daß ich die Generale und den Generalstitel verachte?“ dachte Ganja sarkastisch im stillen. Warwara Ardalionowna entschloß sich, ihren Wirkungskreis zu erweitern, um dem Bruder zu helfen: sie verschaffte sich Zutritt in das Haus Jepantschin, was ihr durch die gemeinsamen Kindheitserinnerungen erleichtert wurde; sie sowohl als ihr Bruder hatten als Kinder mit Jepantschins gespielt. Wir wollen hier noch bemerken, daß, wenn Warwara Ardalionowna durch ihre Besuche bei Jepantschins irgendeinen ungewöhnlichen Traum zu verwirklichen beabsichtigt hätte, sie sich dadurch vielleicht plötzlich aus der Menschenkategorie ausgeschlossen hätte, zu der sie eigentlich gehörte; sie hatte aber keinen Traum, sondern eine sehr begründete Berechnung im Auge: sie ging dabei vom Charakter der Familie aus. Sie studierte Aglajas Eigenart unermüdlich. Sie hatte sich die Aufgabe gestellt, Aglaja und ihren Bruder wieder zusammenzuführen. Vielleicht hatte sie tatsächlich manches erreicht; vielleicht hatte sie auch Fehler begangen, indem sie zum Beispiel zu sehr auf den Bruder gerechnet und von ihm Dinge erwartet hatte, die er nie und auf keine Weise verwirklichen konnte. Sie ging im Haus Jepantschin jedenfalls recht geschickt vor: sie erwähnte wochenlang nicht den Namen ihres Bruders, war stets außerordentlich wahrheitsliebend und aufrichtig und benahm sich ungekünstelt, aber würdevoll. Sie fürchtete sich aber auch nicht, in die Tiefe ihres Gewissens hineinzuschauen und warf sich nichts vor. Das verlieh ihr Kraft. Sie bemerkte nur manchmal, daß auch sie sich vielleicht ärgerte und daß auch sie sehr viel Ehrgeiz und gekränkte Eitelkeit besaß; sie wurde sich dessen besonders in bestimmten Augenblicken bewußt, und zwar fast jedesmal, wenn sie von Jepantschins fortging.

Auch jetzt kam sie von dort, und zwar, wie wir schon bemerkt haben, in trauriges Nachdenken vertieft. Diese Traurigkeit wurde ab und zu auch von etwas Bitterem und Spöttischem unterbrochen. Ptizyn bewohnte in Pawlowsk ein unscheinbares, aber geräumiges hölzernes Haus, das an einer staubigen Straße stand und bald sein Eigentum

werden sollte, so daß er jetzt schon Anstalten machte, es an jemand weiterzuverkaufen. Als Warwara Ardalionowna sich auf der Treppe befand, hörte sie oben im Hause außergewöhnlichen Lärm und unterschied die Stimmen ihres Bruders und Vaters. Als sie den Salon betrat und Ganja bleich vor Wut im Zimmer auf und ab laufen und sich fast die Haare ausraufen sah, schnitt sie eine Grimasse und ließ sich, ohne den Hut abzunehmen, müde auf das Sofa nieder. Da Warja sehr genau wußte, daß, wenn sie noch eine Minute schwieg und den Bruder nicht nach der Ursache seiner Erregung fragte, er ihr unfehlbar zürnen würde, beeilte sie sich endlich, in Form einer Frage zu sagen:

„Ist es noch immer dasselbe?“

„Aber keine Spur!“ rief Ganja aus. „Dasselbe! Nein, es geht jetzt hier Gott weiß was vor und nicht dasselbe! Der Alte wird ganz wild . . . Die Mutter heult. Bei Gott, Warja, du kannst tun, was du willst, ich werde ihn doch aus dem Hause jagen oder . . . oder selbst von euch fortziehen“, fügte er hinzu, da es ihm wahrscheinlich einfiel; daß man aus einem fremden Hause ja niemand fortjagen darf.

„Man muß nachsichtig sein“, murmelte Warja.

„Mit wem soll man nachsichtig sein? Wozu?“ fuhr Ganja auf. „Seinen Abscheulichkeiten gegenüber? Nein, du kannst sagen, was du willst, das geht aber nicht! Und was für Manieren er hat: er ist selbst schuldig und krakeelt noch dabei. Das bedeutet ja: ich will nicht durch das Tor gehen, reißt den ganzen Zaun nieder . . .! Warum sitzt du so da? Wie schaust du denn aus?“

„Wie immer“, antwortete Warja verdrießlich.

Ganja sah sie genauer an.

„Warst du dort?“ fragte er plötzlich.

„Ja.“

„Warte, die schreien da schon wieder so! Es ist eine Schande – und noch dazu in einer solchen Zeit!“

„Was ist es denn für eine Zeit? Es ist doch nichts Besonderes!“

Ganja blickte die Schwester noch forschender an.

„Hast du etwas erfahren?“ fragte er.

„Jedenfalls nichts Unerwartetes. Ich habe erfahren, daß alles stimmt. Mein Mann hat recht gehabt; es ist ganz so eingetroffen, wie er es zu Beginn prophezeit hat. Wo ist er?“

„Er ist nicht zu Hause. Was ist denn eingetroffen?“

„Der Fürst ist ganz offiziell verlobt; es ist eine beschlossene Sache. Die älteren Schwestern haben es mir gesagt: Aglaja ist damit einverstanden, sie halten es gar nicht mehr geheim. (Bis jetzt war dort ja alles voller Geheimnisse.) Adelaidas Hochzeit wird wieder verschoben, damit beide Hochzeiten zusammen an einem Tage gefeiert werden

können. Wie poetisch! Das erinnert an ein Gedicht. Dichte lieber etwas für den Hochzeitstag, statt müßig im Zimmer herumzulaufen. Heute abend wird die Belokonskaja dort sein, sie ist gerade zur rechten Zeit angekommen; es werden Gäste erwartet. Man wird ihn der Belokonskaja vorstellen, obwohl er sie schon kennt; ich glaube, man wird die Sache offiziell verkünden. Man befürchtet nur, daß er etwas umwirft und zerschlägt, wenn er vor den Gästen ins Zimmer tritt, oder daß er selbst niederfällt; man muß bei ihm auf alles gefaßt sein.“

Ganja hörte sehr aufmerksam zu, diese plötzliche Nachricht schien auf ihn jedoch, zur Verwunderung der Schwester, keinerlei auffallende Wirkung auszuüben.

„Das war ja klar“, sagte er nach einer Weile, „es ist also zu Ende!“ fügte er mit einem seltsamen Lächeln hinzu, indem er der Schwester spöttisch ins Gesicht schaute und noch immer, aber viel langsamer, im Zimmer auf und ab ging.

„Es ist noch gut, daß du es so philosophisch nimmst; ich bin darüber wirklich froh“, sagte Warja.

„Ja, jetzt sind wir die Last los; wenigstens sind deine Schultern davon befreit.“

„Ich glaube, ich habe dir aufrichtig gedient, ohne viel zu überlegen, und ohne dir lästig zu werden; ich habe dich nicht danach gefragt, welches Glück du dir von Aglaja erhofft hast.“

„Habe ich von Aglaja denn Glück erhofft?“

„Laß dich, bitte, nicht aufs Philosophieren ein. Es ist natürlich so. Und jetzt ist es genug: wir haben verspielt. Ich konnte diese Sache, offen gesagt, nie ernst nehmen; ich habe es nur „für alle Fälle“ übernommen, da ich mit ihrem komischen Charakter gerechnet habe, vor allem aber, um dir einen Gefallen zu erweisen; es waren neunzig Chancen, daß die Sache schiefgeht. Ich weiß bis jetzt noch nicht einmal, was du eigentlich angestrebt hast.“

„Jetzt werdet ihr, dein Mann und du, mich ins Amt jagen und mir Vorträge über Beharrlichkeit und Willenskraft, sowie über das Schätzen des Geringen halten, ich weiß das schon auswendig“, sagte Ganja lachend.

„Er hat etwas Neues im Sinn!“ dachte Warja.

„Freut man sich dort? Was sagen die Alten?“ fragte Ganja plötzlich.

„Ich glaube nicht. Du kannst dir das übrigens selbst ausmalen; Iwan Feodorowitsch ist zufrieden; die Mutter fürchtet sich; sie hat ihn ja schon früher mit Widerwillen als Bräutigam betrachtet.“

„Ich meine etwas anderes; er ist als Bräutigam unmöglich und undenkbar, das ist klar. Ich frage nach der jetzigen Stimmung, wie steht es dort damit? Hat sie ohne weiteres eingewilligt?“

„Sir hat bisher nicht ‚nein‘ gesagt, das ist alles; es war von ihr ja auch nicht anders zu erwarten. Du weißt doch, wie wahnsinnig schüchtern und schamhaft sie noch immer ist: sie hat sich als Kind in einen Schrank verkrochen und ist darin zwei, drei Stunden geblieben, um nur nicht zu den Gästen gehen zu müssen; jetzt ist sie groß genug, ist aber noch immer ebenso. Weißt du, ich muß glauben, daß es sich dort auch ihrerseits um etwas Ernstes handelt. Es scheint, sie lacht den Fürsten nach Kräften von früh bis spät aus, um sich nichts anmerken zu lassen, sie weiß ihm aber sicher täglich leise etwas zuzuflüstern, denn er scheint im Himmel zu sein und . . . strahlt. Man sagt, er sei furchtbar komisch. Ich habe das von denen da selbst gehört. Es ist mir auch so vorgekommen, als ob die Schwestern mich offen ausgelacht hätten.“

Ganja runzelte endlich die Stirn; Warja vertiefte sich vielleicht absichtlich in dieses Thema, um in seine eigentlichen Gedanken einzudringen. Man hörte oben wieder schreien.

„Ich jage ihn fort!“ brüllte Ganja, als wäre er froh, seinen Ärger auslassen zu können.

„Dann wird er uns wieder überall blamieren, wie gestern.“

„Wieso, was war gestern? Was bedeutet das: wie gestern? Ist er denn . . .“ rief Ganja plötzlich furchtbar erschrocken aus.

„Ach, mein Gott, weißt du denn nicht?“ antwortete Warja, die sah, daß sie zu viel gesagt hatte.

„Wie . . . er war also wirklich dort?“ rief Ganja, vor Scham und Wut errötend. „Mein Gott, du kommst ja von dort! Hast du etwas erfahren? War der Alte dort? Ja oder nein?“ Und Ganja stürzte zur Tür; Warja lief ihm nach und packte ihn mit beiden Händen.

„Was hast du? Wohin willst du denn?“ sagte sie. „Wenn du ihn jetzt hinausläßt, wird er noch Ärgeres anrichten . . .!“

„Was hat er denn da angestellt? Was hat er gesagt?“

„Sie haben es ja nicht verstanden und können es gar nicht wiedergeben; er hat nur alle erschreckt. Er ist zu Iwan Feodorowitsch gekommen, der war aber nicht da, da hat er Lisaweta Prokofjewna zu sprechen gewünscht. Er hat sie zuerst um eine Stelle gebeten und gesagt, er wolle den Dienst wieder aufnehmen, dann hat er sich über uns beklagt, über mich, über meinen Mann, besonders aber über dich . . . er hat vieles gesagt.“

„Hast du nichts weiter erfahren können?“ fragte Ganja, der wie in einem Weinkampf zitterte.

„Ja, wie sollte ich denn! Er hat wohl schwerlich selbst verstanden, was er gesagt hat, vielleicht hat man mir auch nicht alles mitgeteilt.“

Ganja faßte sich an den Kopf und lief zum Fenster; Warja setzte sich an das zweite Fenster.

„Aglaja ist so komisch“, bemerkte sie plötzlich, „sie kommt auf mich zu und sagt: übermitteln Sie Ihren Eltern den Ausdruck meiner persönlichen, besonderen Hochachtung; ich werde dieser Tage sicher Gelegenheit finden, Ihren Papa zu sprechen!“ Und sie ist dabei so ernsthaft. Es ist furchtbar seltsam . . .“

„Sie hat das ohne Spott gesagt? Ganz ohne jeden Spott?“

„Das ist es ja gerade, daß kein Spott dabei war; das ist doch das Seltsame daran.“

„Wie meinst du, weiß sie das vom Alten oder nicht?“

„Ich bin davon überzeugt, daß man es bei ihnen im Hause nicht weiß; du hast mich aber auf eine Idee gebracht: Aglaja weiß es vielleicht. Nur sie allein, denn auch die Schwestern waren erstaunt, als sie mir so ernsthaft den Vater zu grüßen auftrug. Und warum gerade ihn? Wenn sie es weiß, hat es ihr der Fürst mitgeteilt.“

„Es ist nicht schwer zu erfahren, wer es war! Ein Dieb! Das hatte noch gefehlt. Ein Dieb in unserer Familie. „Das Oberhaupt der Familie!““

„Das ist Unsinn!“ schrie Warja ganz erzürnt. „Das ist eine Wirtshausgeschichte und weiter nichts. Wer hat es sich ausgedacht? Lebedew, der Fürst . . . auf die ist ja viel zu geben; das sind ja auserlesene Geister. Ich kehre mich auch nicht soviel daran.“

„Der Alte ist ein Dieb und Trunkenbold“, fuhr Ganja zornig fort, „ich bin ein Bettler, der Mann meiner Schwester ist ein Wucherer, das alles war für Aglaja wohl sehr verlockend! Das klingt ja sehr schön, man muß es zugeben!“

„Dieser Wucherer, der Mann deiner Schwester, hat dich . . .“

„Gefüttert, willst du sagen? Mach bitte keine Umstände.“

„Warum ärgerst du dich?“ lenkte Warja ein. „Du verstehst ja gar nichts, als ob du noch ein Schuljunge wärest. Du glaubst, das alles könnte dir in Aglajas Augen schaden? Du kennst ihren Charakter nicht; sie wird die glänzendste Partie zurückweisen und mit Vergnügen zu einem Studenten auf den Dachboden laufen, um mit ihm Hungers zu sterben, – das ist ihr Traum! Du hast es nicht verstehen können, wie interessant du in ihren Augen wärest, wenn du unsere Verhältnisse standhaft und stolz ertragen hättest. Der Fürst hat sie nur dadurch gefangen, daß er ihr vor allem gar nicht nachgestellt hat und dann, weil er in aller Augen ein Idiot ist. Ihr macht schon das Freude, daß sie seinetwegen ihre ganze Familie in Aufregung versetzt. Ach, ihr versteht ja nichts davon!“

„Wir wollen doch noch sehen, ob wir es verstehen oder nicht“, murmelte Ganja geheimnisvoll. „Ich will aber doch nicht, daß sie das über den Alten erfährt. Ich dachte, der Fürst würde diskret genug sein, es

nicht zu erzählen. Er hat Lebedew zum Schweigen angehalten und hat auch mir nicht alles sagen wollen, als ich in ihn drang . . .“

„Du siehst also selbst, daß man auch ohne ihn alles erfahren hat. Was willst du jetzt überhaupt noch? Worauf hoffst du? Und wenn noch irgendeine Hoffnung bliebe, so würde das dir in ihren Augen nur eine Leidensmiene verleihen!“

„Ein Skandal hätte auch sie, trotz ihrer ganzen Romantik, erschreckt. Alle gehen nur bis zu einer gewissen Grenze, ihr seid schon einmal so.“

„Aglaja wäre erschrocken?“ fuhr Warja auf, indem sie den Bruder voller Verachtung ansah. „Du hast doch eine niedrige Seele! Ihr seid alle nichts wert. Wenn sie auch komisch und absonderlich ist, ist sie doch tausendmal edler als wir alle.“

„Laß gut sein, ärgere dich nicht“, murmelte Ganja wieder selbstzufrieden.

„Mir tut nur die Mutter leid“, fuhr Warja fort, „ich fürchte sehr, daß diese Geschichte mit dem Vater bis zu ihr dringt!“

„Sie ist sicher schon bis zu ihr gedrungen“, bemerkte Ganja.

Warja erhob sich, um zu Nina Alexandrowna hinaufzugehen, blieb aber stehen und blickte den Bruder forschend an.

„Wer hat es ihr denn sagen können?“

„Wahrscheinlich Ippolit. Es war für ihn wohl die größte Freude, das der Mutter zu erzählen, sowie er zu uns übersiedelt war.“

„Sage mir aber, bitte, woher weiß er es denn eigentlich? Der Fürst und Lebedew haben beschlossen, es niemand zu sagen, nicht einmal Kolja weiß etwas.“

„Ippolit hat es selbst erfahren. Du kannst dir nicht vorstellen, was für ein listiger Kerl und was für eine Klatschbase er ist und was für eine Nase er hat, um alles Schlechte und Skandalöse zu wittern. Ob du mir glaubst oder nicht, ich bin aber davon überzeugt, daß er schon Aglaja beeinflusst hat. Wenn er es aber nicht getan hat, wird er es noch tun. Auch Rogoshin steht mit ihm in Verbindung. Wie ist es nur möglich, daß der Fürst es nicht bemerkt! Und wie gerne möchte er mir jetzt eine Falle stellen! Er hält mich für seinen persönlichen Feind, das habe ich längst gemerkt, warum ist das nur so, was hat er denn davon, er wird ja sterben – ich kann das nicht begreifen! Ich werde ihn aber überlisten, du wirst sehen, nicht er wird mich, sondern ich werde ihn belauern.“

„Warum hast du ihn zu uns gebracht, wenn du ihn so haßt?“

„Du selbst hast ja dazu geraten, ihn zu uns zu locken.“

„Ich dachte, er würde nützlich sein; weißt du auch, daß er selbst jetzt in Aglaja verliebt ist und ihr geschrieben hat? Man hat mich

ausgefragt... ich glaube, er hat sogar an Lisaweta Prokofjewna geschrieben.“

„In dieser Beziehung ist er ungefährlich!“ sagte Ganja boshaft lachend. „Es stimmt übrigens, es ist etwas nicht ganz richtig. Es ist sehr möglich, daß er verliebt ist, denn er ist ein grüner Junge! Er ist aber nicht imstande, der Alten anonyme Briefe zu schreiben. Er ist ein so boshafter, unbedeutender, selbstzufriedener Dutzendmensch... Ich bin davon überzeugt und weiß es bestimmt, daß er mich ihr als einen Intriganten hingestellt hat; er hat damit angefangen. Ich gestehe, ich war zuerst so dumm, ihm einiges auszuplaudern, ich dachte, er würde meine Interessen vertreten, um sich an dem Fürsten zu rächen; er ist ein so durchtriebenes Geschöpf! Oh, ich habe ihn jetzt ganz erkannt. Von dem Diebstahl hat er aber durch seine eigene Mutter, die Hauptmannsfrau, erfahren. Wenn der Alte sich zu so etwas entschließen konnte, geschah es nur ihretwegen. Er hat mir plötzlich ohne jeden Zusammenhang mitgeteilt, der ‚General‘ hätte seiner Mutter vierhundert Rubel versprochen; er ist damit, ohne viel Umstände zu machen, herausgeplatzt. Da habe ich alles verstanden. Und dabei hat er mir mit solchem Vergnügen in die Augen geschaut, er hat es sicher auch Mama gesagt, und zwar einzig, um den Genuß zu haben, ihr das Herz zu zerfleischen. Und erkläre mir nur, warum stirbt er denn nicht? Er hat sich ja verpflichtet, in drei Wochen zu sterben, er ist hier aber noch dicker geworden! Er hustet nicht mehr, er hat gestern abend selbst gesagt, daß er schon zwei Tage kein Blut gehustet hat.“

„Jage ihn fort.“

„Ich hasse ihn nicht, ich verachte ihn“, sagte Ganja stolz. „Übrigens, ja, ja, ich gebe zu, ich hasse ihn“, rief er plötzlich mit ungewöhnlicher Wut aus, „und ich werde es ihm selbst dann ins Gesicht sagen, wenn er auf seinen Kissen sterben wird! Wenn du nur seine Beichte gelesen hättest, o Gott, wieviel naive Frechheit ist darin enthalten! Das ist ja ein Leutnant Pirogow, ein ins Tragische übersetzter Nosedriow, vor allem aber ein Grünschnabel! Oh, welchen Genuß hätte es mir an jenem Abend bereitet, ihn durchzuprügeln, und zwar um ihn erst recht in Verwunderung zu setzen. Jetzt rächt er sich an allen dafür, daß es ihm damals mißlungen ist... Was ist das aber? Dort ist schon wieder Lärm! Was bedeutet das denn? Ich dulde das nicht. Ptizyn“, rief er dem ins Zimmer tretenden Schwager zu, „was ist denn los, wie weit treibt man es bei uns noch? Das... das...“

Die Stimmen ertönten aber immer näher, die Tür ging plötzlich auf, und der alte Iwolgine stürzte, rot vor Zorn, erschüttert und außer sich, auf Ptizyn zu. Dem Alten folgten Nina Alexandrowna, Kolja und zuletzt Ippolit.

Ippolit war schon vor fünf Tagen in Ptizyns Haus übersiedelt. Das war auf eine ganz natürliche Weise, ohne viel Worte und ohne jeden Streit zwischen ihm und dem Fürsten geschehen; sie hatten sich nicht nur nicht überworfen, sondern schieden äußerlich sogar als Freunde. Gawrila Ardalionowitsch, der sich damals an dem Abend Ippolit gegenüber so feindselig verhalten hatte, kam übrigens erst am dritten Tag nach jenen Ereignissen, um ihn zu besuchen, wobei er wahrscheinlich von irgendeinem plötzlichen Gedanken geleitet wurde. Auch Rogoshin besuchte aus irgendeinem Grunde den Kranken. Der Fürst glaubte zuerst, es wäre für „den armen Knaben“ sogar besser, wenn er aus seinem Hause fortzöge. Ippolit äußerte sich aber schon während seiner Übersiedlung, er ziehe zu Ptizyn, „der so gut sei, ihm ein Obdach zu gewähren“, und erwähnte, wie absichtlich, auch nicht ein einziges Mal Ganja, obwohl gerade dieser darauf bestanden hatte, ihn ins Haus zu nehmen. Ganja bemerkte das sofort, war gekränkt, und merkte es sich.

Er hatte recht, als er seiner Schwester sagte, der Kranke erhole sich. Es ging Ippolit tatsächlich etwas besser als vorher, was man ihm auch auf den ersten Blick ansah. Er trat langsam hinter allen andern ins Zimmer und lächelte dabei spöttisch und boshaft. Nina Alexandrowna war sehr erschrocken. (Sie hatte sich in diesem halben Jahr sehr verändert und war abgemagert; nachdem sie ihre Tochter verheiratet hatte und zu ihr übersiedelt war, hörte sie fast ganz auf, äußerlich an den Angelegenheiten ihrer Kinder teilzunehmen.) Kolja sah sorgenvoll und nachdenklich aus; er verstand vieles von dem „Wahnsinn des Generals“, wie er sich ausdrückte, nicht, und zwar deshalb, weil er die eigentlichen Gründe dieses neuen Wirrwarrs im Hause nicht kannte. Es war ihm aber klar, daß der Vater es zu jeder Zeit und überall so trieb und sich so verändert hatte, daß er ein ganz anderer Mensch als vorher geworden zu sein schien. Es beunruhigte ihn auch, daß der Alte in den letzten drei Tagen ganz zu trinken aufgehört hatte. Er wußte, daß er sowohl mit Lebedew als auch mit dem Fürsten auseinander gekommen war und mit ihnen Streit gehabt hatte. Kolja war soeben mit einer halben Flasche Schnaps, die er für sein eigenes Geld gekauft, nach Hause gekommen.

„Es ist wirklich wahr, Mama“, versicherte er Nina Alexandrowna noch oben, „er soll doch lieber trinken. Er hat schon seit drei Tagen keinen Tropfen angerührt; er ist ganz trübsinnig. Es ist wirklich besser, ich habe es ihm ja auch ins Schuldgefängnis gebracht . . .“

Der General riß die Tür weit auf und blieb, scheinbar vor Empörung zitternd, auf der Schwelle stehen.

„Mein Herr“, schrie er Ptizyn mit donnerähnlicher Stimme an, „wenn Sie tatsächlich beschlossen haben, einen ehrbaren Greis, Ihren Vater, oder wenigstens den Vater Ihrer Frau, der seinem Kaiser treu gedient hat, einem Milchbart und Atheisten hinzuopfern, wird mein Fuß von dieser Stunde an nicht mehr in Ihrem Hause weilen . . . wählen Sie, mein Herr, wählen Sie sofort zwischen mir oder diesem . . . Bohrer! Ja, dem Bohrer. Ich habe es zufällig gesagt, er ist aber ein Bohrer, denn er bohrt sich wie ein Bohrer ohne jeden Respekt in meine Seele hinein . . . ganz wie ein Bohrer!“

„Vielleicht wie ein Pfropfenzieher?“ bemerkte Ippolit.

„Nein, nicht wie ein Pfropfenzieher, denn ich bin ein General und keine Flasche. Ich besitze Orden und Ehrenzeichen . . . du hast aber gar nichts. Entweder er oder ich! Entschließen Sie sich, mein Herr, jetzt gleich, sofort!“ rief er wieder wütend Ptizyn zu. Jetzt schob Kolja einen Sessel hin und er sank fast entkräftet darauf nieder.

„Sie sollten wirklich lieber . . . schlafen“, murmelte Ptizyn erstaunt.

„Er droht noch!“ sagte Ganja halblaut zu seiner Schwester.

„Ich soll schlafen?“ rief der General. „Ich bin nicht betrunken, mein Herr, und Sie beleidigen mich. Ich sehe“, fuhr er, sich wieder erhebend, fort, „ich sehe, daß alles und alle hier gegen mich sind. Es ist genug! Ich gehe . . . Wissen Sie aber, verehrter Herr, wissen Sie . . .“

Man ließ ihn nicht zu Ende sprechen, redete ihm zu, sich wieder zu setzen und bat ihn, sich zu beruhigen. Ganja verkroch sich wütend in eine Ecke. Nina Alexandrowna zitterte und weinte.

„Was habe ich ihm denn getan?“ rief Ippolit lachend.

„Leugnen Sie es noch?“ bemerkte plötzlich Nina Alexandrowna.

„Sie, in Ihrer Lage, sollten sich am meisten schämen, den alten Mann . . . so grausam zu quälen . . .“

„Erstens einmal, wie ist denn meine Lage, gnädige Frau! Ich achte Sie sehr, gerade Sie persönlich, aber . . .“

„Das ist ein Bohrer!“ schrie der General. „Er bohrt in meiner Seele und in meinem Herzen herum! Er will, ich soll an den Atheismus glauben! Wisse, du Milchbart, daß ich schon mit Ehren bedeckt war, als du noch nicht auf der Welt warst; du bist nur ein neidischer, entzweigerissener, hustender Wurm . . . der vor Bosheit und Unglauben stirbt . . . Warum hat Gawrila dich nur ins Haus gebracht? Alle, von den Fremden angefangen und bis zu meinem leiblichen Sohn, sind gegen mich!“

„Aber so hören Sie doch mit der Tragödie auf!“ rief Ganja aus. „Sie sollten uns lieber nicht in der ganzen Stadt der Schande preisgeben!“

„Wie, ich gebe dich der Schande preis, du Grünschnabel, dich? Ich kann dir nur Ehre und keine Schande antun!“

Er schrie und man konnte ihn nicht mehr bändigen; doch auch Gawrila Ardalionowitsch schien jedes Maß verloren zu haben.

„Er spricht noch von Ehre!“ rief er erbost.

„Was hast du gesagt?“ donnerte der General erbleichend.

„Daß ich nur den Mund zu öffnen brauche, um . . .“ brüllte Ganja plötzlich, sprach aber nicht zu Ende. Beide standen maßlos erregt einander gegenüber, Ganja war am meisten aufgebracht.

„Ganja, was fällt dir ein?“ rief ihm Nina Alexandrowna zu, indem sie zu ihm hinstürzte und ihn aufzuhalten versuchte.

„Welchen Unsinn hört man da von allen Seiten!“ sagte Warja entsetzt. „Hören Sie auf, Mama“, und sie umfaßte sie.

„Ich schone Sie nur der Mutter zuliebe“, sagte Ganja tragisch.

„Sprich!“ brüllte der Vater ganz außer sich. „Sprich, wenn du nicht den Fluch des Vaters auf dich laden willst . . . Sprich!“

„Ich fürchte mich sehr vor Ihrem Fluch! Wer ist denn schuld, daß Sie schon seit acht Tagen wie wahnsinnig sind? Seit acht Tagen – Sie sehen, daß ich im Datum Bescheid weiß . . . Sehen Sie sich vor und treiben Sie mich nicht zu weit: sonst sage ich alles . . . Warum sind Sie gestern zu Jepantschins hingerannt? Dabei nennt er sich noch einen Greis, weist auf seine weißen Haare hin und will ein Familienvater sein! Das ist ja sehr schön!“

„Schweig, Ganja“, schrie Kolja, „schweig, du Dummkopf!“

„Wodurch habe ich ihn denn beleidigt?“ fragte Ippolit beharrlich, aber doch in einem spöttisch klingenden Ton. „Warum nennt er mich einen Bohrer, haben Sie es gehört? Er hat ja selbst angefangen; er ist eben gekommen und hat von einem Kapitän Jeropegow geredet. Ich sehne mich gar nicht nach Ihrer Gesellschaft, General, ich bin Ihnen schon früher aus dem Wege gegangen, Sie wissen es selbst ganz gut. Was habe ich denn mit dem Kapitän Jeropegow zu schaffen? Das müssen Sie doch selbst einsehen. Ich bin ja nicht des Kapitäns Jeropegow wegen hierher übersiedelt. Ich habe ihm nur unverhohlen meine Meinung geäußert, daß dieser Kapitän Jeropegow vielleicht überhaupt nie existiert hat. Und da war gleich die Hölle los.“

„Er hat sicher nie existiert!“ bekräftigte Ganja.

Der General war ganz verdutzt und blickte stumpf um sich. Die Worte des Sohnes verwunderten ihn durch ihre außerordentliche Offenherzigkeit. Er fand im ersten Augenblick keine Worte. Und erst als Ippolit über Ganjas Antwort lachte und sagte: „Jetzt haben Sie es gehört, auch Ihr eigener Sohn meint, daß es nie einen Kapitän Jeropegow gegeben hat“, murmelte der Alte ganz verwirrt:

„Kapiton Jeropegow, nicht Kapitän . . . Kapiton . . . Oberstleutnant außer Dienst, Jeropegow . . . Kapiton.“

„Es hat auch keinen Kapiton gegeben!“ sagte Ganja ganz zornig.

„Und . . . warum nicht?“ murmelte der General, während ihm die Röte ins Gesicht stieg.

„Aber lassen Sie doch gut sein!“ beruhigten ihn Ptizyn und Warja.

„Schweig, Ganja!“ schrie Kolja wieder.

Als der General in Schutz genommen wurde, schien er sich wieder zu besinnen.

„Wieso nicht? Warum soll er nicht existiert haben?“ fiel er drohend über den Sohn her.

„Weil er eben nicht existiert hat. Er hat nicht existiert und damit basta, es ist ja auch ganz unmöglich! Da haben Sie es. Lassen Sie mich in Ruhe, sage ich Ihnen.“

„Und das ist mein Sohn . . . Das ist mein leiblicher Sohn, den ich . . . o Gott! Jeropegow, Jeroschka Jeropegow soll nicht existiert haben!“

„Da haben wir's, bald heißt er Jeroschka, bald Kapitoshka!“ bemerkte Ippolit.

„Kapitoshka, mein Herr, Kapitoshka, nicht Jeroschka! Kapiton, Kapitän Alexejewitsch, nein, Kapiton . . . Oberstleutnant außer Dienst . . . mit Maria . . . Maria Petrowna Su . . . Su . . . verheiratet, mein Freund und Kamerad . . . Maria Sutugowa, als wir noch Junker waren! Ich habe für ihn mein Blut vergossen . . . ich habe ihn geschützt . . . er ist gefallen. Kapitoshka Jeropegow soll nicht existiert haben! Er soll gar nicht auf der Welt gewesen sein!“

Der General schrie erregt, so daß man glauben konnte, es handle sich um etwas ganz anderes. Er hätte zu einer anderen Zeit sicherlich auch viel verletzendere Behauptungen, als die von dem Nichtvorhandensein des Kapiton Jeropegow ertragen, er hätte ein wenig geschrien, Skandal gemacht, wäre außer sich geraten, hätte sich aber schließlich doch nach oben begeben, um sich schlafen zu legen. Jetzt war es durch die rästelhafte Unberechenbarkeit des menschlichen Herzens aber so gekommen, daß gerade eine Beleidigung wie der Zweifel an Jeropegow das Maß voll machen mußte. Der Alte wurde blutrot, erhob die Arme und schrie:

„Genug! Mein Fluch . . . fort aus diesem Hause! Nikolaj, bringe meine Reisetasche, ich will . . . fort!“

Er verließ eilig und außerordentlich zornig das Zimmer.

Nina Alexandrowna, Kolja und Ptizyn stürzten ihm nach.

„Was hast du jetzt angestellt!“ sagte Warja zum Bruder. „Er wird vielleicht wieder dort hingehen. Welche Schande, welche Schande!“

„Warum stiehlt er denn!“ schrie Ganja vor Wut fast erstickend; plötzlich fiel sein Blick auf Ippolit; Ganja zitterte förmlich. „Und Sie, verehrter Herr“, rief er aus, „sollten daran denken, daß Sie sich doch

in einem fremden Hause befinden und . . . Gastfreundschaft genießen, Sie sollten also nicht den Alten reizen, der offenbar von Sinnen ist . . .“

Ippolit schien auch zusammenzuzucken, doch er beherrschte sich sogleich.

„Ich teile Ihre Ansicht, daß Ihr Papa von Sinnen ist, nicht“, antwortete er ruhig, „es scheint mir im Gegenteil, daß er letzthin sogar klüger geworden ist, bei Gott; glauben Sie es nicht? Er ist jetzt so vorsichtig und mißtrauisch, will alles ausforschen und wägt jedes Wort ab . . . Er hat ja seinen besonderen Zweck verfolgt, als er mir von diesem Kapitoschka sprach; denken Sie sich, er wollte mich auf etwas bringen, auf . . .“

„Was, zum Teufel, geht es mich denn an, worauf er Sie bringen wollte! Ich bitte Sie, nicht so schlau zu tun und keine Ausflüchte zu gebrauchen, mein Herr!“ kreischte Ganja, „wenn auch Sie den wahren Grund kennen, weshalb der Alte sich in einem solchen Zustand befindet (Sie haben in diesen fünf Tagen bei mir so herumspioniert, daß Sie es bestimmt wissen), sollten Sie . . . den Unglücklichen nicht reizen und meine Mutter nicht durch die Übertreibung der Sache quälen, denn das Ganze ist ein Unsinn, weiter nichts als eine Wirtshausgeschichte, die nicht einmal bewiesen ist und auf die ich nichts gebe . . . Sie müssen aber sticheln und spionieren, weil Sie . . . Sie . . .“

„Ein Bohrer sind“, sagte Ippolit lächelnd.

„Weil Sie ein schlechter Kerl sind, Sie haben die Menschen eine halbe Stunde lang gequält, weil Sie sie dadurch zu erschrecken glaubten, daß Sie sich mit Ihrer ungeladenen Pistole erschießen würden, die so schmachvoll versagt hat, Sie verunglückter Selbstmörder, Sie Galle auf zwei Beinen in Person. Sie haben bei mir Gastfreundschaft genossen, Sie sind dicker geworden, husten nicht mehr und so lohnen Sie mir das . . .“

„Erlauben Sie, nur zwei Worte; ich wohne bei Warwara Ardalionowna und nicht bei Ihnen, ich habe bei Ihnen keine Gastfreundschaft genossen, und ich glaube sogar, daß sie selbst die Gastfreundschaft des Herrn Ptizyn in Anspruch nehmen. Ich habe meine Mutter vor vier Tagen gebeten, in Pawlowsk für mich eine Wohnung zu suchen und selbst hierher zu ziehen, denn ich fühle mich hier wirklich wohler, wenn ich auch durchaus nicht dicker geworden bin und noch immer huste. Meine Mutter hat mich gestern abend wissen lassen, daß die Wohnung bereit ist, und ich beeile mich Ihnen mitzuteilen, daß ich mich bei Ihrer Mama und Schwester bedanken und noch heute in meine Wohnung übersiedeln werde, was ich schon gestern abend beschlossen habe. Verzeihen Sie, daß ich Sie unterbrochen habe; ich glaube, Sie wollten noch vieles sagen.“

„Oh, wenn es so ist . . .“ sagte Ganja erbebend.

„Wenn es also so ist, dann erlauben Sie mir, mich zu setzen“, fügte Ippolit hinzu, indem er sich mit der größten Seelenruhe auf den Sessel niederließ, auf dem der General gesessen hatte, „ich bin doch krank; jetzt bin ich bereit Sie anzuhören, um so mehr, als dies unser letztes Gespräch und vielleicht sogar unsere letzte Begegnung ist.“

Ganja schämte sich plötzlich.

„Glauben Sie mir, ich werde mich nicht so erniedrigen, um mit Ihnen zu rechten“, sagte er, „wenn Sie aber . . .“

„Sie sollten nicht so herablassend tun“, unterbrach ihn Ippolit, „ich habe mir gleich am ersten Tag nach der Übersiedlung hierher das Wort gegeben, mir das Vergnügen, Ihnen beim Abschied alles auf die offenerzigste Weise mitzuteilen, nicht zu versagen. Ich beabsichtige das jetzt zu tun, natürlich nachdem Sie ausgeredet haben.“

„Und ich bitte Sie, dieses Zimmer zu verlassen.“

„Sprechen Sie lieber, Sie werden ja bereuen, daß Sie nicht alles gesagt haben.“

„Hören Sie auf, Ippolit, das alles ist eine furchtbare Schande; tun Sie mir den Gefallen und hören Sie auf!“ sagte Warja.

„Vielleicht tue ich es nur der Dame zuliebe“, erwiderte Ippolit, indem er sich lachend erhob.

„Warwara Ardalionowna, ich bin auf Ihren Wunsch bereit, mich kürzer zu fassen, aber nur kürzer, denn eine gewisse Erklärung zwischen mir und Ihrem Bruder ist unumgänglich notwendig, und ich werde mich um keinen Preis entschließen fortzugehen, solange die Sache noch unaufgeklärt ist.“

„Sie sind also, mit einem Wort, eine Klatschbase“, rief Ganja, „darum entschließen Sie sich auch nicht zu gehen, ohne getratscht zu haben.“

„Sehen Sie“, bemerkte Ippolit kaltblütig, „Sie können sich nicht mehr beherrschen. Sie werden wirklich bereuen, sich nicht alles vom Herzen heruntergeredet zu haben. Ich trete Ihnen nochmals das Wort ab. Ich warte.“

Gawrila Ardalionowitsch schwieg und schaute verächtlich drein.

„Sie wollen nicht. Sie beabsichtigen zu zeigen, daß Sie Charakter besitzen, also wie Sie wollen! Ich werde mich möglichst kurz fassen. Mir wurde Ihre Gastfreundschaft heute zwei- oder dreimal vorgeworfen; das ist ungerecht. Sie wollten mich durch Ihre Einladung selbst fangen; Sie haben darauf gerechnet, daß ich mich an dem Fürsten rächen will. Sie haben außerdem gehört, daß Aglaja Iwanowna mir gegenüber Teilnahme bekundet und meine Beichte gelesen hat. Sie haben aus irgendeinem Grunde angenommen, daß ich mich ganz

Ihren Interessen widmen würde und haben in mir eine Hilfe zu finden geglaubt. Ich erkläre mich nicht näher. Ich verlange auch von Ihnen weder ein Geständnis, noch eine Bestätigung; es genügt, daß ich Sie jetzt Ihrem Gewissen überlasse und daß wir einander nur zu gut verstehen.“

„Sie bauschen eine ganz gewöhnliche Sache Gott weiß wie auf!“ rief Warja aus.

„Ich habe dir gesagt, er ist eine Klatschbase und ein grüner Junge“, sagte Ganja.

„Erlauben Sie, Warwara Ardalionowna, ich fahre fort. Ich kann den Fürsten natürlich weder lieben noch achten; er ist aber unzweifelhaft ein guter Mensch, obwohl er auch . . . recht komisch ist. Ich habe aber durchaus keine Ursache, ihn zu hassen, ich habe mir nichts anmerken lassen, als Ihr Bruder mich gegen den Fürsten aufstacheln wollte; ich habe eben darauf gerechnet, zuletzt zu lachen. Ich wußte, daß Ihr Bruder mir alles ausplaudern und irgendeinen ganz großen Fehler begehen würde. So ist es auch gekommen . . . Ich bin bereit, ihn jetzt zu schonen, tue es aber einzig darum, weil ich Sie achte, Warwara Ardalionowna. Nachdem ich Ihnen aber erklärt habe, daß ich nicht gar so leicht in die Falle zu locken bin, werde ich auch darauf hinweisen, warum ich Ihren Bruder so gerne überführen wollte. Ich teile Ihnen mit, daß ich es aus Haß getan habe, ich gestehe es aufrichtig. Im Sterben (denn ich muß doch sterben, wenn ich auch dicker geworden bin, wie Sie versichern), im Sterben habe ich gefühlt, daß ich unvergleichlich ruhiger ins Paradies eingehen werde, wenn ich vorher wenigstens einen Vertreter jener zahllosen Menschensorte überführen kann, die ich mein ganzes Leben lang gehaßt habe, und von der Ihr hochverehrter Bruder eine so klare Vorstellung gibt. Ich hasse Sie nur deswegen, Gawrila Ardalionowitsch, – es wird Ihnen vielleicht absonderlich erscheinen, – nur deswegen, weil Sie ein Typus, eine Verkörperung, ein Zusammenfassen und ein Gipfel der frechsten, selbstzufriedensten, gemeinsten und häßlichsten Gewöhnlichkeiten sind! Sie sind die protzige, an nichts zweifelnde und von olympischer Ruhe erfüllte Gewöhnlichkeit selbst; Sie sind der Inbegriff der Routine! Es ist auch nicht der geringsten eigenen Idee beschieden, weder in Ihrem Geist noch in Ihrem Herzen je Wurzel zu fassen. Sie sind unendlich neidisch; Sie sind tief davon überzeugt, daß Sie das größte Genie sind, Sie werden aber in manchen düsteren Momenten doch von Zweifeln heimgesucht, und Sie ärgern sich und beneiden. Oh, es gibt für Sie noch dunkle Flecken auf dem Horizont; die werden erst dann vergehen, wenn Sie endgültig verdummen, was nicht mehr fern ist; Ihnen steht aber noch ein langer und abwechslungsreicher Weg bevor, der

auch nicht gerade verlockend ist, was mich übrigens freut. Vor allem sage ich Ihnen aber voraus, daß Sie eine gewisse Person nicht gewinnen werden . . .“

„Das wird ganz unausstehlich!“ rief Warja aus. „Sind Sie bald fertig, Sie ekelhafte, boshafte Kröte?“

Ganja erbleichte, zitterte und schwieg. Ippolit blieb stehen, blickte ihn forschend und vergnügt an, wandte seinen Blick dann Warja zu, lächelte, verbeugte sich und ging, ohne auch nur ein Wort hinzugefügt zu haben.

Gawrila Ardalionowitsch konnte gerechterweise über sein Schicksal und sein Unglück klagen. Warja wagte eine Zeitlang nicht, mit ihm zu sprechen und blickte ihn nicht einmal an, als er mit großen Schritten an ihr vorüberging; er trat endlich vom Fenster weg und wandte ihr den Rücken zu. Warja dachte an das russische Sprichwort vom Stock mit den zwei Enden. Man hörte oben wieder Lärm.

„Du gehst?“ fragte Ganja, sich plötzlich zu ihr hinwendend, als er hörte, daß sie sich erhob. „Warte, schau dir einmal das an.“

Er kam auf sie zu und warf auf den Sessel vor ihr ein kleines zusammengefaltetes Stück Papier.

„Mein Gott!“ rief Warja aus und schlug die Hände zusammen.

Der Brief bestand aus genau sieben Zeilen:

„Gawrila Ardalionowitsch! Da ich mich von Ihrer Ergebenheit mir gegenüber überzeugt habe, wage ich es, Sie in einer für mich wichtigen Angelegenheit um Rat zu bitten. Ich wünsche Sie morgen, pünktlich sieben Uhr früh, auf der grünen Bank zu treffen. Das ist in der Nähe unseres Hauses. Warwara Ardalionowna, die Sie unbedingt begleiten soll, kennt die Stelle sehr gut.“

A. Je.“

„Und da bildet man sich ein, sie zu kennen!“ sagte Warwara Ardalionowna achselzuckend.

So gerne Ganja in diesem Augenblick auch Komödie gespielt hätte, konnte er doch nicht anders, als seinen Triumph äußern, besonders nachdem Ippolit für ihn so erniedrigende Prophezeiungen ausgesprochen hatte. Ein selbstzufriedenes Lächeln erstrahlte auf seinem Gesicht, und auch Warja leuchtete vor Freude.

„Und das geschieht an dem Tage, da man ihre Verlobung verkündet! Wie soll man aus ihr nur klug werden!“

„Worüber, glaubst du, will sie morgen sprechen?“ fragte Ganja.

„Das ist ganz gleich, die Hauptsache ist, daß sie dich nach sechs Monaten zum erstenmal wiederzusehen wünscht. Merke dir das also, Ganja, was da auch sein mag, wie die Sache sich auch wendet, du mußt jedenfalls wissen, daß es wichtig ist! Das ist nur zu wichtig! Spiele also nicht wieder Komödie, mache keine Fehler und paß auch auf,

daß du keine Angst hast! Sollte sie denn nicht herausgebracht haben, weswegen ich ein halbes Jahr lang immer hingelaufen bin? Und stelle dir nur vor: sie hat mir heute kein Wort gesagt und gar nicht so getan. Ich habe mich ja heimlich zu ihnen hineingeschlichen; die Alte wußte nicht, daß ich da bin, sonst hätte sie mich vielleicht fortgejagt. Ich habe es um deinetwillen riskiert, um unbedingt alles zu erfahren...“

Man hörte oben wieder schreien und lärmern; einige Personen kamen die Treppe herab.

„Man soll das jetzt um keinen Preis zulassen!“ rief Warja aufgeregt und erschrocken aus. „Es darf auch nicht der Schatten eines Skandals entstehen! Geh und bitte ihn um Verzeihung!“

Der Vater war aber schon auf der Straße. Kolja schleppte hinter ihm die Reisetasche her. Nina Alexandrowna stand auf der Treppe und weinte; sie wollte ihm erst nachlaufen, Ptizyn hielt sie aber zurück.

„Sie reizen ihn dadurch nur noch mehr“, sagte er zu ihr, „er kann ja nirgends hingehen, man wird ihn nach einer halben Stunde wieder zurückbringen, ich und Kolja haben schon gesagt, man soll ihm doch seinen Willen lassen.“

„Was machen Sie denn für Witze, wohin wollen Sie?“ schrie Ganja aus dem Fenster. „Sie können ja nirgends hin!“

„Kehren Sie um, Papa!“ rief Warja. „Die Nachbarn hören es ja.“ Der General blieb stehen, wandte sich um, streckte seine Hand aus und verkündete:

„Ich verfluche dieses Haus!“

„Er kann ohne theatralische Gebärden nicht auskommen!“ murmelte Ganja und schloß laut das Fenster.

Die Nachbarn hörten tatsächlich zu. Warja eilte aus dem Zimmer.

Als Warja fort war, nahm Ganja den Zettel vom Tisch, küßte ihn, schnalzte mit der Zunge und machte einen Tanzschritt.

3

Der Vorfall mit dem General hätte sich zu jeder andern Zeit in Wohlgefallen aufgelöst. Er hatte schon früher Anfälle plötzlicher Launenhaftigkeit derselben Art, wenn es auch recht selten vorkam, denn er war im allgemeinen ein sehr sanftmütiger Mensch mit beinahe guten Anlagen. Er hatte schon an die hundertmal gegen die sich in den letzten Jahren seiner immer mehr bemächtigende Verwahrlosung angekämpft. Er erinnerte sich plötzlich daran, daß er Familienvater war, schloß Frieden mit seiner Frau und weinte aufrichtig. Er respektierte Nina Alexandrowna bis zur Vergötterung, weil sie ihm schweigend viel verzieh und ihn selbst in seiner Erniedrigung und in seinem hanswurstartigen Zustande liebte. Der edle Kampf mit der Verwahr-

losung hielt gewöhnlich nicht lange an; auch der General war ein in seiner Art zu temperamentvoller Mensch; er ertrug für gewöhnlich das müßige Leben eines Büßers in seiner Familie nicht und endete mit einer Auflehnung; er geriet in Wut, worüber er sich vielleicht selbst Vorwürfe machte, er konnte es aber sonst nicht aushalten, er begann zu streiten, pathetisch und schönrednerisch zu sprechen, forderte maßlosen und unmöglichen Respekt und verschwand schließlich, und manchmal sogar für lange Zeit, aus dem Hause. In den letzten Jahren wußte er nur im allgemeinen oder vom Hörensagen etwas von den Angelegenheiten seiner Familie; er hatte ganz aufgehört, sich näher darum zu kümmern, weil er sich dazu nicht berufen fühlte. Diesmal trat aber während der Geschichte mit dem General etwas Außergewöhnliches ein; alle schienen etwas zu wissen und fürchteten sich gleichsam es zu sagen. Der General war erst vor drei Tagen offiziell zu seiner Familie, also zu Nina Alexandrowna zurückgekehrt, er kam aber nicht demütig und reuevoll, wie früher immer, sondern, im Gegenteil, außerordentlich gereizt. Er war gesprächig, unruhig, redete alle, denen er begegnete, voll Eifer an, als stürze er sich über die Menschen her; es handelte sich dabei aber um so verschiedenartige und unerwartete Dinge, daß man auf keine Weise herauszubringen vermochte, was ihn jetzt eigentlich so beunruhigte. Er war minutenlang lustig, verfiel aber häufig in Nachdenken, wobei er jedoch selbst nicht wußte, worüber er eigentlich nachdachte; er begann plötzlich irgend etwas zu erzählen, von den Jepantschins, vom Fürsten, von Lebedew, dann verstummte er unerwartet und beantwortete alle ferneren Fragen nur mit einem stumpfen Lächeln, ohne übrigens zu bemerken, daß er gefragt wurde, und daß er lächelte. Er hatte die ganze letzte Nacht geächzt und gestöhnt und Nina Alexandrowna gequält, die ihm aus irgendeinem Grunde ununterbrochen heiße Kompressen machte. Gegen Morgen schlief er dann für vier Stunden ein und erwachte in einem Zustand von heftiger und undefinierbarer Hypochondrie, die mit dem Streit mit Ippolit und dem Fluch über „dieses Haus“ endete. Man bemerkte auch, daß er in diesen drei Tagen dauernd von der übertriebensten Eitelkeit erfüllt war und infolgedessen furchtbar empfindlich wurde. Kolja behauptete jedoch der Mutter gegenüber, das alles wäre nur Sehnsucht nach geistigen Getränken oder vielleicht nach Lebedew, mit dem der General letzthin sehr enge Freundschaft geschlossen hatte. Er war aber vor drei Tagen mit Lebedew plötzlich in Streit geraten und in furchtbarer Wut von ihm gegangen; es war sogar zu einer Szene mit dem Fürsten gekommen. Kolja bat den Fürsten um eine Aufklärung und begann endlich den Verdacht zu hegen, dieser wolle ihm etwas verheimlichen. Wenn es nach Ganjas Annahme tatsächlich

irgendeine besondere Aussprache zwischen Ippolit und Nina Alexandrowna gegeben haben sollte, erschien es doch seltsam, daß dieser boshafte Herr, den Ganja geradeheraus eine Klatschbase nannte, sich nicht ein Vergnügen daraus gemacht hatte, auch Kolja in derselben Weise zu unterrichten. Er war möglicherweise gar nicht so boshaft, wie Ganja ihn im Gespräch mit seiner Schwester dargestellt hatte, sondern gehörte einer ganz andern Menschensorte an; er hatte Nina Alexandrowna seine Beobachtungen wohl auch schwerlich einzig und allein deswegen mitgeteilt, „um ihr das Herz zu zerfleischen“. Wir dürfen nicht vergessen, daß die Ursachen der menschlichen Handlungen gewöhnlich unendlich viel komplizierter und verschiedenartiger sind, als wir sie uns nachher immer erklären, und daß sie selten genau zu bezeichnen sind. Es ist für den Erzählenden manchmal am besten, sich auf eine einfache Wiedergabe der Ereignisse zu beschränken. Wir wollen auch bei der fernerer Erklärung der in Frage kommenden Katastrophe mit dem General so vorgehen; denn wir sind trotz aller unserer Bemühungen endgültig genötigt, auch dieser Nebenfigur unserer Erzählung etwas mehr Aufmerksamkeit und Platz zu widmen, als wir es bis dahin beabsichtigten.

Diese Ereignisse lösten einander in folgender Reihenfolge ab.

Als Lebedew von seiner Fahrt nach Petersburg auf der Suche nach Ferdystschenko noch am selben Tage mit dem General zusammen zurückkehrte, teilte er dem Fürsten nichts Besonderes mit. Wenn der Fürst zu jener Zeit nicht durch andere, für ihn wichtige Eindrücke zu sehr abgelenkt und beschäftigt gewesen wäre, würde er bald bemerkt haben, daß Lebedew ihm auch an den beiden folgenden Tagen nicht nur keinerlei Erklärungen abgab, sondern im Gegenteil aus irgendeinem Grunde sogar vermied, ihm zu begegnen. Als der Fürst es dann endlich bemerkte, wunderte er sich, daß er Lebedew während der zufälligen Begegnungen in diesen zwei Tagen niemals anders als in strahlendster Laune und fast immer zusammen mit dem General getroffen hatte. Die beiden Freunde trennten sich auch nicht für einen Augenblick mehr. Der Fürst hörte manchmal die von oben her zu ihm dringenden lauten und rasch geführten Gespräche, das Lachen und lustige Streiten; einmal, sehr spät am Abend, erklang sogar plötzlich und unerwartet ein militärisches Trinklied, und er erkannte sogleich die heisere Baßstimme des Generals. Aus dem begonnenen Lied wurde aber nichts, und man sang es nicht zu Ende. Etwa eine Stunde lang wurde noch ein sehr lebhaftes und, allen Anzeichen nach, in betrunkenem Zustande geführtes Gespräch fortgesetzt. Man konnte erraten, daß die sich oben amüsierenden Freunde einander umarmten, und schließlich begann jemand zu weinen. Darauf folgte plötzlich ein

heftiger Streit, der auch rasch ein Ende nahm. Kolja befand sich während der ganzen Zeit in besonders sorgenvoller Stimmung. Der Fürst war meistens von Hause abwesend und kehrte manchmal sehr spät zurück; man teilte ihm dann immer mit, Kolja hätte ihn den ganzen Tag gesucht und nach ihm gefragt. Kolja konnte aber bei den Begegnungen nie etwas Besonderes sagen, sondern wiederholte nur das eine, daß er mit dem General und seiner jetzigen Aufführung sehr unzufrieden sei: „sie treiben sich überall herum, trinken in der nächsten Schenke, umarmen und beschimpfen einander auf der Straße, hetzen sich gegenseitig auf und können sich nicht trennen.“ Als der Fürst bemerkte, es wäre auch früher fast täglich so gewesen, wußte Kolja nicht, was er antworten und wodurch er seine jetzige Unruhe erklären sollte.

Am Tage nach der Trinkerei und dem Streit erschien vor dem Fürsten, als er gegen elf Uhr aus dem Hause trat, plötzlich der durch irgend etwas sehr erregte und fast erschütterte General.

„Ich habe lange nach der Ehre und der Gelegenheit, Sie zu treffen, gesucht, sehr geehrter Lew Nikolajewitsch; sehr, sehr lange“, murmelte er, indem er die Hand des Fürsten außerordentlich fest drückte, so daß es beinahe weh tat, „sehr, sehr lange.“

Der Fürst bot ihm einen Sitz an.

„Nein, ich setze mich nicht, ein anderes Mal, ich halte Sie auf. Ich glaube, ich darf Ihnen jetzt auch . . . zu der Erfüllung Ihrer Herzenswünsche gratulieren.“

„Welcher Herzenswünsche?“

Der Fürst wurde verlegen. Er bildete sich ein, gleich vielen Menschen in seiner Situation, daß niemand etwas sah, erriet und verstand.

„Seien Sie ruhig, seien Sie ruhig! Ich werde nicht an Ihre zarten Gefühle rühren . . . Ich habe es selbst erlebt und weiß, wie es ist, wenn eine . . . sozusagen fremde Nase . . . wie es im Sprichwort heißt, sich eindrängt, wo sie nicht hingehört. Ich empfinde das jeden Morgen. Ich komme in einer anderen wichtigen Angelegenheit. In einer sehr wichtigen Angelegenheit, Fürst.“

Der Fürst lud ihn nochmals zum Sitzen ein und setzte sich selbst.

„Aber nur für eine Sekunde . . . ich komme, um Sie um Rat zu bitten. Ich lebe natürlich ohne jede praktische Tätigkeit, da ich aber Selbstachtung habe . . . und das den Russen so abgehende Verständnis für das Praktische schätze . . . ich will . . . mit einem Wort, mir, meiner Frau und meinen Kindern eine Position verschaffen . . . ich bitte mit einem Wort um Rat.“

Der Fürst lobte eifrig seine Vorsätze.

„Das alles ist Unsinn“, unterbrach ihn der General rasch, „ich meine eigentlich nicht das, sondern etwas anderes und Wichtigeres,

und zwar habe ich beschlossen, es Ihnen zu erklären, Lew Nikolajewitsch, da Sie ein Mensch sind, von dessen aufrichtiger Teilnahme und edlen Gefühlen ich ebenso überzeugt bin, wie . . . wie . . . Staunen Sie nicht über meine Worte, Fürst?“

Der Fürst beobachtete seinen Gast wenn nicht mit besonderem Staunen, so doch mit außerordentlicher Aufmerksamkeit und Neugierde. Der alte Herr war etwas bleich, seine Lippen zitterten manchmal ein wenig, und seine Hände schienen nicht zur Ruhe kommen zu können. Er blieb nur ein paar Augenblicke sitzen und war schon zweimal aus irgendeinem Grunde plötzlich vom Sessel aufgestanden und hatte sich wieder gesetzt, wobei seine Bewegungen ihm ganz zu entgegen schienen. Auf dem Tisch lagen Bücher; er nahm eines davon, fuhr fort zu sprechen, schaute sich die aufgeschlagene Seite an, schloß es sogleich wieder und legte es auf den Tisch, dann packte er ein anderes Buch, öffnete es aber nicht, sondern behielt es die ganze Zeit über in der rechten Hand und fuchtelte damit unaufhörlich in der Luft herum.

„Genug!“ schrie er plötzlich auf. „Ich sehe, daß ich Sie sehr störe.“

„Aber nicht im geringsten, ich bitte Sie, lassen Sie das, ich höre im Gegenteil aufmerksam zu und wünsche zu erraten . . .“

„Fürst! Ich will mir eine geachtete Stellung verschaffen . . . ich will mich selbst und . . . meine Rechte respektieren können.“

„Ein Mensch mit solchen Wünschen verdient schon auf Grund dessen allein jede Achtung.“

Der Fürst sagte diese banale Phrase, da er fest überzeugt war, daß sie eine ausgezeichnete Wirkung haben würde. Er erriet instinktiv, daß man durch eine solche inhaltslose, aber angenehme und zur rechten Zeit ausgesprochene Redensart die Seele eines Menschen in der Situation des Generals rasch gewinnen und befriedigen konnte. Jedenfalls mußte er einen solchen Gast mit erleichtertem Herzen ziehen lassen, das war seine Aufgabe.

Die Phrase schmeichelte, rührte und gefiel sehr: der General ließ seinen Gefühlen plötzlich freien Lauf, änderte sofort seinen Ton und ließ sich in begeisterte, lange Erklärungen ein. So sehr der Fürst sich aber anstrebte und so aufmerksam er zuhörte, konnte er doch buchstäblich nichts verstehen. Der General sprach etwa zehn Minuten lang eifrig und rasch, als hätte er keine Zeit, seine haufenweise auf ihn einströmenden Gedanken auszusprechen, zum Schluß erglänzten auch Tränen in seinen Augen, und doch waren es nur Phrasen ohne Anfang und Ende, unzusammenhängende Worte und Gedanken, die einander rasch und unerwartet unterbrachen und übersprangen.

„Genug! Sie haben mich verstanden, und ich bin ruhig“, schloß er, sich plötzlich erhebend, „ein Herz wie das Ihrige muß den Leidenden

verstehen. Fürst, Sie sind in einer idealen Weise edel! Was sind die andern im Vergleich zu Ihnen! Sie sind aber jung und ich segne Sie. Ich bin eigentlich gekommen, um Sie zu bitten, mir eine Stunde für eine wichtige Unterredung zu bestimmen, ich setze darauf meine größten Hoffnungen. Ich suche nur Ihre Freundschaft und Ihr Herz, Fürst; ich konnte mit den Forderungen meines Herzens niemals fertig werden.“

„Aber warum denn nicht jetzt gleich? Ich bin bereit, Ihnen zuzuhören . . .“

„Nein, Fürst, nein“, unterbrach ihn eifrig der General, „nicht jetzt gleich! Das wäre ja ein Traum! Das ist zu wichtig, viel zu wichtig! Diese Stunde der Unterredung wird die Stunde meines endgültigen Schicksals sein. Das wird meine Stunde sein, und ich wünsche nicht, daß uns in einem so heiligen Augenblick irgend jemand stört, der erste beste Frechling, der eintritt, und nicht selten ein solcher Frechling“, fuhr er plötzlich fort, indem er sich mit einem seltsamen, geheimnisvollen und fast erschrockenen Flüstern an den Fürsten wandte, „ein Frechling, der nicht einmal den Absatz . . . Ihres geliebten Fußes wert ist, geliebter Fürst! Oh, ich sage nicht: meines Fußes! Bitte es besonders zu beachten, daß ich meinen Fuß nicht erwähne, weil ich mich zu sehr achte, um es geradeheraus zu sagen; nur Sie allein sind aber imstande zu verstehen, daß, indem ich auf diese Weise auch meinen Absatz ausnehme, ich vielleicht außerordentlich viel Stolz und Würde bekunde. Niemand außer Ihnen wird es verstehen, ‚er‘ steht aber an der Spitze all der anderen. ‚Er‘ versteht nichts, Fürst; er ist ganz, ganz unfähig, es zu verstehen! Man muß ein Herz haben, um zu verstehen!“

Der Fürst erschrak beinahe zum Schluß und verabredete mit dem General ein Zusammensein für morgen um dieselbe Stunde.

Dieser ging ermutigt, außerordentlich getröstet und fast beruhigt. Um sieben Uhr abends schickte der Fürst zu Lebedew hinüber und bat ihn für einen Augenblick zu sich.

Lebedew erschien sofort, sagte gleich beim Eintreten, „er halte es für eine Ehre“, und ließ es sich nicht im mindesten ansehen, daß er sich in den drei Tagen wie versteckt gehalten und jede Begegnung mit dem Fürsten sichtlich vermieden hatte. Er setzte sich mit Grimassen, mit einem Lächeln und mit lauernden, lachenden Augen auf den Rand des Sessels und rieb sich die Hände mit einer Miene naivster Erwartung, etwas in der Art einer längst gewünschten und von allen vorausgesehenen hochwichtigen Mitteilung zu hören. Das war dem Fürsten unangenehm, ihm wurde klar, daß alle von ihm plötzlich etwas erwarteten, daß alle ihn so anblickten, als wünschten sie ihm zu etwas zu gratulieren, als machten sie lächelnd und augenzwinkernd Andeutungen. Keller war schon dreimal für einen Augenblick, immer mit

dem sichtlichen Wunsch zu gratulieren, gekommen: er begann jedesmal begeistert und unklar zu sprechen, endete nie und verschwand rasch. (Er hatte in den letzten Tagen besonders viel getrunken und irgendwo auf dem Billard herumgepoltert.) Selbst Kolja hatte trotz seiner Traurigkeit zweimal unklar etwas Ähnliches vor dem Fürsten zu reden begonnen.

Der Fürst fragte Lebedew gereizt und ohne Umschweife, was er von dem jetzigen Zustand des Generals dächte und warum dieser sich wohl in einer solchen Unruhe befinde? Er erzählte in einigen Worten von der vorangegangenen Szene.

„Jeder hat Ursache zur Unruhe, Fürst . . . besonders in unserer seltsamen, unruhigen Zeit. Jawohl“, antwortete Lebedew etwas trocknen und schwieg beleidigt, mit der Miene eines in seinen Erwartungen sehr enttäuschten Menschen.

„Was ist das für eine Philosophie!“ sagte der Fürst lächelnd.

„Die Philosophie ist notwendig, ihre praktische Anwendung wäre in unserer Zeit nur zu wünschenswert, man schätzt sie jedoch nicht, das ist das Ganze. Was mich anbelangt, hochgeehrter Fürst, hatte ich zwar die Ehre, in dem Ihnen bekannten Punkt Ihr Vertrauen zu genießen, aber nur in einem gewissen Grade und niemals über die mit diesem Punkt im Zusammenhang stehenden Umstände hinaus . . . Ich verstehe das und beklage mich durchaus nicht.“

„Lebedew, Sie scheinen aus irgendeinem Grunde böse zu sein?“

„Nicht im geringsten, gar nicht, hochgeehrter und durchlauchtigster Fürst, nicht im geringsten“, rief Lebedew begeistert aus, indem er die Hand aufs Herz legte, „ganz im Gegenteil, denn ich habe ja sofort begriffen, daß ich weder durch meine Stellung in der Welt, noch durch die Entwicklung meines Verstandes und Herzens, noch durch die Ansammlung von Reichtümern, noch durch mein ganzes Betragen und durch meine Kenntnisse . . . daß ich mit einem Wort Ihr geschätztes und meine Hoffnungen weit überschreitendes Vertrauen gar nicht verdiene und daß ich Ihnen nur als ein Sklave und Untergebener dienen kann, nicht anders . . . ich bin nicht böse, sondern ich traure.“

„Aber ich bitte Sie, Lukian Timofeitsch!“

„Nicht anders! So ist es auch jetzt, auch in diesem Falle! Als ich Sie traf und Ihnen mit dem Herzen und den Gedanken folgte, sagte ich mir: ich bin freundschaftlicher Mitteilungen unwürdig, vielleicht könnte ich aber in Eigenschaft eines Hauseigentümers zur rechten Zeit und zum erwarteten Termin sozusagen eine Instruktion oder, wenn es nicht zu viel ist, eine Mitteilung bezüglich gewisser bevorstehender und erwarteter Veränderungen erhalten . . .“

Lebedew durchbohrte bei diesen Worten mit seinen scharfen Augen

förmlich den ihn erstaunt anblickenden Fürsten; er hoffte noch immer, seine Neugierde befriedigt zu sehen.

„Ich verstehe wirklich gar nichts“, rief der Fürst beinahe zornig, „und . . . Sie sind ein furchtbarer Intrigant!“ sagte er plötzlich, herzlich lachend.

Auch Lebedew begann sofort zu lachen und sein strahlender Blick drückte dabei aus, daß seine Hoffnungen Gestalt angenommen und sich sogar verdoppelt hatten.

„Und wissen Sie, was ich Ihnen sagen werde, Lukian Timofeitsch? Sie müssen mir nur nicht zürnen, ich staune aber über Ihre Naivität, und zwar nur über die Ihrige! Sie erwarten gerade jetzt mit einer solchen Naivität etwas von mir, daß ich mich vor Ihnen geradezu geniere und schäme, weil ich nichts habe, was Sie befriedigen könnte. Ich schwöre Ihnen aber, daß ich absolut gar nichts habe. Können Sie sich das vorstellen?“ Der Fürst lachte wieder.

Lebedew stellte sich in Positur. Er war manchmal in seiner Neugierde tatsächlich sehr naiv und zudringlich; er war aber zugleich ein recht schlauer und nie um einen Ausweg verlegener Mensch, der in manchen Fällen sogar tückisch und schweigsam sein konnte; der Fürst hatte sich in ihm durch das ununterbrochene Abwehren fast einen Feind gezüchtet. Der Fürst wehrte ihn aber nicht darum ab, weil er ihn verachtete, sondern weil der Gegenstand seiner Neugierde zu delikat war. Der Fürst hätte manche seiner Träume noch vor einigen Tagen als ein Verbrechen angesehen, Lukian Timofeitsch faßte jedoch die Weigerungen des Fürsten nur als den Ausdruck des persönlichen Ekels und Mißtrauens ihm gegenüber auf, ging mit verwundetem Herzen fort und war nicht nur auf Kolja und Keller, sondern selbst auf seine eigene Tochter, Wera Lukianowna, eifersüchtig. Vielleicht hatte er in diesem Augenblick sogar den aufrichtigen Wunsch, dem Fürsten eine für ihn höchst interessante Mitteilung zu machen, er schwieg jedoch düster und behielt sie für sich.

„Womit kann ich Ihnen also dienen, hochgeehrter Fürst, da Sie mich jetzt doch . . . rufen ließen?“ sagte er endlich nach einem Schweigen.

„Ich wollte eigentlich vom General und von dem mir von Ihnen mitgeteilten Diebstahl sprechen“, sagte der Fürst, der für einen Augenblick nachdenklich geworden war, zusammenfahrend.

„Was meinen Sie eigentlich?“

„Jetzt tun Sie, als verstehen Sie mich nicht! Ach, mein Gott, Lukian Timofeitsch, warum spielen Sie immer Komödie? Das Geld, das Geld, die vierhundert Rubel, die Sie mit der Brieftasche verloren haben und von denen Sie mir damals, an dem Morgen vor Ihrer Reise nach Petersburg, erzählt haben, – haben Sie endlich verstanden?“

„Ach, Sie meinen jene vierhundert Rubel!“ sagte Lebedew gedehnt, als wäre er erst jetzt darauf gekommen. „Ich danke Ihnen für Ihre aufrichtige Teilnahme, Fürst; sie ist für mich zu schmeichelhaft, ich habe das Geld aber längst gefunden.“

„Sie haben es gefunden? Ach, Gott sei Dank!“

„Dieser Ausruf Ihrerseits ist höchst edel, denn vierhundert Rubel sind für einen armen, von schwerer Arbeit lebenden Menschen mit einer aus Waisen bestehenden zahlreichen Familie keine geringfügige Sache . . .“

„Ich meine ja gar nicht das! Ich freue mich natürlich auch darüber, daß Sie das Geld gefunden haben“, verbesserte der Fürst sich rasch. „Wie . . . wie haben Sie es denn gefunden?“

„Äußerst einfach, ich habe es unter dem Sessel gefunden, an dem der Rock hing, die Briefftasche muß offenbar aus der Tasche auf den Boden geglitten sein.“

„Was? Unter dem Sessel? Das ist doch nicht möglich, Sie haben mir ja gesagt, daß Sie in allen Winkeln gesucht haben, wie konnten Sie denn diese wichtigste Stelle übersehen?“

„Das ist es ja gerade, ich habe auch dort gesucht! Ich erinnere mich nur zu gut daran, daß ich gesucht habe! Ich bin auf allen vieren herumgekrochen und habe auf dieser Stelle mit den Händen herumgetastet, ich habe den Sessel fortgeschoben und meinen eigenen Augen nicht getraut: ich sah aber, daß nichts da war, daß es eine ebenso leere, glatte Stelle wie meine Handfläche war, ich tastete aber doch weiter. Eine solche Kleinmütigkeit wiederholt sich immer bei einem Menschen, wenn er durchaus etwas finden will . . . und nachdem er bedeutende und für ihn betrübende Verluste erlitten hat; er sieht dann, daß nichts da ist, daß die Stelle leer ist, er schaut aber doch noch zehnmal hin.“

„Nehmen wir also an, daß es so ist; wie wäre das aber möglich . . .? Ich verstehe das nicht“, murmelte der Fürst ganz verwirrt, „Sie haben erst gesagt, es war nichts da und Sie haben auch auf dieser Stelle gesucht . . . und jetzt soll es plötzlich dagewesen sein?“

„Und jetzt war es plötzlich da.“

Der Fürst richtete auf Lebedew einen seltsamen Blick.

„Und der General?“ fragte er plötzlich.

„Das heißt, was soll mit dem General sein?“ verstand Lebedew wieder nicht.

„Ach, mein Gott! Ich frage, was der General dazu gesagt hat, daß Sie die Briefftasche unter dem Sessel gefunden haben? Sie haben ja vorher zusammen gesucht.“

„Ja, wir haben zuerst zusammen gesucht. Ich gestehe aber, daß ich

es diesmal verschwiegen und vorgezogen habe, ihm nicht mitzuteilen, daß ich die Brieftasche schon gefunden habe.“

„Aber . . . weshalb denn? Fehlt auch nichts von dem Geld?“

„Ich habe die Brieftasche geöffnet; es fehlt nichts, auch nicht ein einziger Rubel.“

„Sie konnten es doch wenigstens mir sagen“, bemerkte der Fürst sinnend.

„Ich fürchtete, Sie in Ihren privaten und vielleicht außerordentlich bedeutsamen Erlebnissen zu stören, überdies habe ich auch so getan, als ob ich nichts gefunden hätte. Ich habe die Brieftasche geöffnet, untersucht, dann geschlossen und wieder unter den Sessel gelegt.“

„Ja, wozu denn?“

„So, rein aus Neugierde“, kicherte Lebedew plötzlich.

„Sie liegt also jetzt da, seit vorgestern?“

„O nein, sie ist nur einen Tag dort geblieben. Sie müssen wissen, daß ich unter anderem wollte, der General solle sie auch finden. Denn wenn ich sie endlich gefunden habe, warum sollte also auch nicht der General einen so in die Augen springenden und unter dem Sessel hervorschauenden Gegenstand bemerken! Ich rückte diesen Sessel einige Male fort und stellte ihn so hin, daß die Brieftasche ganz sichtbar war, der General bemerkte sie aber nicht und das dauerte einen ganzen Tag. Er muß jetzt wohl sehr zerstreut sein, man wird aus ihm gar nicht klug; er redet, erzählt, lacht und fällt dann plötzlich furchtbar über mich her, ohne daß ich weiß, weshalb. Wir haben schließlich das Zimmer verlassen und ich ließ die Tür absichtlich offen; er schwankte eine Weile, wollte etwas sagen, die Brieftasche mit so viel Geld machte ihm wohl Angst, dann wurde er aber plötzlich furchtbar böse und sagte nichts; wir waren noch nicht zwei Schritte weit über die Straße gegangen, als er mich stehen ließ und auf die andere Seite herüberging. Wir trafen uns erst abends im Gasthaus.“

„Sie haben die Brieftasche aber doch von der Stelle unter dem Sessel aufgehoben?“

„Nein; sie ist in derselben Nacht von dieser Stelle verschwunden.“

„Wo befindet sie sich also jetzt?“

„Hier“, sagte Lebedew, plötzlich auflachend, indem er sich in seiner ganzen Größe aufrichtete und den Fürsten lustig ansah, „hier in meinem eigenen Rock. Haben Sie die Güte, sie zu betasten und anzuschauen.“

In der linken Rockseite hatte sich vorne, wo es recht in die Augen fiel, eine Art Sack gebildet und man konnte beim Befühlen sogleich erraten, daß sich darin die aus der zerrissenen Tasche herausgefallene Brieftasche befand.

„Ich habe sie herausgenommen und nachgeschaut, es fehlt nichts. Dann habe ich sie wieder herabsinken lassen und trage sie seit gestern früh mit mir unten im Rockschoß herum und sie schlägt mich dabei immer an die Beine.“

„Und Sie haben es gar nicht bemerkt?“

„Ich bemerke es einfach nicht, hihi! Und stellen Sie sich nur vor, hochgeehrter Fürst, wenn dieser Gegenstand Ihrer besonderen Aufmerksamkeit auch nicht würdig ist, meine Taschen sind sonst immer ganz, jetzt ist aber plötzlich, seit einer Nacht, ein solches Loch da! Ich habe es mir genauer angeschaut, es sieht aus, als ob jemand es mit einem Federmesser hineingeschnitten hätte, nicht wahr, es ist beinahe unwahrscheinlich?“

„Und . . . der General?“

„Er war gestern und heute den ganzen Tag böse; er ist furchtbar ärgerlich; er ist bald froh und zärtlich bis zur Schmeichelei, bald gefühlvoll bis zu Tränen, dann wird er aber plötzlich so böse, daß ich mich, bei Gott, fürchte; ich bin ja doch kein Offizier, Fürst. Gestern saßen wir im Gasthaus und mein Rockschoß stand wie zufällig so vor, daß er in die Augen fallen mußte, denn er hatte sich wie ein Berg in die Höhe gehoben; der General schielte auch immer hin und ärgerte sich. Er schaut mir jetzt schon lange nicht mehr in die Augen, nur wenn er sehr betrunken oder gefühlvoll ist; gestern hat er mich aber ein paarmal so angeschaut, daß es mir kalt über den Rücken gelaufen ist. Ich beabsichtige übrigens, die Briefftasche morgen zu finden, bis dahin will ich mich aber noch einen Abend mit ihm amüsieren.“

„Warum quälen Sie ihn so?“ rief der Fürst aus.

„Ich quäle ihn nicht, Fürst, ich quäle ihn nicht“, unterbrach Lebedew ihn eifrig, „ich liebe ihn aufrichtig und . . . achte ihn; jetzt ist er mir aber noch teurer geworden, ob Sie es glauben wollen oder nicht; ich schätze ihn noch mehr!“

Lebedew sagte das alles so ernst und aufrichtig, daß der Fürst geradezu entrüstet war.

„Sie lieben ihn und quälen ihn trotzdem so. Sie müssen doch zugeben, daß schon allein die Art und Weise, wie er die verlorene Briefftasche offen unter den Sessel legte und in den Rock steckte, unzweifelhaft davon zeugt, daß er keine List anwenden will, sondern Sie freimütig um Verzeihung bittet! Hören Sie: er bittet um Verzeihung! Er hofft also wohl auf Ihr Zartgefühl und glaubt an Ihre Freundschaft für ihn. Und Sie treiben einen so . . . äußerst ehrlichen Menschen zu einer solchen Erniedrigung!“

„Ja, Fürst, den ehrlichsten, den allerehrlichsten Menschen“, fiel Lebedew mit funkelnden Augen ein, „und nur Sie allein, edelster Fürst,

waren in stande, ein so gerechtes Wort zu sagen! Darum bin ich Ihnen ja auch bis zur Vergötterung ergeben, obwohl ich von allerlei Lastern durchfault bin! Es sei! Ich finde die Briefftasche jetzt gleich, sofort, und nicht morgen; da, ich nehme sie vor Ihren Augen heraus; da ist sie; da ist auch das ganze Geld; nehmen Sie es, edelster Fürst, und heben Sie es bis morgen auf. Ich hole es mir morgen oder übermorgen; wissen Sie Fürst, es hat in der ersten Nacht nach dem Verlust wohl irgendwo bei mir im Garten unter einem Stein gelegen, meinen Sie nicht?“

„Geben Sie also acht und sagen Sie es ihm nicht ins Gesicht, daß Sie die Briefftasche gefunden haben. Er soll einfach sehen, daß im Rockschoß nichts mehr ist, dann wird er es schon verstehen.“

„Ist es so gut? Wäre es nicht besser zu sagen, ich hätte das Geld gefunden, und mich so zu stellen, als hätte ich es bis jetzt nicht bemerkt?“

„N-nein“, sagte der Fürst sinnend, „n-nein, jetzt ist es schon zu spät; das ist gefährlicher; sagen Sie ihm lieber nichts! Seien Sie freundlich zu ihm . . . übertreiben Sie aber nicht, und . . . wissen Sie . . .“

„Ich weiß, Fürst, ich weiß, ja, ich weiß, daß ich es vielleicht gar nicht ausführen kann: denn man muß dafür ein Herz wie das Ihrige haben. Überdies ist er selbst reizbar und ohne jede Zurückhaltung, er behandelt mich jetzt manchmal zu sehr von oben herab; bald jammert er und umarmt mich und dann demütigt er mich plötzlich und verspottet mich voll Verachtung; in solchen Fällen habe ich ihm absichtlich den Rockschoß gezeigt, hihi! Auf Wiedersehen, Fürst, ich halte Sie wahrscheinlich auf und störe Sie in Ihren Gefühlen . . .“

„Aber bewahren Sie um alles in der Welt dieses Geheimnis!“

„Mit leisen Schritten voran, mit leisen Schritten voran!“

Obwohl die Sache erledigt war, blieb der Fürst doch in einer womöglich noch besorgteren Stimmung als früher. Er wartete ungeduldig auf das für morgen angesetzte Zusammensein mit dem General.

4

Es war hierfür die Mittagsstunde festgesetzt worden, der Fürst verspätete sich jedoch in einer ganz unerwarteten Weise. Als er nach Hause kam, traf er bei sich den General schon wartend an. Er bemerkte auf den ersten Blick, daß dieser, vielleicht weil er warten mußte, verstimmt war. Der Fürst entschuldigte sich und setzte sich eilig hin, er war dabei aber so ängstlich, als ob sein Gast aus Porzellan wäre und er ihn jeden Augenblick zu zerbrechen fürchtete. Er war in Anwesenheit des Generals nie vorher verlegen gewesen und hätte sich das auch nie einfallen lassen. Der Fürst hatte bald heraus, daß vor ihm jetzt ein ganz anderer Mensch als gestern saß: er äußerte statt Unruhe und Zerstreutheit eine außergewöhnliche Zurückhaltung;

man sah, daß dieser Mann einen endgültigen Entschluß gefaßt hatte. Die Ruhe war übrigens mehr äußerlich als tief innerlich. Der Gast war aber jedenfalls vornehm ungezwungen, wenn er auch zurückhaltende Würde zeigte; er behandelte den Fürsten anfangs sogar mit einer gewissen Herablassung, ganz so, wie stolze und ungerecht gekränkte Menschen manchmal vornehm und ungezwungen tun. Er sprach freundlich, wenn auch nicht ohne eine gewisse Traurigkeit im Ton.

„Da ist Ihr Buch, das ich neulich mitgenommen habe“, sagte er, bedeutsam nach dem mitgebrachten und auf dem Tisch liegenden Buch hinnickend, „ich danke Ihnen.“

„Ach ja; haben Sie den Artikel gelesen, General? Wie hat er Ihnen gefallen? Er ist doch interessant?“ sagte der Fürst, über die Möglichkeit erfreut, so bald ein recht gleichgültiges Gespräch beginnen zu können.

„Er ist vielleicht interessant, aber brutal und jedenfalls herausfordernd. Ich glaube, man kann auch sagen, daß man bei jedem Schritt auf eine Lüge stößt.“

Der General sprach mit Nachdruck und dehnte sogar ein wenig die Worte.

„Ach, das ist ja eine so einfache Erzählung; ein alter Soldat, ein Zeuge des Aufenthaltes der Franzosen in Moskau, gibt seine Eindrücke wieder; manche Dinge sind wunderschön. Überdies sind ja alle Memoiren von Augenzeugen wertvoll, wer die auch sein mögen. Nicht wahr?“

„Ich hätte es an Stelle des Redakteurs nicht drucken lassen; was jedoch die Memoiren von Augenzeugen im allgemeinen betrifft, wird man eher einem frechen, aber amüsanten Lügner, als einem würdigen und verdienten Menschen glauben. Ich kenne einige Memoiren aus dem Jahre zwölf, die . . . Ich habe einen Entschluß gefaßt, Fürst, ich verlasse dieses Haus, das Haus des Herrn Lebedew.“

Der General blickte den Fürsten bedeutsam an.

„Sie wohnen ja in Pawlowsk bei . . . bei Ihrer Tochter . . .“ sagte der Fürst, der nicht wußte, was er erwidern sollte. Es fiel ihm ein, daß der General sich mit ihm bezüglich einer außerordentlich wichtigen Angelegenheit beraten wollte, von welcher sein Schicksal abhing.

„Bei meiner Frau; mit anderen Worten, bei mir und im Hause meiner Tochter.“

„Verzeihen Sie, ich . . .“

„Ich verlasse Lebedews Haus deshalb, lieber Fürst, weil ich zu diesem Menschen alle Beziehungen abgebrochen habe; ich habe es gestern abend getan und bereue, es nicht vorher getan zu haben. Ich fordere Achtung, Fürst, und wünsche, daß dieselbe mir auch von solchen Men-

schen entgegengebracht wird, denen ich, sozusagen, mein Herz schenke. Fürst, ich verschenke oft mein Herz und werde fast immer betrogen. Dieser Mensch ist meines Geschenkes unwürdig.“

„In ihm herrscht großer Wirrwarr“, bemerkte der Fürst zurückhaltend, „und er hat einige Charakterzüge . . . Inmitten all dessen macht sich aber ein gutes Herz und manchmal auch ein amüsanter Geist geltend.“

Die gesuchten Ausdrücke und der ehrerbietige Ton schmeichelten sichtlich dem General, obwohl er bisweilen immer noch mit plötzlichem Mißtrauen dreinschaute. Der Ton des Fürsten war jedoch so echt und aufrichtig, daß man unmöglich zweifeln konnte.

„Ich war der erste, der seine guten Eigenschaften anerkannte“, bestätigte der General, „und ich hätte diesem Individuum fast meine Freundschaft zugewendet. Ich benötige aber weder sein Haus, noch seine Gastfreundschaft, da ich meine eigene Familie besitze. Ich rechtfertige meine Laster nicht; ich bin unmäßig, ich habe mit ihm Wein getrunken und bereue es jetzt vielleicht. Ich habe mit ihm aber doch nicht nur des Trinkens wegen Freundschaft geschlossen! Mich haben gerade seine Eigenschaften angelockt, wie Sie sich ausdrücken. Aber alles geht nur bis zu einer gewissen Grenze, selbst die Eigenschaften; und wenn er plötzlich die Frechheit hat, mir ins Gesicht zu versichern, er hätte noch im Jahre zwölf, als Kind, sein linkes Bein verloren und dieses auf dem Wagankowo-Friedhof in Moskau begraben, überschreitet das alle Grenzen und zeugt von Mißachtung und Frechheit...“

„Vielleicht war das nur ein Scherz, um auf eine unschuldige Weise lachen zu können.“

„Ich verstehe das. Eine unschuldige Lüge, um lustig zu lachen, kränkt ein menschliches Herz nicht. Mancher lügt ja, sozusagen, nur aus Freundschaft, um seinem Bekannten Vergnügen zu machen; wenn sich jedoch Mißachtung bemerkbar macht, wenn man vielleicht gerade durch diese Respektlosigkeit zeigen will, daß der Verkehr dem Betreffenden zur Last fällt, bleibt einem vornehmen Menschen nichts übrig, als sich abzuwenden und die Freundschaft zu lösen, nachdem man denjenigen, der die Beleidigung zugefügt hat, zurechtgewiesen hat.“

Der General wurde bei diesen Worten sogar rot.

„Lebedew konnte im Jahre zwölf gar nicht in Moskau sein, er ist zu jung dafür; das ist lächerlich.“

„Erstens das; setzen wir aber sogar voraus, daß er damals schon auf der Welt sein konnte; wie wagt er aber mir ins Gesicht zu sagen, daß ein französischer Chasseur, um sich zu amüsieren, mit der Kanone nach ihm zielte und ihm ein Bein wegschoß; er hob dann das Bein auf und trug es nach Hause, worauf er es auf dem Wagankowo-

Friedhof begrub und, wie er sagte, ein Denkmal aufstellte, das auf der einen Seite die Inschrift trägt: „Hier ist das Bein des Kollegiensekretärs Lebedew begraben“, und auf der anderen Seite: „Ruhe, liebe Asche, bis zum frohen Morgen“; er behauptet auch endlich, daß er für das Bein jährlich einen Totensegen lesen läßt (was schon ein Sakrilegium ist) und deswegen jährlich nach Moskau fährt. Um es zu beweisen, schlägt er mir vor, ihn nach Moskau zu begleiten, wo er mir das Grab und sogar die französische Kanone, die im Kreml als Trophäe aufbewahrt wird, zeigen will; er versichert, es sei die elfte vom Tor aus, ein französisches Falkonett nach altem System.“

„Und dabei sind ja seine beiden Beine gesund, was jedermann sehen kann!“ sagte der Fürst lachend. „Ich versichere Sie, das ist ein ganz unschuldiger Spaß, seien Sie nicht böse!“

„Erlauben Sie, auch ich verstehe ja manches; was übrigens das allen sichtbare Bein betrifft, ist das nicht einmal ganz unwahrscheinlich; er versichert, daß es künstlich ist . . .“

„Ach ja, man sagt ja, man könne mit so einem Bein sogar tanzen.“

„Auch ich habe das gehört. Als Tschernoswitow damals sein Bein erfand, kam er zu allererst zu mir, um es mir zu zeigen. Dieses Bein ist aber viel später erfunden worden . . . Er versichert außerdem, daß selbst seine verstorbene Frau im Laufe ihrer ganzen Ehe nicht gewußt hat, daß er, ihr Mann, ein Holzbein hat. Als ich ihn auf alle diese Unglaublichkeiten hinwies, sagte er: wenn du im Jahre zwölf Napoleons Kammerpage warst, mußt du mir auch erlauben, mein Bein auf dem Wagankowo-Friedhof zu begraben.“

„Haben Sie denn . . .“ begann der Fürst und wurde verlegen.

Auch der General schien ein wenig verwirrt, er blickte den Fürsten aber gleich von oben herab entschieden und beinahe spöttisch an.

„Sprechen Sie zu Ende, Fürst“, sagte er ruhig, „sprechen Sie zu Ende. Ich bin nachsichtig, sagen Sie alles: gestehen Sie, daß Ihnen selbst der Gedanke, einen gedemütigten und auf der Welt überflüssigen Menschen zu sehen und zugleich zu hören, daß dieser Mensch Augenzeuge . . . großer Ereignisse war, komisch vorkommt. Hat er Ihnen noch nichts . . . vorgeschwatzt?“

„Nein; ich habe von Lebedew nichts gehört, falls Sie den meinen . . .“

„Hm, ich habe das Gegenteil vorausgesetzt. Das Gespräch zwischen uns gestern hat sich auf Grund des seltsamen Artikels im ‚Archiv‘ entsponnen. Ich habe auf dessen Sinnlosigkeit hingewiesen und da ich selbst Zeuge war . . . Sie lächeln, Fürst, Sie schauen mir ins Gesicht?“

„N-nein, ich . . .“

„Ich sehe jung aus“, sprach der General gedehnt, „ich bin aber etwas älter, als ich ausschaue. Im Jahre zwölf war ich zehn oder elf

Jahre alt. Ich selbst kenne mein Alter nicht genau. Man hat mich in den Papieren als jünger eingetragen, und ich hatte auch die Schwäche, mir während meines ganzen Lebens ein paar Jahre abzuziehen.“

„Ich versichere Sie, General, ich finde es gar nicht seltsam, daß Sie im Jahre zwölf in Moskau waren und . . . Sie können natürlich, ebenso wie alle andern, die dabei waren, Verschiedenes mitteilen. Einer unserer Schriftsteller beginnt seine Autobiographie damit, daß er im Jahre zwölf als Säugling in Moskau von französischen Soldaten mit Brot gefüttert wurde.“

„Sehen Sie“, lobte der General ihn herablassend, „mein Erlebnis gehört natürlich nicht zu den alltäglichen, enthält jedoch nichts Außerordentliches. Die Wahrheit erscheint oft ganz unmöglich. Kammerpage! Das klingt natürlich seltsam. Das Abenteuer eines zehnjährigen Kindes wird aber vielleicht gerade durch sein Alter erklärt. Einem Fünfzehnjährigen hätte so etwas keinesfalls passieren können, denn ich wäre mit fünfzehn Jahren nicht am Tage des Einzugs Napoleons aus unserem hölzernen Haus auf der Staraja-Basmanaja und von meiner Mutter fortgelaufen, die nicht rechtzeitig aus Moskau abgereist war und vor Angst zitterte. Mit fünfzehn Jahren hätte auch ich mich gefürchtet, mit zehn fiel mir das aber gar nicht ein und ich drängte mich durch die Menge bis zur Auffahrt des Schlosses hin, als Napoleon vom Pferde stieg.“

„Sie haben zweifellos sehr richtig bemerkt, daß man gerade mit zehn Jahren sich nicht fürchtet“, bestätigte der Fürst schüchtern und ängstlich und von dem Gedanken gequält, er werde gleich erröten.

„Zweifellos, und alles spielte sich so einfach und natürlich ab, wie es nur in Wirklichkeit geschieht; wenn ein Schriftsteller das aber in die Hand nimmt, häuft er nur Unwahrscheinliches auf Unmögliches.“

„O ja, das ist wahr“, rief der Fürst aus, „dieser Umstand ist auch mir aufgefallen und zwar noch vor kurzem. Mir ist ein wirklicher Mord wegen einer Uhr bekannt! Jetzt haben es auch die Zeitungen gebracht. Wenn ein Dichter es ausgedacht hätte, würden die Kenner des Volkslebens und die Kritiker sofort darüber herfallen und es unwahrscheinlich finden; wenn man davon aber als von einer Tatsache in den Zeitungen liest, fühlt man, daß man gerade auf Grund solcher Geschehnisse die russische Wirklichkeit kennenlernt. Das war eine sehr richtige Bemerkung, General“, schloß der Fürst eifrig und freute sich riesig, daß er sein merkliches Erröten bemäntelt hatte.

„Nicht wahr? Nicht wahr?“ rief der General mit vor Vergnügen leuchtenden Augen. „Ein Knabe, ein Kind, das von der Gefahr nichts versteht, drängt sich durch die Menge, um den Glanz der Uniformen, das Gefolge und endlich den großen Mann zu sehen, von dem man

ihm alle Ohren vollgeschrien hat. Die Welt war von diesem Namen erfüllt; ich habe das, sozusagen, mit der Muttermilch eingesogen. Napoleon, der in einer Entfernung von zwei Schritten an mir vorübergeht, fängt zufällig meinen Blick auf; ich trug herrschaftliche Kleider, man hielt bei uns etwas darauf. Ich war allein in einer solchen Menge, Sie müssen zugeben . . .“

„Gewiß, das mußte ihm auffallen und als Beweis dienen, daß nicht alle fort waren, und daß noch Bojaren mit ihren Kindern zurückgeblieben waren.“

„Das war es ja gerade! Er wollte die Bojaren heranziehen! Als er mir seine Adleraugen zuwandte, leuchtete mein Blick ihm wohl entgegen: ‚Voilà un garçon bien éveillé! Qui est ton père?‘ Ich antwortete ihm sogleich, fast atemlos vor Aufregung: ‚Ein auf dem Schlachtfelde seines Vaterlandes gefallener General.‘ – ‚Le fils d’un boyard et d’un brave pardessus le marché! J’aime les boyards, m’aimes-tu, petit?‘ Ich beantwortete diese plötzliche Frage ebenso rasch: ‚Das russische Herz erkennt selbst im Feinde seines Landes den großen Menschen!‘ Das heißt, ich erinnere mich eigentlich nicht, ob ich mich wörtlich so ausdrückte . . . ich war ein Kind . . . Der Sinn war aber bestimmt dieser! Napoleon war verdutzt, er sann nach und sagte zu seinem Gefolge: ‚Mir gefällt der Stolz dieses Kindes! Wenn aber alle Russen ebenso wie dieses Kind denken, dann . . .‘ Er sprach nicht zu Ende und trat in das Schloß. Ich mischte mich sogleich unter das Gefolge und lief ihm nach. Seine Umgebung wich scheu vor mir zurück und betrachtete mich als einen Bevorzugten. Das alles huschte aber wie ein Traum an mir vorüber . . . Ich weiß nur, daß der Kaiser beim Betreten des ersten Saales plötzlich vor dem Bilde der Zarin Katharina stehenblieb, es lange anblickte und endlich sagte: ‚Das war eine große Frau!‘ Dann ging er weiter. Nach zwei Tagen kannten mich schon alle im Schloß und im Kreml und nannten mich ‚le petit boyard‘. Ich ging nur nach Hause schlafen. Man war dort fast von Sinnen. Nach weiteren zwei Tagen starb Napoleons Kammerpage, der Baron de Basancour, der den Feldzug nicht überstand. Napoleon erinnerte sich meiner, man holte mich, ohne mir etwas mitzuteilen, zog mir die Kleider des Verstorbenen, eines zwölfjährigen Knaben, an und erst, als man mich in der Uniform zum Kaiser gebracht und er bei meinem Anblick mit dem Kopf genickt hatte, teilte man mir mit, mir wäre die Gnade zuteil geworden, zum Kammerpagen Seiner Majestät ernannt zu sein. Ich freute mich, ich fühlte ihm gegenüber schon längst eine innige Sympathie . . . Sie müssen ja überdies zugeben, daß eine glänzende Uniform für ein Kind viel bedeutet . . . Ich trug einen dunkelgrünen Frack mit langen, schmalen Schößen, mit goldenen Knöpfen, mit rot

verbräunten Ärmeln, mit Goldstickerei, mit einem hohen, offenen, gestickten Kragen und gestickten Schößen, anliegende weiße Beinkleider aus sämisch Leder, eine weiße Seidenweste, seidene Strümpfe, Schnallenschuhe . . . und während der Spazierritte des Kaisers oder wenn ich zum Gefolge gehörte, hohe Reitstiefel. Obwohl die Lage nicht glänzend war und man schon ein ungeheures Mißgeschick vorausahnte, wurde die Etikette doch nach Möglichkeit befolgt und um so genauer, je mehr man das Unglück voraussah.“

„Ja, gewiß . . .“ murmelte der Fürst mit beinahe verwirrter Miene. „Ihre Memoiren wären . . . sehr interessant.“

Der General erzählte natürlich das, was er erst gestern Lebedew vorgetragen hatte und gab es daher fließend wieder; er schielte aber doch mißtrauisch nach dem Fürsten hin.

„Meine Memoiren?“ sagte er mit gesteigertem Stolz. „Ich soll meine Memoiren schreiben? Das hat mich nicht verführen können, Fürst! Wenn Sie wollen, sind meine Memoiren bereits geschrieben, sie liegen jedoch . . . in meinem Schreibtisch. Wenn man mir Erde auf die Augen streut, können sie ja erscheinen und man wird sie dann zweifellos auch in andere Sprachen übersetzen, nicht auf Grund ihrer literarischen Bedeutung, sondern wegen der wichtigen, gewaltigen Geschehnisse, deren Augenzeuge ich trotz meines kindlichen Alters war; das war aber gerade wertvoll, denn ich konnte als Kind, sozusagen, in die intimsten Schlafgemächer ‚des großen Mannes‘ dringen! Ich hörte des Nachts das Stöhnen dieses Riesen in seinem Unglück, er schämte sich vor einem Kind nicht zu stöhnen und zu weinen, obwohl ich schon verstand, daß die Ursache seines Leidens das Schweigen des Kaisers Alexander war.“

„Er hat aber doch Briefe . . . mit Friedensvorschlägen geschrieben . . .“ bemerkte der Fürst schüchtern.

„Es ist uns eigentlich nicht bekannt, was für Bedingungen er stellte, er schrieb aber täglich und stündlich einen Brief nach dem andern! Er war furchtbar erregt. Eines Nachts stürzte ich, als wir allein waren, mit Tränen zu ihm hin (oh, wie liebte ich ihn!): ‚Bitten Sie doch den Kaiser Alexander um Verzeihung, bitten Sie ihn!‘ rief ich ihm zu. Das heißt, ich hätte mich ausdrücken sollen: ‚Schließen Sie mit dem Kaiser Alexander Frieden‘, als Kind äußerte ich meinen Gedanken aber auf eine so naive Weise. ‚O mein Kind!‘ antwortete er – er ging dabei im Zimmer auf und ab – ‚o mein Kind!‘ er schien es damals zu vergessen, daß ich zehn Jahre alt war und liebte es sogar, mit mir zu sprechen. ‚O mein Kind, ich bin bereit, dem Kaiser Alexander die Füße zu küssen, dem König von Preußen und dem König von Österreich schwöre ich aber ewigen Haß und . . . dann . . . du verstehst ja nichts von Po-

litik!“ Er schien sich plötzlich daran erinnert zu haben, mit wem er sprach, und verstummte, seine Augen funkelten aber noch lange. Wenn ich alle diese Tatsachen beschreiben würde – ich habe aber noch wichtigere miterlebt – und sie jetzt veröffentlichen wollte, dann würde ich es mit den Kritikern, mit allen diesen literarischen Eitelkeiten, mit dem Neid der Parteien zu tun haben . . . nein, ich bedanke mich dafür!“

„Ihre Bemerkung in bezug auf die Parteien ist natürlich richtig, und ich bin mit Ihnen einverstanden“, antwortete der Fürst leise nach kurzem Schweigen, „ich habe erst vor kurzem das Buch von Charras über die Schlacht von Waterloo gelesen. Es scheint ein sehr ernstes Buch zu sein und die Spezialisten versichern, daß es mit außerordentlicher Sachkenntnis geschrieben ist. Es tritt darin aber auf jeder Seite die Freude über die Erniedrigung Napoleons zutage und wenn man Napoleon auch bei seinen übrigen Feldzügen jede Spur von Talent in Abrede stellen könnte, wäre Charras darüber wohl außerordentlich froh; das ziemt sich für so ein ernstes Werk jedoch gar nicht, weil es von Parteigeist zeugt. War Ihr damaliger Dienst beim . . . Kaiser . . . sehr zeitraubend?“

Der General war entzückt. Der Ernst und die Einfachheit der Bemerkung des Fürsten zerstreute die letzten Reste seines Mißtrauens.

„Charras! Oh, auch ich war empört! Ich habe ihm damals gleich geschrieben, doch . . . ich erinnere mich jetzt eigentlich nicht genau daran . . . Sie fragen, ob mein Dienst mich in Anspruch nahm? O nein. Man nannte mich einen Kammerpagen, ich faßte das aber damals nicht so ernst auf. Außerdem verlor Napoleon sehr bald die Hoffnung, die Russen für sich zu gewinnen und würde natürlich auch mich vergessen haben, wenn er . . . wenn er mich nicht persönlich liebgewonnen hätte, ich sage das jetzt unumwunden. Mich zog aber mein Herz zu ihm hin. Es wurde nicht viel verlangt: man hatte manchmal im Schloß zu erscheinen und . . . den Kaiser bei den Spazierritten zu begleiten, das war alles. Ich ritt ganz anständig. Er ritt vormittags aus, in seinem Gefolge befanden sich gewöhnlich Davout, ich, der Mameluck Roustant . . .“

„Constant“, entschlüpfte es auf einmal dem Fürsten.

„N–nein, Constant war damals abwesend; er war mit einem Brief . . . zur Kaiserin Josefine gereist; statt seiner waren aber zwei Ordonnanzoffiziere und einige polnische Ulanen anwesend . . . Das war das ganze Gefolge, ohne natürlich die Generale und Marschälle dazuzurechnen, die Napoleon mitnahm, um mit ihnen die Gegend und die Stellung der Heere zu besichtigen und sich mit ihnen zu beraten . . . Am häufigsten befand sich Davout in seiner Nähe, ich er-

innere mich noch ganz genau an ihn: es war ein ungeheuer großer, dicker, kaltblütiger Mensch, mit einer Brille und mit einem seltsamen Blick. Der Kaiser fragte ihn am häufigsten um Rat. Er schätzte seine Meinung. Ich erinnere mich, daß sie sich schon seit ein paar Tagen miteinander berieten. Davout kam morgens und abends und sie stritten auch oft; endlich begann Napoleon nachzugeben. Sie waren beide im Arbeitszimmer und ich befand mich als dritter ganz unbemerkt dabei. Plötzlich fällt Napoleons Blick zufällig auf mich und ein seltsamer Gedanke leuchtet in seinen Augen auf! „Mein Kind“, sagte er mir plötzlich, „glaubst du, wenn ich den russischen Glauben annehme und eure Sklaven befreie, – werden mir die Russen dann folgen oder nicht?“ – „Niemals!“ rief ich entrüstet. Napoleon war betroffen. „In den Augen dieses Kindes, die vor Patriotismus leuchten“, sagte er, „habe ich die Meinung des ganzen russischen Volkes gelesen. Genug, Davout! Das alles sind Phantasien! Tragen Sie mir Ihren andern Plan vor.“

„Ja, aber auch dieses Projekt enthielt einen großen Gedanken!“ sagte der Fürst mit sichtlichem Interesse. „Sie schreiben diesen Plan also Davout zu?“

„Wenigstens haben sie sich darüber zusammen beraten. Es war natürlich ein Gedanke Napoleons, kühn wie ein Adlerflug, aber auch der andere Plan war ideenreich . . . Das war jener berühmte ‚Conseil du lion‘, wie Napoleon selbst diesen Rat Davouts nannte. Er bestand darin, daß die Franzosen sich mit der ganzen Armee im Kreml einschließen, Baracken bauen, Befestigungen aufwerfen, Kanonen aufstellen, möglichst viele Pferde schlachten und ihr Fleisch einsalzen sollten; sie sollten auch möglichst viel Brot erbeuten und überwintern; im Frühling würden sie sich dann durch die Russen durchschlagen. Dieser Plan nahm Napoleon sehr für sich ein. Wir fuhren täglich um die Kremlmauern herum, und er zeigte, was niedergerissen werden sollte, und wo man Lünetten, Ravelinen und Reihen von Blockhäusern bauen sollte, er schaute nur hin und es ging Schlag auf Schlag. Endlich war alles festgesetzt; Davout verlangte einen endgültigen Entschluß. Sie waren wieder allein und nur ich befand mich als dritter im Zimmer. Napoleon ging mit gekreuzten Armen auf und ab. Ich konnte meinen Blick nicht von seinem Gesicht losreißen, mein Herz klopfte. „Ich gehe“, sagte Davout. „Wohin?“ fragte Napoleon. „Die Pferde einsalzen“, sagte Davout. Napoleon erbehte, das Schicksal sollte besiegelt werden. „Mein Kind“, wandte er sich plötzlich an mich, „was hältst du von unserem Entschluß?“ Er fragte mich natürlich ganz ebenso, wie manchmal ein Mann von großem Geiste seine Entscheidung im letzten Augenblick mit Hilfe von „Kopf oder Adler“ trifft.

Ich wandte mich statt an Napoleon an Davout und sagte wie unter einer Eingebung: „Fliehen Sie nach Hause, General!“ Der Plan war zerstört. Davout zuckte die Achseln und flüsterte im Hinausgehen: „Bah, il devient superstitieux!“ Für den nächsten Tag wurde aber der Rückzug festgesetzt.“

„Das alles ist außerordentlich interessant“, sagte der Fürst furchtbar leise, „wenn das alles so war; das heißt, ich will sagen . . .“ verbesserte er sich schleunig.

„Oh, Fürst“, rief der General, vom Erzählen so hingerissen, daß er vielleicht vor der äußersten Unvorsichtigkeit nicht mehr zurückgeschreckt wäre, „Sie sagen: ‚Wenn das alles so war.‘ Es war aber mehr, ich versichere Sie, es war noch viel mehr! Das alles sind nur armselige politische Tatsachen. Ich wiederhole Ihnen aber, daß ich Zeuge nächtlicher Tränen und Klagen dieses großen Mannes war; das sah aber niemand außer mir! Zum Schluß weinte er zwar nicht mehr, er fand keine Tränen, er stöhnte nur manchmal; sein Gesicht wurde aber immer düsterer und düsterer. Es war, als ob die Ewigkeit ihn schon mit ihrem dunklen Flügel umschattete. Wir verbrachten in der Nacht ganze Stunden schweigend und allein. Der Mameluck Roustant schnarchte im Nebenzimmer; dieser Mensch hatte einen furchtbar festen Schlaf. ‚Dafür ist er aber mir und der Dynastie treu‘, sagte Napoleon von ihm. Es war mir einmal unsagbar schwer ums Herz und er bemerkte plötzlich Tränen in meinen Augen; er blickte mich gerührt an: ‚Du bedauerst mich‘, rief er aus, ‚du, mein Kind; und vielleicht wird mich auch noch ein andres Kind, mein Sohn, le roi de Rome, bedauern; alle, alle übrigen hassen mich und meine Brüder werden die ersten sein, die mich in meinem Unglück verraten!‘ Ich schluchzte auf und stürzte auf ihn zu; da hielt auch er es nicht mehr aus; wir umarmten einander und unsere Tränen flossen zusammen. ‚Schreiben Sie, schreiben Sie doch einen Brief an die Kaiserin Josefine!‘ sagte ich ihm weinend. Napoleon zuckte zusammen, sann nach und sagte zu mir: ‚Du erinnerst mich an ein drittes Herz, das mich liebt; ich danke dir, mein Freund!‘ Er setzte sich gleich hin und schrieb jenen Brief an Josefine, mit dem Constant am nächsten Tag fortgeschickt wurde.“

„Sie haben sehr gut gehandelt“, sagte der Fürst, „Sie haben ihn von den bösen Gedanken abgelenkt und guten Gefühlen zugewendet.“

„Das ist es ja gerade, Fürst, und wie gut Sie das erklären, das entspricht ganz Ihrem eigenen Herzen!“ rief der General begeistert und seltsamerweise funkelten echte Tränen in seinen Augen auf. „Ja, Fürst, ja, es war ein erhabenes Schauspiel! Wissen Sie, ich wäre beinahe nach Paris mitgereist und hätte mit ihm natürlich die Gefangenschaft auf der einsamen Insel geteilt, leider trennten sich aber unsere

Wege! Wir nahmen Abschied voneinander, er, um der einsamen Insel entgegenzueilen, wo er in Augenblicken furchtbaren Grames vielleicht auch an die Tränen des armen Knaben dachte, der ihn in Moskau umarmt und ihm verziehen hatte; ich, um in das Kadettenkorps geschickt zu werden, wo ich nur Drill und die Roheit der Kameraden vorfand. Leider nahm alles ein Ende. „Ich will dich deiner Mutter nicht wegnehmen und lasse dich hier“, sagte er zu mir am Tage des Rückzuges, „ich möchte für dich aber irgend etwas tun.“ Er stieg schon aufs Pferd. „Schreiben Sie mir irgend etwas zum Andenken in das Album meiner Schwester“, sagte ich ängstlich, denn er war sehr verstimmt und düster. Er kehrte um, verlangte eine Feder und nahm das Album: „Wie alt ist deine Schwester?“ fragte er mich, die Feder in der Hand. „Drei Jahre“, antwortete ich. „Petite fille alors.“ Und er schrieb ins Album:

„Ne mentez jamais!

Napoléon, votre ami sincère.“

Ein solcher Ratschlag und in einem solchen Augenblick, was sagen Sie dazu, Fürst!“

„Ja, es ist sehr bedeutsam.“

„Dieses Blatt nahm in einem goldenen Rahmen und unter Glas bei meiner Schwester während ihres ganzen Lebens und bis zu ihrem Tode eine Ehrenstelle im Salon ein – sie starb im Wochenbett; ich weiß nicht, wo dieses Blatt sich jetzt befindet . . . aber . . . ach, mein Gott! Es ist schon zwei Uhr! Wie habe ich Sie aufgehalten, Fürst! Das ist unverzeihlich.“

Der General erhob sich von seinem Sitz.

„Oh, im Gegenteil“, murmelte der Fürst, „es hat mich so interessiert, und . . . das ist ja von solcher Bedeutung; ich bin Ihnen sehr dankbar!“

„Fürst!“ sagte der General, seine Hand wieder schmerzhaft drückend und ihn forschend mit dunklen Augen betrachtend, als wäre er plötzlich zur Besinnung gekommen und als hätte ihn ein unerwarteter Gedanke stutzig gemacht: „Fürst! Sie sind so gut, so aufrichtig, daß Sie mir manchmal geradezu leid tun. Ich schaue Sie gerührt an; Gott segne Sie! Ihr Leben möge in Liebe erblühen und verfließen. Das meinige ist aber zu Ende! Oh, verzeihen Sie, verzeihen Sie!“

Er ging rasch hinaus, das Gesicht mit den Händen bedeckend. Der Fürst konnte an der Aufrichtigkeit seiner Rührung nicht zweifeln. Er begriff auch, daß der Alte von seinem Erfolg berauscht fortging; er ahnte aber doch, daß er zu jener Kategorie von Lügnern gehörte, die zwar bis zur Wollust und Selbstvergessenheit lügen, aber auch auf

dem Gipfel ihres Rausches im stillen den Verdacht haben, daß man ihnen nicht glaubt und auch nicht glauben kann. Der alte Mann mußte in seiner jetzigen Situation zur Besinnung kommen, sich maßlos schämen, den Fürsten im Verdacht haben, daß er ihn grenzenlos bemitleidete und sich verletzt fühlen. „Habe ich nicht schlecht daran getan, ihn soweit kommen zu lassen?“ fragte sich der Fürst beunruhigt, hielt es dann aber plötzlich nicht aus und lachte etwa zehn Minuten lang unaufhaltsam. Er wollte sich dieses Lachens wegen Vorwürfe machen; begriff aber sogleich, daß er keinen Grund dazu hatte, da der General ihm unendlich leid tat.

Seine Ahnungen bewahrheiteten sich. Er empfing noch am gleichen Abend einen seltsam kurzen, aber energischen Brief. Der General teilte ihm mit, er trenne sich auch von ihm auf ewig, er achte ihn und sei ihm dankbar, er könne aber selbst von ihm nicht den Ausdruck von Mitleid annehmen, das die Würde eines ohnehin so unglücklichen Menschen erniedrigt. Als der Fürst hörte, der General halte sich bei Nina Alexandrowna auf, beruhigte er sich fast völlig. Wir haben aber schon erfahren, daß der General bei Lisaweta Prokofjewna etwas angestellt hatte. Wir können hier keine Einzelheiten anführen, es handelte sich aber, in kurzen Worten, darum, daß der General Lisaweta Prokofjewna erschreckt und durch seine boshaften Andeutungen über Ganja erzürnt hatte. Er wurde mit Schande hinausgewiesen. Darum verbrachte er auch eine solche Nacht und einen solchen Morgen, wurde ganz verwirrt und lief beinahe wahnsinnig auf die Straße hinaus.

Kolja begriff noch immer nicht ganz, um was es sich handelte, und hoffte noch durch Strenge etwas auszurichten.

„Also wo sollen wir uns jetzt hinschleppen, was meinen Sie, General?“ sagte er. „Zum Fürsten wollen Sie ja nicht gehen, mit Lebedew haben Sie sich überworfen. Sie haben kein Geld und ich noch viel weniger: wir sitzen jetzt also mitten auf der Straße.“

„Es ist besser auf der Straße zu fahren, als darauf zu sitzen“, murmelte der General, „ich habe mit diesem Bonmot das Entzücken . . . einer Gesellschaft von Offizieren . . . im Jahre vierundvierzig . . . erregt . . . Im Jahre . . . tausendachthundert . . . vierundvierzig, ja! . . . Ich erinnere mich nicht . . . Oh, erinnere mich nicht daran, tue es nicht! ‚Wo ist meine Jugend, wo ist meine Frische!‘ wie jemand ausrief . . . Wer hat es denn ausgerufen, Kolja?“

„Das kommt in den ‚Toten Seelen‘ von Gogol vor, Papa“, antwortete Kolja, indem er ängstlich zum Vater hinüberschielte.

„Die Toten Seelen! O ja, sie sind tot! Wenn du mich begraben wirst, laß auf mein Grab schreiben: ‚Hier ruht eine tote Seele!‘ – ‚Die Schande folgt mir überall!‘ Wer hat das gesagt, Kolja?“

„Ich weiß es nicht, Papa.“

„Jeropegow war nicht auf der Welt! Jeroschka Jeropegow“, rief er, mitten auf der Straße stehenbleibend, wild aus. „Und das ist mein Sohn, mein leiblicher Sohn! Jeropegow, ein Mensch, der bei mir elf Monate die Stelle eines Bruders vertreten hat, für den ich mich duelliert habe . . . Unser Hauptmann, Fürst Wigorezkij, sagt ihm bei einer Flasche Wein: ‚Wo hast du deinen Annenorden her, Grischa?‘ – ‚Ich habe ihn auf den Schlachtfeldern des Vaterlandes erworben!‘ Ich schreie: ‚Bravo, Grischa!‘ Daraus ist dann ein Duell entstanden, dann hat er . . . Maria Petrowna Su . . . Sutugina geheiratet und ist auf den Schlachtfeldern gefallen . . . Die Kugel ist von dem Kreuz auf meiner Brust zurückgeprallt und hat ihn mitten in die Stirn getroffen: ‚Ich vergesse es in alle Ewigkeit nicht!‘ rief er aus und fiel auf der Stelle nieder. Ich . . . ich habe ehrlich gedient, Kolja; ich habe anständig gedient, doch die Schande, die Schande folgt mir überall!‘ Du und Nina, ihr werdet zu meinem Grab kommen . . . ‚Arme Nina!‘ ich habe sie früher so genannt, Kolja, vor langer Zeit, noch ganz zu Anfang, und sie hat es so gerne gehört . . . Nina, Nina! Was habe ich mit deinem Schicksal gemacht! Wofür kannst du mich lieben, geduldige Seele! Deine Mutter hat die Seele eines Engels, Kolja, hörst du?“

„Ich weiß es, Papa. Papa, mein Täubchen, kommen Sie nach Hause, zu Mama! Sie ist uns nachgelaufen. Warum bleiben Sie denn stehen? Verstehen Sie mich nicht? . . . Warum weinen Sie nur?“

Kolja weinte selbst und küßte dem Vater die Hände.

„Du küßt mir die Hände, mir!“

„Ja, Ihnen, Ihnen. Was ist denn daran Besonderes? Warum heulen Sie denn mitten auf der Straße und dabei wollen Sie ein General und ein Krieger sein, kommen Sie also!“

„Gott segne dich dafür, lieber Junge, daß du dem verkommenen, ja dem verkommenen Alten, deinem Vater gegenüber ehrerbietig warst . . . auch du sollst einen ebensolchen Jungen haben . . . le roi de Rome . . . Oh, mein Fluch, mein Fluch über dieses Haus!“

„Was soll das denn eigentlich heißen?“ sagte Kolja plötzlich auf-fahrend. „Was ist geschehen? Warum wollen Sie jetzt nicht nach Hause zurückkehren? Warum sind Sie denn ganz von Sinnen?“

„Ich werde es erklären, ich werde es dir erklären . . . ich will dir alles sagen; schrei nicht, man wird es hören . . . le roi de Rome . . . Oh, mir ist so bang, ich bin so traurig! ‚Niania, wo ist dein Grab?‘ Wer hat das ausgerufen, Kolja?“

„Ich weiß nicht, ich weiß nicht, wer das ausgerufen hat! Kommen Sie jetzt gleich nach Hause, sofort! Ich werde Ganka durchprügeln, wenn es nötig ist . . . wohin wollen Sie wieder?“

Der General schleppte ihn aber zur Treppe des nächsten Hauses.
„Wohin wollen Sie? Das ist eine fremde Treppe.“

Der General setzte sich auf eine Stufe und zog Kolja bei der Hand immer tiefer zu sich herab.

„Beuge dich zu mir herab, beuge dich herab“, murmelte er, „ich will dir alles sagen . . . es ist eine Schande, beuge dich herab . . . dein Ohr, dein Ohr; ich will es dir ins Ohr sagen . . .“

„Ja, was haben Sie denn?“ rief Kolja furchtbar erschrocken aus, indem er aber doch sein Ohr hinhielt.

„Le roi de Rome . . .“ flüsterte der General, der am ganzen Leibe zu zittern schien.

„Was . . . ? Was soll denn dieser roi de Rome . . . ? Was?“

„Ich . . . ich“, flüsterte der General wieder, indem er sich immer fester und fester an die Schulter „seines Jungen“ klammerte, „ich . . . will . . . dir . . . alles . . . Maria, Maria . . . Petrowna Su-su-su . . .“

Kolja riß sich los, packte den General bei den Schultern und sah ihn wie irrsinnig an. Der Alte wurde blutrot, seine Lippen färbten sich blau und sein Gesicht wurde von Zuckungen verzerrt. Dann neigte er sich plötzlich und begann langsam in Koljas Arme zu sinken.

„Ein Schlaganfall!“ rief dieser über die ganze Straße hin, als er endlich merkte, um was es sich handelte.

5

Eigentlich hatte Warwara Ardalionowna im Gespräch mit ihrem Bruder die Genauigkeit ihrer Nachrichten über den Aglaja Jepantschina vom Fürsten gemachten Heiratsantrag übertrieben. Vielleicht hatte sie als weitsichtige Frau das, was in nächster Zukunft geschehen sollte, vorausgesehen; vielleicht wollte sie sich auch in ihrem Ärger über den in nichts zerflossenen Traum (an den sie eigentlich selbst nie recht geglaubt hatte) nicht das Vergnügen versagen, noch mehr Gift in das Herz des von ihr übrigens aufrichtig und mitleidsvoll geliebten Bruders zu träufeln. Jedenfalls konnte sie aber von ihren Freundinnen, den Damen Jepantschin, keine so genauen Nachrichten erhalten haben, sie hatte nur Andeutungen, einzelne Worte, bedeutsames Schweigen und Rätsel zu verzeichnen. Vielleicht hatten Aglajas Schwestern sogar absichtlich einiges ausgeplaudert, um selbst etwas von Warwara Ardalionowna zu erfahren; das konnte auch auf den echt weiblichen Zug, die Freundin, die sie zwar schon seit ihrer Kindheit kannte, ein wenig necken zu wollen, zurückgeführt werden; sie mußten während einer so langen Zeit doch wenigstens etwas von ihren Absichten entdeckt haben.

Andererseits irrte sich der Fürst vielleicht, obwohl er im Rechte

war, als er Lebedew versicherte, daß er ihm nichts mitzuteilen habe und daß mit ihm gar nichts Besonderes geschehen sei. Es mußte mit allen tatsächlich wohl etwas sehr Seltsames vorgehen; es war nichts geschehen und doch schien sehr vieles geschehen zu sein. Das hatte Warwara Ardalionowna mit ihrem sicheren weiblichen Instinkt herausgebracht.

Es ist aber sehr schwer, in einer strengen Reihenfolge darzustellen, wie alle bei Jepantschins plötzlich auf den Gedanken kamen, daß mit Aglaja etwas Wichtiges geschehen sei und daß ihr Schicksal sich entschieden habe. Sowie dieser Gedanke aber einmal entstanden war, behaupteten alle sofort – und ließen sich nicht davon abbringen – sie hätten alles schon längst durchschaut und deutlich vorausgesehen; die Sache wäre schon seit dem „armen Ritter“, ja sogar noch früher klar gewesen, sie hätten an etwas so Unsinniges nur nicht glauben wollen. So sprachen die Schwestern; auch Lisaweta Prokofjewna wollte natürlich früher als die anderen alles vorausgesehen und erkannt haben und „ihr Herz hatte ihr schon längst wehgetan“. Wie dem nun auch sei, der Gedanke an den Fürsten wurde ihr aber plötzlich sehr peinlich, und eigentlich nur deshalb, weil er sie verwirrte. Es lag hier eine Frage vor, die unverzüglich gelöst werden mußte; das ließ sich aber nicht nur nicht machen, sondern die arme Lisaweta Prokofjewna konnte sich trotz aller Bemühungen nicht einmal die Frage ganz klar formulieren. Es war eine schwierige Sache: „ob der Fürst gutzuheißen oder zu verwerfen war? Ob das alles gut oder schlecht war? Wenn es aber nicht gut war (was sich wohl kaum bezweifeln ließ), was war daran eigentlich nicht gut? Wenn es aber vielleicht gut war (was ja auch sein konnte), was war dann dieses Gute?“ Der Vater der Familie, Iwan Feodorowitsch, selbst, war natürlich am meisten erstaunt, gestand aber dann plötzlich ein, daß auch er „bei Gott, die ganze Zeit etwas der Art geahnt und immer wieder gefühlt habe!“ Er verstummte sofort bei dem drohenden Blick seiner Gattin; das geschah des Morgens; als er am Abend mit Lisaweta Prokofjewna allein war und sprechen mußte, äußerte er plötzlich mit großer Kühnheit einige unerwartete Gedanken: „Was mache es denn eigentlich? . . .“ (Ein Schweigen.) „Das alles sei natürlich sehr seltsam, wenn es überhaupt wahr sei, er bestreite es nicht, aber . . .“ (Erneutes Schweigen.) „Wenn man die Sache jedoch von einem anderen Standpunkt betrachte, sei der Fürst ja wahrhaftig ein prachtvoller Kerl, und . . . und, und endlich sei es ja ein Name, der Name ihres Geschlechts, das alles würde in den Augen der Welt sozusagen als Hebung des in der Gesellschaft für herabgekommen angesehenen Namens gelten, also wenn man es von diesem Standpunkt betrachte, nämlich weil . . . na-

türlich die Welt; die Welt sei die Welt; der Fürst sei aber nicht ohne Vermögen; wenn es auch kein bedeutendes Vermögen genannt werden könne. Er habe auch . . . auch . . . auch . . .“ (Anhaltendes Schweigen und endgültiges Verstummen.) Als Lisaweta Prokofjewna ihren Gatten angehört hatte, verlor sie jede Geduld.

Ihrer Meinung nach war alles Geschehene ein „unverzeihlicher und – ja, ein verbrecherischer Unsinn, ein dummes und unmögliches phantastisches Gebilde“! Vor allem war dieser Fürst „ein kranker Idiot“, zweitens war er ein Dummkopf, wußte nichts von der Welt und hatte keinerlei gesellschaftliche Stellung: wem konnte man ihn zeigen und was sollte man mit ihm anfangen? Er war ein ganz unmöglicher Demokrat, der nicht einmal irgendeinen Rang besaß und . . . und . . . was würde die Belokonskaja sagen? „Haben wir für Aglaja denn keinen besseren Mann erhofft und gewünscht?“ Das letzte Argument war natürlich das wichtigste. Das Herz der Mutter bebt bei diesem Gedanken, blutete und krampfte sich zusammen, obwohl sich in seinem Innern etwas regte und ihr zuflüsterte: „Ist denn der Fürst wirklich anders, als was ihr braucht?“ Diese Entgegnungen des eigenen Herzens machten Lisaweta Prokofjewna am meisten zu schaffen.

Aglajas Schwestern gefiel der Gedanke an den Fürsten aus irgendeinem Grunde und erschien ihnen nicht einmal sehr seltsam; es war mit einem Wort möglich, daß sie plötzlich ganz auf seine Seite übergingen. Sie beschlossen aber beide zu schweigen. Man hatte in der Familie ein für allemal bemerkt, daß je beharrlicher und eigensinniger Lisaweta Prokofjewnas Entgegnungen und Proteste in einem allgemein strittigen Punkt einer Familienfrage wurden, desto sicherer konnte das als ein Beweis dafür gelten, daß sie in diesen Punkt vielleicht schon einwilligte. Alexandra Iwanowna konnte übrigens nicht ganz stumm bleiben. Ihre Mama hatte sie schon längst zu ihrer Ratgeberin ernannt und verlangte jetzt jeden Augenblick nach ihr, um ihre Ansicht und vor allem ihre Erinnerungen zu hören; sie mußte ihr also sagen, „wieso das alles geschehen war? Warum niemand es gesehen hatte? Warum man damals nichts davon gesagt hatte und was dieser ekelhafte ‚arme Ritter‘ damals zu bedeuten hatte? Warum Lisaweta Prokofjewna allein dazu verurteilt war, sich um alle zu sorgen, alles zu bemerken und vorauszusehen, während alle übrigen die reinsten Tagediebe waren?“ Alexandra Iwanowna war anfangs sehr vorsichtig und bemerkte nur, daß Papas Ansicht, die Wahl des Fürsten Myschkin zum Gatten eines Fräulein Jepantschina könnte die öffentliche Meinung befriedigen, ihr ganz richtig vorkäme. Als sie nach und nach in Eifer geriet, fügte sie sogar hinzu, der Fürst sei gar kein Dummkopf und wäre nie einer gewesen; was jedoch seine Stellung

anbelange, so wäre man ja gar nicht im reinen darüber, wer bei uns in Rußland in einigen Jahren für anständig gelten würde: ob dazu die früher unerläßlichen Erfolge im Amt oder etwas anderes erforderlich sei? Die Mama erklärte daraufhin unverzüglich, Alexandra sei „ein Freigeist und an alledem sei nur diese verfluchte Frauenfrage schuld.“ Eine halbe Stunde darauf begab sie sich in die Stadt und von dort aus auf den Kamennyj-Ostrow, um die Belokonskaja zu besuchen, die sich zu dieser Zeit zufällig in Petersburg aufhielt, aber bald abreisen mußte. Die Belokonskaja war Aglajas Patin.

Die „alte“ Belokonskaja hörte alle die fieberhaften und verzweifelten Bekenntnisse Lisaweta Prokofjewnas an, ließ sich aber durch die Tränen der aufgeregten Familienmama nicht im geringsten rühren, blickte sie vielmehr spöttisch an. Sie war eine furchtbare Despotin; sie vertrug selbst bei der ältesten Freundschaft keine Gleichheit, betrachtete Lisaweta Prokofjewna genau wie vor fünfunddreißig Jahren als ihren Schützling und konnte sich in keiner Weise mit der Schroffheit und Selbständigkeit ihres Charakters aussöhnen. Sie bemerkte unter anderem, „sie alle hätten es da nach ihrer ständigen Gewohnheit offenbar zu eilig gehabt und aus einer Fliege einen Elefanten gemacht; sie hätte trotz allen Aufpassens nicht die Überzeugung gewonnen, daß bei ihnen tatsächlich etwas Ernstes geschehen sei; es wäre wohl besser abzuwarten, bis es in Wirklichkeit so weit käme; der Fürst sei ihrer Ansicht nach ein anständiger, aber ein kranker, seltsamer und recht unbedeutender Mann. Das Ärgste sei aber, daß er sich öffentlich eine Geliebte halte.“ Lisaweta Prokofjewna begriff sehr wohl, daß die Belokonskaja ihr ein wenig böse war, weil der von ihr empfohlene Jewgenij Pawlowitsch bei ihnen keinen Erfolg gehabt hatte. Sie kehrte noch gereizter, als sie fortgefahren, nach Pawlowsk zurück, wo alle sogleich ihr Teil abbekamen, und zwar hauptsächlich deswegen, weil sie „von Sinnen“ waren, und weil die Dinge sich bei niemand so wie bei ihnen gestalteten: „Warum habe ich nicht warten können? Was ist dabei herausgekommen? Soviel ich auch beobachte, ich kann doch auf keine Weise herausbringen, daß tatsächlich etwas geschehen ist! Wartet, bis es soweit ist! Iwan Feodorowitsch bildet sich ja so manches ein, man kann aber aus einer Fliege doch keinen Elefanten machen?“

Es hieß also, man müsse sich beruhigen, kaltes Blut bewahren und und warten. Die Ruhe hielt aber leider keine zehn Minuten an. Als erster Anstoß, alles wieder in Aufruhr zu bringen, dienten die Nachrichten darüber, was sich während des Aufenthaltes der Mama auf dem Kamennyj-Ostrow ereignet hatte. (Lisaweta Prokofjewna machte ihren Besuch am Morgen nach dem Tage, an dem der Fürst statt um

zehn Uhr um ein Uhr nachts gekommen war.) Die Schwestern beantworteten die ungeduldigen Fragen der Mutter sehr genau, und zwar erzählten sie, in ihrer Abwesenheit sei eigentlich gar nichts geschehen, der Fürst war dagewesen, Aglaja hatte ihn lange Zeit, etwa eine halbe Stunde, warten lassen, dann war sie erschienen und hatte dem Fürsten sogleich vorgeschlagen, mit ihr Schach zu spielen. Der Fürst verstand aber nichts davon und Aglaja hatte ihn sofort geschlagen; sie wurde sehr lustig, neckte den Fürsten furchtbar wegen seiner Ungeschicklichkeit, und lachte ihn so aus, daß man ihn bemitleiden konnte. Darauf wünschte sie mit ihm Karten, und zwar Schwarzer Peter, zu spielen. Hier nahm die Sache aber einen ganz anderen Verlauf. Der Fürst zeigte beim Schwarzen Peter seine ganze Kunst und spielte ganz meisterhaft; Aglaja schwindelte, schob ihm andere Karten unter, stahl vor seinen Augen seine Stiche, er machte sie aber trotzdem jedesmal zum Schwarzen Peter; das wiederholte sich fünfmal nacheinander. Aglaja wurde ganz wütend und vergaß sich sogar; sie sagte dem Fürsten derartige Dreistigkeiten und Beleidigungen, daß er aufhörte zu lachen; als sie ihm aber endlich erklärte, „sie würde dieses Zimmer, so lange er dort säße, nicht betreten und es wäre seinerseits einfach unverschämt, sie nach allem, was geschehen war, zu besuchen und noch dazu um ein Uhr nachts zu kommen“, wurde er ganz bleich. Darauf schlug sie die Tür zu und ging. Der Fürst verließ das Haus, trotz aller Tröstungen, als käme er von einer Beerdigung. Eine Viertelstunde, nachdem der Fürst fort war, lief Aglaja so eilig von oben auf die Terrasse herab, daß sie sich nicht einmal die verweinten Augen abwischte; sie kam aber deshalb so schnell, weil Kolja einen Igel gebracht hatte. Sie betrachteten alle den Igel, Kolja erklärte auf ihre Fragen, der Igel gehöre nicht ihm, er wäre nur mit einem Kameraden, einem anderen Gymnasiasten, vorübergegangen, und zwar sei es Kostja Lebedew, der jetzt auf der Straße warte und sich einzutreten schäme, weil er eine Axt trage; sie hätten sowohl den Igel als die Axt soeben einem vorübergehenden Bauern abgekauft. Der Bauer hatte ihnen den Igel angeboten und dafür fünfzig Kopeken verlangt, sie hatten ihm dann zugeredet, auch die Axt zu verkaufen, weil er schon einmal im Verkaufen war und weil es eine sehr gute Axt war. Da begann Aglaja auf einmal furchtbar in Kolja zu dringen, er möchte ihr sofort den Igel verkaufen; sie war ganz außer sich und sagte: „lieber Kolja“. Kolja willigte lange nicht ein, hielt es aber endlich nicht aus und rief Kostja Lebedew herein, der tatsächlich mit der Axt kam und sehr verlegen war. Es ergab sich aber plötzlich, daß der Igel gar nicht ihnen, sondern einem dritten Knaben, namens Petrow, gehörte, der ihnen beiden das Geld gegeben hatte, damit sie ihm bei einem vierten

Knaben Schlossers Geschichte kaufen sollten, welche dieser billig anbot, weil er Geld brauchte; sie waren Schlossers Geschichte kaufen gegangen, hielten es aber nicht aus und kauften den Igel, somit gehörte also sowohl der Igel, als auch die Axt jenem dritten Knaben, dem sie das alles jetzt statt Schlossers Geschichte bringen wollten. Aglaja drang aber so in sie, daß sie sich endlich entschlossen und ihr den Igel verkauften. Sowie Aglaja den Igel hatte, legte sie ihn mit Koljas Hilfe gleich in ein Strohkörbchen, deckte ihn mit einer Serviette zu und bat Kolja, den Igel sofort und ohne unterwegs irgendwo anders hinzugehen, in ihrem Auftrag dem Fürsten zu bringen und ihn zu bitten, das „als ein Zeichen ihrer höchsten Achtung anzunehmen“. Kolja willigte mit Freuden ein und versprach, den Auftrag auszuführen, er drang aber sofort in sie: „Was der Igel und überhaupt ein solches Geschenk zu bedeuten habe?“ Aglaja antwortete ihm, das gehe ihn nichts an. Er bemerkte, er wäre davon überzeugt, daß es sich dabei um ein Symbol handle. Aglaja wurde böse und erklärte kurz, er wäre ein grüner Junge und sonst nichts. Kolja entgegnete sogleich, „wenn er in ihr nicht die Frau achtete und es überdies nicht seinen Überzeugungen schuldig wäre, würde er ihr sofort beweisen, daß er eine solche Beleidigung zu beantworten wüßte“. Es endete übrigens damit, daß Kolja doch entzückt mit dem Igel forteilte, und Kostja Lebedew ihn begleitete; als Aglaja sah, daß Kolja mit dem Körbchen zu sehr herumfuchtelte, schrie sie ihm von der Terrasse nach: „Bitte, Kolja, mein Täubchen, lassen Sie ihn nicht herausfallen!“ als hätte sie ihn nicht eben erst beschimpft; Kolja blieb stehen und rief ebenfalls, als hätte er nie gestritten, mit größter Bereitwilligkeit: „Nein, ich werde ihn nicht herausfallen lassen, Aglaja Iwanowna. Seien Sie ganz ruhig!“ und damit lief er, was er konnte, davon. Aglaja begann darauf furchtbar zu lachen, ging außerordentlich zufrieden in ihr Zimmer und war dann den ganzen Tag sehr heiter.

Diese Nachricht machte Lisaweta Prokofjewna ganz betroffen. Man sollte glauben, es wäre gar nichts dabei. Sie befand sich aber nun einmal in einer solchen Stimmung. Ihre Unruhe hatte ihren Gipfel erreicht; die Hauptursache alles dessen war aber dieser Igel. Was bedeutete der Igel? Was war das für ein Übereinkommen? Was sollte damit angedeutet werden? Was war das für ein Zeichen? Was für eine Mitteilung? Der arme Iwan Feodorowitsch, der bei dem Verhör anwesend war, verdarb die ganze Sache durch seine Antwort. Seiner Ansicht nach war das überhaupt kein Zeichen, der Igel war eben „einfach ein Igel und sonst nichts, er bedeutete außerdem höchstens Freundschaft, Vergebung der Beleidigungen und Versöhnung, die Sache konnte also, mit einem Wort, nur als ein kindlicher Streich be-

trachtet werden, der aber jedenfalls unschuldig und verzeihlich war.“

Wir wollen hier in Klammern bemerken, daß er ganz richtig geraten hatte. Als der Fürst von Aglaja verspottet und verjagt nach Hause zurückgekehrt war und schon eine halbe Stunde lang in düsterer Stimmung dagesessen hatte, erschien plötzlich Kolja mit dem Igel. Der Himmel klärte sich sofort auf; der Fürst lebte wieder auf, fragte Kolja aus, klammerte sich an jedes Wort, ließ ihn alles zehnmal wiederholen, lachte wie ein Kind und drückte den beiden lächelnden und ihn mit hellen Augen anblickenden Knaben jeden Augenblick die Hände. Aus alledem folgte also, daß Aglaja verziehen hatte und daß der Fürst noch heute abend wieder zu ihr kommen konnte, was für ihn nicht nur die Hauptsache, sondern überhaupt alles war.

„Was für Kinder wir noch sind, Kolja! Und . . . und wie schön ist es, daß wir Kinder sind!“ rief er endlich begeistert aus.

„Sie ist in Sie einfach verliebt, Fürst, das ist alles!“ antwortete Kolja mit Autorität und Nachdruck.

Der Fürst errötete, sagte aber diesmal kein Wort, während Kolja lachte und in die Hände klatschte; nach einer Minute lachte auch der Fürst und schaute dann bis zum Abend alle fünf Minuten auf die Uhr, ob schon viel Zeit vergangen war und ob es noch lange bis zum Abend sei.

Die erregte Stimmung behielt bei Lisaweta Prokofjewna jedoch die Oberhand: sie ertrug es endlich nicht länger und ließ dem hysterischen Augenblick freien Lauf. Sie befahl trotz aller Entgegnungen des Gatten und der Töchter, sofort Aglaja zu holen, um ihr die endgültige Frage vorzulegen und von ihr eine klare, erschöpfende Antwort zu erhalten. „Damit alles auf einmal erledigt und abgetan ist und man es nicht mehr erwähnen muß! Sonst“, erklärte sie, „erlebe ich nicht einmal den Abend!“ Da begriffen alle erst, wie weit man die Sache getrieben hatte. Aus Aglaja war aber nichts als gespielter Erstaunen, Entrüstung, Lachen und Spott über den Fürsten und alle, die sie befragten, herauszubringen. Lisaweta Prokofjewna legte sich ins Bett und ließ sich erst beim Tee, als der Fürst erwartet wurde, wieder blicken. Sie sah dem Erscheinen des Fürsten mit Beben entgegen und bekam beinahe einen Anfall, als er eintrat.

Der Fürst aber ging schüchtern durchs Zimmer, wobei er fast um sich tastete, seltsam lächelte, allen in die Augen schaute und gleichsam an alle eine Frage richtete, weil Aglaja wieder nicht im Zimmer war, was ihn sofort erschreckte. An diesem Abend waren keine Fremden, sondern nur die Familienmitglieder anwesend. Fürst Stsch. befand sich noch in Petersburg, in Angelegenheiten von Jewgenij Pawlowschs verstorbenen Onkel. „Wenn doch wenigstens er da wäre und

etwas sagen würde“, dachte Lisaweta Prokofjewna traurig. Iwan Feodorowitsch saß mit äußerst besorgter Miene da; die Schwestern waren ernst und schwiegen wie absichtlich. Lisaweta Prokofjewna wußte nicht, wie sie das Gespräch beginnen sollte. Endlich schimpfte sie plötzlich energisch über die Eisenbahn und schaute den Fürsten entschieden herausfordernd an.

Aglaja kam leider immer noch nicht, und der Fürst war ganz unglücklich. Er wollte stammelnd und verwirrt die Meinung äußern, es sei außerordentlich nützlich, die Bahn zu reparieren, Adelaida begann aber plötzlich zu lachen und der Fürst war wieder wie vernichtet. In diesem Augenblick trat Aglaja ruhig und würdevoll ins Zimmer, erwiderte zeremoniös die Verbeugung des Fürsten und nahm feierlich einen allen Blicken ausgesetzten Platz am runden Tisch ein. Sie sah den Fürsten fragend an. Alle begriffen, daß die Lösung aller Rätsel gekommen war.

„Haben Sie meinen Igel erhalten?“ fragte sie mit bestimmter, fast zorniger Stimme.

„Ja, ich habe ihn erhalten“, antwortete der Fürst errötend.

„Erklären Sie also unverzüglich, was Sie davon denken. Das ist für die Ruhe von Mama und von unserer ganzen Familie notwendig.“

„Höre, Aglaja . . .“ begann der General betroffen.

„Das, das übersteigt alle Grenzen!“ sagte Lisaweta Prokofjewna, die plötzlich vor etwas erschrak.

„Es gibt da gar keine Grenzen, maman“, antwortete die Tochter sofort streng. „Ich habe heute dem Fürsten einen Igel geschickt und wünsche seine Meinung zu erfahren. Wie ist es also, Fürst?“

„Das heißt, was für eine Meinung, Aglaja Iwanowna?“

„Über den Igel.“

„Das heißt . . . ich glaube, Aglaja Iwanowna, daß Sie erfahren wollen, wie ich . . . den Igel angenommen . . . oder besser gesagt, wie ich diese Sendung aufgefaßt habe . . . das heißt . . . ich glaube in diesem Falle, daß, mit einem Wort . . .“

Er geriet außer Atem und verstummte.

„Nun, Sie haben nicht viel gesagt“, bemerkte Aglaja, nachdem sie fünf Sekunden gewartet hatte. „Gut, ich bin einverstanden, daß wir den Igel beiseite lassen; ich bin aber sehr froh, daß ich endlich alle Mißverständnisse, die sich jetzt angehäuft haben, aufklären kann. Gestatten Sie also, daß ich mich an Sie selbst persönlich mit der Frage wende, ob Sie um meine Hand anhalten oder nicht?“

„Ach Gott!“ entschlüpfte es Lisaweta Prokofjewna.

Der Fürst fuhr zusammen und prallte zurück; Iwan Feodorowitsch erstarrte; die Schwestern runzelten die Stirn.

„Lügen Sie nicht, Fürst, sprechen Sie die Wahrheit. Man verfolgt mich Ihretwegen mit seltsamen Fragen; diese Fragen haben doch irgendeine Ursache? Nun!“

„Ich habe um Ihre Hand nicht angehalten, Aglaja Iwanowna“, sagte der Fürst plötzlich Mut fassend, „aber . . . Sie wissen selbst, wie ich Sie liebe und wie ich an Sie glaube . . . selbst jetzt . . .“

„Ich frage Sie: halten Sie um meine Hand an oder nicht?“

„Ich halte um Ihre Hand an“, antwortete der Fürst wie versteinert.

Darauf folgte eine heftige, allgemeine Bewegung.

„Das ist alles nicht in Ordnung, lieber Freund“, sagte Iwan Feodorowitsch sehr erregt, „das . . . das ist beinahe unmöglich, wenn es so ist, Aglaja . . . Verzeihen Sie, Fürst, verzeihen Sie, mein Lieber! . . . Lisaweta Prokofjewna“, wandte er sich hilfesuchend an seine Frau, „man sollte sich die Sache doch noch überlegen . . .“

„Ich weigere mich, ich weigere mich!“ sagte Lisaweta Prokofjewna.

„Gestatten Sie, mamen, daß auch ich spreche; auch ich selbst habe ja in einer solchen Sache etwas zu sagen: es ist ein außerordentlicher, für mein Schicksal entscheidender Augenblick“ (Aglaja drückte sich wörtlich so aus), „ich will selbst alles erfahren und freue mich außerdem, daß es vor allen geschieht. Erlauben Sie also, Fürst, daß ich an Sie die Frage richte, wie Sie eigentlich mein Glück zu gestalten beabsichtigen, wenn Sie ‚solche Absichten‘ haben?“

„Ich weiß wirklich nicht, Aglaja Iwanowna, was ich Ihnen erwidern soll; was . . . was kann man denn darauf antworten? Und ist es denn . . . auch notwendig?“

„Sie scheinen verlegen zu sein und ringen nach Atem; ruhen Sie sich ein wenig aus und sammeln Sie neue Kräfte; trinken Sie ein Glas Wasser; man wird Ihnen auch gleich Tee bringen.“

„Ich liebe Sie, Aglaja Iwanowna, ich liebe Sie sehr, ich liebe Sie allein – und . . . scherzen Sie, bitte, nicht, ich liebe Sie sehr.“

„Das ist aber eine wichtige Angelegenheit; wir sind keine Kinder und man muß die Dinge von einem praktischen Standpunkt betrachten . . . Haben Sie die Freundlichkeit, jetzt zu erklären, worin Ihr Vermögen besteht?“

„Aber Aglaja! Was fällt dir ein, das schickt sich nicht, das schickt sich gar nicht . . .“ murmelte Iwan Feodorowitsch erschrocken.

„Welche Schande!“ flüsterte Lisaweta Prokofjewna laut.

„Sie ist von Sinnen!“ flüsterte Alexandra ebenso laut.

„Das Vermögen . . . das heißt mein Geld?“ fragte der Fürst erstaunt.

„Ja, das heißt es.“

„Ich besitze . . . ich besitze jetzt hundertfünfunddreißigtausend Rubel“, murmelte der Fürst errötend.

„Das ist alles?“ fragte Aglaja laut und aufrichtig staunend, ohne auch nur im geringsten zu erröten. „Das macht übrigens nichts; besonders wenn man sparsam ist . . . Beabsichtigen Sie einen Posten anzunehmen?“

„Ich beabsichtige eine Hauslehrerprüfung abzulegen . . .“

„Das ist sehr zweckmäßig, das wird unsere Mittel erhöhen. Nehmen Sie sich vor, Kammerjunker zu werden?“

„Kammerjunker? Ich habe nie daran gedacht, aber . . .“

Die beiden Schwestern hielten es jetzt aber nicht mehr aus und lachten laut auf. Adelaida hatte in Aglajas zuckenden Gesichtszügen schon längst die Anzeichen des heftigen, spontanen, vorläufig noch mit aller Kraft zurückgehaltenen Wunsches zu lachen erkannt. Aglaja wollte die lachenden Schwestern drohend anblicken, hielt es jedoch selbst auch nicht eine Sekunde aus und brach in ein wahnsinniges Gelächter aus; endlich sprang sie auf und lief aus dem Zimmer.

„Ich habe ja gewußt, daß es nichts als ein Scherz ist!“ rief Adelaida aus. „Alles, von dem Igel an.“

„Nein, ich werde es nicht erlauben!“ rief Lisaweta Prokofjewna zornig und stürzte Aglaja nach. Ihr folgten die Schwestern. Im Zimmer blieben nur der Fürst und das Oberhaupt der Familie zurück.

„Das . . . das . . . Konntest du dir etwas Derartiges denken, Lew Nikolajewitsch?“ rief der General unvermittelt aus, und schien selbst nicht zu wissen, was er sagen wollte. „Nein, ich meine es ganz ernst!“

„Ich sehe, daß Aglaja Iwanowna mich ausgelacht hat“, antwortete der Fürst traurig.

„Warte, Bruder, ich gehe hin, warte unterdessen . . . denn . . . Erkläre doch wenigstens du mir, Lew Nikolajewitsch, wie das alles geschehen ist, und was das alles denn bedeutet? Du mußt doch selbst zugeben, mein Lieber, ich bin ja der Vater; ich bin ja doch der Vater, und ich verstehe gar nichts, erkläre doch wenigstens du es!“

„Ich liebe Aglaja Iwanowna; sie weiß es . . . ich glaube, sie weiß es schon lange.“

Der General zuckte die Achseln.

„Seltsam, seltsam! . . . und liebst du sie sehr?“

„Ich liebe sie sehr.“

„Das alles erscheint mir recht seltsam. Das ist eine solche Überraschung und ein solcher Schlag, daß . . . Siehst du, mein Lieber, ich spreche nicht vom Vermögen (obwohl ich erwartet habe, daß du mehr besitzt), aber . . . das Glück meiner Tochter . . . und bist du denn auch . . . imstande, sie, sozusagen . . . auch glücklich zu machen? Und . . . und . . . was ist es: war es ihrerseits Scherz oder Ernst? Ich meine ihrerseits, nicht deinerseits?“

Draußen ertönte Alexandras Stimme; man rief den Papa.

„Warte, Bruder, warte! Warte und überlege dir alles, ich komme gleich“, sagte er eilig und stürzte beinahe erschrocken zu Alexandra hinaus.

Er traf die Tochter in den Armen seiner Gattin und beide netzten sich gegenseitig mit ihren Tränen. Das waren Tränen des Glückes, der Rührung und der Versöhnung. Aglaja küßte der Mutter die Hände, die Wangen, die Lippen; beide schmiegteten sich eng aneinander.

„Also schau sie nur an, Iwan Feodorowitsch, da hast du sie jetzt“, sagte Lisaweta Prokofjewna.

Aglaja wandte ihr glückliches verweintes Gesichtchen von Mamas Brust weg, blickte den Papa an, lachte laut auf, spang zu ihm hin, umarmte ihn fest und küßte ihn ein paarmal. Dann stürzte sie wieder zur Mama hin, versteckte das Gesicht endgültig an ihrer Brust, damit niemand sie sehen könnte und begann sofort wieder zu weinen. Lisaweta Prokofjewna deckte sie mit einem Ende ihres Schals zu.

„Was treibst du denn nur mit uns, du grausames Mädchen, denn das bist du ja nach alledem!“ sagte sie, es klang aber schon freudig, als könnte sie plötzlich leichter atmen.

„Ja, ich bin grausam! Ich bin grausam!“ fiel auf einmal Aglaja ein. „Ich bin nichtsnutzig! Ich bin verwöhnt! Sagen Sie es Papa. Ach ja, er ist doch hier. Papa, sind Sie hier? Hören Sie!“ sagte sie, unter Tränen lachend.

„Mein liebes Kind, mein Abgott!“ und der vor Glück strahlende General küßte ihr die Hand. (Aglaja entzog sie ihm nicht.) „Du liebst also diesen jungen Mann?“

„Nein, nein, nein! Ich kann... Ihren jungen Mann nicht austehen, ich kann ihn nicht austehen!“ brauste Aglaja plötzlich auf und hob den Kopf. „Und wenn Sie es noch einmal wagen, Papa... ich sage es Ihnen ernstlich, hören Sie, ich sage es ernstlich!“

Sie sprach tatsächlich ernst, sie war sogar ganz rot geworden und ihre Augen leuchteten. Der Papa verstummte und erschrak, Lisaweta Prokofjewna machte ihm aber hinter Aglajas Rücken ein Zeichen, das er als „frage nicht weiter“ auslegte.

„Wenn es so ist, mein Engel, dann tue, was du willst, es ist ja deine Sache, er wartet dort allein: sollte man ihm nicht höflich andeuten, daß er geht?“

Der General zwinkerte Lisaweta Prokofjewna zu.

„Nein, nein, das ist überflüssig; besonders wenn Sie es noch ‚höflich‘ tun wollen: gehen Sie nur zu ihm; ich komme gleich nach! Ich will diesen jungen Mann um Verzeihung bitten, denn ich habe ihn beleidigt.“

„Du hast ihn sehr beleidigt“, bestätigte Iwan Feodorowitsch ernst.

„Bleibt dann . . . lieber hier und ich will zuerst allein gehen, ihr müßt mir aber in einer Sekunde folgen, so ist es besser.“

Sie war schon bis zur Tür gegangen, kehrte jedoch plötzlich zurück.

„Ich werde lachen! Ich werde vor Lachen sterben“, erklärte sie traurig.

Sie drehte sich aber in demselben Augenblick wieder um und lief zum Fürsten.

„Also was bedeutet das? Was glaubst du?“ fragte Iwan Feodorowitsch rasch.

„Ich fürchte mich, es auszusprechen“, antwortete Lisaweta Prokofjewna ebenso rasch, „meiner Ansicht nach ist aber alles klar.“

„Auch ich finde, daß alles klar ist. Es ist klar wie der Tag. Sie liebt.“

„Nicht nur das, sie ist sogar verliebt“, erwiderte Alexandra Iwanowna. „Aber in wen eigentlich?“

„Gott segne sie, wenn das ihr Schicksal ist!“ sagte Lisaweta Prokofjewna, sich fromm bekreuzend.

„Es ist also ihr Schicksal“, bestätigte der General, „man kann dem nicht entinnen!“

Und alle kehrten in den Salon zurück, wo sie wieder eine Überraschung erwartete.

Aglaja brach beim Eintreten nicht nur in kein Gelächter aus, wie sie befürchtet hatte, sondern sagte fast schüchtern zum Fürsten:

„Verzeihen Sie einem dummen, schlechten, verwöhnten Mädchen“ (sie nahm ihn bei der Hand) „und seien Sie versichert, daß wir alle Sie grenzenlos achten. Wenn ich es aber gewagt habe, Ihre schöne . . . gutherzige Naivität zu verspotten, verzeihen Sie es mir, wie man einem Kind einen Streich verzeiht; verzeihen Sie, daß ich mich auf einen solchen Unsinn versteift habe, der natürlich auch nicht die geringsten Folgen haben kann . . .“ Aglaja sagte die letzten Worte mit besonderem Nachdruck..

Vater, Mutter und Schwestern kamen noch rechtzeitig in den Salon, um das alles zu sehen und zu hören und waren durch „den Unsinn, der nicht die geringsten Folgen haben kann“ und noch mehr durch den Ernst, mit dem Aglaja von diesem Unsinn sprach, betroffen. Alle wechselten einen fragenden Blick; der Fürst schien diese Worte aber nicht verstanden zu haben und befand sich auf dem Gipfel des Glücks.

„Warum sagen Sie das“, murmelte er, „warum bitten . . . Sie . . . um Verzeihung?“

Er wollte sogar hinzufügen, er sei unwürdig, daß man ihn um Verzeihung bäte. Wer weiß, vielleicht hatte er den Sinn der Worte vom „Unsinn, der auch nicht die geringsten Folgen haben kann“, sogar

bemerkt, vielleicht freute er sich aber, als sonderbarer Mensch, auch über diese Worte. Er sah zweifellos die höchste Seligkeit schon darin, daß er wieder unbehindert zu Aglaja kommen durfte, daß man ihm mit ihr zu sprechen, zu sitzen und spazieren zu gehen erlauben würde; vielleicht hätte er sich damit allein sein ganzes Leben lang begnügt! (Lisaweta Prokofjewna schien sich im stillen gerade vor dieser Genügsamkeit zu fürchten; sie ahnte sie: sie befürchtete im stillen vieles, was sie gar nicht aussprechen konnte.)

Es ist schwer, sich vorzustellen, wie lebhaft und hoffnungsfroh der Fürst an diesem Abend war. Er war so heiter, daß man schon bei seinem Anblick fröhlich wurde, wie Aglajas Schwestern nachher behaupteten. Er wurde gesprächig, was bei ihm seit jenem Vormittag vor einem halben Jahr, als er mit Jepantschins zuerst Bekanntschaft machte, nicht mehr vorgekommen war; nach seiner Rückkehr nach Petersburg war er merklich und absichtlich schweigsam gewesen und hatte vor kurzem in Anwesenheit aller Fürst Stsch. gegenüber geäußert, er müsse sich beherrschen und schweigen, da er nicht das Recht habe, die Gedanken durch seine Auslegung zu verstümmeln. Er führte an diesem Abend fast allein das Gespräch und erzählte viel; er beantwortete klar, freudig und eingehend alle Fragen. Seine Worte enthielten übrigens gar nichts, was an Verliebtheit erinnerte. Es waren lauter ernste und manchmal sogar komplizierte Gedanken. Der Fürst äußerte einige seiner Ansichten und seiner eigenen heimlichen Beobachtungen, und das alles wäre sogar komisch gewesen, wenn es nicht „so gut erzählt worden wäre“, wie alle Zuhörer nachher bestätigten. Der General liebte zwar ernste Gesprächsthemen, doch er fand, ebenso wie Lisaweta Prokofjewna, im stillen, es sei alles zu gelehrt, und sie wurden beide gegen Ende des Abends sogar traurig. Übrigens ging der Fürst schließlich so weit, daß er einige urkomische Anekdoten erzählte, über die er als erster lachte, so daß die andern mehr infolge seiner freudigen Heiterkeit als über die Anekdoten selbst mitlachten. Aglaja aber sprach an diesem Abend beinahe gar nicht; dafür hörte sie Lew Nikolajewitsch, ohne von ihm ein Auge zu wenden, zu, – sie sah ihn eigentlich mehr an, als sie ihm zuhörte.

„Wie sie ihn nur anschaut, sie läßt ihn nicht aus dem Auge; sie klammert sich an jedes Wort und fängt es auf!“ sagte Lisaweta Prokofjewna nachher zu ihrem Mann. „Wenn man ihr aber sagt, daß sie ihn liebt, geht das Donnerwetter los!“

„Was ist da zu tun, es ist eben ihr Schicksal!“ sagte der General achselzuckend und er wiederholte noch lange diesen ihm so liebgewordenen Satz. Wir wollen noch hinzufügen, daß ihm, als sachlich denkendem Mann, vieles an der momentanen Lage der Dinge, vor allem

die Unklarheit der Situation, außerordentlich mißfiel; er beschloß aber vorläufig auch zu schweigen und Lisaweta Prokofjewna alles von den Augen abzulesen.

Die freudige Stimmung der Familie hielt nicht lange an. Aglaja zankte sich gleich am nächsten Tag mit dem Fürsten und das wiederholte sich ununterbrochen an allen folgenden Tagen. Sie zog den Fürsten stundenlang auf und behandelte ihn beinahe wie einen Hanswurst. Sie verbrachten zwar manchmal ein bis zwei Stunden in der Laube ihres Hausgärtchens, man bemerkte aber, daß der Fürst während dieser Zeit Aglaja fast immer aus der Zeitung oder aus einem Buch vorlas.

„Hören Sie“, sagte ihm Aglaja einmal, ihn beim Zeitunglesen unterbrechend, „ich habe bemerkt, daß Sie furchtbar ungebildet sind. Sie wissen nichts gründlich, wenn man Sie nach etwas fragt: weder um wen es sich handelt, noch in welchem Jahr es geschah und auf welchen Traktat es sich bezieht. Sie sind sehr unwissend.“

„Ich habe Ihnen gesagt, daß es mit meiner Gelehrtheit nicht weit her ist“, antwortete der Fürst.

„Was ist denn nach alledem an Ihnen? Wie kann ich Sie da achten? Lesen Sie weiter; es ist übrigens nicht notwendig, hören Sie auf zu lesen.“

An demselben Abend äußerte sie wieder etwas, das für alle ganz rätselhaft war. Fürst Stsch. kehrte zurück. Aglaja war zu ihm sehr freundlich und fragte ihn viel nach Jewgenij Pawlowitsch aus. (Fürst Lew Nikolajewitsch war noch nicht gekommen.)

Plötzlich erlaubte sich Fürst Stsch. irgendwie auf die nahe bevorstehende neue Umwälzung in der Familie anzuspielen, wobei er an die Lisaweta Prokofjewna entschlüpfte Bemerkung, man müßte Adelaïdas Hochzeit vielleicht wieder verschieben, um die beiden Hochzeiten zu vereinigen, anknüpfte. Es läßt sich gar nicht wiedergeben, wie „alle diese dummen Voraussetzungen“ Aglaja aufbrachten; sie gebrauchte unter anderem den Ausdruck, „sie beabsichtige nicht, irgendwelche Mätressen zu ersetzen.“

Diese Worte machten alle, vor allem aber die Eltern betroffen. Lisaweta Prokofjewna drang während einer geheimen Beratung mit ihrem Mann darauf, man sollte dem Fürsten eine endgültige Erklärung in bezug auf Nastasia Filippowna abverlangen.

Iwan Feodorowitsch schwur, es sei nur „eine Laune“, die man auf Aglajas „Schamhaftigkeit“ zurückführen müsse; wenn Fürst Stsch. nicht von der Hochzeit gesprochen hätte, wäre es nicht dazu gekommen, da Aglaja selbst mit Sicherheit wisse, daß das alles nur eine Verleumdung böser Menschen sei und daß Nastasia Filippowna Rogoshin heiraten würde, der Fürst habe damit nichts zu tun, von einem

Verhältnis gar nicht zu reden; das habe auch nie bestanden, wenn man schon alles offen besprechen wolle.

Der Fürst ließ sich aber durch nichts abschrecken und schwelgte weiter. Auch er bemerkte natürlich manchmal in Aglajas Blicken etwas Düsteres und Ungeduldiges; er hatte aber darüber seine bestimmten Gedanken und das Dunkel verschwand ganz von selbst. Da er einmal Glauben gefaßt hatte, konnte er durch nichts in Schwanken gebracht werden. Er war vielleicht schon zu ruhig; wenigstens kam es Ippolit so vor, der ihn einmal zufällig im Park traf.

„Also habe ich denn damals nicht recht gehabt, als ich Ihnen sagte, daß Sie verliebt seien?“ begann er, indem er auf den Fürsten zutrat und stehenblieb. Dieser streckte ihm die Hand entgegen und gratulierte ihm „zu seinem guten Aussehen“. Der Kranke schien tatsächlich frischer zu sein, was bei Schwindsüchtigen ja so oft der Fall ist.

Er war an den Fürsten mit der Absicht, ihm über seine glückliche Miene etwas Giftiges zu sagen, herangetreten, unterbrach sich aber bald und begann von sich zu sprechen. Er klagte ununterbrochen, lange und unzusammenhängend.

„Sie werden mir nicht glauben“, schloß er, „in welchem Maße dort alle gereizt, kleinlich, egoistisch, eitel und alltäglich sind; wissen Sie, man hat mich nur unter der Bedingung aufgenommen, daß ich möglichst bald sterbe, und jetzt sind sie alle wütend, weil ich nicht sterbe und weil es mir im Gegenteil besser geht. Die reinste Komödie! Ich wette, daß Sie mir nicht glauben!“

Der Fürst hatte keine Lust zu widersprechen.

„Ich denke sogar manchmal daran, zu Ihnen zu übersiedeln“, fügte Ippolit unter anderem hinzu. „Sie halten es also nicht für möglich, daß man einen Menschen unter der Bedingung aufnimmt, daß er möglichst bald stirbt?“

„Ich dachte, die hätten Sie mit irgendwelchen anderen Absichten eingeladen.“

„Aha! Sie sind ja gar nicht so einfältig, wie man von Ihnen annimmt! Es ist jetzt nicht die Zeit dafür, sonst hätte ich Ihnen einiges von diesem Ganetschka und seinen Hoffnungen mitgeteilt. Man intrigiert gegen Sie auf die grausamste Weise und . . . es ist sogar schade, daß Sie so ruhig sind. Sie können aber leider nicht anders sein!“

„Was Sie sich für Sorgen machen!“ sagte der Fürst lachend. „Finden Sie denn, daß ich glücklicher wäre, wenn ich unruhiger sein könnte?“

„Es ist besser unglücklich zu sein, aber zu wissen, – als glücklich zu sein und . . . wie ein Narr zu leben. Mir scheint, Sie glauben gar nicht, daß Ihnen . . . von jener Seite eine Nebenbuhlerschaft droht?“

„Ihre Worte von der Nebenbuhlerschaft sind etwas zynisch, Ippolit;

es tut mir leid, daß ich kein Recht habe, Ihnen darauf zu antworten. Was jedoch Gawrila Ardalionowitsch anbelangt, so müssen Sie ja selber darüber urteilen können, wenn seine Angelegenheiten Ihnen einigermaßen bekannt sind, ob er nach allem, was er verloren hat, ruhig bleiben kann? Ich glaube, es ist besser, die Sache von diesem Standpunkt aus zu betrachten. Er wird noch Zeit haben sich zu ändern, er hat ja lange zu leben und das Leben ist reich . . . im übrigen . . . im übrigen“, sagte der Fürst plötzlich verwirrt, „was die Intrigen anbelangt . . . verstehe ich nicht einmal, wovon Sie sprechen; lassen wir lieber dieses Thema, Ippolit.“

„Lassen wir das vorläufig; Sie können ja auch nicht anders, als sich edel zeigen. Ja, Fürst, Sie müssen selbst mit dem Kopf draufstoßen, um Ihren Glauben zu verlieren, haha! Verachten Sie mich jetzt sehr. Was halten Sie davon?“

„Weswegen? Weil Sie mehr als wir gelitten haben und leiden?“

„Nein, weil ich meines Leidens unwürdig bin.“

„Wer mehr zu leiden hat, ist wohl auch dessen würdig. Nachdem Aglaja Iwanowna Ihre Beichte gelesen hatte, wollte sie Sie sehen, aber . . .“

„Sie verschiebt es . . . sie darf nicht, ich verstehe, ich verstehe . . .“ unterbrach ihn Ippolit, als wollte er ihn von diesem Thema abbringen. „Man sagt übrigens, Sie selbst hätten ihr diesen ganzen Unsinn laut vorgelesen; es ist ja wirklich im Fieber geschrieben und . . . vorgetragen worden. Ich weiß nicht, in welchem Maße, ich will nicht sagen grausam (das ist für mich demütigend), aber kindisch, eitel und rachsüchtig man sein muß, um mir diese Beichte vorzuwerfen und sie als eine Waffe gegen mich zu gebrauchen! Machen Sie sich keine Gedanken, das ist nicht auf Sie gemünzt . . .“

„Es tut mir aber leid, daß Sie sich von Ihrem Heftchen lossagen Ippolit, es ist aufrichtig und Sie müssen wissen, daß selbst seine sonderlichsten Stellen, und es gibt deren viele (Ippolit runzelte heftig die Stirn), durch Leiden erkaufte sind, denn es war qualvoll und . . . vielleicht sehr tapfer, manches einzugestehen. Der Gedanke, von dem Sie geleitet wurden, hat sicher eine edle Grundlage gehabt, was man davon auch halten mag. Ich sehe das immer deutlicher, ich schwöre es Ihnen. Ich bin nicht Ihr Richter, ich bemerke das nur, um mich auszusprechen, und ich bedaure, damals geschwiegen zu haben . . .“

Ippolit errötete. In ihm keimte der Gedanke auf, der Fürst stellte sich nur so, um ihm eine Falle zu stellen; als er ihn aber genauer anschaute, mußte er an seine Aufrichtigkeit glauben; seine Mienen hellten sich auf.

„Und doch muß ich sterben!“ sagte er und hätte beinahe hinzuge-

fügt: „ein Mensch wie ich!“ „Und stellen Sie sich nur vor, wie Ihr Ganetschka mich quält; er hat sich als eine Entgegnung auf meine Beichte ausgedacht, es würden vielleicht drei, vier von denjenigen, die damals meinen Vortrag anhörten, noch vor mir sterben! Wie finden Sie das! Er glaubt, daß es ein Trost für mich ist, haha! Erstens sind sie noch nicht gestorben und wie könnte mich denn das trösten, wenn diese Menschen sogar sterben würden, das müssen Sie ja selbst zugeben! Er urteilt nach sich; er geht übrigens noch weiter, er schimpft einfach und sagt, daß ein anständiger Mensch in einem solchen Falle schweigend stirbt und daß das alles meinerseits nur Egoismus war? Wie finden Sie das! Nein, wie egoistisch ist das doch von ihm! Wie raffiniert oder, besser gesagt, wie stierartig grob ist ihr Egoismus, den sie dabei selbst gar nicht an sich bemerken . . . Haben Sie vom Tode eines gewissen Stepan Glebow im achtzehnten Jahrhundert gehört, Fürst? Ich habe es zufällig gestern gelesen . . .“

„Welcher Stepan Glebow?“

„Er wurde unter Peter dem Großen gepfählt.“

„Ach ja, ich weiß schon! Er hat fünfzehn Stunden bei Frost, im Pelz, auf dem Pfahl verbracht und ist mit viel Seelengröße gestorben; ja gewiß, ich habe es gelesen . . . Was ist denn damit?“

„Gott schickt manchem Menschen einen solchen Tod, uns aber nicht! Glauben Sie vielleicht, ich wäre nicht imstande, so wie Glebow zu sterben?“

„Oh, warum nicht“, sagte der Fürst verlegen, „ich wollte nur sagen, daß Sie . . . das heißt, nicht daß Sie Glebow nicht gleichen würden, sondern . . . daß Sie . . . dann eher . . .“

„Ich errate, daß ich ein Ostermann und kein Glebow wäre; wollten Sie das sagen?“

„Welcher Ostermann?“ fragte der Fürst erstaunt.

„Ostermann, der Diplomat Ostermann, der zu Peters Zeiten lebte“, murmelte Ippolit plötzlich ein wenig verwirrt. Darauf folgte einiges Befremden.

„Oh – nein! Ich wollte etwas anderes sagen“, bemerkte der Fürst gedehnt, nach einer Pause, „ich glaube, Sie könnten nie ein Ostermann sein.“

Ippolit zog die Brauen zusammen.

„Ich behaupte das übrigens deshalb“, begann der Fürst plötzlich wieder, um sich zu verbessern, „weil die Menschen jener Zeit ganz anders als wir jetzt gewesen zu sein scheinen, ich schwöre Ihnen, daß mir das immer aufgefallen ist; es war ein ganz anderer Schlag, als wäre es wirklich eine andere Rasse . . . Die Menschen hatten damals eine Idee, jetzt sind sie aber nervöser, sensitiver, entwickelter, sie ha-

ben zwei oder drei Ideen auf einmal . . . der jetzige Mensch ist vielseitiger und, ich schwöre Ihnen, das hindert ihn jetzt daran, einen so ausgesprochenen Charakter wie in jenen Jahrhunderten zu haben . . . Ich . . . ich sage das nur deshalb, und nicht . . .“

„Ich verstehe; weil Sie früher so naiv waren, mit mir nicht einverstanden zu sein, bestreben Sie sich jetzt mich zu trösten, haha! Sie sind ein rechtes Kind, Fürst. Ich bemerke übrigens, daß alle mich wie . . . wie eine Porzellantasse behandeln . . . Das macht nichts, das macht nichts, ich bin nicht böse. Jedenfalls ist es zwischen uns zu einem sehr komischen Gespräch gekommen; Sie sind manchmal ganz kindisch, Fürst. Ich muß Ihnen übrigens sagen, daß ich vielleicht etwas besseres als ein Ostermann zu sein wünsche; es würde sich nicht verlohnen, Ostermanns wegen vom Tode aufzuerstehen . . . Ich sehe ein, daß ich möglichst bald sterben sollte, sonst werde ich selbst . . . Lassen Sie mich. Auf Wiedersehen! Also gut, teilen Sie mir Ihre Ansicht mit: wie sollte ich eigentlich sterben? Das heißt, damit es möglichst . . . tugendhaft wirkt? Also sprechen Sie!“

„Gehen Sie an uns vorüber und verzeihen Sie uns unser Glück!“ sagte der Fürst mit leiser Stimme.

„Hahaha! Das habe ich mir gedacht! Ich habe mit Sicherheit etwas in dieser Art erwartet! Aber Sie . . . aber Sie . . . Ja, ja! Sind das bededte Menschen! Auf Wiedersehen, auf Wiedersehen!“



Die von Warwara Ardalionowna ihrem Bruder überbrachte Nachricht von der Abendgesellschaft bei Jepantschins, zu der man die Belokonskaja eingeladen hatte, bewahrheitete sich ebenfalls; die Gäste wurden am Abend desselben Tages erwartet; sie hatte sich aber auch etwas schroffer als notwendig darüber ausgedrückt. Es stimmte, daß das Ganze zu eilig und selbst mit einiger, ganz unnötig erscheinender, Erregung arrangiert wurde, und zwar deshalb, weil alles in dieser Familie, „nicht wie bei anderen Leuten“ geschah. Das ließ sich übrigens durch die Ungeduld Lisaweta Prokofjewnas, die „nicht mehr zweifeln wollte“, und durch das Beben der beiden Elternherzen – vor Sorge um das Glück der geliebten Tochter – erklären. Außerdem wollte die Belokonskaja tatsächlich bald verreisen, da ihre Protektion aber in gewissen Kreisen von Bedeutung war und da man hoffte, sie würde sich dem Fürsten gegenüber wohlwollend zeigen, hofften die Eltern, „die höheren Kreise“ würden Aglajas Bräutigam direkt aus den Händen der allmächtigen alten Dame empfangen, und das Seltsame an ihm würde bei einer solchen Empfehlung viel weniger seltsam erscheinen. Es handelte sich ja gerade darum, daß die Eltern in sich nicht die

Kraft fühlten, zu entscheiden, „ob und wieviel Seltsames in dieser ganzen Sache enthalten war? Oder war überhaupt nichts Seltsames daran?“ Die freundschaftliche und aufrichtige Meinungsäußerung kompetenter Menschen von einer gewissen Autorität wäre gerade jetzt von Wert gewesen, da dank Aglaja noch nichts endgültig beschlossen war. Der Fürst mußte aber jedenfalls, ob früher oder später, in die große Welt eingeführt werden, von der er auch nicht den geringsten Begriff hatte. Man beabsichtigte, mit einem Wort, ihn zu zeigen. Der Abend sollte aber einen intimen Charakter haben; man erwartete nur Freunde des Hauses, und zwar nur eine geringe Anzahl. Außer der Belokonskaja sollte noch eine Dame, die Gattin einer sehr hochgestellten Persönlichkeit kommen. Von den jungen Leuten wurde eigentlich nur Jewgenij Pawlowitsch erwartet, der die Belokonskaja begleiten sollte.

Der Fürst hatte schon drei Tage vor der Gesellschaft erfahren, daß die Belokonskaja erwartet wurde; von der Abendgesellschaft selbst hörte er aber erst am Tage vorher. Er bemerkte natürlich auch die geschäftigen Mienen der Familienmitglieder und schloß selbst aus einigen besorgten Andeutungen, daß man für den Eindruck, den er machen würde, fürchtete. Alle Japantschins glaubten fest daran, daß er in seiner Einfalt nicht imstande sei, zu begreifen, daß man seiner wegen beunruhigt war. Deshalb wurde es allen bei seinem Anblick innerlich bange. Er legte den bevorstehenden Ereignissen übrigens tatsächlich keinerlei Bedeutung bei; ihn beschäftigte etwas ganz anderes: Aglaja wurde von Stunde zu Stunde launischer und mürrischer, und das vernichtete ihn förmlich. Als er erfuhr, daß auch Jewgenij Pawlowitsch erwartet wurde, war er sehr erfreut und sagte, er hätte ihn schon lange zu sehen gewünscht. Diese seine Worte mißfielen aus irgendeinem Grunde allen; Aglaja verließ ärgerlich das Zimmer und fand erst spät abends, gegen zwölf Uhr, als der Fürst schon ging, Gelegenheit, ihm beim Hinausbegleiten ein paar Worte unter vier Augen zu sagen.

„Ich wünsche, daß Sie morgen den ganzen Tag nicht zu uns kommen, sondern uns erst abends besuchen, wenn diese . . . Gäste schon versammelt sind. Sie wissen doch, das Gäste kommen?“

Sie sprach ungeduldig und absichtlich schroff; sie erwähnte zum erstenmal die Gesellschaft. Der Gedanke an die Gäste war für sie fast unerträglich; das wurde von allen bemerkt. Sie hatte vielleicht große Lust, deswegen mit den Eltern zu streiten, ihr Stolz und ihre Scheu hinderten sie aber daran, darüber zu sprechen. Der Fürst begriff sofort, daß auch sie für ihn fürchtete (und ihre Furcht nicht eingestehen wollte) und erschrak plötzlich selbst.

„Ja, ich bin auch eingeladen“, antwortete er.

Sie war um die Fortsetzung sichtlich verlegen.

„Kann man mit Ihnen von etwas Ernstem sprechen? Wenigstens einmal im Leben?“ sagte sie plötzlich furchtbar zornig, ohne zu wissen weshalb und ohne sich beherrschen zu können.

„Aber gewiß, ich höre zu; ich freue mich sehr“, murmelte der Fürst.

Aglaja schwieg wieder eine Minute und begann mit sichtlichem Widerwillen:

„Ich wollte mit den anderen deswegen nicht streiten; man kann sie in manchen Fällen nicht zur Vernunft bringen. Mir sind einige Ansichten von maman stets unausstehlich gewesen. Ich spreche nicht von Papa, von ihm kann man ja nichts verlangen. Maman ist ja eine edle Frau; wagen Sie es nur, ihr etwas Gemeines vorzuschlagen und Sie werden sich davon überzeugen. Und doch hält sie viel auf dieses Pack! Ich spreche nicht von der Belokonskaja: sie ist eine böse Alte und hat einen schlechten Charakter, ist aber klug und versteht es, alle im Zaume zu halten; das ist das Gute an ihr. Oh, wie schändlich ist das doch! Und wie komisch: wir haben stets einem ganz mittelmäßigen Gesellschaftskreise angehört; warum sollen wir uns da in dieses aristokratische Milieu drängen? Die Schwestern tun auch mit. Fürst Stsch. hat alle ganz verwirrt. Warum freuen Sie sich darüber, daß Jewgenij Pawlowitsch kommt?“

„Hören Sie, Aglaja“, sagte der Fürst, „mir scheint, Sie fürchten sehr, daß ich morgen in . . . dieser Gesellschaft . . . durchfallen könnte?“

„Sie glauben, daß ich mich Ihretwegen fürchte?“ sagte Aglaja, plötzlich errötend. „Warum sollte ich das tun . . . wenn Sie . . . selbst wenn Sie sich auch blamieren würden? Was geht das mich an? Und wie können Sie solche Ausdrücke gebrauchen? Was heißt das ‚durchfallen‘? Das ist ein häßliches, banales Wort.“

„Das ist . . . ein Schulausdruck.“

„Ja, es ist ein Schulausdruck! Ein häßlicher Ausdruck! Ich glaube, Sie beabsichtigen morgen lauter solche Worte zu gebrauchen. Suchen Sie zu Hause in Ihrem Lexikon noch mehr solche Worte heraus: Sie werden Aufsehen machen. Es ist eigentlich schade, daß Sie anscheinend ein Zimmer anständig zu betreten verstehen; wo haben Sie das gelernt? Werden Sie es fertigbringen, auf entsprechende Weise eine Tasse Tee zu nehmen und zu trinken, wenn alle Sie absichtlich beobachten?“

„Ich glaube, ich werde es fertigbringen.“

„Schade; sonst könnte ich mich amüsieren; zerbrechen Sie doch wenigstens die chinesische Vase im Salon! Sie hat viel gekostet; bitte, zerbrechen Sie sie; es ist ein Geschenk, Mama würde verrückt werden

und vor allem weinen, so viel liegt ihr daran. Machen Sie irgendeine Handbewegung, wie Sie es immer tun, streifen Sie daran und zerbrechen Sie sie. Setzen Sie sich absichtlich daneben hin.“

„Ich werde mich im Gegenteil möglichst weit wegsetzen; ich danke Ihnen für die Warnung.“

„Sie fürchten also von vornherein, daß Sie Handbewegungen machen werden! Ich wette, daß Sie über irgendein Thema, von etwas Ernstem, Gelehrtem und Erhabenem sprechen werden! Wie... wie passend das sein wird!“

„Ich glaube, es wäre dumm, wenn ich zu unrechter Zeit davon reden würde.“

„Hören Sie ein für allemal“, sagte Aglaja, die sich nicht länger beherrschen konnte, „wenn Sie von etwas Ähnlichem wie von der Todesstrafe oder der ökonomischen Lage Rußlands oder davon, daß die Welt durch die Schönheit erlöst werden wird, sprechen wollen, werde ich... mich natürlich sehr freuen und werde lachen, aber... ich teile es Ihnen im voraus mit: treten Sie mir dann nicht mehr unter die Augen! Hören Sie: ich spreche ganz ernst! Diesmal meine ich es wirklich ernst!“

Sie brachte ihre Drohung tatsächlich ernst heraus, so daß etwas Außergewöhnliches in ihren Worten klang und in ihrem Blick aufflammte, etwas, das der Fürst bisher nie bemerkt hatte und das jedenfalls gar nicht an einen Scherz erinnerte.

„Sie haben jetzt erreicht, daß ich bestimmt sprechen und... vielleicht sogar die Vase zerbrechen werde. Ich habe mich bisher vor nichts gefürchtet, und jetzt fürchte ich mich vor allem. Ich werde bestimmt durchfallen.“

„Schweigen Sie. Sitzen Sie einfach da und schweigen Sie.“

„Das wird nicht gehen; ich bin sicher, daß ich vor Angst sprechen und die Vase zerbrechen werde. Vielleicht werde ich auch auf dem glatten Boden fallen oder es wird sonst etwas der Art vorkommen, denn das ist mit mir schon geschehen; ich werde heute die ganze Nacht davon träumen; warum haben Sie erst davon gesprochen?“

Aglaja blickte ihn düster an.

„Wissen Sie was: ich werde morgen lieber gar nicht kommen! Ich werde mich krank melden und die Sache ist erledigt!“ entschied er.

Aglaja stampfte mit dem Fuß auf und wurde ganz bleich vor Zorn.

„O Gott! Hat man so etwas je gehört! Er wird nicht kommen, wenn alles absichtlich für ihn arrangiert wird und... O Gott! Das ist ein Vergnügen, wenn man es mit einem so... unvernünftigen Menschen wie Sie zu tun hat!“

„Ja, ich werde kommen, ich werde kommen“, unterbrach sie schnell

der Fürst, „und ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich den ganzen Abend, ohne ein Wort zu sagen, dasitzen werde. Ich werde es bestimmt tun.“

„Sie werden sehr gut daran tun. Sie haben soeben gesagt: ‚ich werde mich krank melden‘; woher nehmen Sie nur solche Ausdrücke? Warum wollen Sie im Gespräch mit mir durchaus solche Worte gebrauchen? Necken Sie mich vielleicht?“

„Verzeihen Sie; das ist auch ein Schulausdruck; ich will ihn nicht mehr gebrauchen. Ich verstehe sehr gut, daß Sie . . . für mich fürchten . . . (seien Sie doch nicht böse!) und ich freue mich furchtbar darüber. Sie glauben nicht, wie sehr ich mich jetzt vor Ihren Worten fürchte und wie ich mich darüber freue. Ich schwöre Ihnen aber, daß diese ganze Furcht von keiner Bedeutung und nicht der Rede wert ist. Bei Gott, Aglaja, die Freude bleibt aber. Ich liebe das furchtbar an Ihnen, daß Sie ein solches Kind, ein so gutes, liebes Kind sind! Ach, wie lieb können Sie sein, Aglaja!“

Aglaja wollte natürlich böse werden, plötzlich erfüllte aber ein ihr selbst unerwartetes Gefühl in einem Augenblick ihre ganze Seele.

„Und werden Sie mir diese meine groben Worte . . . nicht später einmal vorwerfen?“ fragte sie plötzlich.

„Was fällt Ihnen ein, was fällt Ihnen ein? Und warum erröten Sie wieder? Sie schauen auch schon wieder finster drein! Sie schauen jetzt manchmal zu finster drein, Aglaja, wie Sie es nie zuvor getan haben. Ich weiß, woher das kommt . . .“

„Schweigen Sie, schweigen Sie!“

„Nein, es ist besser, es zu sagen. Ich wollte es schon lange sagen; ich habe es schon gesagt, das ist aber . . . zu wenig, denn Sie haben es mir nicht geglaubt. Zwischen uns steht doch ein Geschöpf . . .“

„Schweigen Sie, schweigen Sie, schweigen Sie, schweigen Sie!“ unterbrach ihn plötzlich Aglaja, indem sie ihn fest bei der Hand packte und ihn fast entsetzt anblickte. Sie wurde in diesem Augenblick gerufen; sie schien sich darüber zu freuen, ließ ihn stehen und lief fort.

Der Fürst war die ganze Nacht im Fieber. Er hatte seltsamerweise schon einige Nächte hintereinander Fieber. Diesmal kam ihm aber halb im Traum der Gedanke: wie, wenn er morgen in Anwesenheit aller einen Anfall bekommen würde? Er hatte doch schon solche Anfälle gehabt? Er erstarrte bei diesem Gedanken; er stellte sich die ganze Nacht vor, er befände sich in einer seltsamen, nie gesehenen Gesellschaft, unter sonderbaren Menschen. Die Hauptsache dabei war aber, daß er redete, er wußte, daß er nicht sprechen sollte, und doch tat er es die ganze Zeit, er redete allen zu etwas zu. Jewgenij Pawlowitsch und Ippolit befanden sich auch unter den Gästen und schienen miteinander außerordentlich befreundet zu sein.

Er erwachte gegen neun Uhr morgens mit Kopfweh, mit wirren Gedanken und seltsamen Eindrücken. Er hatte plötzlich sehr den Wunsch, Rogoshin zu sehen; er wollte ihn sehen und lange mit ihm sprechen, er wußte aber selbst nicht wovon; dann faßte er, ohne sich klarzuwerden weshalb, den Entschluß, zu Ippolit zu gehen. In seinem Herzen war es ganz wirr, so daß seine Erlebnisse an diesem Morgen auf ihn zwar einen außerordentlich großen, aber doch keinen ganz geschlossenen Eindruck machten. Eines dieser Erlebnisse hing mit Lebedews Erscheinen zusammen.

Lebedew kam ziemlich früh, vor zehn Uhr, fast völlig betrunken. Der Fürst war letzthin zwar unaufmerksam, es fiel ihm aber doch auf, daß, seit General Iwolgin vor drei Tagen von ihm fortgezogen war, Lebedew sich sehr schlecht benahm. Er war plötzlich sehr schmutzig und unordentlich geworden, seine Krawatte saß schief, der Rockkragen war zerrissen. Er wütete in seiner Wohnung so, daß man es im Hof hörte; Wera kam einmal ganz verweint und beklagte sich. Als er jetzt eintrat, begann er sehr seltsam zu sprechen, wobei er sich an die Brust schlug und sich anklagte.

„Mir sind . . . mein Verrat und meine Gemeinheit heimgezahlt worden . . . Ich habe eine Ohrfeige bekommen!“ schloß er endlich.

„Eine Ohrfeige? Von wem? . . . Und so in aller Frühe?“

„In aller Frühe?“ sagte Lebedew sarkastisch lächelnd. „Die Zeit hat dabei gar nichts zu sagen . . . selbst wenn es sich um eine physische Heimzahlung handeln würde . . . ich habe aber eine moralische . . . eine moralische und keine physische Ohrfeige bekommen!“

Er setzte sich plötzlich ganz ohne Umstände hin und begann zu erzählen. Seine Worte waren sehr unzusammenhängend, der Fürst runzelte die Stirn und wollte sich entfernen; plötzlich machten ihn aber einige Worte betroffen. Er war starr vor Staunen . . . Herr Lebedew erzählte seltsame Dinge.

Es schien sich zuerst um einen Brief zu handeln; es wurde Aglaja Iwanownas Namen genannt. Dann begann Lebedew plötzlich den Fürsten voll Bitterkeit zu beschuldigen; man konnte daraus schließen, daß der Fürst ihn beleidigt hatte. Der Fürst hätte ihn zuerst in Angelegenheiten, bei denen es sich um eine gewisse Person (um Nastasia Filippowna) handelte, durch sein Vertrauen beehrt, dann hätte er sich aber ganz von ihm abgewandt und ihn mit Schimpf und Schande von sich gejagt, und zwar wäre er in seinen Beleidigungen so weit gegangen, daß er zuletzt „die unschuldige Frage bezüglich der in nächster Zukunft bevorstehenden Veränderungen im Hause“ brutal zurückwies. Lebedew gestand in seiner Betrunkenheit unter Tränen ein, er hätte es, nach alledem, unmöglich ertragen können, „um so

mehr, als er vieles wisse . . . sehr vieles . . . sowohl von Rogoshin, als von Nastasia Filippowna, von Nastasia Filippownas Freundin, von Warwara Ardalionowna . . . selbst . . . und sogar . . . sogar von Aglaja Iwanowna! Können Sie sich das vorstellen, durch Weras Vermittlung, durch meine geliebte einzige Tochter Wera . . . jawohl . . . nein, übrigens nicht die einzige . . . denn ich habe deren drei . . . Und wer hat Lisaweta Prokofjewna unter strengster Diskretion briefliche Mitteilungen gemacht, hihi? Wer hat ihr von allen gegenseitigen Beziehungen und Vorgängen aus Nastasia Filippownas Umgebung berichtet, hihhi? Wer, wer ist dieser Anonymus? Gestatten Sie einmal die Frage!“

„Ist es denn möglich, daß Sie es sind?“ rief der Fürst aus.

„Gewiß“, antwortete der Betrunkene mit Würde, „ich habe der edlen Mutter noch heute um halb neun, erst vor einer halben Stunde . . . nein, schon vor drei Viertelstunden mitgeteilt, daß ich ihr eine wichtige Nachricht übermitteln möchte. Ich habe sie das durch das Mädchen von der Hintertreppe aus schriftlich wissen lassen. Sie hat mich empfangen.“

„Sie haben soeben Lisaweta Prokofjewna gesehen?“ fragte der Fürst, kaum seinen Ohren trauend.

„Ich habe sie soeben gesehen und habe eine Ohrfeige empfangen – eine moralische. Sie hat mir den Brief zurückgegeben, ja, sie hat ihn mir hingeschleudert, ohne ihn zu öffnen . . . und hat mich hinausgeworfen . . . natürlich nur moralisch und nicht physisch . . . übrigens fast physisch, es hat nicht viel gefehlt!“

„Was für einen Brief hat sie Ihnen ungeöffnet hingeschleudert?“

„Ja . . . hihhi! Ich habe es Ihnen ja noch gar nicht gesagt! Und ich dachte, ich hätte es schon gesagt . . . Ich habe einen Brief . . . zum Übergeben erhalten . . .“

„Von wem? An wen?“

Es war aber außerordentlich schwer, einige Erklärungen Lebedews zu verstehen und auch nur etwas davon zu enträtseln. Der Fürst erfuhr aber doch, daß der Brief am frühen Morgen von einem Dienstmädchen Wera Lebedewa zur Weitergabe an eine gewisse Adresse überbracht worden war, „ebenso wie vorher . . . ebenso wie vorher an eine gewisse Person von derselben Persönlichkeit . . . (denn ich bezeichne die eine als Persönlichkeit, die andere aber nur als Person, zur Demütigung und zum Unterschied; denn es besteht ein ungeheurer Unterschied zwischen einer unschuldigen und höchst vornehmen Generalstochter und . . . einer . . . Kamelie) der Brief war also von der Persönlichkeit, deren Namen mit A beginnt . . .

„Wie ist das möglich? An Nastasia Filippowna? Unsinn!“ rief der Fürst aus.

„Jawohl, jawohl, und wenn nicht an sie, dann an Rogoshin, das bleibt sich gleich, an Rogoshin und sogar einmal an Herrn Terentjew, und zwar zur Weitergabe von der Persönlichkeit A.“, sagte Lebedew zwinkernd und lächelnd.

Da er oft von einem Thema zum andern überging und vergaß, wovon er zu sprechen begonnen hatte, verstummte der Fürst, um ihn ausreden zu lassen. Es blieb aber doch sehr unklar, ob die Briefe durch ihn oder durch Wera überbracht worden waren? Wenn er selbst versicherte, es bleibe sich gleich, ob sie an Rogoshin oder an Nastasia Filippowna gerichtet waren, hatte das wohl eher zu bedeuten, daß sie nicht durch ihn überbracht worden waren, wenn die Briefe überhaupt existierten. Der Umstand, wieso dieser Brief jetzt zu ihm geraten war, blieb aber doch ganz unaufgeklärt; es war noch am wahrscheinlichsten anzunehmen, daß er ihn auf irgendeine Weise Wera fortgenommen hatte . . . er hatte ihn wohl heimlich gestohlen und in irgendeiner Absicht Lisaweta Prokofjewna gebracht. So legte der Fürst es sich schließlich zurecht.

„Sie sind verrückt!“ rief er ganz verwirrt aus.

„Nicht ganz, hochverehrter Fürst“, antwortete Lebedew nicht ohne Bosheit, „ich wollte ihn Ihnen einhändigen, Ihnen persönlich, um Ihnen einen Dienst zu erweisen . . . ich habe aber beschlossen, mich lieber dort nützlich zu zeigen und alles der edelsten Mutter zu übergeben . . . da ich ihr schon einmal durch einen anonymen Brief eine Mitteilung gemacht habe; als ich vorhin, um acht Uhr zwanzig Minuten, den Zettel schrieb und vorgelassen zu werden bat, unterfertigte ich mich ebenfalls als ‚Ihr heimlicher Korrespondent‘. Man führte mich unverzüglich, mit etwas übertriebener Eile, von der Hintertreppe zu der edelsten Mutter hin.“

„Nun und . . .?“

„Und dann hat sie mich fast geschlagen; um ein Haar, so daß man sogar sagen kann, daß sie mich so gut wie geschlagen hat. Und den Brief hat sie mir hingeschleudert. Sie wollte ihn zwar behalten, – ich habe das gesehen und bemerkt, – dann hat sie es sich aber überlegt und hat ihn hingeschleudert: ‚wenn man ihn so jemand, wie dir anvertraut hat, dann gib ihn auch ab!‘ Sie war geradezu beleidigt. Wenn sie sich nicht geschämt hat, das zu mir zu sagen, bedeutet es, daß sie beleidigt war. Sie hat einen jähzornigen Charakter!“

„Wo ist der Brief denn jetzt?“

„Ich habe ihn immer noch, da ist er.“ Und er gab dem Fürsten Aglajas Brief an Gawrila Ardalionowitsch, den dieser noch am selben Vormittag, zwei Stunden später, triumphierend seiner Schwester zeigte.

„Den Brief dürfen Sie nicht behalten.“

„Sie sollen ihn haben! Ich bringe Ihnen den Brief“, rief Lebedew eifrig, „jetzt gehöre ich wieder ganz Ihnen, mit Seele und Leib, ich bin nach einer kurzen Untreue wieder Ihr Diener! Richten Sie das Herz hin, schonen Sie aber den Bart, wie Thomas Morus in England und Großbritannien gesagt hat. Mea culpa, mea culpa, wie der römische Papa sagt . . . ich meine, der römische Papst, ich nenne ihn aber: römischer Papa.“

„Dieser Brief muß sofort abgeschickt werden“, sagte der Fürst geschäftig, „ich werde ihn abgeben.“

„Wäre es nicht besser, wäre es nicht besser, wohlerzogener Fürst, wäre es nicht besser . . . es anders zu machen?“ Lebedew schnitt eine seltsame, flehende Grimasse; er rückte plötzlich furchtbar unruhig auf seinem Sitz herum, als hätte man ihn mit einer Nadel gestochen und zeigte dabei schlau zwinkernd etwas mit den Händen.

„Was denn?“ fragte der Fürst streng.

„Sollte man ihn nicht vorher öffnen!“ flüsterte er gefühlvoll und vertraulich.

Der Fürst sprang so wütend auf, daß Lebedew die Flucht ergriff. Als er aber die Tür erreicht hatte, blieb er stehen und wartete, ob der Fürst sich nicht doch gnädiger stimmen ließ.

„Ach, Lebedew! Darf man denn so tief sinken wie Sie?“ rief der Fürst betrübt aus. Lebedews Züge hellten sich auf.

„Ich bin gemein! Ich bin gemein!“ sagte er sofort, sich ihm mit Tränen nähernd und sich an die Brust schlagend.

„Das ist ja niederträchtig!“

„Ja, es ist niederträchtig, das ist der richtige Ausdruck!“

„Warum haben Sie nur die Gewohnheit . . . so seltsam vorzugehen? Sie sind ja einfach ein Spion! Warum haben Sie den anonymen Brief geschrieben und eine so edle und gute Frau aufgeregt? Warum soll denn Aglaja Iwanowna nicht das Recht haben zu schreiben, wem sie will? Haben Sie sich heute über Sie beklagt? Was erhofften Sie sich denn eigentlich? Was hat Sie zu der Angeberei bestimmt?“

„Einzig und allein die Neugierde und . . . die Dienstfertigkeit einer edlen Seele, jawohl!“ murmelte Lebedew. „Jetzt gehöre ich aber wieder ganz Ihnen! Sie können mich henken lassen!“

„Sind Sie in Ihrem jetzigen Zustand vor Lisaweta Prokofjewna erschienen?“ fragte der Fürst angewidert.

„Nein . . . ich war frischer . . . und auch anständiger; ich bin in diesen Zustand . . . erst nach meiner Erniedrigung gekommen.“

„Also gut, lassen Sie mich jetzt.“ Diese Bitte mußte übrigens einigemal wiederholt werden, bevor der Gast sich endlich entschloß zu

gehen. Als er die Tür schon endgültig geöffnet hatte, kehrte er nochmals zurück, ging auf Zehenspitzen bis in die Mitte des Zimmers und begann wieder mit den Händen Zeichen zu machen, indem er das Brieföffnen nachahmte; er wagte es aber nicht, seinen Rat in Worten auszudrücken; dann zog er sich leise und freundlich lächelnd zurück.

Es war außerordentlich beängstigend, das alles zu hören. Aus alledem war die eine hauptsächliche und äußerst bedeutsame Tatsache zu erkennen: daß Aglaja sich in großer Unruhe, in großer Unentschlossenheit und in großer Pein („aus Eifersucht“, murmelte der Fürst vor sich hin) befand. Man ersah daraus auch, daß sie von bösen Menschen verwirrt wurde und es war seltsam, daß sie sich ihnen so anvertraute. In diesem unerfahrenen, leidenschaftlichen und stolzen Köpfchen reiften irgendwelche besondere, vielleicht auch verderbliche und ganz unmögliche Pläne. Der Fürst war außerordentlich erschrocken und wußte in seiner Verlegenheit nicht, wozu er sich entschließen sollte. Er mußte durchaus etwas verhindern, das fühlte er. Er sah sich noch einmal die Adresse des geschlossenen Briefes an; oh, das erregte in ihm weder Zweifel noch Unruhe, denn er glaubte unerschütterlich; etwas anderes daran machte ihm Sorgen; er traute Gawrila Ardalionowitsch nicht. Und doch entschloß er sich, ihm diesen Brief persönlich zu übergeben und verließ in dieser Absicht das Haus; unterwegs besann er sich aber eines Besseren. Er traf ganz nahe bei Ptizyns Haus Kolja, der wie gerufen kam, und beauftragte ihn, den Brief seinem Bruder angeblich direkt von Aglaja Iwanowna einzuhändigen. Kolja fragte nicht weiter und tat es, so daß Ganja gar nicht ahnte, daß der Brief schon durch so viele Hände gegangen war. Als der Fürst wieder zu Hause war, ließ er Wera Lukianowna zu sich bitten, erzählte ihr, was er für nötig hielt, und beruhigte sie, denn sie hatte bis jetzt immer nach dem Brief gesucht und geweint. Sie war entsetzt, als sie erfuhr, daß der Vater den Brief fortgetragen hatte. (Der Fürst erfuhr von ihr erst später, daß sie Rogoshin und Aglaja Iwanowna heimlich mehr als einmal einen Dienst erwiesen hatte; ihr kam gar nicht der Gedanke, daß das den Fürsten schädigen könnte.)

Der Fürst wurde aber endlich so verstimmt, daß, als Kolja ihm nach etwa zwei Stunden die Erkrankung des Vaters mitteilen ließ, er im ersten Augenblick fast nicht begreifen konnte, um was es sich handelte. Diese Begebenheit war für ihn aber von Nutzen, weil sie ihn sehr ablenkte. Er blieb fast bis zum Abend bei Nina Alexandrowna, wohin man den Kranken gebracht hatte. Er konnte sich fast gar nicht nützlich erweisen, es gibt aber Menschen, die man in schweren Augenblicken doch gerne neben sich sieht. Kolja war ganz außer sich, er schluchzte in einem fort, lief aber dabei die ganze Zeit herum;

er suchte einen Arzt, holte drei, und ging in die Apotheke und zum Heilgehilfen. Der General wurde ins Leben zurückgerufen, er kam aber nicht zu sich; die Ärzte äußerten sich: „der Patient befinde sich jedenfalls in Gefahr.“ Warja und Nina Alexandrowna verließen den Kranken nicht für einen Augenblick; Ganja war verwirrt und erschüttert, wollte aber nicht hinaufgehen und fürchtete sich sogar, den Vater zu sehen; er rang die Hände und drückte sich im Gespräch mit dem Fürsten unzusammenhängend aus, es wäre „ein solches Unglück und gerade zu einer solchen Zeit!“ Es schien dem Fürsten, daß er verstand, von was für einer Zeit er sprach. Der Fürst traf Ippolit nicht mehr in Ptizyns Haus an. Gegen Abend kam Lebedew, der nach der „Erklärung“ vom Morgen bis jetzt ununterbrochen geschlafen hatte.

Er war jetzt beinahe nüchtern und beweinte den Kranken mit echten Tränen, wie seinen leiblichen Bruder. Er beschuldigte sich laut, ohne jedoch zu erklären, um was es sich handle und ließ Nina Alexandrowna nicht in Ruhe, indem er sie jeden Moment versicherte, „er, er selbst sei die Ursache, niemand als er, und er hätte es nur . . . aus Neugierde getan, der ‚Verblichene‘“ (so nannte er beharrlich den noch lebenden General) „wäre sogar ein höchst genialer Mensch.“ Er legte auf seine Genialität besonderes Gewicht, als könnte das jetzt, in diesem Augenblick, von irgendwelchem Nutzen sein. Als Nina Alexandrowna seine aufrichtigen Tränen sah, sagte sie ihm endlich ohne jeden Vorwurf und beinahe zärtlich: „lassen Sie es gut sein, weinen Sie doch nicht, Gott wird Ihnen schon verzeihen!“ Lebedew war durch diese Worte und diesen Ton so betroffen, daß er den ganzen Abend nicht mehr von Nina Alexandrownas Seite weichen wollte; er verbrachte auch alle folgenden Tage bis zum Tode des Generals fast vom Morgen bis zum Abend in ihrem Hause. Im Laufe des Tages erschien bei Nina Alexandrowna ein Bote von Lisaweta Prokofjewna, um sich nach dem Befinden des Kranken zu erkundigen. Und als der Fürst um neun Uhr abends in den schon mit Gästen gefüllten Salon der Jepantschins trat, begann Lisaweta Prokofjewna ihn sofort teilnahmsvoll und genau nach dem General auszufragen und beantwortete mit Wichtigkeit die Fragen der Belokonskaja, wer der Kranke und wer Nina Alexandrowna sei. Das gefiel dem Fürsten sehr. Er selbst führte das Gespräch mit Lisaweta Prokofjewna nach dem ihm von Aglajas Schwestern ausgestellten Zeugnis „ganz tadellos“; er sprach „bescheiden, leise, ohne überflüssige Worte zu gebrauchen, ohne Handbewegungen und mit Würde“; er trat sehr „gewandt“ ins Zimmer; er war auch sehr gut gekleidet und rutschte auf dem glatten Boden nicht nur nicht aus, was er gestern befürchtet hatte, sondern machte auf alle sogar einen sichtlich angenehmen Eindruck.

Als er sich niedergesetzt und im Zimmer umgeschaut hatte, bemerkte er sogleich, daß diese ganze Versammlung durchaus nicht an die gestrigen Spukgestalten erinnerte, mit denen Aglaja ihm Schrecken eingejagt hatte, oder an den ihn in der Nacht heimsuchenden Alpdruck. Er sah zum erstenmal im Leben etwas von dem, was den furchtbaren Namen „große Welt“ trägt. Er sehnte sich auf Grund einiger seiner besonderen Absichten, Kombinationen und Wünsche schon lange danach, in diesen verzauberten Menschenkreis einzudringen und war deswegen durch den ersten Eindruck sehr in Anspruch genommen. Dieser erste Eindruck war geradezu bezaubernd. Es kam ihm gleich so vor, als seien alle diese Menschen dazu geboren, um beisammen zu sein; als hätten Jepantschins an diesem Abend nicht eine Gesellschaft, nicht geladene Gäste bei sich, sondern nur ‚intime Bekannte‘, und als wäre er selbst schon lange ihr ergebener Freund und Gesinnungsgenosse, der jetzt nach kurzer Trennung zu ihnen zurückkehrte. Die Wirkung der eleganten Manieren, der Einfachheit und scheinbaren Aufrichtigkeit war beinahe zauberhaft. Es konnte ihm gar nicht der Gedanke kommen, daß all diese Einfachheit, Vornehmheit, dieser Geist und diese gesetzte Würde vielleicht nur ein großartiges, künstliches Produkt seien. Die Mehrzahl der Gäste bestand sogar trotz des vornehmen Äußeren aus recht leichtfertigen Menschen, die in ihrer Selbstzufriedenheit gar nicht wußten, daß vieles von dem, was an ihnen gut erschien, nur gemacht und, überdies ohne ihr Zutun, unbewußt und erblich erworben war. Der Fürst, der unter dem Bann seines ersten Eindrucks stand, wollte daran gar nicht denken. Er sah zum Beispiel, daß dieser alte Herr, dieser vornehme Würdenträger, der sein Großvater sein konnte, sogar sein Gespräch unterbrach, um ihn, einen so jungen, unerfahrenen Menschen, anzuhören; er hörte ihm nicht nur zu, sondern schätzte sichtlich seine Meinung und war so freundlich, so aufrichtig und gut zu ihm, obwohl sie einander fremd waren und sich zum erstenmal sahen. Vielleicht wirkte diese verfeinerte Höflichkeit auf die große Empfänglichkeit des Fürsten am meisten. Vielleicht war er auch schon von früher her auf einen so guten Eindruck gestimmt und dafür eingenommen.

Dabei waren aber alle diese Menschen, obwohl sie natürlich „Freunde des Hauses“ und auch miteinander befreundet zu sein schienen, durchaus nicht so mit diesem Haus und untereinander befreundet, wie der Fürst annahm, nachdem er vorgestellt und mit ihnen bekannt gemacht war. Es waren hier Menschen, von denen die Jepantschins nie und um nichts in der Welt für ebenbürtig gehalten worden wären. Unter den Gästen befanden sich hier sogar manche, die einander geradezu haßten; die alte Belokonskaja hatte die Frau des alten Würdenträgers ihr

ganzes Leben lang verachtet, und diese hatte ihrerseits für Lisaweta Prokofjewna gar nichts übrig. Dieser Würdenträger, ihr Gatte, der Jepantschins aus irgendeinem Grunde seit ihrer Jugend protegiert hatte, und der hier die erste Rolle spielte, war in Iwan Feodorowitschs Augen eine so erhabene Persönlichkeit, daß er in seiner Anwesenheit nur Ehrerbietung und Furcht zu empfinden vermochte und sich sogar aufrichtig verachtet hätte, wenn er sich ihm auch nur einen Augenblick lang für ebenbürtig und ihn nicht für einen auf dem Olymp thronenden Jupiter gehalten hätte. Es waren Menschen hier, die sich jahrelang nicht gesehen hatten und die füreinander nur Gleichgültigkeit, wenn nicht Ekel empfanden; sie begrüßten sich jetzt aber, als wären sie erst gestern in dem intimsten Freundeskreis beisammen gewesen. Die Versammlung war übrigens nicht groß. Außer der Belokonskaja, dem wirklich einflußreichen alten Würdenträger und dessen Gattin, war noch ein sehr solider General da, ein Baron oder Graf, mit einem deutschen Namen; er war ein außerordentlich schweigsamer Mensch, der beinahe als Gelehrter galt und über eine ungeheure Kenntnis der Staatsgeschäfte verfügte; er gehörte zu jenen olympischen, administrativen Größen, die mit Ausnahme Rußlands alles kennen und die alle fünf Jahre einen „seiner Tiefe nach“ bemerkenswerten Ausspruch tun, der dann unfehlbar in den allgemeinen Sprachgebrauch übergeht und selbst in den höchsten Kreisen bekannt wird; er war einer jener leitenden Beamten, die gewöhnlich nach einer erstaunlich langen Dienstzeit in einem hohen Range, auf ausgezeichnetem Posten und mit einem großen Vermögen sterben, obwohl sie keine großen Taten vollbracht haben und selbst eine gewisse Feindseligkeit denselben gegenüber geäußert haben. Dieser General war Iwan Feodorowitschs unmittelbarer Vorgesetzter im Amt, den der in inniger Dankbarkeit seines Herzens und auch aus einer gewissen Eitelkeit für seinen Wohltäter hielt; er selbst sah sich aber durchaus nicht für Iwan Feodorowitschs Wohltäter an, verhielt sich ihm gegenüber ganz gleichgültig, und wenn er auch gerne seine verschiedenartigen Dienste in Anspruch nahm, hätte er ihn doch, wenn es ihm aus irgendwelchen Erwägungen, die nicht einmal sehr wichtig zu sein brauchten, notwendig erschienen wäre, sofort durch einen andern Beamten ersetzt. Es war auch noch ein vornehmer älterer Herr erschienen, von dem man glaubte, daß er ein Verwandter der Lisaweta Prokofjewna sei, obwohl das gar nicht der Fall war; ein Mann in hoher Stellung und hoher Rangstufe, von großem Reichtum und guter Herkunft, im Besitze einiger Leibesfülle und einer ausgezeichneten Gesundheit; er sprach sehr viel und galt sogar als unzufriedener Mensch (übrigens nur in einem ganz erlaubten Sinne dieses Wortes) mit einiger Galle

(doch auch das war an ihm angenehm), er hatte die Manieren englischer Aristokraten und die englische Geschmacksrichtung (zum Beispiel in bezug auf blutiges Roastbeef, Pferdegeschirr, Lakaien) angenommen. Er war mit dem „Würdenträger“ sehr befreundet und suchte ihn zu unterhalten, außerdem nährte Lisaweta Prokofjewna den seltsamen Gedanken, daß dieser ältere Mann (ein etwas leichtsinniger Herr und ein Liebhaber des weiblichen Geschlechts) Alexandra plötzlich durch seinen Heiratsantrag beglücken könnte. An diese vornehmste und solideste Elite der Versammlung schloß sich ein Kreis von jüngeren, wenn auch noch immer aristokratischen und eleganten Gästen. Außer Fürst Stsch. und Jewgenij Pawlowitsch gehörte diesem Kreise der bekannte, bezaubernde Fürst N., der gewesene Bezwinger und Verführer der Frauenherzen von ganz Europa an, ein jetzt schon fünfundvierzigjähriger, aber noch immer sehr schöner Mann, der wunderbar zu erzählen verstand, ein übrigens etwas zerrüttetes Vermögen besaß und meist im Ausland lebte. Es waren endlich auch Menschen dabei, die einer besonderen dritten Gesellschaftsklasse anzugehören schienen, die eigentlich nicht zu dem „erlesenen“ Kreise der Gesellschaft zählten, die man aber aus irgendeinem Grunde gleich den Jepantschins in diesem „auserlesenen“ Kreise manchmal antreffen konnte. Aus einem gewissen Takt, den die Jepantschins sich zur Regel gemacht hatten, liebten sie es, in den seltenen Fällen, da sie eine geladene Gesellschaft bei sich sahen, die höheren Kreise mit Menschen einer niederen gesellschaftlichen Klasse, mit auserwählten Repräsentanten einer „mittleren Menschenart“ zu mischen. Man lobte die Jepantschins dafür und sagte von ihnen, sie wüßten, wo sie hingehörten und besäßen Takt, und die Jepantschins waren auf diesen Ruf stolz. Einer der Vertreter dieser mittleren Menschengattung war an diesem Abend ein Oberst und Techniker, ein ernster Mensch, der mit Fürst Stsch. sehr befreundet und von ihm bei Jepantschins eingeführt war; er war in Gesellschaft schweigsam und trug am Zeigefinger der rechten Hand einen großen, ansehnlichen Ring, wohl ein Geschenk von hoher Stelle. Es war endlich auch ein Dichter von deutscher Abkunft anwesend, der aber russisch schrieb und überdies vollkommen anständig war, so daß man ihn ganz ruhig in bessere Kreise einladen konnte. Er war von hübschem Äußern, wenn auch aus irgendeinem Grunde recht abstoßend, mochte achtunddreißig Jahre alt sein, kleidete sich tadellos und gehörte einer sehr bourgeoisen, aber doch höchst angesehenen deutschen Familie an; er verstand es, verschiedene Gelegenheiten auszunützen, sich die Protektion hochgestellter Personen zu verschaffen und sich ihr Wohlwollen zu sichern. Er hatte einmal ein berühmtes Werk in Versen eines berühmten deutschen Dichters über-

setzt, hatte es verstanden, seine Arbeit jemand zu widmen, konnte mit der Freundschaft eines berühmten verstorbenen russischen Autors prahlen (es gibt eine ganze Serie von Schriftstellern, die es außerordentlich lieben, sich schriftlich für die Freunde großer, aber verstorbener Dichter zu erklären) und war bei Jepantschins erst ganz kürzlich durch die Frau des alten „Würdenträgers“ eingeführt worden. Diese Dame galt für eine Protektorin von Literaten und Gelehrten und hatte einem oder zwei Schriftstellern durch Vermittlung hochgestellter Personen, auf die sie Einfluß besaß, tatsächlich sogar zu einer Pension verholfen.

Sie besaß eine gewisse Bedeutung. Sie war eine fünfundvierzigjährige Dame (also eine sehr junge Frau für einen Greis wie ihr Mann), eine gewesene Schönheit, die die Manie hatte, wie viele fünfundvierzigjährige Damen, sich zu luxuriös zu kleiden; sie war von keinem großen Geist und besaß eine sehr zweifelhafte literarische Bildung. Das Protegieren von Literaten war bei ihr aber ebenso eine Manie wie die elegante Kleidung. Man widmete ihr viele Werke und Übersetzungen; zwei, drei Schriftsteller ließen, mit ihrer Erlaubnis, ihre an die Dame gerichteten Briefe über höchst wichtige Themen drucken . . . Der Fürst nahm diese ganze Gesellschaft für bare Münze und echtes Gold ohne jede Beimischung. Alle diese Menschen befanden sich übrigens an diesem Abend in glücklichster Stimmung und waren mit sich selbst äußerst zufrieden. Sie alle ohne Ausnahme wußten, daß sie Jepantschins durch ihr Erscheinen eine große Ehre antaten.

Der Fürst ahnte aber nicht im entferntesten solche Feinheiten. Er wußte zum Beispiel nichts davon, daß die Jepantschins es bei der Vorahme eines so wichtigen Schrittes, wie es die Entscheidung über das Schicksal ihrer Tochter war, gar nicht gewagt hätten, ihn, den Fürsten Lew Nikolajewitsch, nicht dem alten Würdenträger, dem anerkannten Protektor ihrer Familie, zu zeigen. Der alte Staatsmann, der jede Nachricht, selbst von dem furchtbarsten Unglück, das Jepantschins zustoßen könnte, zwar ganz ruhig aufgenommen hätte, wäre doch sicher beleidigt gewesen, wenn Jepantschins ihre Tochter ohne seinen Rat und sozusagen ohne seine Erlaubnis verlobt hätten. Fürst N., dieser liebenswürdige, geistreiche und so zweifellos aufrichtige Mensch, war fest davon überzeugt, daß er etwas wie eine Sonne sei, die an diesem Abend über dem Salon der Jepantschins aufging. Er hielt sie für unendlich viel tiefer stehend, und gerade dieser ursprüngliche und edle Gedanke erzeugte in ihm eine liebenswürdige Ungezwungenheit und ein Wohlwollen den Jepantschins gegenüber. Er wußte recht gut, daß er an diesem Abend durchaus etwas erzählen mußte, um die Gesellschaft zu bezaubern, und bereitete sich hierfür sogar mit einiger Be-

geisterung vor. Als Fürst Lew Nikolajewitsch ihn später erzählen hörte, mußte er gestehen, noch nie etwas Ähnliches an elegantem Humor, bewunderungswürdiger Heiterkeit und, „in dem Munde eines Don Juans wie Fürst N.“, geradezu rührender Naivität gehört zu haben. Hätte er nur gewußt, wie alt, verbraucht und auswendig gelernt das Erzählte war, für wie abgeleiert und unmöglich es schon in allen Salons außer bei den unschuldigen Jepantschins galt, bei denen es wieder als Neuigkeit und als plötzliche, aufrichtige, geistvolle Erinnerung eines eleganten und ausgezeichneten Menschen wirkte! Selbst der deutsche Dichter, der sich übrigens außerordentlich liebenswürdig und bescheiden benahm, war nahe daran zu glauben, daß er diesem Hause durch seinen Besuch eine Ehre antat. Der Fürst bemerkte aber diese Kehrseite der Medaille nicht. Das hatte Aglaja allerdings nicht vorausgesehen. Sie selbst war an diesem Abend wunderschön. Alle drei Mädchen waren elegant, wenn auch nicht zu reich gekleidet und auf besondere Art frisiert. Aglaja saß neben Jewgenij Pawlowitsch und sprach und scherzte mit ihm außerordentlich freundschaftlich. Jewgenij Pawlowitsch schien sich etwas gesetzter als sonst zu benehmen, was vielleicht auf seine Achtung vor den hohen Gästen zurückzuführen war. Man kannte ihn übrigens schon längst in diesen Kreisen; er fühlte sich dort wie zu Hause, obwohl er noch jung war. Er erschien auf diesem Abend bei Jepantschins mit einem Flor um den Hut und wurde dafür von der Belokonskaja belobt: ein anderer Neffe aus diesen Kreisen hätte unter solchen Umständen und aus Trauer um einen solchen Onkel vielleicht keinen Flor angelegt. Auch Lisaweta Prokofjewna erkannte das an; im allgemeinen schien sie aber doch allzu besorgt zu sein. Der Fürst bemerkte, daß Aglaja ihn ein paarmal aufmerksam betrachtete und mit ihm zufrieden zu sein schien. Er fühlte sich nach und nach außerordentlich glücklich. Seine vorherigen „phantastischen“ Gedanken und Befürchtungen (nach dem Gespräch mit Lebedew) erschienen ihm jetzt, bei der plötzlichen und häufigen Erinnerung daran, als ein ganz unmöglicher, unerfüllbarer und selbst komischer Traum. (Er hatte schon vorher den ganzen Tag über den sehnächtigen, wenn auch unbewußten Wunsch gehabt, an diesen Traum irgendwie nicht glauben zu müssen!) Er sprach wenig und nur, wenn er gefragt wurde, und verstummte endlich ganz, er saß nur da und hörte zu, schien dabei aber in Seligkeit zu schwimmen. Nach und nach sammelte sich in ihm etwas wie eine Begeisterung, die bei der ersten Gelegenheit aufzuflammen bereit war . . . Er kam dann bei Beantwortung einer Frage ganz zufällig ins Gespräch und schien dabei keinerlei besondere Ansichten zu haben . . .

Während er voll Freude Aglaja betrachtete, die mit dem Fürsten N. und mit Jewgenij Pawlowitsch lustig sprach, erwähnte plötzlich der Angloman, der in einer anderen Ecke den „Würdenträger“ unterhielt und ihm lebhaft etwas erzählte, Nikolaj Andrejewitsch Pawlistschews Namen. Der Fürst wandte sich rasch zu ihnen um und begann ihnen zuzuhören.

Sie sprachen von den damaligen Verhältnissen und von den auf den Gütern eines Gouvernements ausgebrochenen Unruhen. Die Worte des Anglomanen schienen etwas Lustiges zu enthalten, denn der Alte begann endlich über die giftigen Einfälle des Erzählenden zu lachen. Er sprach gleichmäßig, die Worte dehnend und die Vokale mit Liebe betonend, davon, wie er durch die bestehenden Verhältnisse gezwungen wurde, ohne Geld zu benötigen, seinen herrlichen Besitz in jenem Gouvernement für den halben Preis zu verkaufen, zugleich ein verwahrlostes, gar nicht einträgliches Gut nach einem Prozeß zu behalten und sogar noch etwas dafür zu bezahlen. „Um noch einem solchen Prozeß wegen Pawlistschews Gut zu entgehen, bin ich vor ihnen geflohen. Noch eine oder zwei solche Erbschaften und ich bin ruiniert. Ich hatte dort übrigens dreitausend Desiatinen ausgezeichnetes Land zu bekommen.“

„Iwan Petrowitsch ist mit dem verstorbenen Nikolaj Andrejewitsch Pawlistschew verwandt . . . ich glaube, du hast ja nach Verwandten gesucht“, sagte Iwan Feodorowitsch, der die außerordentliche Aufmerksamkeit, mit welcher der Fürst das Gespräch verfolgte, bemerkt hatte und sich plötzlich neben ihm befand. Er hatte sich bis dahin ausschließlich mit seinem Vorgesetzten, dem General, unterhalten; Lew Nikolajewitschs gänzliche Zurückgezogenheit begann ihm aber schon längst aufzufallen und ihn zu beunruhigen; er wollte ihn am Gespräch teilnehmen lassen und auf diese Weise den „hochgestellten“ Personen ein zweitesmal vorführen und empfehlen.

„Lew Nikolajewitsch wurde nach dem Tode seiner Eltern von Nikolaj Andrejewitsch Pawlistschew erzogen“, bemerkte er, als er Iwan Petrowitschs Blick auffing.

„Sehr angenehm“, antwortete er, „ich erinnere mich noch ganz genau daran; als Iwan Feodorowitsch uns vorher miteinander bekannt machte, erkannte ich Sie sofort. Sie haben sich in Ihrem Äußern wirklich wenig verändert, obwohl ich Sie zuletzt als zehn- oder elfjähriges Kind gesehen habe. Es ist etwas Bekanntes in Ihren Zügen . . .“

„Sie haben mich als Kind gesehen?“ fragte der Fürst außerordentlich erstaunt.

„Oh, schon vor sehr langer Zeit“, fuhr Iwan Petrowitsch fort, „in

Slatowerchowo, wo Sie damals bei meinen Kusinen wohnten. Ich bin früher recht oft nach Slatowerchowo gekommen, erinnern Sie sich nicht an mich? Es ist sehr möglich, daß Sie es nicht mehr wissen . . . Sie waren damals . . . Sie hatten irgendeine Krankheit, so daß Sie mich einmal sogar erschreckt haben . . .“

„Ich erinnere mich an nichts!“ bestätigte der Fürst eifrig.

Nach einigen erklärenden Worten, die seitens Iwan Petrowitschs außerordentlich ruhig und seitens des Fürsten außerordentlich erregt waren, ergab es sich, daß die beiden älteren Fräulein, die Verwandten des verstorbenen Pawlistschew, die auf seinem Gut Slatowerchowo lebten und mit der Erziehung des Fürsten betraut waren, zugleich Iwan Petrowitschs Kusinen waren. Iwan Petrowitsch konnte ebensowenig, wie alle andern, erklären, weshalb Pawlistschew für sein Pflegekind, den kleinen Fürsten, so sorgte. „Ich habe auch vergessen, damals darüber nachzuforschen.“ Er hatte aber doch ein ausgezeichnetes Gedächtnis, denn er wußte sogar noch, wie streng die ältere Kusine, Marfa Nikitischna, zu ihrem kleinen Zögling war; „ich zankte mich mit ihr sogar einmal wegen ihres Erziehungssystems, denn immer nur Ruten und Ruten für ein krankes Kind, Sie müssen ja selbst zugeben . . .“ und wie zärtlich im Gegenteil die jüngere Kusine, Natalia Nikitischna, das arme Kind behandelte . . . „Sie halten sich jetzt beide im Gouvernément – auf (ich weiß nur nicht, ob sie noch am Leben sind), wo sie von Pawlistschew ein sehr nettes kleines Gut geerbt haben. Marfa Nikitischna wollte, glaube ich, ins Kloster gehen; übrigens will ich das nicht sicher behaupten; vielleicht habe ich es von jemand anders gehört . . . ja ich habe das neulich von einer Doktorin gehört . . .“

Der Fürst hörte das mit vor Entzücken und Rührung glänzenden Augen an. Er erklärte seinerseits mit außerordentlichem Eifer, er würde es sich nie verzeihen, daß er während seiner sechsmonatlichen Reise in den inneren Gouvernements nicht die Gelegenheit benützt hatte, seine früheren Pflegemütter aufzusuchen. Er wollte jeden Tag hinfahren und wurde immer abgehalten . . . er gebe sich aber jetzt das Wort . . . bestimmt hinzufahren, trotzdem es im Gouvernément – war . . . „Sie kennen also Natalia Nikitischna? Was für eine reine, heilige Seele das war! Aber auch Marfa Nikitischna . . . verzeihen Sie, ich glaube aber, daß Sie sich in Marfa Nikitischna täuschen! Sie war streng, aber . . . man mußte doch mit einem solchen Idioten, wie ich es damals war, die Geduld verlieren (hihi!). Ich war ja damals ein vollkommener Idiot, werden Sie es glauben (haha!). Übrigens . . . übrigens haben Sie mich doch damals gesehen und . . . Sagen Sie nur, wieso erinnere ich mich gar nicht an Sie! Sie sind also . . . ach, mein

Gott, sind Sie denn wirklich Nikolaj Andrejewitsch Pawlistschews Verwandter?“

„Ich versichere Sie“, sagte Iwan Petrowitsch lächelnd und den Fürsten betrachtend.

„Oh, ich habe das ja nicht darum gesagt, weil ich daran . . . zweifelte . . . kann man denn überhaupt daran nur irgendwie zweifeln? (hihi!) . . . Auch nur im geringsten!! Hihi . . . Ich wollte ja nur sagen, daß der verstorbene Nikolaj Andrejewitsch Pawlistschew ein so ausgezeichnete Mensch war! Ein sehr edler Mensch, wirklich, ich versichere Sie!“

Der Fürst war außer Atem und erstickte fast vor Gemütsüberschwenglichkeit, wie Adelaida sich am Morgen des nächsten Tages im Gespräch mit ihrem Bräutigam, Fürst Stsch., ausdrückte.

„Aber warum soll ich denn nicht mit einem edlen Menschen verwandt sein?“ sagte Iwan Petrowitsch lachend.

„Ach, mein Gott!“ rief der Fürst verlegen, eilig und immer eifriger aus, „ich . . . ich habe wieder eine Dummheit gesagt, es mußte aber so kommen . . . Denn ich . . . ich . . . das gehört übrigens wieder nicht hierher! Sagen Sie, bitte, komme ich im Vergleich mit so hochbedeutenden Dingen jetzt denn überhaupt in Betracht! Und besonders im Vergleich mit einem solchen, so edlen Menschen, denn er war doch bei Gott ein sehr edler Mensch, nicht wahr? Nicht wahr?“

Der Fürst zitterte am ganzen Leibe. Es wäre wohl schwer zu erklären, warum er plötzlich so erregt war und ganz grundlos in eine solche, dem Gesprächsthema scheinbar gar nicht angemessene Rührung und in ein solches Entzücken geraten war. Er befand sich aber nun einmal in einer solchen Stimmung und brachte in diesem Augenblick aus irgendeinem Grunde jemandem der Anwesenden, vielleicht Iwan Petrowitsch oder vielleicht auch allen Gästen, das Gefühl der heißesten und überschwenglichsten Dankbarkeit entgegen. Er war jetzt zu glücklich. Iwan Petrowitsch begann ihn endlich genauer zu beobachten; auch der „Würdenträger“ sah ihn forschend an. Die Belokonskaja richtete auf den Fürsten einen zornigen Blick und preßte die Lippen zusammen. Fürst N., Jewgenij Pawlowitsch, Fürst Stsch. und alle jungen Damen unterbrachen ihre Gespräche und hörten ihm zu. Aglaja schien erschrocken und Lisaweta Prokofjewna verlor jede Hoffnung. Sie und ihre Töchter waren sehr seltsam; sie hatten ja selbst beschlossen und für gut befunden, daß der Fürst den Abend am besten schweigend verbringen sollte; als sie ihn aber in gänzlicher Einsamkeit und mit seinem Schicksal sehr zufrieden in einer Ecke erblickten, wurden sie sofort unruhig. Alexandra wollte schon zu ihm gehen, um dann mit ihm zusammen vorsichtig durch das Zimmer zu-

rückzukehren und sich der Gesellschaft, das heißt, dem Kreis um den Fürsten N. und die Belokonskaja, anzuschließen. Sowie der Fürst aber jetzt von selbst zu sprechen begann, wurden sie noch unruhiger.

„Sie haben recht, daß er ein ausgezeichnete Mensch war“, sagte Iwan Petrowitsch mit Nachdruck und schon ohne Lächeln, „ja, ja ... es war ein prachtvoller Mensch! Er war gut und edel“, fügte er nach kurzem Schweigen hinzu. „Man kann ruhig sagen, daß er jede Achtung verdiente“, bemerkte er nach einer abermaligen Pause noch eindringlicher „und ... und es ist sogar sehr angenehm zu sehen ... daß Sie ...“

„Hat dieser Pawlistschew nicht irgendeine ... seltsame Geschichte mit einem Abbé gehabt ... ja, mit einem Abbé, ich habe vergessen, mit welchem Abbé, aber alle haben damals davon erzählt“, sagte der „Würdenträger“, als suche er sich an etwas zu erinnern.

„Mit dem Abbé Gourot, einem Jesuiten“, half ihm Iwan Petrowitsch ein. „Ja, so geht es mit unseren besten und würdigsten Menschen! Denn er war ja doch ein Mensch von guter Abkunft, mit Vermögen und dem Titel eines Kammerherrn, und wenn er im Amt geblieben wäre ... Er verläßt aber plötzlich seine Stellung und tut das alles nur, um zum Katholizismus überzutreten und Jesuit zu werden, er tut es, beinahe offen, mit einer Art von Begeisterung. Er ist wirklich zur rechten Zeit gestorben ... ja; alle haben damals davon gesprochen ...“

Der Fürst war außer sich.

„Pawlistschew ... Pawlistschew ist zum Katholizismus übergetreten? Das kann nicht sein!“ rief er entsetzt aus.

„Warum kann es denn nicht sein?“ murmelte Iwan Petrowitsch würdevoll. „Das ist zuviel gesagt und Sie müssen selbst zugeben, mein lieber Fürst ... Sie schätzen den Verstorbenen übrigens so sehr ... er war ja auch wirklich der beste Mensch, und ich schreibe dem auch den Erfolg dieses Schwindlers Gourot zu. Sie müssen mich danach fragen, mich, wieviel Scherereien und wieviel Arbeit diese Angelegenheit mit Gourot mir damals verursacht hat! Stellen Sie sich vor“, wandte er sich plötzlich an den alten Herrn, „die andern wollten sogar Ansprüche auf die Erbschaft geltend machen und ich mußte ganz energische Mittel anwenden ... um sie zur Vernunft zu bringen ... denn sie verstehen ihre Sache sehr gut! Es ist bewunderungswürdig! Das hat sich aber zum Glück in Moskau abgespielt, ich bin gleich zum Grafen gegangen und wir haben sie ... zur Vernunft gebracht ...“

„Sie glauben gar nicht, wie Sie mich überrascht und gekränkt haben!“ rief der Fürst wieder.

„Das tut mir leid; im Grunde ist das alles aber nicht von Belang und hätte keinerlei Folgen gehabt, wie es stets der Fall ist; ich bin davon überzeugt. Vorigen Sommer“, wandte er sich wieder an den Alten, „soll auch die Gräfin K. in ein katholisches Kloster im Ausland eingetreten sein; unsere Landsleute leisten keinen Widerstand, wenn sie einmal in die Gewalt dieser . . . Abenteurer geraten . . . besonders wenn es im Ausland geschieht.“

„Das alles ist, glaube ich, auf unsere . . . Ermüdung zurückzuführen“, brummte der Alte autoritativ, „sie haben ihre besondere . . . elegante Art zu predigen . . . sie verstehen es auch, Furcht zu machen. Man hat sogar mir, als ich zweiunddreißig Jahre alt war und in Wien lebte, Angst eingejagt, ich versichere es Ihnen; nur habe ich mich nicht unterkriegen lassen und bin ihnen fortgelaufen, haha!“

„Ich habe gehört, daß du damals mit der schönen Gräfin Lewicka aus Wien nach Paris gegangen bist und deine Stellung aufgegeben hast, es waren also nicht die Jesuiten, Väterchen“, bemerkte plötzlich die Belokonskaja.

„Ja, es waren doch die Jesuiten, die Jesuiten waren daran schuld!“ erwiderte der alte Herr, bei der angenehmen Erinnerung lächelnd. „Sie scheinen sehr religiös zu sein, was man jetzt bei einem jungen Mann so selten antrifft“, wandte er sich freundlich an Fürst Lew Nikolajewitsch, der mit offenem Mund zuhörte und noch ganz stutzig war; der alte Herr wollte den Fürsten offenbar näher kennenlernen, der ihn aus einigen Gründen sehr zu interessieren begann.

„Pawlistschew war ein heller Geist und ein Christ, ein wahrer Christ“, sagte der Fürst auf einmal, „wie konnte er also zu einem . . . unchristlichen Glauben übertreten? Der Katholizismus ist ein unchristlicher Glaube!“ fügte er plötzlich mit funkelnden Augen hinzu, indem er vor sich hinschaute und alle auf einmal mit seinem Blick streifte.

„Das ist zuviel gesagt“, murmelte der Alte und blickte Iwan Feodorowitsch erstaunt an.

„Wieso ist denn der Katholizismus keine christliche Religion?“ fragte Iwan Petrowitsch, sich auf seinem Sitz umwendend. „Was für eine Religion ist er denn?“

„Erstens ist es eine unchristliche Religion“, begann der Fürst wieder außerordentlich erregt und übermäßig schroff, „das ist erstens, – zweitens ist der römische Katholizismus aber sogar noch ärger als der Atheismus, das ist meine Meinung! Ja! Das ist meine Meinung! Der Atheismus predigt nur die Negation, der Katholizismus geht jedoch weiter: er predigt einen von ihm selbst verzerrten, entstellten und geschändeten Christus, einen Gegensatz von Christus! Er predigt

den Antichrist, ich schwöre es Ihnen und versichere Sie dessen! Das ist meine alte, persönliche Überzeugung, die mich genug gequält hat... Der römische Katholizismus glaubt, daß die Kirche ohne eine weltliche, staatliche Gewalt auf der Erde nicht bestehen kann und ruft sein: Non possumus! aus. Meiner Ansicht nach ist der römische Katholizismus gar keine Religion, sondern die absolute Fortsetzung des west-römischen Imperiums, und alles in ihm, vom Glauben angefangen, ist diesem Gedanken untergeordnet. Der Papst hat sich der Erde und des irdischen Thrones bemächtigt und hat das Schwert ergriffen! Seitdem geht alles in dieser Richtung weiter, nur hat man zum Schwert noch die Lüge, die Durchtriebenheit, den Betrug, den Fanatismus, den Aberglauben und das Verbrechen hinzugefügt, man hat mit den heiligsten, aufrichtigsten, naivsten und leidenschaftlichsten Gefühlen des Volkes gespielt, man hat alles, alles gegen Geld und niedrige irdische Macht eingetauscht. Und das sollte nicht die Lehre des Antichrist sein?! Wie hätte da nicht der Atheismus entstehen sollen? Der Atheismus ist daraus, aus dem römischen Katholizismus selbst, hervorgegangen. Der Atheismus hat zunächst da begonnen: konnten die denn sich selbst glauben? Der Widerwillen gegen sie hat ihn gefestigt; er ist die Ausgeburt ihrer Lüge und ihrer geistigen Kraftlosigkeit! Der Atheismus! Bei uns glauben nur die auserlesenen Klassen nicht, die ihre Wurzeln eingebüßt haben, wie Jewgenij Pawlowitsch neulich sehr treffend bemerkt hat; dort, in Europa, glauben aber schon ungeheure Volksmassen nicht mehr, früher aus Unwissenheit und Lüge, jetzt aber aus Fanatismus, aus Haß gegen Kirche und Christentum.“

Der Fürst machte eine Pause, um Atem zu schöpfen. Er sprach furchtbar rasch. Er war bleich und atemlos. Alle sahen sich an, der alte Herr lachte aufrichtig. Fürst N. zog seine Lorgnette heraus und betrachtete den Fürsten unausgesetzt. Der deutsche Dichter kroch aus der Ecke hervor, rückte näher an den Tisch und lächelte unheilverkündend.

„Sie ü-ber-treiben sehr“, sagte Iwan Petrowitsch, der die Worte gelangweilt dehnte und sich aus irgendeinem Grunde zu genieren schien, „auch diese Kirche besitzt tugendhafte Vertreter, die jeder Achtung würdig sind...“

„Ich habe nie von einzelnen Vertretern der Kirche gesprochen. Ich habe von dem Wesen des römischen Katholizismus gesprochen, ich spreche von Rom. Kann eine Kirche denn ganz verschwinden? Ich habe das niemals gesagt!“

„Ich bin damit einverstanden, das alles ist aber bekannt und somit ganz unnötig und... es gehört zur Theologie...“

„O nein, o nein! Nicht zur Theologie allein, ich versichere Sie. Das geht uns viel mehr an, als Sie glauben. Darin besteht ja gerade unser ganzer Irrtum, daß wir noch nicht sehen können, daß es sich dabei nicht nur um Theologie handelt! Auch der Sozialismus ist ja eine Folge des Katholizismus und seiner Wesenheit! Er ist ebenso, wie der ihm verwandte Atheismus, aus der Verzweiflung, als ein Gegensatz zum Katholizismus auf moralischem Gebiet, hervorgegangen, um die verlorengegangene moralische Macht der Religion zu ersetzen, um den geistigen Durst der lechzenden Menschheit zu stillen und sie nicht durch Christus, sondern ebenfalls durch eine Vergewaltigung zu retten! Das ist auch Freiheit durch Gewalt, das ist auch eine Vereinigung durch Schwert und Blut! ‚Wage es nicht an Gott zu glauben, wage es nicht Eigentum zu besitzen, wage es nicht eine Persönlichkeit zu haben, fraternité ou la mort, zwei Millionen Köpfe!‘ An ihren Taten werdet ihr sie erkennen, heißt es! Glauben Sie nicht, daß das alles für uns so unschuldig und ungefährlich ist; oh, wir brauchen einen Widerstand, und zwar bald, sehr bald! Es ist notwendig, daß unser Christus, den wir bewahrt haben und den sie gar nicht gekannt haben, als eine Gegenwehr gegen den Westen erstrahlt! Wir dürfen uns nicht sklavisch von den Jesuiten ins Netz locken lassen, sondern müssen uns vor sie hinstellen, indem wir ihnen unsere russische Zivilisation entgegenhalten und man darf bei uns nicht sagen, daß ihre Predigt elegant ist, wie jemand soeben bemerkt hat.“

„Aber erlauben Sie, erlauben Sie“, sagte Iwan Petrowitsch, furchtbar unruhig um sich blickend und selbst ängstlich werdend, „alle Ihre Gedanken sind natürlich lobenswert und voller Patriotismus, das alles ist aber höchst übertrieben und . . . es wäre besser, das ganz zu lassen . . .“

„Nein, es ist nicht übertrieben, sondern eher zu schwach; ja, es ist zu schwach; denn ich bin nicht imstande, mich richtig auszudrücken.“

„Er-lau-ben Sie bitte!“

Der Fürst verstummte. Er saß kerzengerade auf seinem Sessel und blickte Iwan Petrowitsch reglos mit flammendem Blick an.

„Ich glaube, der Vorfall mit Ihrem Wohltäter hat auf Sie zu sehr eingewirkt“, bemerkte der alte Herr freundlich, ohne seine Ruhe einzubüßen, „Sie sind vielleicht durch die Einsamkeit beeinflusst. Wenn Sie mehr Verkehr haben würden – und ich hoffe, daß man Sie in der großen Welt als einen bemerkenswerten jungen Mann mit Freuden empfangen wird – würde sich Ihre Leidenschaftlichkeit natürlich geben und Sie würden sehen, daß das alles viel einfacher ist . . . Diese seltenen Fälle . . . sind, meiner Ansicht nach, teilweise auf unsere Übersättigung und teilweise auf Langeweile zurückzuführen . . .“

„Ganz richtig, ganz richtig“, rief der Fürst aus, „das ist ein ausgezeichneter Gedanke! Das geschieht aus Langerweile, nur aus Langerweile, aber nicht aus Übersättigung, sondern im Gegenteil aus Durst . . . nicht aus Übersättigung, Sie haben sich geirrt! Es ist kein Durst mehr, sondern sogar ein Lechzen, ein Fiebern! Und . . . und glauben Sie nicht, es geschehe in einem so kleinen Maßstabe, daß man darüber lachen kann; verzeihen Sie, man muß vorauszuahnen verstehen! Wenn unsereiner das Ufer erreichen und den Glauben gewinnen kann, daß es tatsächlich das Ufer ist, freut er sich so darüber, daß er sofort bis zu den letzten Grenzen geht; woher kommt das? Sie wundern sich über Pawlistschew, Sie schreiben alles seiner Phantasterei oder Güte zu, es ist aber nicht so! Unsere russische Leidenschaftlichkeit setzt in solchen Fällen nicht nur uns, sondern ganz Europa in Staunen; wenn jemand von uns zum Katholizismus übergeht, muß er gleich Jesuit werden, und zwar ein ganz fanatischer; wenn er Atheist wird, verlangt er unbedingt gleich die Ausrottung des Gottesglaubens durch Gewalt, das heißt also ebenfalls mit dem Schwert! Woher kommt das, warum ist alles gleich so übertrieben? Wissen Sie das denn nicht? Weil er ein Vaterland gefunden hat, das er hier verpaßt hat, und sich darüber freut; er hat ein Ufer, er hat das Land erreicht und ist hingestürzt, um es zu küssen! Das geschieht ja nicht nur aus Eitelkeit, der russische Atheismus und die russischen Jesuiten gehen ja nicht nur aus schlechten, eitlen Gefühlen hervor, sondern auch aus seelischem Schmerz, aus geistigem Durst, aus Sehnsucht nach einer erhabenen Tätigkeit, nach einem festen Boden, nach der Heimat, an die sie den Glauben verloren haben, weil sie sie nie gekannt haben! Ein Russe kann so leicht Atheist werden, leichter als alle anderen Völker auf der ganzen Welt! Und wir werden auch nicht einfach Atheisten, sondern glauben fest an den Atheismus wie an eine neue Religion, ohne irgendwie zu bemerken, daß er eine Null ist. So groß ist unser Durst. ‚Wer keinen Boden unter sich hat, der hat auch keinen Gott.‘ Das ist nicht meine Erfindung. Das ist die Bemerkung eines altgläubigen Kaufmannes, dem ich auf meiner Reise begegnet bin. Er hat sich übrigens nicht so ausgedrückt, er hat gesagt: ‚Wer sich von der Heimat lossagt, der sagt sich auch von seinem Gott los.‘ Wenn man nur daran denkt, daß unsere gebildetsten Menschen in die Sekte der Geißler übergingen . . . Wodurch unterscheidet sich die in einem solchen Falle übrigens vom Nihilismus, dem Jesuitentum, dem Atheismus? Vielleicht ist das sogar noch tiefer! So weit ist die Sehnsucht also gegangen . . .! Eröffnen Sie den dürstenden und fiebernden Genossen des Kolumbus das Ufer der ‚Neuen Welt‘, eröffnen Sie dem Russen die russische ‚Welt‘, lassen Sie ihn dieses Gold finden, diesen Schatz, der

vor ihm in der Erde verborgen ist! Zeigen Sie ihm in der Zukunft die Wiedergeburt und Auferstehung der ganzen Menschheit, vielleicht einzig auf Grund des russischen Gedankens, des russischen Gottes und Heilands, und Sie werden sehen, welch ein mächtiger, wahrheitsliebender, weiser und sanfter Riese vor der erstaunten und erschrockenen Welt erstehen wird, denn sie erwarten von uns nur das Schwert, das Schwert und die Vergewaltigung, weil sie nach sich urteilen und sich uns nicht ohne Barbarentum vorstellen können. Und das nimmt immer mehr zu! Und . . .“

Jetzt geschah aber etwas und die Rede des Fürsten wurde auf eine höchst unerwartete Weise unterbrochen.

Diese ganze wilde Tirade, dieser ganze Schwall von seltsamen, unruhigen Worten und ungeordneten, leidenschaftlichen Gedanken, die sich in einem Wirrwarr zu drängen und einander zu überspringen schienen, wiesen auf etwas Gefährliches und Besonderes in der Stimmung des scheinbar ganz ohne Grund aufgeregten jungen Mannes hin. Alle im Salon Anwesenden, soweit sie den Fürsten kannten, wunderten sich ängstlich (und manche auch beschämt) über seinen Ausbruch, der seiner sonstigen schüchternen Zurückhaltung, seinem seltenen Taktgefühl in solchen Fällen und seinem instinktiven Verständnis für den wahren Anstand so gar nicht entsprach. Man konnte nicht begreifen, worauf das zurückzuführen sei! Das Gespräch über Pawlistschew konnte doch nicht die Ursache sein. Man hielt ihn in der Damenecke für wahnsinnig und die Belokonskaja gestand nachher: „noch ein Augenblick und sie hätte sich durch Flucht gerettet“. Die „Alten“ waren vor Staunen ganz starr; der hohe Beamte blickte von seinem Stuhl aus unzufrieden und streng drein. Der Techniker saß ganz regungslos da. Der Deutsche war erblaßt, er lächelte aber noch immer falsch und schaute die andern an, um zu erfahren, wie sie sich dazu verhalten würden? Übrigens hätte das alles und dieser „ganze Skandal“ auf die gewöhnlichste und natürlichste Weise, vielleicht sogar im Verlauf einer Minute beigelegt werden können; der außerordentlich erstaunte, aber früher als alle übrigen zur Besinnung gekommene Iwan Feodorowitsch hatte schon ein paarmal versucht, den Fürsten aufzuhalten; da es ihm nicht gelang, kam er jetzt mit einer bestimmten feststehenden Absicht auf ihn zu. Noch ein Augenblick und er würde sich wohl dazu entschlossen haben, den Fürsten unter dem Vorwand seiner Krankheit freundschaftlich hinauszuführen, was vielleicht auch wirklich richtig war und woran Iwan Feodorowitsch im stillen fest glaubte . . . Die Sache nahm jedoch eine andere Wendung.

Ganz zu Anfang, als der Fürst eben erst den Salon betreten hatte, hatte er sich möglichst weit von der chinesischen Vase weggesetzt, mit

der Aglaja ihm solche Angst eingejagt hatte. Wird man es glauben, daß in ihm nach Aglajas gestrigen Worten eine unerschütterliche Überzeugung, eine seltsame und unmögliche Vorahnung Wurzel faßte, er würde diese Vase unbedingt morgen zerbrechen, wie sehr er ihr auch aus dem Wege gehen und dem Unglück entrinnen wollte! Alles spielte sich aber folgendermaßen ab. Im Laufe des Abends begannen andere mächtige, aber lichte Eindrücke seine Seele zu durchfluten: wir haben schon davon gesprochen. Er vergaß seine Vorahnung. Als er von Pawlistschew reden hörte und Iwan Feodorowitsch ihn wieder zu Iwan Petrowitsch führte, setzte er sich näher an den Tisch und zwar auf den Sessel, der neben der riesigen, prachtvollen chinesischen Vase stand, die sich hinter ihm, fast neben seinem Ellbogen befand.

Bei seinen letzten Worten erhob er sich plötzlich von seinem Sitz, machte eine unvorsichtige Handbewegung, zuckte irgendwie mit der Schulter und . . . es ertönte ein allgemeiner Aufschrei! Die Vase wankte zuerst wie unentschlossen, ob sie nicht einem von den Alten auf den Kopf fallen sollte, neigte sich aber plötzlich nach der entgegengesetzten Seite, dem erschrocken zurückspringenden Deutschen zu, und stürzte zu Boden. Es war ein Gepolter und ein Geschrei, die teuren Scherben rollten über den Teppich, man erschrak und staunte, was aber mit dem Fürsten geschah, ist schwer und fast überflüssig wiederzugeben! Wir können es aber nicht unterlassen, auf eine seltsame Empfindung hinzuweisen, die ihn gerade in diesem Augenblick überkam und ihm plötzlich aus der Menge aller anderen verwirrten und seltsamen Empfindungen klarwurde: weder die Scham, noch der Skandal, oder die Furcht und Plötzlichkeit hatten ihn am meisten erschreckt, sondern das Eingetroffene der Prophezeiung! Er konnte es sich selbst nicht erklären, was an diesem Gedanken so besonderes war; er fühlte nur, daß dieser ihn bis ins Herz hinein erschüttert hatte und stand in einem beinahe mystischen Schrecken da. Noch einen Augenblick, und alles schien sich vor ihm zu weiten; statt des Entsetzens erfüllte ihn Licht, Freude und Entzücken; er kam außer Atem und . . . doch der Augenblick ging vorüber. Das war, Gott sei Dank, etwas anderes! Er atmete auf und schaute um sich.

Er schien den um ihn herrschenden Trubel lange nicht zu verstehen; zwar er begriff und sah ihn vollkommen, stand aber so da, als ginge ihn das gar nichts an, als wäre er, wie es im Märchen vorkommt, unsichtbar in das Zimmer geraten und beobachtete fremde, ihn aber interessierende Menschen. Er sah, wie man die Scherben wegräumte, hörte rasch sprechen, sah Aglaja, die bleich war und ihn seltsam, ja sehr seltsam betrachtete: in ihren Augen war kein Haß, auch nicht eine Spur von Zorn; sie richtete auf ihn einen erschrockenen, aber

von Sympathie erfüllten Blick, während sie die andern mit flammenden Augen betrachtete . . . sein Herz klopfte plötzlich so wonnevoll. Er sah endlich mit seltsamem Staunen, daß alle sich setzten und dabei lachten, als wäre nichts geschehen! Noch eine Minute und das Lachen nahm zu; man lachte jetzt über ihn und seine völlige Erstarrung, man tat es jedoch freundschaftlich und lustig; viele sprachen ihn an und taten das sehr freundlich, vor allem aber Lisaweta Prokofjewna: sie sagte ihm lachend etwas sehr, sehr Liebes. Plötzlich fühlte er, daß Iwan Feodorowitsch ihm gutmütig auf die Schulter klopfte; auch Iwan Petrowitsch lachte; der alte Herr war aber noch liebevoller, anziehender und sympathischer; er nahm den Fürsten bei der Hand, drückte dieselbe leicht, schlug mit der Fläche der andern Hand darauf, redete ihm wie einem kleinen, erschrockenen Jungen zu, sich zu beruhigen, was dem Fürsten sehr gefiel, und wies ihm endlich einen Sitz dicht neben sich an. Der Fürst betrachtete freudig sein Gesicht und war aus irgendeinem Grunde noch immer nicht imstande zu sprechen, er fand keinen Atem; das Gesicht des alten Herrn gefiel ihm so.

„Wie?“ murmelte er endlich, „Sie verzeihen mir wirklich? Und . . . auch Sie, Lisaweta Prokofjewna?“

Das Lachen verstärkte sich, und dem Fürsten traten Tränen in die Augen; er traute seinen Sinnen nicht und war entzückt.

„Es war ja eine wunderbare Vase. Ich erinnere mich, sie hier seit fünfzehn Jahren gesehen zu haben, ja . . . es sind fünfzehn Jahre . . .“ begann Iwan Petrowitsch.

„Ja, was ist denn dabei! Ein Mensch geht zugrunde, und da soll man an einen irdenen Topf denken!“ sagte Lisaweta Prokofjewna laut. „Bist du denn wirklich so erschrocken, Lew Nikolajewitsch?“ fügte sie sogar ängstlich hinzu. „Laß gut sein, mein Täubchen, laß gut sein: du erschreckst mich wirklich.“

„Und verzeihen Sie mir auch alles? Alles andere, außer der Vase?“ sagte der Fürst und wollte sich plötzlich erheben, der alte Herr zog ihn aber gleich wieder bei der Hand herab. Er wollte ihn nicht loslassen.

„C'est très curieux et c'est très curieux!“ flüsterte er über den ganzen Tisch hin Iwan Petrowitsch zu, er tat es übrigens recht laut. Der Fürst hatte es vielleicht gehört.

„Habe ich also niemand beleidigt? Sie glauben nicht, wie glücklich dieser Gedanke mich macht, es mußte ja auch so sein! Konnte ich denn jemand hier beleidigen? Der bloße Gedanke daran wäre für Sie ja verletzend.“

„Beruhigen Sie sich, mein Freund, das ist eine Übertreibung. Und Sie haben gar keinen Grund so zu danken; das ist ein sehr schönes, aber ein übertriebenes Gefühl.“

„Ich danke Ihnen nicht, ich . . . freue mich nur über Sie, ich bin glücklich, wenn ich Sie anschau; ich spreche vielleicht dumm, ich muß aber sprechen, ich muß erklären . . . auch wenn es aus Achtung zu mir selbst geschieht.“

Alles an ihm war exaltiert, unklar und fieberhaft; es ist sehr möglich, daß die von ihm ausgesprochenen Worte oft anders waren, als er wollte. Er schien mit den Augen zu fragen, ob er sprechen dürfe? Sein Blick fiel auf die Belokonskaja.

„Das macht nichts, Väterchen, fahre fort, fahre fort, verliere nur nicht den Atem“, bemerkte sie, „du hast ja schon vorher mit Atemnot begonnen und du siehst, wie weit du es gebracht hast, du brauchst aber keine Furcht vor dem Sprechen zu haben: diese Herren haben schon merkwürdigere Menschen gesehen, als du es bist, du wirst sie nicht verblüffen, denn du bist ja gar nicht einmal etwas so Besonderes, du hast nur die Vase zerschlagen und uns erschreckt.“

Der Fürst hörte ihr lächelnd zu.

Das waren Sie doch“, wandte er sich plötzlich an den alten Herrn, „der den Studenten Podkumow und den Beamten Schwabrin vor drei Monaten vor der Verschickung gerettet hat?“

Der alte Herr errötete ein wenig und murmelte, er solle sich beruhigen.

„Ich habe auch von Ihnen gehört“, wandte er sich sofort an Iwan Petrowitsch, „daß Sie Ihren schon freigelassenen Bauern im Gouvernement X., die Ihnen viele Unannehmlichkeiten bereiteten, die aber durch Feuer gelitten haben, Holz zum Bauen geschenkt haben?“

„Nun, das ist eine Übertreibung“, murmelte Iwan Petrowitsch, setzte sich aber geschmeichelt in Positur, diesmal hatte er aber ganz recht, daß es eine Übertreibung war; es handelte sich um ein falsches Gerücht, das bis zu dem Fürsten gedrungen war.

„Und Sie, Fürstin“, wandte er sich plötzlich mit einem freudigen Lächeln an die Belokonskaja, „haben Sie mich nicht vor einem halben Jahr auf Lisaweta Prokofjewnas Brief hin in Moskau wie einen leiblichen Sohn aufgenommen und mir, wie einem Sohn, einen Rat gegeben, den ich nie vergessen werde. Wissen Sie noch?“

„Was willst du denn nur?“ sagte die Belokonskaja ärgerlich. „Du bist ein guter, aber ein komischer Mensch: man gibt dir zwei Groschen und du dankst so, als ob man dir das Leben gerettet hätte. Du glaubst, das sei lobenswert, es ist aber widerwärtig.“

Sie wollte schon ganz böse werden, begann aber plötzlich zu lachen und es war diesmal ein gutmütiges Lachen. Auch Lisaweta Prokofjewnas Gesicht hellte sich auf, selbst Iwan Feodorowitsch wurde heiter.

„Ich habe gesagt, daß Lew Nikolajewitsch ein Mensch . . . ein Mensch . . . mit einem Wort, wenn er nur nicht so außer Atem käme, wie die Fürstin bemerkt hat . . .“ murmelte der General freudig erregt, indem er die ihm unerwarteten Worte der Belokonskaja wiederholte.

Nur Aglaja war traurig; ihr Gesicht flammte noch immer; vielleicht vor Entrüstung.

„Er ist wirklich sehr nett“, murmelte der Alte wieder Iwan Feodorowitsch zu.

„Ich bin mit einem qualerfüllten Herzen gekommen“, fuhr der Fürst mit wachsender Unruhe, immer rascher, seltsamer und begeisterter fort, „ich . . . ich habe mich vor Ihnen und vor mir selbst gefürchtet. Am meisten vor mir selbst. Als ich hierher nach Petersburg zurückkehrte, gab ich mir das Wort, alle unsere ersten, ältesten, erbgewessenen, vornehmsten Familien kennenzulernen, zu denen ich selbst meiner Geburt nach gehöre. Ich bin ja jetzt mit ebensolchen Fürsten zusammen, wie ich selbst, nicht wahr? Ich wollte Sie kennenlernen, und das war notwendig; das war sehr, sehr notwendig! . . . Ich habe von Ihnen immer zu viel Schlechtes gehört, mehr als Gutes, von der Kleinlichkeit und Ausschließlichkeit Ihrer Interessen, von der Rückständigkeit, von der Halbbildung, von den lächerlichen Gewohnheiten, – oh, man schreibt und spricht ja soviel von Ihnen. Ich bin voller Neugierde und Unruhe heute hergekommen: ich mußte mich selbst persönlich davon überzeugen, ob diese oberste Gesellschaftsschicht der Russen wirklich nichts wert ist, sich überlebt hat, ob ihre Lebensquellen versiegt sind, ob sie nur noch zum Sterben fähig ist, aber doch noch immer einen kleinlichen neidischen Kampf mit den Menschen der Zukunft führt, ihnen im Wege steht und nicht bemerkt, daß sie selbst stirbt? Ich habe an diese Meinung auch früher nicht ganz geglaubt, denn wir haben ja eigentlich nie eine höhere Gesellschaftsschicht gehabt, höchstens die Hofkreise, nach der Uniform . . . oder nach dem Zufall . . . jetzt hat das aber ganz aufgehört, nicht wahr, nicht wahr?“

„Nein, das ist gar nicht wahr“, sagte Iwan Petrowitsch giftig lachend.

„Jetzt geht es schon wieder los!“ sagte die Belokonskaja, die sich nicht mehr beherrschen konnte.

„Laissez le dire, er zittert ja am ganzen Leibe“, sagte der alte Herr halblaut.

Der Fürst war ganz außer sich.

„Und was sehe ich nun? Ich treffe elegante, einfache, kluge Menschen; ich begegne einem Greis, der einen Jüngling wie ich anhört und liebkost; ich sehe Menschen, die fähig sind zu verstehen und zu ver-

zeihen, echte Russen, die fast ebensogut und herzlich sind, wie diejenigen, die ich vorher getroffen habe. Urteilen Sie also, wie freudig überrascht ich war! Oh, lassen Sie es mich aussprechen! Ich habe viel davon gehört und habe selbst daran geglaubt, in der großen Welt beruhe alles auf Manier und alter Form, während das Wesentliche erschöpft sei; ich sehe jetzt aber selbst, daß es bei uns nicht sein kann; das ist irgendwo anders so, aber nicht bei uns. Ist es denn möglich, daß Sie alle jetzt Jesuiten und Betrüger sind? Ich habe vorher den Fürsten N. erzählen hören: ist das denn nicht ursprünglicher, auf Inspiration beruhender Humor, ist das nicht wahre Gutmütigkeit? Können solche Worte denn aus dem Munde eines . . . toten Menschen mit einem vertrockneten Herzen und Talent kommen? Würden sie mit mir denn so umgehen, wie Sie es taten? Ist das nicht ein Material für die Zukunft, das zu Hoffnungen berechtigt? Können solche Menschen denn mißverstehen und zurückbleiben?“

„Ich bitte Sie nochmals, beruhigen Sie sich, mein Lieber, wir werden das alles ein anderes Mal besprechen und es wird mir dann ein Vergnügen sein . . .“ sagte der „Würdenträger“ lächelnd.

Iwan Petrowitsch räusperte sich und drehte sich auf seinem Sitz um; Iwan Feodorowitsch machte eine Bewegung; der General sprach mit der Frau des Würdenträgers, ohne den Fürsten nur im geringsten zu beachten; die Frau des Würdenträgers hörte aber zu und blickte oft herüber.

„Nein, wissen Sie, es ist besser, wenn ich spreche!“ fuhr der Fürst in einer neuen fieberhaften Anwandlung fort, indem er sich besonders zutraulich, ja vertrauensvoll an den alten Herrn wandte. „Aglaja Iwanowna hat mir gestern zu sprechen verboten und hat mir selbst Themen genannt, von denen ich nicht sprechen darf; sie weiß, daß ich mich dadurch lächerlich mache. Ich bin siebenundzwanzig Jahre alt, ich weiß aber, daß ich wie ein Kind bin. Ich habe nicht das Recht, meine Gedanken zu äußern, ich habe es längst gesagt; ich habe nur in Moskau mit Rogoshin aufrichtig gesprochen . . . Wir haben zusammen Puschkin gelesen, den ganzen Puschkin; er kannte ihn nicht, nicht einmal Puschkins Namen . . . Ich fürchtete stets, durch mein komisches Wesen die Gedanken und die Hauptidee lächerlich zu machen. Ich besitze nicht die Fähigkeit der richtigen Gesten. Ich mache immer gerade die falschen Gesten, und das ruft Lachen hervor und erniedrigt die Idee. Ich habe auch kein Maßgefühl, und das ist die Hauptsache; das ist sogar das Wichtigste . . . Ich weiß, daß ich am besten sitzen und schweigen sollte. Wenn ich mich dazu bringe zu schweigen, scheine ich sogar sehr vernünftig zu sein und denke dabei über Verschiedenes nach. Jetzt ist es aber besser, wenn ich spreche. Ich spreche deshalb,

weil Sie mich so freundlich anblicken; Sie haben ein liebes Gesicht! Ich habe Aglaja Iwanowna gestern mein Wort gegeben, daß ich den ganzen Abend schweigen werde.“

„Vraiment?“ fragte der Alte lächelnd.

„Ich denke aber manchmal, daß ich im Unrecht bin, wenn ich so handle: die Offenherzigkeit hat doch denselben Wert wie die schönen Gesten, nicht wahr? Nicht wahr?“

„Manchmal.“

„Ich will alles erklären, alles, alles, alles! O ja! Sie glauben, ich halte mich an Utopien? Ich sei ein Idealist? O nein, mir kommen, bei Gott, immer so einfache Gedanken . . . Sie glauben es nicht? Sie lächeln? Wissen Sie, ich bin manchmal schlecht, weil ich den Glauben verliere; vorhin als ich herkam, dachte ich: ‚Wie soll ich nur mit ihnen sprechen? Mit welchem Wort muß ich beginnen, damit sie auch etwas verstehen?‘ Wie habe ich mich gefürchtet, ich habe aber noch mehr für Sie gefürchtet, das war entsetzlich! Durfte ich denn aber fürchten, war es denn nicht eine Schande, mich zu fürchten? Was folgt denn daraus, daß auf einen Fortgeschrittenen eine Unzahl von anderen, bösen Menschen kommt? Das freut mich gerade so, daß ich jetzt davon überzeugt bin, alles sei ganz anders, es sei lauter lebendiges Material! Man muß sich auch dadurch nicht beirren lassen, daß wir lächerlich sind, nicht wahr? Es ist ja wirklich so, wir sind lächerlich, leichtsinnig, haben schlechte Gewohnheiten, wir langweilen uns, wir verstehen weder zu schauen, noch uns zu vertiefen, wir alle sind so, alle, Sie und ich und die andern! Es beleidigt Sie ja nicht, daß ich Ihnen ins Gesicht sage, Sie sind lächerlich? Wenn es aber so ist, folgt daraus denn nicht, daß Sie gutes Material sind? Wissen Sie, meiner Ansicht nach ist es manchmal sogar gut, komisch zu sein: man kann dabei einander eher verzeihen und eher demütig werden; es ist doch nicht möglich, daß man alles auf einmal versteht und gleich mit der Vollkommenheit beginnt! Um die Vollkommenheit zu erreichen, muß man vorher vieles nicht verstanden haben. Wenn wir aber zu rasch verstehen, tun wir es vielleicht nicht gründlich. Das sage ich Ihnen, die Sie schon so viel zu verstehen und auch nicht zu verstehen Gelegenheit hatten! Ich fürchte jetzt nicht für Sie; Sie sind ja nicht böse, daß ein grüner Junge Ihnen diese Worte sagt? Gewiß nicht! Oh, Sie werden denen zu verzeihen wissen, von denen Sie beleidigt wurden, und denen, von denen Sie nicht beleidigt wurden, und werden Ihnen nichts nachtragen; denn es ist ja am schwersten, jenen Menschen zu verzeihen, die uns durch nichts beleidigt haben und gerade darum, weil sie uns nicht beleidigt haben und man eigentlich keinen Grund zur Klage hat: das habe ich von den vornehmen Leuten erwartet, das

wollte ich Ihnen, als ich kam, rasch sagen und wußte nicht, wie ich es tun sollte . . . Sie lachen, Iwan Petrowitsch? Sie glauben, ich hätte für jene gefürchtet, ich wäre ihr Advokat, ein Demokrat und Redner für die Gleichheit?“ fragte er mit einem hysterischen Lachen (er lachte jeden Augenblick kurz und verzückt). „Ich fürchte für Sie, für Sie alle, für alle zusammen. Ich stamme ja selbst aus einem alten Fürstengeschlecht und sitze jetzt in Gesellschaft von Fürsten. Ich spreche, um uns alle zu retten, damit unser Geschlecht nicht umsonst im Dunkel verschwindet, ohne etwas begriffen zu haben, und nur über alles streitet und alles verspielt. Warum sollen wir verschwinden und anderen Platz machen, wenn wir an der Spitze und die ersten sein können? Wenn wir an der Spitze stehen, werden wir auch die ersten bleiben. Wir wollen Diener werden, um Herren zu sein.“

Er wollte vom Sessel aufstehen, der alte Herr hielt ihn aber zurück, indem er ihn mit wachsender Unruhe betrachtete.

„Hören Sie! Ich weiß, daß es nicht gut ist, zu sprechen: es ist besser, einfach ein Beispiel zu geben und selbst zu beginnen . . . ich habe schon begonnen . . . und kann man denn wirklich unglücklich sein? Oh, was hat mein Unglück und Leiden zu sagen, wenn ich die Fähigkeit habe, glücklich zu sein? Wissen Sie, ich weiß nicht, wie man an einem Baum vorübergehen kann, ohne darüber glücklich zu sein, daß man ihn sieht. Wie man mit einem Menschen sprechen kann, ohne glücklich zu sein, weil man ihn liebt! Oh, ich kann es nur nicht aussprechen . . . wie viel schöne Sachen gibt es aber auf jeden Schritt, wenn selbst ein verlorener Mensch sie schön findet? Schaut ein Kind an, schaut das Morgenrot an, schaut, wie ein Grashalm wächst, schaut in die Augen, die euch anblicken und euch lieben . . .“

Er hatte sich beim Sprechen schon längst erhoben. Der alte Herr sah ihn erschrocken an. Lisaweta Prokofjewna rief: „Ach, mein Gott!“ Ihr fiel früher als allen anderen etwas ein und sie schlug die Hände zusammen. Aglaja lief rasch auf ihn zu, sie hatte noch Zeit, ihn in ihren Armen aufzufangen und sie hörte entsetzt, mit vor Schmerz verzerrtem Gesicht, den wilden Schrei „des Geistes“, der den Unglücklichen überwältigte und schüttelte. Der Kranke lag auf dem Teppich. Jemand schob ihm schnell ein Kissen unter den Kopf.

Das hatte niemand erwartet. Nach einer Viertelstunde versuchten Fürst N., Jewgenij Pawlowitsch und der alte Herr die Gesellschaft neu zu beleben, nach einer ferneren halben Stunde waren aber alle fort. Es wurden viele teilnahmevolle und bedauernde Worte und einige Meinungen über das Geschehene geäußert. Iwan Petrowitsch bemerkte unter anderem: „Der junge Mann sei ein Pan-sla-wist oder etwas in dieser Art, das sei aber übrigens nicht gefährlich.“ Der alte

Herr äußerte sich nicht. Am zweiten oder dritten Tag waren alle aber noch ein wenig böse. Iwan Petrowitsch fühlte sich sogar gekränkt, aber nicht sehr. Der Chef war Iwan Feodorowitsch gegenüber ein wenig kühl. Der „Protektor der Jepantschins, der Würdenträger“, murmelte dem Oberhaupt der Familie etwas Belehrendes zu, wobei er sich in schmeichelhafter Weise ausdrückte, er interessiere sich überaus für Aglajas Schicksal. Er war tatsächlich ein ganz gutmütiger Mensch; eine der Ursachen seiner Neugierde in bezug auf den Fürsten im Laufe des Abends war dessen früheres Abenteuer mit Nastasia Filippowna; er hatte von dieser Geschichte einiges gehört und interessierte sich sehr dafür, er hätte sich sogar gern danach erkundigt.

Die Belokonskaja sagte beim Weggehen zu Lisaweta Prokofjewna: „Ich finde, es ist gut und schlecht; wenn du aber meine Meinung wissen willst, muß ich dir sagen, daß es mehr schlecht ist. Du siehst ja selbst, was für ein Mensch das ist, er ist doch krank!“

Lisaweta Prokofjewna entschied im stillen endgültig, dieser Bräutigam sei unmöglich und gab sich des Nachts das Wort, „solange sie lebte, sollte der Fürst nicht Aglajas Mann werden“. Sie stand des Morgens mit diesem Entschluß auf, aber im Laufe desselben Tages, gegen ein Uhr, beim Frühstück, widersprach sie sich selbst in der merkwürdigsten Weise.

Aglaja antwortete plötzlich kalt, stolz und lakonisch auf eine übrigens außerordentlich vorsichtige Frage der Schwestern:

„Ich habe ihm nie mein Wort gegeben und habe ihn nie im Leben als meinen Bräutigam betrachtet. Er ist mir ebenso fremd, wie jeder andere.“

Lisaweta Prokofjewna fuhr plötzlich auf.

„Ich hätte das von dir nicht erwartet“, sagte sie gekränkt, „er ist als Bräutigam unmöglich, ich weiß es, und danke Gott, daß es so gekommen ist; ich hätte dich aber solcher Worte nicht für fähig gehalten. Ich glaubte, du wärest anders. Ich würde alle, die gestern da waren, fortjagen und ihn zurückbehalten, so ein Mensch ist das! . . .“

Hier schwieg sie plötzlich, weil sie über das, was sie gesagt hatte, selbst erschrak. Wenn sie gewußt hätte, wie ungerecht sie in diesem Augenblick zu ihrer Tochter war! Aglaja hatte im stillen schon alles entschieden; auch sie wartete auf ihre Stunde, die alles entscheiden sollte, und jede Andeutung, jede unvorsichtige Berührung zerriß ihr das Herz und hinterließ eine tiefe Wunde.

Dieser Morgen traf auch den Fürsten von bangen Ahnungen erfüllt an; das konnte durch seinen krankhaften Zustand erklärt werden, er war aber zu unbestimmt traurig und das war für ihn das Qualvollste. Vor ihm standen zwar grelle, bedrückende und verletzende Tatsachen, seine Trauer ging aber über alles, woran er sich erinnern und was er verstehen konnte, hinaus; er wußte, daß er sich nicht beruhigen würde. Nach und nach begann sich in ihm die Erwartung festzusetzen, es würde mit ihm noch heute etwas Besonderes und Entscheidendes geschehen. Der Anfall, den er am Tage zuvor gehabt, war nicht schlimm gewesen; er fühlte außer einer Depression, einiger Schwere im Kopf und eines Schmerzes in den Gliedern, keinerlei andere Beschwerden. Sein Verstand arbeitete ganz klar, obwohl die Seele krank war. Er stand erst spät auf und erinnerte sich sofort deutlich an den gestrigen Abend; er wußte auch noch, obwohl nicht ganz genau, daß man ihn eine halbe Stunde nach dem Anfall nach Hause gebracht hatte. Er erfuhr, daß schon ein Bote von Jepantschins bei ihm gewesen war, der sich nach seinem Befinden erkundigt hatte. Um halb zwölf kam ein zweiter, und das war ihm angenehm. Wera Lebedewa besuchte ihn als erste und pflegte ihn. Im ersten Augenblick, als sie ihn sah, begann sie plötzlich zu weinen, als der Fürst sie aber sogleich beruhigte, lachte sie. Das tiefe Mitleiden des Mädchens mit ihm fiel ihm plötzlich auf; er ergriff ihre Hand und küßte sie. Wera wurde rot.

„Ach, was fällt Ihnen ein, was fällt Ihnen ein!“ rief sie erschrocken und zog ihre Hand rasch weg.

Sie ging bald in einer seltsamen Verlegenheit. Sie erzählte ihm unter anderem, ihr Vater sei heute in aller Frühe zum „Verstorbenen“, wie er den General nannte, gelaufen, um zu erfahren, ob er während der Nacht nicht den Geist aufgegeben habe und es hieße, er würde bestimmt bald sterben. Um zwölf Uhr kehrte auch Lebedew selbst nach Hause zurück und erschien eigentlich „nur für einen Moment“ beim Fürsten, „um sich nach seinem werten Befinden zu erkundigen“ und um außerdem in das „Schränkchen“ hineinzuschauen. Er ächzte, stöhnte in einem fort, und der Fürst schickte ihn bald weg, er versuchte aber doch, sich nach dem gestrigen Anfall zu erkundigen, obwohl man sah, daß er alles schon mit allen Einzelheiten wußte. Dann kam Kolja auch für einen Augenblick; er hatte es wirklich eilig und befand sich in heftiger, düsterer Unruhe. Er begann damit, daß er den Fürsten direkt und dringend um eine Aufklärung in bezug auf all das, was man vor ihm geheimhielt, bat und sagte, er hätte am gestrigen Tage schon beinahe alles erfahren. Er war heftig und tief erschüttert.

Der Fürst erzählte mit aller Teilnahme, zu der er nur fähig war,

von dem ganzen Vorfall, indem er die Tatsachen genau mitteilte, und der arme Junge war wie vom Blitz gerührt. Er konnte kein Wort sagen und weinte schweigend. Der Fürst fühlte, daß es einer jener Momente war, die sich für immer einprägen und im Leben eines Jünglings die Bedeutung eines Wendepunktes haben. Er beeilte sich, ihm seine Ansicht über die Sache mitzuteilen und fügte hinzu, er glaube, auch der Tod des Alten wäre vielleicht hauptsächlich durch das Entsetzen zu erklären, das in seinem Herzen nach dem Vergehen zurückgeblieben war, und auch das sei schon viel, da nicht ein jeder dazu fähig sei. Koljas Augen flammten, als er den Fürsten angehört hatte:

„Wie böse Ganja, Warja und Ptizyn doch sind! Ich will mit ihnen nicht streiten, von diesem Augenblick an trennen sich aber unsere Wege! Ach, Fürst, ich habe seit gestern sehr viel Neues gelernt; ich habe Erfahrungen gesammelt! Ich weiß auch, daß die Mutter jetzt von mir erhalten werden muß; sie ist zwar bei Warja versorgt, das ist aber nicht das Richtige . . .“

Er sprang auf, da ihm einfiel, daß er erwartet wurde, fragte rasch nach dem Gesundheitszustand des Fürsten und fügte, als der ihm geantwortet hatte, plötzlich eilig hinzu:

„Gibt es sonst nichts Neues? Ich habe gehört, gestern . . . (ich habe übrigens kein Recht), wenn Sie aber jemals in irgendeiner Angelegenheit einen treuen Diener benötigen, sehen Sie ihn in meiner Person hier vor sich. Ich glaube, wir beide sind nicht ganz glücklich, nicht wahr? Aber . . . ich frage nicht, ich frage nicht . . .“

Er ging, und der Fürst vertiefte sich noch mehr in seine Gedanken: alle prophezeiten Unglück, alle hatten schon Schlüsse gezogen, alle schauten so drein, als wüßten sie etwas, das ihm unbekannt war; Lebedew fragte ihn aus, Kolja machte Andeutungen, und Wera weinte. Endlich sagte er mit einer ärgerlichen Handbewegung: „Diese verfluchte krankhafte Zweifelsucht!“ Sein Gesicht hellte sich auf, als er gegen zwei Uhr die Jepantschins erblickte, die ihn „für einen Augenblick“ besuchen wollten. Sie kamen wirklich nur für einen Augenblick. Lisaweta Prokofjewna hatte, als sie sich vom Frühstück erhob, erklärt, sie würden sofort alle zusammen spazieren gehen. Diese Mitteilung wurde kurz, trocken und ohne Erklärungen in Form eines Befehles gemacht. Alle, also die Mama, die jungen Mädchen und Fürst Stsch., machten sich auf. Lisaweta Prokofjewna schlug sofort eine Richtung ein, die derjenigen, die täglich eingeschlagen wurde, ganz entgegengesetzt war. Alle wußten, um was es sich handelte und alle schwiegen, da sie die Mama zu reizen fürchteten, die, ohne sich umzuschauen, allen voranging, als erwarte sie Vorwürfe und Entgegnungen. Endlich bemerkte Adelaida, man brauche bei einem Spazier-

gang nicht so laufen und man könnte die Mama ja doch nicht einholen.

„Ich will folgendes sagen“, erklärte plötzlich Lisaweta Prokofjewna, sich umwendend, „wir gehen jetzt bei ihm vorüber. Wie Aglaja darüber auch denken mag und was daraus auch folgen kann, man muß doch bedenken, daß er uns trotz allem nicht fremd ist, jetzt ist er aber noch obendrein unglücklich und krank; ich wenigstens will ihn besuchen. Wer will, kann mitkommen, wer nicht will, braucht es nicht zu tun, das steht jedem frei.“

Alle kamen natürlich mit. Der Fürst beeilte sich, wie es auch in Ordnung war, wegen der Vase und . . . des Skandals um Verzeihung zu bitten.

„Nun, das macht nichts“, antwortete Lisaweta Prokofjewna, „es ist nicht um die Vase schade, sondern um dich. Du bemerkst jetzt also selbst, daß es zu einem Skandal gekommen ist: es ist somit von Nutzen, wenn man sich die Sache überschlafen hat . . . doch auch das macht nichts, denn jeder sieht jetzt, daß man dich für nichts verantwortlich machen kann. Also auf Wiedersehen; ich rate dir, spazierenzugehen, wenn du kräftig genug bist und dann wieder zu schlafen. Wenn du Lust hast, komme zu uns wie bisher; du kannst ein für allemal sicher sein, daß du, was auch geschehen mag, immer der Freund unseres Hauses, auf jeden Fall aber mein Freund bleibst. Ich kann doch wenigstens für mich gutstehen . . .“

Alle gingen auf diese Anregung ein und bestätigten die Gefühle der Mutter. Sie gingen; aber in dieser gutmütigen Eile, ja etwas Freundliches und Begütigendes zu sagen, lag viel Grausamkeit, was Lisaweta Prokofjewna sich nicht klargemacht hatte. Aus der Einladung „wie bisher“ zu kommen und den Worten „wenigstens für mich“ klang wieder etwas wie eine Prophezeiung. Der Fürst dachte an Aglaja; sie hatte ihm beim Kommen und beim Abschied zwar auf eine unbeschreibliche Art zugelächelt, hatte aber selbst dann, als alle ihn der Freundschaft versicherten, kein Wort gesagt, obwohl sie ihn etwa zweimal forschend angeblickt hatte. Ihr Gesicht war bleicher als gewöhnlich, als hätte sie die Nacht schlecht geschlafen. Der Fürst beschloß, jedenfalls noch am Abend „wie sonst“ zu ihnen zu gehen und sah wie im Fieber auf die Uhr. Genau drei Minuten, nachdem die Jepantschins fort waren, trat Wera ein. –

„Lew Nikolajewitsch, Aglaja Iwanowna hat mir soeben im geheimen eine Botschaft für Sie aufgetragen.“

Der Fürst begann zu zittern. „Haben Sie einen Brief?“

„Nein, es ist mündlich; sie ist nur mit Mühe dazu gekommen. Sie bittet Sie sehr, sich den ganzen heutigen Tag, bis um sieben, oder vielleicht bis um neun Uhr abends, nicht für einen Augenblick aus dem

Hause zu entfernen; ich habe mir die Stunde nicht ganz genau gemerkt.“

Ja, – warum denn? Was bedeutet das?“

„Ich weiß nicht; sie hat mir nur eingeschärft, es bestimmt auszurichten.“

„Hat sie ‚bestimmt‘ gesagt?“

„Nein, sie hat sich nicht so ausgedrückt: sie hat mir das nur mit Mühe heimlich sagen können, weil ich zum Glück selbst zu ihr sprang. Man konnte es ihr aber schon am Gesicht ansehen, ob sie dabei ‚bestimmt‘ meinte oder nicht. Sie hat mich so angeschaut, daß mein Herz sich zusammengekrampft hat . . .“

Der Fürst stellte noch ein paar Fragen und wurde noch unruhiger, obwohl er nichts mehr erfuhr. Allein geblieben, legte er sich aufs Sofa und begann zu grübeln. „Vielleicht wird bei ihnen jemand bis neun Uhr sein und sie fürchtet wieder, ich könnte vor den Gästen etwas anstellen“, fiel ihm endlich ein, und er begann von neuem ungeduldig auf den Abend zu warten und auf die Uhr zu schauen. Die Erklärung des Rätsels erfolgte aber viel früher als am Abend und wieder in der Form eines neuen Besuches; diese Lösung war aber ein neues qualvolles Rätsel: genau eine halbe Stunde, nachdem die Japantschins fort waren, kam Ippolit zu ihm; er war so müde und abgezehrt, daß er beim Eintreten, ohne ein Wort zu sagen, wie besinnungslos in einen Sessel sank und sofort einen unerträglichen Hustenanfall bekam. Er hustete, bis ihm das Blut kam. Seine Augen funkelten, und rote Flecken brannten auf seinen Wangen. Der Fürst murmelte ihm etwas zu, er antwortete aber nicht, sondern wehrte nur lange mit den Händen ab, man solle ihn vorläufig in Ruhe lassen. Endlich kam er zu sich.

„Ich gehe!“ sagte er angestrengt, mit heiserer Stimme.

„Wenn Sie wollen, bringe ich Sie nach Hause“, sagte der Fürst, sich erhebend, und stockte, als ihm das Verbot, sich aus dem Hause zu entfernen, einfiel.

Ippolit lachte.

„Ich verlasse Sie nicht“, fuhr er fort, dauernd scharf nach Atem ringend, mit Rasseln in der Brust „ich habe es im Gegenteil für notwendig befunden, zu Ihnen zu kommen, es handelt sich um etwas Wichtiges . . . sonst würde ich nicht stören. Ich gehe dorthin und ich glaube, es ist diesmal Ernst! Es ist aus! Ich sage es nicht, um bemitleidet zu werden, glauben Sie es mir . . . ich habe mich heute um zehn Uhr schon hingelegt, um dann nicht mehr aufzustehen, ich habe es mir aber überlegt und bin noch einmal aufgestanden, um zu Ihnen zu kommen . . . es ist also notwendig.“

„Es ist traurig, Sie anzuschauen; Sie hätten mich lieber holen lassen sollen, statt sich selbst herzubemühen.“

„Jetzt ist es aber genug. Sie haben mich bedauert und haben somit die Gebote der weltmännischen Höflichkeit erfüllt . . . Ja, ich habe vergessen: wie ist denn Ihr Befinden?“

„Ich bin gesund. Ich war gestern . . . nicht ganz . . . wohl . . .“

„Ich habe gehört, ich habe gehört. Die chinesische Vase hat darunter zu leiden gehabt; schade, daß ich nicht dabei war! Ich habe mit Ihnen zu sprechen. Erstens hatte ich heute das Vergnügen, Gawrila Ardalionowitsch bei seinem Stelldichein mit Aglaja Iwanowna auf der grünen Bank zu sehen. Ich habe gestaunt, wie dumm ein Mensch auszuschaun vermag. Ich habe das Aglaja Iwanowna gegenüber geäußert, nachdem Gawrila Ardalionowitsch gegangen war . . . Sie scheinen sich über nichts zu wundern, Fürst“, fügte er hinzu, das ruhige Gesicht des Fürsten mißtrauisch betrachtend, „man sagt, es sei das Merkmal eines großen Geistes, über nichts zu staunen; meiner Ansicht nach könnte es aber in dem gleichen Maße auch als Zeichen großer Dummheit gelten . . . Ich will damit übrigens keine Andeutungen über Sie machen, verzeihen Sie . . . ich habe heute kein Glück in meiner Ausdrucksweise.“

„Ich wußte schon gestern, daß Gawrila Ardalionowitsch . . .“ begann der Fürst, verstummte aber sichtlich verwirrt, während Ippolit sich ärgerte, daß er nicht erstaunt war.

„Sie wußten es! Das ist etwas Neues! Erzählen Sie es übrigens lieber nicht . . . Waren Sie nicht auch Zeuge des heutigen Stelldicheins?“

„Wenn Sie selbst dort waren, haben Sie ja gesehen, daß ich nicht dabei war.“

„Vielleicht haben Sie irgendwo hinter einem Strauch gesessen? Ich freue mich im übrigen natürlich für Sie, ich glaubte schon, man bevorzugte Gawrila Ardalionowitsch!“

„Ich bitte Sie, mit mir nicht darüber zu sprechen, Ippolit, und noch dazu in solchen Ausdrücken.“

„Um so mehr, als Sie alles schon wissen.“

„Sie irren. Ich weiß fast nichts und es ist Aglaja Iwanowna sicherlich bekannt, daß ich nichts weiß. Ich habe von diesem Stelldichein so gut wie nichts gewußt . . . Sie sagen, es war ein Stelldichein? Also gut, lassen wir das . . .“

„Ja, was heißt denn das, bald wußten Sie es und bald wieder nicht? Sie sagen: ‚Gut, lassen wir das!‘ Nein, Sie dürfen nicht so blind vertrauen! Besonders, wenn Sie nichts wissen. Sie tun es ja nur darum, weil Sie nichts wissen. Und ist Ihnen auch bekannt, was für Pläne Bruder und Schwester haben? Sie ahnen das vielleicht . . .? Gut, gut, ich höre damit auf“, fügte er hinzu, als er eine ungeduldige Bewegung des Fürsten sah, „ich bin aber in eigener Angelegenheit gekommen und

will mich diesbezüglich erklären. Zum Teufel, es ist unmöglich, ohne Erklärungen zu sterben; es ist furchtbar, wieviel ich mich erklären muß. Wollen Sie mich anhören?“

„Sprechen Sie, ich höre zu.“

„Und doch ändere ich wieder meine Absicht: ich will mit Ganetschka beginnen. Können Sie sich vorstellen, daß auch ich heute zu der grünen Bank hinbestellt wurde? Ich will übrigens nicht lügen: ich selbst habe auf dem Stelldichein bestanden, ich habe mich aufgedrängt, ich habe versprochen, ein Geheimnis zu enthüllen. Ich weiß nicht, ob ich nicht zu früh gekommen bin (ich glaube, es war wirklich zu früh), sowie ich mich aber neben Aglaja Iwanowna setzte, sah ich Gawrila Ardalionowitsch und Warwara Ardalionowna Arm in Arm erscheinen, als gingen sie spazieren, ich glaube, sie waren beide sehr erstaunt, als sie mich sahen; sie hatten es nicht erwartet und wurden etwas verlegen. Aglaja Iwanowna errötete und war ein wenig verwirrt – ob Sie es mir glauben wollen oder nicht; vielleicht deswegen, weil ich dabei war oder einfach weil sie Gawrila Ardalionowitsch erblickte, denn er ist ja zu schön; sie errötete aber auf einmal und machte der Sache sofort ein Ende, und zwar auf eine sehr komische Weise: sie erhob sich, erwiderte Gawrila Ardalionowitschs Gruß und Warwara Ardalionownas schmeichlerisches Lächeln und erklärte plötzlich kurz: ‚Ich bin nur deshalb gekommen, um Ihnen persönlich meine Freude über Ihre aufrichtigen und freundschaftlichen Gefühle zu äußern und Ihnen zu versichern, daß, wenn ich dieselben benötigen werde...‘ Jetzt verabschiedete sie sie, und beide gingen, ich weiß nicht, ob gedemütigt oder im Triumph; Ganetschka war natürlich gedemütigt; er hatte nichts verstanden und war rot wie ein Krebs (er hat manchmal einen seltsamen Gesichtsausdruck!), Warwara Ardalionowna schien aber verstanden zu haben, daß sie sich rasch aus dem Staube machen mußte, daß auch das von Aglaja Iwanowna schon sehr viel war, und schleppte den Bruder mit fort. Sie ist klüger als er, und ich bin überzeugt, daß sie jetzt triumphiert. Ich kam aber deshalb, um mit Aglaja Iwanowna zu sprechen und mit ihr alles bezüglich ihrer Zusammenkunft mit Nastasia Filippowna zu verabreden.“

„Mit Nastasia Filippowna!“ rief der Fürst aus.

„Aha! Ich glaube, Sie verlieren Ihre Kaltblütigkeit und beginnen zu staunen? Ich freue mich sehr, daß Sie mal aussehen wollen wie ein Mensch. Dafür werde ich Ihnen etwas Amüsantes erzählen. Was es heißt, wenn man jungen hochherzigen Mädchen einen Dienst erweisen will: ich habe von ihr heute eine Ohrfeige bekommen!“

„Eine mo-moralische?“ fragte der Fürst unwillkürlich.

„Ja, keine physische. Ich glaube, niemand könnte seine Hand gegen

mich erheben, nicht einmal eine Frau würde mich schlagen; auch nicht Ganetschka! Und doch habe ich gestern eine Weile geglaubt, daß er über mich herfällt . . . Ich wette, daß ich weiß, woran Sie jetzt denken? Sie denken: „es ist wahr, man darf ihn nicht schlagen, dafür kann man ihn aber, wenn er schläft, mit einem Kissen oder einem nassen Tuch erwürgen, – man sollte das sogar tun!“ Es steht auf Ihrem Gesicht geschrieben, daß Sie gerade in diesem Augenblick so denken.“

„Ich habe nie so etwas gedacht!“ sagte der Fürst angewidert.

„Ich weiß nicht, mir hat heute nacht geträumt, daß . . . jemand mich mit einem nassen Tuch erwürgt hat . . . ich will Ihnen sagen, wer es war: denken Sie sich, Rogoshin! Glauben Sie, man kann einen Menschen mit einem nassen Tuch erwürgen?“

„Ich weiß nicht.“

„Ich habe gehört, man kann es. Gut, lassen wir das. Warum bin ich denn eine Klatschbase? Weswegen hat sie mich heute eine Klatschbase genannt? Und, beachten Sie, erst dann, als sie alles bis zum letzten Wort angehört und mich noch einmal ausgefragt hatte . . . So sind aber die Frauen! Ich bin ja nur ihretwegen zu dem interessanten Menschen Rogoshin in Beziehungen getreten; ich habe für sie eine persönliche Zusammenkunft mit Nastasia Filippowna verabredet. Vielleicht deswegen, weil ich ihre Eitelkeit verletzt habe, da ich andeutete, daß sie sich über die von Nastasia Filippowna übriggelassenen ‚Überbleibsel‘ freue? Ich leugne nicht, ich habe es ihr in ihrem eigenen Interesse die ganze Zeit erklärt, ich habe ihr zwei Briefe über dieses Thema geschrieben und heute kam ich statt eines dritten Briefes zum Stelldichein . . . Ich habe ihr neulich davon gesprochen, es sei für sie erniedrigend . . . Überdies ist auch der Ausdruck ‚die Überbleibsel‘ eigentlich nicht von mir, sondern von jemand anders; bei Ganetschka gebrauchten ihn alle; sie hat es ja auch selbst bestätigt. Weswegen nennt sie mich also eine Klatschbase? Ich sehe schon, Sie wollen bei meinem Anblick furchtbar lachen und ich wette, daß Sie auf mich die dummen Verse beziehen:

„Vielleicht wird meines Lebens traurig Ende bald

Von einem Abschiedslächeln der Liebe überstrahlt.“

„Hahaha!“ lachte er plötzlich krampfhaft und begann zu husten. „Beachten Sie“, sagte er heiser, während des Hustens, „wie Ganetschka ist: er spricht von den ‚Überbleibseln‘; was will er sich jetzt aber selbst zunutze machen!“

Der Fürst schwieg lange; er war entsetzt.

„Sie sprachen von einem Stelldichein mit Nastasia Filippowna?“ murmelte er endlich.

„So, ist es Ihnen denn tatsächlich unbekannt, daß heute eine Zu-

sammenkunft zwischen Aglaja Iwanowna und Nastasia Filippowna stattfinden wird, aus welchem Grunde Nastasia Filippowna auf Aglaja Iwanownas Einladung hin und dank meinen Bemühungen von Rogoshin eigens aus Petersburg hierher berufen wurde; sie befindet sich jetzt zugleich mit Rogoshin gar nicht weit von Ihnen, im Hause einer gewissen Darja Alexejewna, einer zweifelhaften Dame, ihrer Freundin, und Aglaja Iwanowna wird sich heute zu einem freundlichen Gespräch mit Nastasia Filippowna und zum Zwecke der Lösung verschiedener Rätsel in dieses zweifelhafte Haus begeben. Sie wollen sich mit Arithmetik befassen. Wußten Sie das nicht, auf Ihr Ehrenwort?“

„Das ist ganz unwahrscheinlich!“

„Also gut, es ist unwahrscheinlich; woher sollen Sie es übrigens wissen, obgleich hier alles sofort allgemein bekannt wird, wenn nur eine Fliege vorübersummt, es ist einmal ein solches Örtchen! Ich habe Sie also davon in Kenntnis gesetzt und Sie können mir dankbar sein. Und jetzt auf Wiedersehen, wahrscheinlich im Jenseits. Ja, noch etwas! ich habe mich Ihnen gegenüber zwar gemein benommen, denn . . . wozu sollte ich mich benachteiligen, erklären Sie mir das gütigst? Etwa zu Ihrem Wohle? Ich habe ihr ja meine Beichte gewidmet. (Sie haben es nicht gewußt?) Und wie sie das aufgenommen hat! Hihi! Ihr gegenüber war ich aber nicht gemein, ihr gegenüber habe ich nichts verschuldet; und sie hat mich beschämt und verspottet . . . Ich habe übrigens auch Ihnen gegenüber nichts verschuldet; wenn ich dort auch das von den ‚Überbleibseln‘ und ähnliches erwähnt habe, habe ich Ihnen dafür jetzt den Tag, die Stunde und die Adresse der Zusammenkunft mitgeteilt und dieses ganze Spiel aufgedeckt . . . natürlich aus Ärger und nicht aus Großmut. Leben Sie wohl, ich bin schwatzhaft wie ein Stotterer oder wie ein Schwindsüchtiger; passen Sie also auf und ergreifen Sie möglichst bald Ihre Maßregeln, wenn Sie noch den Namen eines Menschen verdienen. Die Zusammenkunft ist sicher heute abend.“

Ippolit wollte zur Tür hingehen, der Fürst rief ihn aber zurück und blieb bei der Tür stehen.

„Ihrer Ansicht nach geht Aglaja Iwanowna heute selbst zu Nastasia Filippowna?“ fragte der Fürst. Seine Wangen und seine Stirn hatten sich mit roten Flecken bedeckt.

„Ich weiß es nicht genau, es ist aber wahrscheinlich“, antwortete Ippolit, sich halb umwendend, „es ist ja übrigens gar nicht anders möglich. Nastasia Filippowna wird doch nicht zu ihr gehen! Bei Ganetschka geht es ja auch nicht; dort ist doch beinahe eine Leiche im Hause. Was ist mit dem General?“

„Das ist ja ganz unmöglich!“ rief der Fürst. „Wie soll sie denn ausgehen, selbst wenn sie es möchte? Sie kennen nicht . . . die Sitten in diesem Hause: sie kann sich nicht allein zu Nastasia Filippowna begeben; das ist ein Unsinn!“

„Sehen Sie, Fürst: niemand springt aus dem Fenster, wenn aber Feuer ausbricht, wird vielleicht der vornehmste Gentleman, die vornehmste Dame aus dem Fenster springen. Wenn einmal die Not groß ist, kann man sich nicht anders helfen, und unser Fräulein begibt sich nun sogar zu Nastasia Filippowna. Läßt man Ihre jungen Damen denn nirgends hingehen?“

„Nein, ich meine etwas anderes.“

„Wenn es etwas anderes ist, braucht sie nur die Treppe hinabzugehen und sich zu entfernen, sie muß ja gar nicht mehr nach Hause zurückkehren. Es gibt Fälle, in denen man manchmal die Schiffe hinter sich verbrennt und nicht mehr nach Hause zurückkehrt. Das Leben besteht nicht nur aus Frühstück, Mittagessen und Fürst Stsch. Ich glaube, Sie halten Aglaja Iwanowna für einen Backfisch oder ein Schulmädchen; ich habe es ihr schon gesagt und glaube, sie hat das zugegeben. Erwarten Sie sie um sieben oder acht Uhr . . . Ich würde an Ihrer Stelle irgend jemand dorthin schicken, um aufzupassen, damit man weiß, wann sie das Haus verläßt. Schicken Sie vielleicht Kolja hin; er wird mit Vergnügen spionieren, seien Sie versichert, er tut es für Sie, . . . denn alles auf der Welt ist ja relativ . . . Haha!“

Ippolit ging. Der Fürst brauchte niemand mit dem Ausspionieren zu beauftragen, selbst wenn er dazu fähig gewesen wäre. Aglajas Befehl, er solle zu Hause bleiben, war jetzt fast ganz aufgeklärt: vielleicht wollte sie ihn abholen. Vielleicht wollte sie aber auch gar nicht, daß er kam, und hatte ihm deswegen befohlen, zu Hause zu bleiben. Auch das war möglich. Ihn schwindelte; das ganze Zimmer drehte sich. Er legte sich auf das Sofa und schloß die Augen. Wie dem auch war, jedenfalls handelte es sich um etwas Endgültiges und Entscheidendes. Nein, der Fürst hielt Aglaja nicht für einen Backfisch oder ein Schulmädchen; er fühlte jetzt, daß er schon längst etwas in dieser Art befürchtet hatte; wozu wollte sie sie aber sehen? Den Fürsten überlief es kalt; er war wieder im Fieber.

Nein, er hielt sie nicht für ein Kind! Einige ihrer Worte und Ansichten hatten ihn letzthin entsetzt. Es schien ihm manchmal, daß sie sich zu sehr beherrschte und zurückhielt und er erinnerte sich, daß ihn das erschreckte. Er bemühte sich zwar, alle diese Tage nicht daran zu denken und er wehrte die lästigen Gedanken ab; was verbarg sich aber in dieser Seele? Diese Frage quälte ihn lange, obgleich er an diese Seele glaubte. Und alles das sollte sich noch heute aufklären und

entscheiden. Ein furchtbarer Gedanke! Und wieder „diese Frau!“ Warum schien es ihm immer, daß diese Frau gerade im allerletzten Moment erscheinen und sein ganzes Schicksal wie einen durchfaulten Faden zerreißen würde? Er war bereit zu schwören, daß es ihm immer so vorgekommen war, obwohl er sich halb im Fieber befand. Wenn er sich in letzter Zeit bemühte, sie zu vergessen, so nur deshalb, weil er sich vor ihr fürchtete. Was war es: liebte er diese Frau oder haßte er sie? Er stellte sich diese Frage heute auch nicht ein einziges Mal, sein Herz war rein: er wußte, wen er liebte . . . Er fürchtete sich nicht vor ihrer Zusammenkunft, vor dem Seltsamen daran, vor der ihm unbekannten Ursache derselben und nicht vor der Lösung des Rätsels durch irgendwen, – er fürchtete sich vor Nastasia Filippowna selbst. Er erinnerte sich erst nachher, einige Tage später, daß er in diesen fieberhaften Stunden fast unaufhörlich ihre Augen und ihren Blick zu sehen, ihre Worte zu hören glaubte, seltsame Worte, obwohl nach diesen krankhaften, bangen Stunden in seinem Gedächtnis nur wenig zurückblieb. Er wußte zum Beispiel nur ganz dunkel, daß Wera ihm das Mittagessen gebracht, daß er gegessen hatte; er konnte aber nicht sagen, ob er nach dem Essen geschlafen hatte oder nicht? Er wußte nur, daß er an diesem Abend alles erst von dem Augenblick an klar zu unterscheiden begann, als Aglaja plötzlich zu ihm auf die Terrasse kam und er vom Sofa aufsprang und ihr bis in die Mitte des Zimmers entgegenging: es war Viertel acht. Aglaja war ganz allein, sie war einfach gekleidet, hatte es wohl eilig gehabt und trug einen leichten Mantel. Ihr Gesicht war bleich wie früher, und die Augen leuchteten mit einem hellen, trockenen Glanz; er kannte diesen Ausdruck der Augen nicht an ihr. Sie betrachtete ihn aufmerksam.

„Sie sind völlig bereit“, bemerkte sie leise und scheinbar ruhig, „Sie sind angekleidet und haben den Hut in Händen; man hat Sie also von allem in Kenntnis gesetzt, und ich weiß auch, wer es war: Ippolit?“

„Ja, er hat es mir gesagt“, murmelte der Fürst mehr tot als lebendig.

„Also kommen Sie. Sie wissen, daß Sie mich unbedingt begleiten müssen. Ich denke, Sie sind doch kräftig genug, um auszugehen?“

„Ich bin kräftig genug, aber . . . ist es denn möglich?“

Er verstummte sogleich und konnte nichts mehr sagen. Das war sein einziger Versuch, die Wahnsinnige aufzuhalten, dann folgte er ihr wie ein Sklave. Obwohl sein Denkvermögen getrübt war, begriff er doch, daß sie auch ohne ihn dorthin gehen würde, daß er ihr also auf jeden Fall folgen mußte. Er erriet die Kraft ihrer Entschlossenheit; er war nicht imstande, gegen dieses wahnwitzige Vorhaben einzuschreiten. Sie gingen schweigend und sprachen während der ganzen

Zeit fast kein einziges Wort. Er bemerkte nur, daß sie den Weg genau kannte und als er ihr den Vorschlag machte, durch eine entlegenere Straße zu gehen, weil sie weniger belebt sei, hörte sie ihm mit sichtlicher Anstrengung aufmerksam zu und antwortete kurz: „Es bleibt sich gleich!“ Als sie Darja Alexejewnas Haus, ein großes altes Holzgebäude, schon beinahe erreicht hatten, kam eine elegante Dame mit einem jungen Mädchen aus dem Haustor heraus; beide bestiegen laut lachend und sprechend ihren Wagen, ohne die Herankommenden auch nur ein einziges Mal anzuschauen, als hätten sie sie gar nicht bemerkt. Sowie der Wagen fortrollte, öffnete die Tür sich wieder und Rogoshin, der schon wartete, ließ den Fürst und Aglaja ein und schloß hinter ihnen die Tür.

„Im ganzen Haus ist jetzt niemand außer uns vieren“, bemerkte er laut, und blickte den Fürsten seltsam an.

Gleich im ersten Zimmer erwartete sie Nastasia Filippowna, die auch sehr einfach, ganz schwarz gekleidet war; sie erhob sich, als sie kamen, lächelte aber nicht und reichte nicht einmal dem Fürsten die Hand.

Sie heftete ihren forschenden, unruhigen Blick ungeduldig auf Aglaja. Beide nahmen in einiger Entfernung voneinander Platz, Aglaja auf dem Sofa in der Ecke des Zimmers, Nastasia Filippowna am Fenster. Der Fürst und Rogoshin blieben stehen, man forderte sie auch gar nicht zum Sitzen auf. Der Fürst sah Rogoshin wieder befremdet und schmerzlich an. Dieser lächelte aber noch immer wie früher. Das Schweigen dauerte ein paar Augenblicke.

Endlich nahm Nastasia Filippownas Gesicht einen unheilverkündenden Ausdruck an; ihr Blick wurde fest und beinahe haßerfüllt, und sie wandte ihn auch nicht für einen Augenblick von ihrem Gast ab. Aglaja war sichtlich verlegen, verlor jedoch den Mut nicht. Sie blickte, als sie eintrat, ihre Nebenbuhlerin kaum an und saß vorläufig die ganze Zeit, mit gesenkten Augen, sinnend da. Sie streifte das Zimmer ein paarmal wie zufällig mit den Augen; ihr Gesicht drückte deutlich Widerwillen aus, als ob sie sich zu beschmutzen fürchtete. Sie zupfte mechanisch an ihrem Kleide herum und wechselte sogar einmal unruhig ihren Platz, indem sie in die Sofaecke rückte. Sie war sich wohl selbst schwerlich aller ihrer Bewegungen bewußt; das Unbewußte machte diese aber noch kränkender. Endlich schaute sie Nastasia Filippowna entschlossen und gerade in die Augen und las sofort alles, was in dem zornigen Blick ihrer Nebenbuhlerin funkelte. Die eine Frau hatte die andere verstanden; Aglaja fuhr zusammen.

„Sie wissen natürlich, weshalb ich Sie gebeten habe?“ sagte sie endlich sehr leise und stockte in diesem kurzen Satz zweimal.

„Nein, ich weiß nichts“, antwortete Nastasia Filippowna lakonisch und trocken.

Aglaja errötete. Es erschien ihr vielleicht auf einmal furchtbar seltsam und unwahrscheinlich, daß sie jetzt hier mit dieser Frau, im Hause „dieser Frau“ saß und auf ihre Antwort wartete. Bei den ersten Tönen von Nastasia Filippownas Stimme schien ihren Körper ein Zittern zu überlaufen. „Diese Frau“ bemerkte das natürlich sehr wohl.

„Sie verstehen alles . . . Sie tun aber absichtlich so, als ob Sie nicht verständen“, flüsterte Aglaja beinahe und schaute düster zu Boden.

„Warum sollte ich denn so tun?“ fragte Nastasia Filippowna, kaum merklich lächelnd.

„Sie wollen meine Situation . . . und den Umstand, daß ich bei Ihnen im Hause bin, ausnützen“, fuhr Aglaja ungeschickt und komisch fort.

„Sie selbst sind an dieser Situation schuld und nicht ich!“ sagte Nastasia Filippowna plötzlich errötend. „Ich habe Sie nicht eingeladen, sondern bin von Ihnen eingeladen worden, ich weiß bis jetzt noch nicht, weshalb.“

Aglaja hob hochmütig den Kopf.

„Halten Sie Ihre Zunge im Zaum; ich bin nicht gekommen, um gegen Sie mit dieser Ihrer Waffe zu kämpfen . . .“

„So! Sie sind also doch gekommen um zu ‚kämpfen‘? Stellen Sie sich vor, ich hatte geglaubt, Sie wären – geistreicher . . .“

Beide schauten einander an, ohne ihren Zorn noch zu verbergen. Und doch war eine von diesen Frauen diejenige, die noch vor so kurzer Zeit an die andere solche Briefe geschrieben hatte. Jetzt bei der ersten Begegnung und bei den ersten Worten, war aber alles wie weggeblasen. Und doch schien niemand von den vier Menschen, die sich in diesem Zimmer befanden, das seltsam zu finden. Der Fürst, der noch gestern nicht an die Möglichkeit geglaubt hätte, das nur im Traume zu sehen, stand jetzt da und schaute und hörte zu, als hätte er alles längst vorausgeahnt. Der phantastische Traum verwandelte sich plötzlich in die schroffste, nicht anzuzweifelnde Wirklichkeit. Die eine der beiden Frauen verachtete die zweite in diesem Augenblick so sehr und wünschte sie das in einem solchen Maße fühlen zu lassen (sie war vielleicht auch nur deshalb gekommen, wie Rogoschin am nächsten Tag sagte), daß trotz aller phantastischen Veranlagung dieser zweiten, trotz ihres zerrütteten Geistes und ihrer kranken Seele, keine vorhergefaßte Meinung der giftigen, echt weiblichen Verachtung ihrer Nebenbuhlerin standzuhalten vermocht hätte. Der Fürst war überzeugt, daß Nastasia Filippowna nicht selbst von ihren

Briefen anfangen würde; er erriet aus ihrem funkelnden Blick, was diese Briefe sie jetzt kosten konnten; er war aber imstande, sein halbes Leben herzugeben, wenn Aglaja sie jetzt nicht erwähnte.

Aglaja schien aber endlich zur Besinnung zu kommen und sich plötzlich wieder zu beherrschen.

„Sie haben mich falsch verstanden“, sagte sie, „ich bin nicht gekommen, um mit Ihnen zu . . . streiten, obwohl ich Sie nicht liebe. Ich . . . ich bin gekommen . . . um mit Ihnen wie ein Mensch zum andern zu sprechen. Als ich Sie herbat, war ich mir schon darüber klar, worüber ich mit Ihnen sprechen wollte und werde von meinem Entschluß nicht ablassen, auch wenn Sie mich gar nicht verstehen sollten. Um so schlimmer für Sie und nicht für mich. Ich wollte Ihnen darauf antworten, was Sie mir geschrieben haben, und zwar zog ich vor, es persönlich zu tun, weil mir das bequemer erschien. Hören Sie also meine Antwort auf alle Ihre Briefe: Fürst Lew Nikolajewitsch hat mir zuerst an dem Tage, als ich ihn kennenlernte und dann, als ich alles erfuhr, was auf der Abendgesellschaft bei Ihnen geschehen war, leid getan. Ich habe ihn deshalb bedauert, weil er ein so naiver Mensch ist und in seiner Einfalt geglaubt hat, er könnte mit einer . . . so gearteten Frau . . . glücklich sein. Was ich für ihn befürchtet habe, ist eingetroffen. Sie konnten ihn nicht lieben, Sie haben ihn gequält und dann verlassen. Sie konnten ihn deshalb nicht lieben, weil Sie zu stolz sind . . . nein, Sie sind nicht stolz, ich habe mich geirrt, sondern weil Sie eitel sind . . . auch nicht einmal das: Sie sind egoistisch bis zum . . . Wahnsinn, was auch Ihre Briefe an mich beweisen. Sie konnten ihn, der so naiv ist, nicht lieben, und haben ihn im stillen vielleicht sogar verachtet und ausgelacht. Sie konnten ja nur Ihre Schande und den ununterbrochenen Gedanken daran, daß Sie geschändet und beleidigt worden sind, liebhaben. Wenn Ihre Schande nicht so groß wäre oder wenn Ihnen gar nichts angetan worden wäre, wären Sie viel unglücklicher . . .“ (Aglaja sprach diese zu eilig hervorsprudelnden, aber schon längst, schon damals, als sie an die jetzige Zusammenkunft noch nicht im Traume dachte, vorbereiteten und überlegten Worte mit Vergnügen aus, sie verfolgte den auf Nastasia Filippownas vor Erregung verzerrtem Gesicht sich widerspiegelnden Eindruck mit giftigen Blicken.) „Wissen Sie noch“, fuhr sie fort, „daß er mir damals einen Brief geschrieben hat; er sagt, Sie hätten von diesem Brief gewußt und hätten ihn selbst gelesen. Dieser Brief hat mir alles erklärt; er hat es mir vor kurzem selbst bestätigt, das heißt ganz wörtlich alles das, was ich Ihnen jetzt sage. Nach dem Brief wartete ich. Ich erriet, daß Sie herkommen würden, denn Sie können ja nicht ohne Petersburg leben. Sie sind für die Provinz noch zu jung

und zu schön . . . Auch das sind übrigens nicht meine Worte“, fügte sie, stark errötend, hinzu, und von diesem Augenblick an verließ die Röte ihr Gesicht nicht mehr, bis sie zu Ende gesprochen hatte. „Als ich den Fürsten wiedersah, kränkte und ärgerte ich mich seinetwegen furchtbar. Lachen Sie nicht; wenn Sie lachen, sind Sie nicht würdig es zu verstehen.“

„Sie sehen ja, ich lache nicht“, sagte Nastasia Filippowna traurig und streng.

„Es ist mir übrigens ganz gleichgültig; lachen Sie, soviel Sie wollen. Als ich ihn selbst befragte, sagte er mir, er liebe Sie schon längst nicht mehr, selbst die Erinnerung an Sie sei ihm qualvoll, Sie täten ihm aber leid und sein Herz sei ‚auf ewig gebrochen‘, wenn er an Sie zurückdenke. Ich muß Ihnen noch sagen, daß ich in meinem Leben keinen einzigen Menschen getroffen habe, der ihm an edler Einfachheit und grenzenlosem Vertrauen gleich wäre. Ich erriet aus seinen Worten, daß ein jeder, der wollte, ihn betrügen könnte und daß er jedem, der ihn betrügt, verzeihen würde; darum habe ich ihn auch so lieb gewonnen . . .“

Aglaja hielt betroffen inne, als traue sie ihren Ohren nicht, daß sie diese Worte hatte aussprechen können, zugleich funkelte jedoch fast grenzenloser Stolz in ihrem Blick; jetzt schien es ihr schon ganz gleichgültig, ob „diese Frau“ über das ihr eben entschlüpfte Geständnis lachen würde.

„Ich habe Ihnen alles gesagt, ich bin zu Ende und Sie haben jetzt natürlich verstanden, was ich von Ihnen will?“

„Vielleicht habe ich es wirklich verstanden; sagen Sie es aber lieber selbst“, antwortete Nastasia Filippowna leise.

In Aglajas Gesicht flammte Zorn auf.

„Ich wollte von Ihnen erfahren“, sagte sie fest und deutlich, „mit welchem Recht Sie sich in seine Gefühle zu mir einmischen? Mit welchem Recht haben Sie es gewagt, mir Briefe zu schreiben? Mit welchem Recht erklären Sie ihm und mir jeden Augenblick, daß Sie ihn lieben, nachdem Sie ihn verlassen haben, ihm auf eine so kränkende und beschämende Weise . . . fortgelaufen sind?“

„Ich habe weder ihm noch Ihnen erklärt, daß ich ihn liebe“, sagte Nastasia Filippowna mit Anstrengung, „und . . . Sie haben recht, ich bin ihm fortgelaufen . . .“ fügte sie kaum hörbar hinzu.

„Wieso haben Sie es ‚weder ihm noch mir erklärt‘?“ rief Aglaja aus. „Und Ihre Briefe? Wer hat Sie gebeten, die Heiratsvermittlerin zwischen uns zu spielen und mir zuzureden, ihn zum Manne zu nehmen? Ist denn das keine Erklärung? Warum drängen Sie sich uns auf? Ich habe zuerst geglaubt, Sie wollten in mir durch Ihre Einmi-

schung im Gegenteil Widerwillen gegen ihn erwecken, damit ich ihn fahren lassen sollte; ich bin erst später darauf gekommen, um was es sich handelt: Sie haben sich einfach eingebildet, Sie vollbrächten mit allen diesen Faxen eine Heldentat... Ja, konnten Sie ihn denn lieben, wenn Sie so eitel sind? Warum sind Sie nicht einfach von hier abgereist, anstatt mir lächerliche Briefe zu schreiben? Warum heiraten Sie jetzt nicht den edlen Menschen, der Sie so liebt und Ihnen die Ehre angetan hat, Ihnen seine Hand anzubieten? Es ist nur zu klar, warum: wenn Sie Rogoshin heiraten, wo bleibt dann die Kränkung? Es wäre zu viel Ehre für Sie! Jewgenij Pawlowitsch hat von Ihnen gesagt, daß Sie zu viel Gedichte gelesen haben und „für Ihren Stand zu gebildet sind“; auch sollen Sie ein Blaustrumpf und eine Müßiggängerin sein; fügen Sie noch Ihre Eitelkeit hinzu, dann haben Sie alle Ursachen...“

„Und sind Sie keine Müßiggängerin?“

Es war zu rasch und zu offen zu diesem unerwarteten Punkt gekommen, denn Nastasia Filippowna hatte sich noch auf dem Wege nach Pawlowsk Hoffnungen gemacht, obwohl sie natürlich eher etwas Schlechtes als etwas Gutes erwartete; Aglaja ließ sich aber in einem Augenblick von ihrer Stimmung hinreißen, als sauste sie von einem Berg herab, und konnte dem furchtbaren Vergnügen der Rache nicht widerstehen. Es war für Nastasia Filippowna seltsam, Aglaja so zu sehen; sie betrachtete sie, als traute sie ihren Augen nicht und verlor im ersten Augenblick ihre ganze Geistesgegenwart. Ob sie nun eine Frau war, die zu viel Gedichte gelesen hatte, wie Jewgenij Pawlowitsch behauptete, oder einfach eine Wahnsinnige, wie der Fürst fest glaubte, jedenfalls war sie aber – obwohl sie manchmal so zynische und freche Manieren hatte – in Wirklichkeit viel schamhafter, zarter und zutraulicher, als man von ihr voraussetzen konnte. Es war in ihr zwar viel aus Büchern Geschöpftes, Träumerisches, Verschlossenes und Phantastisches, dafür besaß sie aber auch etwas Mächtiges und Tiefes... Der Fürst verstand das: sein Gesicht drückte Schmerz aus, Aglaja bemerkte es und begann vor Haß zu zittern.

„Wie wagen Sie es, mit mir so zu sprechen?“ erwiderte sie mit unbeschreiblichem Hochmut auf Nastasia Filippownas Bemerkung.

„Sie haben gewiß schlecht gehört“, sagte Nastasia Filippowna erstaunt. „Wie habe ich mit Ihnen gesprochen?“

„Warum haben Sie, wenn Sie eine anständige Frau sein wollten, Ihren Verführer Tozkij damals nicht einfach und ohne... Komödien verlassen?“ sagte plötzlich Aglaja ohne jeden Anlaß.

„Was wissen Sie von meinem Leben, um es wagen zu dürfen, mich zu verurteilen?“ fragte Nastasia Filippowna zusammenfahrend, totenbleich.

„Ich weiß, Sie sind nicht arbeiten gegangen, sondern sind bei dem reichen Rogoshin geblieben, um einen gefallenen Engel darzustellen. Ich wundere mich nicht, daß Tozkij sich deswegen erschießen wollte!“

„Lassen Sie das!“ sagte Nastasia Filippowna angeekelt und schmerzlich. „Sie haben mich ebenso verstanden, wie . . . Darja Alexejewnas Stubenmädchen, das neulich den Streit mit ihrem Bräutigam vor dem Gericht austrug. Die hätte das besser verstanden . . .“

„Sie ist wahrscheinlich ein anständiges Mädchen und lebt von ihrer Arbeit. Warum behandeln Sie gerade das Stubenmädchen so verächtlich?“

„Ich verachte nicht die Arbeit, sondern Sie, wenn Sie von der Arbeit sprechen.“

„Wenn Sie anständig bleiben wollten, würden Sie Wäscherin werden.“

Beide erhoben sich und blickten einander mit bleichen Gesichtern an.

„Aglaja, halten Sie ein! Das ist doch ungerecht!“ rief der Fürst verwirrt aus. Rogoshin lächelte nicht mehr, sondern hörte mit zusammengepreßten Lippen und gekreuzten Armen zu.

„Da, schauen Sie sie an“, sagte Nastasia Filippowna, vor Zorn zitternd, „dieses Fräulein! Und ich habe sie für einen Engel gehalten! Haben Sie mich ohne Gouvernante beehrt, Aglaja Iwanowna? . . . Wollen Sie, wollen Sie . . . daß ich Ihnen jetzt gleich, geradeheraus und ohne jede Beschönigung sage, warum Sie sich zu mir herbemüht haben? Sie sind erschrocken, darum sind Sie auch erschienen.“

„Ich bin vor Ihnen erschrocken?“ fragte Aglaja, außer sich vor naivem und zornigem Staunen, weil man mit ihr so zu sprechen wagte.

„Natürlich vor mir! Sie fürchten sich vor mir, wenn Sie sich entschlossen haben zu mir zu kommen. Wen man fürchtet, den verachtet man nicht. Wenn ich nur daran denke, daß ich Sie bis zu diesem Augenblick geschätzt habe! Wissen Sie auch, weshalb Sie mich fürchten und worin jetzt Ihr hauptsächliches Ziel besteht? Sie wollten sich selbst persönlich davon überzeugen: ob er mich mehr liebt, als Sie, oder nicht, denn Sie sind entsetzlich eifersüchtig . . .“

„Er hat mir schon gesagt, daß er Sie haßt“, murmelte Aglaja.

„Vielleicht; vielleicht bin ich seiner auch nicht würdig, aber . . . aber ich glaube, daß Sie gelogen haben! Er kann mich nicht hassen und er konnte das nicht sagen! Ich bin übrigens bereit, Ihnen . . . in Anbetracht Ihrer Lage . . . zu verzeihen . . . ich war aber doch besserer Meinung von Ihnen; ich dachte, Sie wären klüger und auch schöner, bei Gott! . . . Nehmen Sie also Ihren Schatz . . . da ist er, er schaut Sie an und kann nicht zu sich kommen, nehmen Sie ihn, aber unter der einen Bedingung: gehen Sie gleich hinaus! Sofort . . .!“

Sie sank in den Sessel und brach in Tränen aus. Plötzlich leuchtete aber etwas Neues in ihren Augen auf; sie blickte Aglaja fest und durchdringend an und erhob sich.

„Wenn du willst . . . werde ich gleich be-feh-len, hörst du? Ich werde ihm nur be-feh-len und er wird dich sofort verlassen und wird für immer bei mir bleiben und mich heiraten, du aber wirst allein nach Hause laufen! Willst du, willst du?“ schrie sie wie wahnsinnig, obwohl sie vielleicht selbst nicht daran glaubte, daß sie solche Worte aussprechen konnte.

Aglaja stürzte erschrocken zur Tür hin, blieb dort aber stehen.

„Wenn du willst, jage ich Rogoshin fort? Du glaubst, daß ich mich zu deinem Vergnügen mit Rogoshin schon verheiratet habe? Ich werde gleich, hier vor dir, sagen: ‚Geh fort, Rogoshin!‘ und dem Fürsten zurufen: ‚Weißt du noch, was du versprochen hast?‘ O Gott! Warum habe ich mich vor denen so erniedrigt? Hast du mir denn nicht selbst versichert, Fürst, daß du mir folgen würdest, was mit mir auch geschehen möge, daß du mich nie verlassen wolltest; daß du mich liebst und mir alles verzeihst und mich ach . . . acht . . . Ja, auch das hast du gesagt! Ich bin nur fortgelaufen, um dich zu befreien, jetzt will ich aber nicht mehr! Warum hat sie mich wie eine Gefallene behandelt? Frage Rogoshin, ob ich eine Gefallene bin, er wird es dir sagen! Jetzt, da sie mich vor deinen Augen geschändet hat, wirst auch du dich von mir abwenden und wirst sie beim Arm nehmen und fortführen? Sei dann verflucht, weil ich an dich allein geglaubt habe. Geh, Rogoshin, ich brauche dich nicht!“ schrie sie fast besinnungslos, sprach die Worte angestrengt, mit verzerrtem Gesicht und brennenden Lippen aus und glaubte offenbar selbst nicht im entferntesten an ihren Redeschwall, wollte aber zugleich den Augenblick möglichst verlängern und sich selbst täuschen. Ihre Erregung war so mächtig, daß sie daran hätte sterben können, so kam es wenigstens dem Fürsten vor. „Da ist er, schau“, rief sie endlich, sich an Aglaja wendend und mit der Hand auf den Fürstenweisend, „wenn er nicht jetzt gleich auf mich zukommt, mich nimmt und dich verläßt, dann behalte ihn nur für dich, ich trete ihn dir ab, ich brauche ihn nicht . . .“

Sie und Aglaja verstummten, wie abwartend, beide schauten den Fürsten halb wahnsinnig an. Er verstand aber vielleicht die ganze Tragweite der Herausforderung nicht, man konnte das sogar mit Bestimmtheit annehmen. Er sah nur das verzweifelte, wahnsinnige Gesicht vor sich, das ihm „für ewig das Herz gebrochen hatte“, wie er sich einmal vor Aglaja ausgedrückt hatte. Er konnte das nicht länger ertragen, wandte sich flehentlich und vorwurfsvoll an Aglaja, und wies auf Nastasia Filippowna:

„Darf man denn so sein! Sie ist doch . . . so unglücklich!“

Er hatte aber kaum Zeit das auszusprechen, denn unter Aglajas furchtbarem Blick erstarrte er. Dieser Blick drückte einen solchen Schmerz und zugleich einen so unendlichen Haß aus, daß er die Hände zusammenschlug, aufschrie und zu ihr hinstürzte, doch es war schon zu spät. Sie ertrug auch nicht einen Augenblick seines Zögerns, deckte das Gesicht mit den Händen zu, rief: „Ach, mein Gott!“ und stürzte aus dem Zimmer. Rogoshin folgte ihr, um ihr die Ausgangstür, die auf die Straße führte, zu öffnen.

Auch der Fürst lief ihr nach, auf der Schwelle umfingen ihn aber Frauenarme. Nastasia Filippownas vergrämes, verzerrtes Gesicht schaute ihn starr an und die blauen Lippen bewegten sich und fragten:

„Zu ihr? zu ihr . . .?“

Sie sank bewußtlos in seine Arme. Er hob sie auf, trug sie ins Zimmer, legte sie auf einen Sessel und blieb in stumpfer Erwartung vor ihr stehen. Auf dem Tischchen stand ein Glas Wasser; als Rogoshin zurückkam, spritzte er ihr daraus Wasser ins Gesicht; sie öffnete die Augen und begriff eine Weile gar nichts; plötzlich schaute sie aber um sich, fuhr zusammen, schrie auf und stürzte zu dem Fürsten hin.

„Er gehört mir! mir!“ rief sie aus. „Ist das stolze Fräulein fort? Hahaha“, lachte sie wie in einem Anfall! „hahaha! Ich wollte ihn diesem Fräulein abtreten Ja warum? Wozu? Ich Wahnsinnige! Ich Wahnsinnige . . .! Geh fort, Rogoshin, hahaha!“

Rogoshin sah sie forschend an, sagte kein Wort, nahm seinen Hut und ging. Nach zehn Minuten saß der Fürst neben Nastasia Filippowna, schaute sie unaufhörlich an und streichelte ihr mit beiden Händen Kopf und Gesicht, wie einem kleinen Kind. Er lachte, wenn sie lachte, und war bereit, bei ihren Tränen zu weinen. Er sagte nichts, lauschte nur aufmerksam ihrem unruhigen, leidenschaftlichen, zusammenhanglosen Geplauder, verstand aber kaum etwas, lächelte still, und sowie es ihm schien, daß sie wieder trauern, weinen, Vorwürfe machen oder sich beklagen wollte, streichelte er ihr sofort den Kopf und berührte ihre Wangen zärtlich mit den Händen, sie wie ein Kind tröstend und ihr zuredend.

Nach dem im letzten Kapitel wiedergegebenen Ereignis waren zwei Wochen vergangen und die Lage der Personen unserer Erzählung hatte sich so verändert, daß es uns außerordentlich schwerfällt, ohne besondere Erklärungen fortzufahren. Und doch fühlen wir, daß wir uns auf die einfache Wiedergabe der Tatsachen, möglichst ohne be-

sondere Erklärungen, beschränken müssen, und zwar aus einem sehr einfachen Grunde: weil wir selbst in Verlegenheit sind, wie wir vieles von dem Vorgefallenen erklären sollen. Eine solche Mitteilung unsererseits muß dem Leser sehr seltsam und unklar erscheinen; wie kann man etwas erzählen, wovon man weder eine klare Vorstellung, noch eine persönliche Meinung hat? Um das Peinliche unserer Rolle nicht noch mehr zu verschärfen, wollen wir lieber versuchen, uns durch ein Beispiel zu erklären, und der wohlgeneigte Leser wird vielleicht verstehen, was uns Schwierigkeiten bereitet, um so mehr, als dieses Beispiel keine Abschweifung, sondern im Gegenteil die direkte Fortsetzung der Erzählung ist.

Nach zwei Wochen, das heißt schon Anfang Juli, verwandelte sich die Geschichte unseres Helden und besonders das letzte Abenteuer dieser Geschichte in eine seltsame, belustigende, fast unwahrscheinliche und zugleich allgemein bekannte Anekdote, die sich nach und nach in allen Straßen, die an Lebedews, Ptizyns, Darja Alexejewnas und Jepantschins Landhäuser grenzten, – ja, kurz gesagt, beinahe in der ganzen Stadt und Umgegend verbreitete. Die ganze Gesellschaft, die Einheimischen und die die Musik besuchenden Sommerfrischler, begannen alle mit tausend Variationen dieselbe Geschichte zu erzählen, wie ein Fürst, der in einem angesehenen und anständigen Hause einen Skandal verursacht und sich von einer Tochter dieses Hauses, seiner Braut, losgesagt hatte, jetzt für eine bekannte Halbweltlerin schwärmte, alle Bande löste und trotz allem, trotz der Drohungen und der allgemeinen Entrüstung der Gesellschaft die Absicht hatte, sich dieser Tage hier in Pawlowsk, offen, mit stolz erhobenem Kopf und allen gerade in die Augen schauend, mit der verrufenen Frau trauen zu lassen. Diese Anekdote wurde durch Skandalgeschichten so ausgeschmückt, es waren so viele Bekannte und angesehene Personen mit hinein verwickelt und so verschiedene, phantastische und rätselhafte Einzelheiten hineinverwoben, andererseits wies sie auch so unwiderlegbare Tatsachen auf, daß die allgemeine Neugierde und die Tratschgeschichten natürlich sehr verzeihlich erschienen. Die feinste, schlaueste und wahrscheinlichste Deutung erfuhr das alles durch einige ernste, zu jener Sorte von vernünftigen Menschen gehörende Klatschbasen, die überall und in jeder Gesellschaftsklasse bestrebt sind, den andern die Ereignisse zu erklären, worin sie ihre Berufung und nicht selten auch ihren Trost sehen. Ihrer Auslegung nach hatte sich ein junger Mann aus gutem Hause, ein Fürst, ein reich zu nennender Mensch, ein Einfaltspinsel, dabei aber ein Demokrat, dem der von Herrn Turgenew geschilderte Nihilismus zur fixen Idee geworden war und der kaum russisch konnte, in die Tochter des Generals JAPAN-

tschin verliebt und es erreicht, im Hause als Bräutigam betrachtet zu werden. Der Fürst hätte sich in derselben Weise der Falschheit schuldig gemacht, wie jener französische Seminarist, von dem in den Zeitungen soeben eine Anekdote veröffentlicht wurde, die davon handelte, daß er sich absichtlich zum Geistlichen ernennen ließ, absichtlich diese Ernennung annahm und alle Gebräuche, Kniefälle, Küsse und Gelöbnisse erfüllte, um am nächsten Tag seinem Bischof in einem öffentlichen Brief zu erklären, daß er, da er nicht an Gott glaube, es für ehrlos halte, das Volk zu betrügen und sich für nichts und wieder nichts von ihm erhalten zu lassen, daß er darum der gestrigen Ernennung entsage und seinen Brief in liberalen Zeitungen veröffentlichen lasse. Man erzählte, er hätte absichtlich die feierliche Abendgesellschaft bei den Eltern seiner Braut abgewartet, wo er verschiedenen sehr angesehenen Personen vorgestellt wurde, um seine Gedankenrichtung laut und vor allen zu äußern, die vornehmen Würdenträger zu beschimpfen und sich öffentlich, auf beleidigende Weise, von seiner Braut loszusagen, wobei er den ihn hinausführenden Dienern Widerstand leistete und eine wunderschöne chinesische Vase zerschlug. Man fügte noch als zeitgemäße Charakteristik der Sitten hinzu, der unvernünftige junge Mann liebe tatsächlich seine Braut, die Generalstochter, er sage sich nur aus Nihilismus und wegen des bevorstehenden Skandals von ihr los, um das Vergnügen zu haben, vor aller Welt eine gefallene Frau zu heiraten und dadurch zu beweisen, daß es seiner Überzeugung nach weder gefallene, noch tugendhafte, sondern nur freie Frauen gebe; daß er an diesen gesellschaftlichen, veralteten Unterschied nicht glaube und nur eine „Frauenfrage“ kenne. Die gefallene Frau stehe in seinen Augen sogar noch etwas höher als die nicht gefallene. Diese Erklärung erschien ganz wahrscheinlich und wurde von der Mehrzahl der Sommerfrischler angenommen, um so mehr, als sie durch weitere Vorfälle bestätigt wurde. Viele Dinge blieben zwar unaufgeklärt: man erzählte, das arme Mädchen liebe ihren Bräutigam, nach anderen Versionen ihren „Verführer“ so sehr, daß sie gleich am nächsten Tage, nachdem er sie verlassen, und als er bei seiner Geliebten saß, zu ihm gelaufen sei; andere versicherten, er habe sie absichtlich, nur aus Nihilismus, um sie zu beschämen und zu beleidigen, zu seiner Geliebten hingelockt. Jedenfalls wuchs das Interesse für das Ereignis mit jedem Tage, um so mehr, als es nicht mehr anzuzweifeln war, daß die skandalöse Hochzeit wirklich stattfinden würde.

Und wenn man uns nun eine Erklärung – nicht über die nihilistischen Seiten des Vorfalles, o nein! – sondern einfach in bezug darauf abverlangen würde, in welchem Maße die festgesetzte Hochzeit den

wirklichen Wünschen des Fürsten entsprach, worin diese Wünsche jetzt bestanden, was über die derzeitige Gemütsverfassung unseres Helden zu sagen war, so mußten wir gestehen, daß wir in großer Verlegenheit wären, was wir antworten sollten. Wir wissen nur das eine, daß die Hochzeit wirklich festgesetzt wurde, und daß der Fürst selbst Lebedew, Keller und einen Bekannten von Lebedew, den er dem Fürsten bei dieser Gelegenheit vorstellte, damit beauftragte, alle Vorkehrungen für die Trauung und alles sonstige zu treffen; daß sie die Weisung erhielten, mit dem Gelde nicht zu sparen; daß Nastasia Filippowna zur Eile antrieb und den Hochzeitstag bestimmte; daß Keller auf seine eigene inständige Bitte hin Brautführer des Fürsten, und Burdowskij, der diese Anordnung mit Entzücken aufnahm, Nastasia Filippownas Brautführer sein sollte und daß die Trauung für Anfang Juli angesetzt wurde. Außer diesen sehr genauen Tatsachen sind uns aber noch einige Umstände bekannt, die uns gerade deshalb ganz verwirren, weil sie den vorangehenden widersprechen. Wir hegen zum Beispiel den Verdacht, daß, nachdem der Fürst Lebedew und die anderen mit allen Laufereien betraut hatte, er an demselben Tage fast vergaß, daß er einen Zeremonienmeister und Brautführer bestimmt und alle Anordnungen für die Hochzeit getroffen hatte, und daß er seine Vorbereitungen nur deshalb so rasch getroffen und die andern damit beauftragt hatte, um selbst an nichts mehr zu denken und alles zu vergessen. Woran dachte er aber, was beschäftigte ihn und was wollte er? Es ist auch nicht zu bezweifeln, daß ihm keinerlei Zwang auferlegt wurde (etwa durch Nastasia Filippowna); Nastasia Filippowna wünschte wirklich, daß die Hochzeit bald stattfände, sie und nicht der Fürst hatte diesen Gedanken gehabt; der Fürst willigte jedoch aus freien Stücken ein, er tat es aber ein wenig zerstreut und in einer Weise, als hätte man ihm nur etwas ganz Gewöhnliches abverlangt. Wir sehen sehr viele solche seltsame Tatsachen vor uns, sie erklären das alles jedoch nicht nur nicht, sondern verdunkeln sogar, unserer Ansicht nach, alle Aufklärungen, soviel wir davon auch mitteilen würden. Wir wollen aber noch ein Beispiel anführen.

Es ist uns bekannt, daß der Fürst während dieser zwei Wochen ganze Tage und Abende mit Nastasia Filippowna verbrachte, daß sie ihn zum Spazierengehen und zur Musik mitnahm; daß er mit ihr täglich Wagenfahrten machte, daß er sich ihretwegen beunruhigte, wenn er sie nur eine Stunde nicht sah (er liebte sie also allen Anzeichen nach innig); daß er ihr stundenlang mit einem stillen, sanften Lächeln zuhörte, wovon sie auch sprechen mochte, fast ohne selbst etwas zu erwidern. Wir wissen aber auch, daß er an diesen Tagen ein paarmal plötzlich zu Jepantschins ging, was er Nastasia Filippowna nicht ver-

heimlichte und was sie fast zur Verzweiflung brachte. Wir wissen, daß die Jepantschins ihn, solange sie in Pawlowsk blieben, nicht empfangen und ihm nie gestatteten, Aglaja Iwanowna zu sehen; er ging, ohne ein Wort zu sagen, kam jedoch am nächsten Tag wieder, als hätte er die Abweisung ganz vergessen, – und wurde natürlich wieder abgewiesen. Es ist uns auch bekannt, daß der Fürst eine Stunde, nachdem Aglaja Iwanowna von Nastasia Filippowna fortgelaufen war, vielleicht sogar noch früher, schon bei Jepantschins war und natürlich sicher Aglaja dort zu finden dachte, und daß sein Erscheinen bei Jepantschins damals außerordentliche Verwirrung und Angst hervorrief, weil Aglaja noch nicht zurückgekehrt war und weil man erst von ihm erfuhr, daß sie mit ihm bei Nastasia Filippowna gewesen war. Man erzählte, Lisaweta Prokofjewna, ihre Töchter und sogar Fürst Stsch. hätten den Fürsten damals außerordentlich hart und feindselig behandelt und hätten ihm in kräftigen Ausdrücken sowohl die Bekanntschaft als auch die Freundschaft gekündigt, besonders als plötzlich Warwara Ardalionowna bei Lisaweta Prokofjewna erschien und erklärte, Aglaja Iwanowna befinde sich schon seit einer Stunde bei ihr, sie wäre in einem schrecklichen Zustand und wollte offenbar nicht nach Hause gehen. Diese letztere Nachricht, die der Wahrheit vollkommen entsprach, übte auf Lisaweta Prokofjewna die stärkste Wirkung aus; als Aglaja Nastasia Filippowna verließ, hätte sie tatsächlich eher eingewilligt zu sterben, als jetzt den Ihren unter die Augen zu treten, und sie stürzte deshalb zu Nina Alexandrowna. Warwara Ardalionowna hielt es aber sofort für notwendig, Lisaweta Prokofjewna von allem in Kenntnis zu setzen. Mutter und Töchter liefen gleich darauf zu Nina Alexandrowna und ihnen folgte das Familienoberhaupt, Iwan Feodorowitsch, der soeben nach Hause zurückgekehrt war, sowie auch Fürst Lew Nikolajewitsch, der sich ihnen trotz des Verbotes und der harten Worte anschloß; er wurde jedoch auf Warwara Ardalionownas Befehl auch hier nicht zu Aglaja hineingelassen. Die Sache endete dann damit, daß Aglaja, als sie ihre Mutter und die Schwestern weinen sah und keinerlei Vorwürfe hörte, sich in ihre Arme stürzte und mit ihnen nach Hause zurückkehrte. Man erzählte – diese Gerüchte waren jedoch nicht ganz verlässlich – Gawrila Ardalionowitsch habe auch jetzt kein Glück; er habe die Zeit benützt, als Warwara Ardalionowna zu Lisaweta Prokofjewna gegangen war und er mit Aglaja allein blieb, um ihr von seiner Liebe zu sprechen; Aglaja hätte aber trotz ihrer Traurigkeit und ihrer Tränen nur gelacht und ihm plötzlich die seltsame Frage vorgelegt: ob er zum Beweis seiner Liebe sogleich seinen Finger an einer Kerze verbrennen würde? Man erzählte, Gawrila Ardalionowitsch wäre über

diese Frage so betroffen gewesen, er hätte so jede Fassung verloren und ein so außerordentlich befremdetes Gesicht gemacht, daß Aglaja bei seinem Anblick wie verrückt lachte, ihn verließ und nach oben zu Nina Alexandrowna lief, wo sie von den Eltern gefunden wurde. Dieses Gerücht gelangte durch Ippolit am nächsten Tag zum Fürsten. Ippolit, der das Bett nicht mehr verließ, schickte absichtlich zum Fürsten hin, um ihm diese Nachricht mitzuteilen. Es ist uns nicht bekannt, auf welche Weise Ippolit das alles erfahren hatte; als aber der Fürst das von der Kerze und dem Finger hörte, lachte er so, daß Ippolit staunte; dann zitterte er aber plötzlich und brach in Tränen aus . . . Er befand sich an diesen Tagen überhaupt in großer Unruhe und in außergewöhnlicher, unbestimmter und qualvoller Verwirrung. Ippolit erklärte sogar, er halte ihn für unzurechnungsfähig; man konnte das aber nicht so ohne weiteres behaupten.

Wenn wir alle diese Tatsachen mitteilen und uns weigern, sie zu erklären, wollen wir dadurch unseren Helden in den Augen unserer Leser durchaus nicht rechtfertigen. Mehr als das, wir sind bereit, auch die Entrüstung zu teilen, die er sogar in seinen Freunden weckte. Selbst Wera Lebedewa war eine Zeitlang über ihn empört, ebenso Kolja; sogar Keller war aufgebracht, bis er zum Brautführer gewählt wurde, von Lebedew gar nicht zu reden, der gegen den Fürsten, ebenfalls aus ganz aufrichtiger Entrüstung, Intrigen zu spinnen begann. Doch davon später. Im allgemeinen erkennen wir jedoch vollkommen und im höchsten Grade einige inhaltsreiche und sogar psychologisch tiefe Bemerkungen von Jewgenij Pawlowitsch an, die dieser dem Fürsten gegenüber direkt und ohne Umstände in einem freundschaftlichen Gespräch am sechsten oder siebenten Tage nach dem Vorfall bei Nastasia Filippowna machte. Wir wollen bei der Gelegenheit bemerken, daß nicht nur die Jepantschins selbst, sondern auch alle, die direkt oder indirekt zum Hause Jepantschin Beziehungen hatten, es für notwendig hielten, mit dem Fürsten jeglichen Verkehr abzuberechen. Fürst Stsch. wandte sich bei einer Begegnung mit dem Fürsten sogar ab und erwiderte dessen Gruß nicht. Jewgenij Pawlowitsch fürchtete jedoch nicht, sich dadurch zu kompromittieren, daß er den Fürsten besuchte, trotzdem er wieder täglich zu Jepantschins kam und dort mit sichtlich gesteigerter Gastfreundschaft empfangen wurde. Er erschien beim Fürsten am Tage, nachdem die Jepantschins Pawlowsk verlassen hatten. Als er kam, kannte er schon alle im Publikum verbreiteten Gerüchte, die er vielleicht teilweise sogar selbst förderte. Der Fürst freute sich sehr über sein Kommen und brachte das Gespräch gleich auf Jepantschins; dieser einfache, naive Anfang löste auch Jewgenij Pawlowitsch die Zunge.

Der Fürst wußte noch gar nicht, daß die Jepantschins abgereist waren, er war betreten und erbleichte; nach einer Weile schüttelte er jedoch verwirrt und sinnend den Kopf und gestand, daß „es ja so kommen mußte“; darauf erkundigte er sich rasch, wohin sie gereist seien?

Jewgenij Pawlowitsch beobachtete ihn unterdessen genau, und alles, das heißt die Schnelligkeit der Fragen, deren Naivität, seine Verlegenheit und zugleich die seltsame Offenheit, die Unruhe und Erregung riefen in ihm keine geringe Verwunderung hervor. Er teilte dem Fürsten dann liebenswürdig und genau alles mit; dieser wußte vieles noch nicht und er war der erste Bote aus jenem Hause. Er bestätigte, Aglaja wäre tatsächlich krank gewesen und hätte drei Nächte lang fast gar nicht geschlafen und Fieber gehabt; es ginge ihr jetzt besser und sie wäre außer Gefahr, hätte jedoch mit ihren Nerven und mit Weinkrämpfen zu tun . . . „Es ist noch gut, daß im Hause völliger Frieden herrscht! Man bemüht sich, selbst wenn man in Aglajas Abwesenheit unter sich ist, das Vergangene auch nicht andeutungsweise zu berühren. Die Eltern haben schon beschlossen, im Herbst, gleich nach Adelaidas Hochzeit, eine Reise ins Ausland zu unternehmen; Aglaja hat die ersten Mitteilungen darüber schweigend aufgenommen.“ Jewgenij Pawlowitsch würde vielleicht auch ins Ausland reisen. Selbst Fürst Stsch. wollte, wenn sein Beruf es ihm erlaubte, etwa für zwei Monate mit Adelaida mitreisen. Der General würde zurückbleiben. Sie waren jetzt alle nach Kolmino, ihrem zwanzig Werst von Petersburg entfernten Gut, übersiedelt, wo sich ein großes Herrschaftsgebäude befand. Die Belokonskaja war noch nicht nach Moskau abgereist und schien sogar absichtlich dazubleiben. Lisaweta Prokofjewna hatte beharrlich behauptet, es wäre ganz unmöglich, nach allem Geschehenen in Pawlowsk zu bleiben; Jewgenij Pawlowitsch hatte ihr täglich die in der Stadt zirkulierenden Gerüchte mitgeteilt. Man hielt es auch nicht für angezeigt, in das Landhaus auf der Jelagin-Insel zu übersiedeln.

„Es ist ja wirklich so“, fügte Jewgenij Pawlowitsch hinzu, „Sie müssen doch selbst zugeben, daß es unmöglich ist, hier zu bleiben . . . Besonders da man weiß, was bei Ihnen und in Ihrem Hause zu jeder Stunde vorgeht und da Sie trotz der Abweisung dort täglich Besuche machen . . .“

„Ja, ja, ja, Sie haben recht, ich wollte Aglaja Iwanowna sehen“, sagte der Fürst, indem er wieder den Kopf schüttelte.

„Ach, lieber Fürst“, rief Jewgenij Pawlowitsch plötzlich gefühlvoll und traurig aus, „wie konnten Sie damals . . . alles was sich zutrug, zulassen? Gewiß, gewiß, das kam für Sie so unerwartet . . . Ich gebe zu, daß Sie den Kopf verlieren mußten und . . . Sie konnten das wahnsinnige Mädchen nicht zurückhalten, das war nicht in Ihrer

Macht, Sie mußten doch aber begreifen, wie ernst und groß das Gefühl dieses Mädchens . . . Ihnen gegenüber war. Sie wollte mit der andern nicht teilen und Sie . . . Sie konnten einen solchen Schatz wegwerfen und zerstören!“

„Ja, ja, Sie haben recht; ja, ich bin schuldig“, sagte der Fürst furchtbar betrübt, „und wissen Sie: nur sie, nur Aglaja betrachtete Nastasia Filippowna so . . . Niemand sonst tat es.“

„Das ist ja gerade das Empörende daran, daß gar nichts Ernstes dabei war!“ rief Jewgenij Pawlowitsch aus, indem er sich ganz hinreißen ließ. „Verzeihen Sie, Fürst, aber . . . ich . . . ich habe darüber nachgedacht, Fürst; ich habe viel gegrübelt; ich weiß alles, was vorher, was vor einem halben Jahr geschehen ist, alles, und das war ja gar nicht ernst zu nehmen! Das war etwas Ausgedachtes, ein Traum, eine Einbildung, die wie Rauch verwehte, und nur die Angst und Eifersucht eines gänzlich unerfahrenen Mädchens konnte es so auffassen!“

Hier ließ Jewgenij Pawlowitsch seiner Entrüstung ganz rückhaltlos freien Lauf. Er rollte vor dem Fürsten verständig, klar und, wir wiederholen, mit außerordentlicher psychologischer Feinheit das Bild aller früheren Beziehungen des Fürsten zu Nastasia Filippowna auf. Jewgenij Pawlowitsch war immer schon sehr beredt gewesen, jetzt war er aber wirklich ein Redner. „Ihr habt mit einer Lüge angefangen; was aber mit einer Lüge anfängt, muß auch mit einer Lüge enden; das ist ein Naturgesetz. Ich bin damit nicht einverstanden und bin sogar empört, wenn jemand Sie einen Idioten nennt; Sie sind für eine solche Benennung zu klug; Sie sind aber seltsam genug, um anders als die übrigen Menschen zu erscheinen, Sie müssen das doch zugeben. Ich merke jetzt, daß alles Geschehene auf folgendem fußt; erstens auf Ihrer angeborenen Unerfahrenheit (beachten Sie, Fürst, dieses Wort ‚angeborenen‘), dann auf Ihrer ungewöhnlichen Naivität, ferner auf dem phänomenalen Mangel an Maßgefühl (was Sie schon einigemal selbst eingestanden haben) und endlich auf einer ungeheuren, alles überflutenden Menge rein verstandesmäßiger Konstruktionen, die Sie bei Ihrer außerordentlichen Ehrlichkeit bisher für echte, natürliche und ursprüngliche Überzeugungen halten! Sie müssen zugeben, Fürst, daß Ihre Beziehungen zu Nastasia Filippowna sich gleich zu Anfang auf etwas Relativem und Demokratischem aufgebaut haben (ich drücke mich der Kürze halber so aus), sozusagen auf dem Bestrickenden der ‚Frauenfrage‘ (um mich noch kürzer zu fassen). Die seltsame, skandalöse Szene, die sich bei Nastasia Filippowna abspielte, als Rogoshin das Geld brachte, ist mir ganz genau bekannt. Wenn Sie wollen, werde ich Sie selbst genau analysieren und Ihnen Sie selbst wie im Spiegel zeigen, so genau weiß ich, wie alles sich

entwickelt hat und warum es eine solche Wendung nehmen mußte! Sie haben sich als Jüngling in der Schweiz nach der Heimat gesehnt, haben Rußland wie einem unbekannten, aber gelobten Lande zugestrebt; Sie haben viel Bücher über Rußland gelesen, die vielleicht ausgezeichnet sind, Ihnen jedoch geschadet haben; Sie sind mit dem ersten Durst nach Taten hergekommen und haben sich sozusagen darauf gestürzt! Und am gleichen Tage teilt man Ihnen die traurige und herzerschütternde Geschichte der gekränkten Frau mit, erzählt das Ihnen, bei Ihrer Ritterlichkeit und Keuschheit, und noch dazu von einer Frau! Sie sehen diese Frau noch am selben Tage; Sie sind durch ihre Schönheit, durch diese phantastische, dämonische Schönheit bezaubert (ich gebe ja zu, daß sie schön ist). Fügen Sie Ihre Nervosität, fügen Sie Ihre Epilepsie und unser die Nerven erschütterndes Petersburger Tauwetter hinzu; erinnern Sie sich an diesen ganzen Tag in einer unbekannten und für Sie beinahe phantastischen Stadt, an den Tag der Begegnungen und Szenen, an den Tag der unerwarteten Bekanntschaften, der überraschendsten Wirklichkeit, an den Tag, der drei schönen Fräulein Jepantschin, unter denen sich Aglaja befand, ziehen Sie die Müdigkeit, den Schwindelanfall und dann noch Nastasia Filippownas Salon und den dort herrschenden Ton in Betracht, und ... was glauben Sie, was konnten Sie von sich selbst in einem solchen Augenblick erwarten?“

„Ja, ja; ja, ja“, sagte der Fürst, der zu erröten begann, kopfschüttelnd, „ja, es stimmt beinahe; und wissen Sie, ich hatte fast die ganze vorhergehende und auch die drittletzte Nacht im Zuge nicht geschlafen und war sehr verstimmt.“

„Gewiß, das ist es ja gerade, wo will ich denn sonst hinaus?“ fuhr Jewgenij Pawlowitsch eifrig fort. „Es ist ganz klar, daß Sie, sozusagen, im Rausch des Entzückens, die Möglichkeit, öffentlich einen hochherzigen Gedanken zu äußern, ergriffen, daß Sie, ein Fürst von Geburt und ein reiner Mensch, eine nicht durch eigene, sondern durch die Schuld eines widerwärtigen, mondänen Wüstlings der Schande preisgegebene Frau nicht für ehrlos hielten. O Gott, das ist ja begreiflich! Es handelt sich dabei aber um etwas anderes: darum, ob das auf Wahrheit beruhte, ob Ihr Gefühl wirklich und natürlich und nicht ein nur eingebildetes Entzücken war? Es ist einmal im Tempel einer Frau, einer ebensolchen Frau, verziehen worden, es wurde ihr aber doch nicht gesagt, sie tue gut daran und sei aller Ehrenbezeugungen und aller Achtung würdig! Hat Ihnen Ihr gesunder Menschenverstand denn nicht nach drei Monaten zugeflüstert, um was es sich gehandelt hat? Nehmen wir an, sie wäre jetzt unschuldig, – ich will darüber nicht streiten, nein, ich will es nicht – können alle ihre Abenteuer

aber einen so unerträglichen, teuflischen Stolz und ihren so frechen, gierigen Egoismus rechtfertigen? Verzeihen Sie, Fürst, ich lasse mich hinreißen, aber . . .“

„Ja, das ist alles möglich, vielleicht ist es wirklich wahr“, murmelte wieder der Fürst, „sie ist sehr gereizt, und Sie haben natürlich recht, aber . . .“

„Sie verdient Mitleid? Wollen Sie das sagen, mein guter Fürst? Durften Sie aber aus Mitleid und zu ihrem Vergnügen ein anderes, edles, reines Mädchen beschämen und sie vor jenen hochmütigen und verhaßten Augen erniedrigen? Wie weit soll das Mitleid denn eigentlich gehen? Das ist doch eine unerhörte Übertreibung! Wie können Sie denn ein geliebtes Mädchen so vor ihrer Nebenbuhlerin erniedrigen, es der andern zuliebe und vor den Augen dieser andern verlassen, nachdem Sie ihm selbst einen ehrlichen Antrag gemacht haben . . . ja, Sie haben ihr einen Antrag gemacht und mit ihr davon vor den Eltern und den Schwestern gesprochen! Gestatten Sie einmal die Frage, Fürst: sind Sie dann noch ein ehrlicher Mensch? Und . . . und haben Sie denn das göttliche Mädchen nicht betrogen, als Sie ihr versicherten, Sie liebten sie?“

„Ja, ja, Sie haben recht, ach, ich fühle, daß ich im Unrecht bin“, sagte der Fürst voll unsäglicher Trauer.

„Genügt das etwa?“ rief Jewgenij Pawlowitsch aus, „Genügt es einzugestehen: ‚ach, ich bin im Unrecht!‘ Sie sind im Unrecht und trotzen dabei doch? Und wo hatten Sie damals Ihr Herz, Ihr ‚christliches‘ Herz! Sie haben ja ihr Gesicht in jenem Augenblick gesehen: hat sie denn weniger gelitten, als jene, als die andere, die sich zwischen Sie gedrängt hat? Wie konnten Sie das sehen und doch zulassen? Wieso?“

„Ich . . . ich habe es doch gar nicht zugelassen . . .“ murmelte der unglückliche Fürst.

„Wieso haben Sie es nicht zugelassen?“

„Ich habe, bei Gott, nichts zugelassen. Ich begreife bis jetzt noch nicht, wie das alles geschehen ist . . . ich bin damals Aglaja Iwanowna nachgelaufen, Nastasia Filippowna war aber in Ohnmacht gefallen; und jetzt läßt man mich nie zu Aglaja Iwanowna.“

„Das bleibt sich gleich! Sie mußte Aglaja nachlaufen, auch wenn die andere ohnmächtig war!“

„Ja . . . ja, ich wußte aber . . . daß sie sterben würde! Sie hätte sich das Leben genommen. Sie kennen sie nicht und . . . es bleibt sich gleich, ich hätte dann alles Aglaja Iwanowna erzählt und . . . Jewgenij Pawlowitsch, ich sehe, daß Sie wohl nicht alles wissen. Sagen Sie, weshalb läßt man mich nicht zu Aglaja Iwanowna? Ich würde ihr ja alles

erklären! Sehen Sie: damals haben beide von etwas ganz anderem gesprochen, als sie eigentlich sollten, darum ist es dazu gekommen . . . Ich kann es Ihnen unmöglich erklären! Ich hätte es aber vielleicht Aglaja erklärt . . . Ach, mein Gott, mein Gott! Sie sprechen von ihrem Gesicht in dem Augenblick, als sie hinauslief . . . o mein Gott, ich erinnere mich daran . . .! Kommen Sie, kommen Sie!“ rief er aus, indem er eilig von seinem Sitz aufsprang, und schleppte Jewgenij Pawlowitsch plötzlich am Ärmel mit sich fort.

„Wohin?“

„Wir wollen zu Aglaja Iwanowna gehen, jetzt gleich!“

„Sie ist ja gar nicht in Pawlowsk, ich habe es Ihnen doch schon gesagt; und wozu wollen Sie hingehen?“

„Sie wird alles verstehen, sie wird es verstehen!“ murmelte der Fürst, indem er flehentlich seine Hände faltete. „Sie wird verstehen, daß das alles gar nicht so, sondern ganz, ganz anders ist!“

„Wieso ist es ganz anders? Sie heiraten doch? Folglich beharren Sie dabei . . . Heiraten Sie oder nicht?“

„Nun ja . . . ich heirate; ja, ich heirate!“

„Wieso ist es dann etwas anderes?“

„O nein, es ist nicht so, es ist nicht so! Es ist ganz gleichgültig, daß ich heirate, das macht nichts!“

„Wieso ist das gleichgültig und macht nichts? Das sind doch keine Kleinigkeiten? Sie heiraten eine geliebte Frau, um sie glücklich zu machen, und Aglaja Iwanowna sieht und weiß es; wieso wäre das also gleichgültig?“

„Um sie glücklich zu machen? O nein! Ich heirate nur so; sie will es; was folgt denn daraus, daß ich heirate: ich . . . Nun, das ist ja ganz gleich! Sie würde aber sicher sterben. Ich sehe ein, daß die Ehe mit Rogoshin ein Wahnsinn wäre! Ich habe jetzt alles begriffen, was ich vorher nicht begriff und sehen Sie: als sie damals beide nebeneinander standen, konnte ich Nastasia Filippownas Gesicht nicht ertragen . . . Sie wissen nicht, Jewgenij Pawlowitsch“, sagte er, die Stimme geheimnisvoll dämpfend, „ich habe das nie zu jemand gesagt, nicht einmal zu Aglaja, ich kann aber Nastasia Filippownas Gesicht nicht ertragen! . . . Sie haben vorhin, als Sie von jenem Abend bei Nastasia Filippowna sprachen, recht gehabt; es war aber noch etwas, wovon Sie nicht gesprochen haben, weil Sie es nicht wissen: ich habe ihr Gesicht angeschaut! Ich habe es schon des Morgens, auf dem Bild nicht ertragen . . . Wera Lebedewa zum Beispiel hat ganz andere Augen; ich . . . ich fürchte mich vor ihrem Gesicht“, fügte er ganz erschrocken hinzu.

„Sie fürchten sich?“

„Ja; sie ist ja wahnsinnig!“ flüsterte er erbleichend.

„Wissen Sie das bestimmt?“ fragte Jewgenij Pawlowitsch mit außerordentlicher Neugierde.

„Ja, bestimmt, jetzt weiß ich es bestimmt, in diesen Tagen habe ich es ganz genau erfahren!“

„Was tun Sie also?“ rief Jewgenij Pawlowitsch entsetzt, „Sie heiraten nur aus Angst? Daraus kann man doch nicht klug werden . . . Vielleicht tun Sie es nicht einmal aus Liebe?“

„O nein, ich liebe Sie von ganzem Herzen! Das ist ja . . . ein Kind; jetzt ist sie ein Kind, ein wirkliches Kind! Oh, Sie wissen nichts!“

„Und zu gleicher Zeit haben Sie Aglaja Iwanowna Ihrer Liebe versichert!“

„O ja, ja!“

„Wieso denn? Sie wollen also beide lieben?“

„O ja, ja!“

„Aber ich bitte Sie, Fürst, was sagen Sie, kommen Sie doch zur Besinnung!“

„Wenn ich Aglaja nicht sehe . . . ich muß sie durchaus sehen! Ich . . . ich werde bald im Schlaf sterben; ich dachte, ich würde diese Nacht im Schlaf sterben. Oh, wenn Aglaja wüßte, wenn sie alles wüßte . . . sie muß aber durchaus alles wissen. Denn man muß hier alles wissen, das ist die Hauptsache! Warum können wir über unsere Mitmenschen gerade dann nichts erfahren, wenn es am notwendigsten ist, wenn sie schuldig sind . . .! Ich weiß übrigens selbst nicht, was ich rede, ich bin ganz verwirrt, Sie haben mich furchtbar aufgeregt . . . Ist es denn möglich, daß sie auch jetzt noch dasselbe Gesicht hat, wie damals, als sie fortließ? O ja, ich bin schuldig! Es ist am wahrscheinlichsten, daß ich an allem schuldig bin. Ich weiß noch nicht, warum eigentlich, ich bin aber schuldig . . . Es ist noch etwas dabei, das ich Ihnen nicht erklären kann, Jewgenij Pawlowitsch, ich finde keine Worte dafür, aber . . . Aglaja Iwanowna wird es verstehen! Oh, ich habe immer daran geglaubt, daß sie es verstehen wird.“

„Nein, Fürst, sie wird es nicht verstehen! Aglaja Iwanowna hat wie eine Frau, wie ein Mensch und nicht wie . . . ein abstrakter Geist geliebt. Wissen Sie was, mein armer Fürst: es ist wohl am wahrscheinlichsten, daß Sie weder die eine, noch die andere je geliebt haben!“

„Ich weiß nicht . . . vielleicht, vielleicht, Sie haben in vielem recht, Jewgenij Pawlowitsch. Sie sind außerordentlich gescheit, Jewgenij Pawlowitsch; ach, mein Kopf beginnt mir wieder zu schmerzen, kommen Sie zu ihr! Um Gottes willen!“

„Ich sage Ihnen ja, daß sie nicht in Pawlowsk ist, sie ist in Kolmino.“

„Lassen Sie uns nach Kolmino fahren, jetzt sofort!“

„Das ist un-mög-lich!“ sagte Jewgenij Pawlowitsch, die Worte dehnend und sich erhebend.

„Hören Sie, ich werde einen Brief schreiben, bringen Sie den Brief hin!“

„Nein, Fürst, nein! Verschonen Sie mich mit solchen Aufträgen, ich kann nicht!“

Sie trennten sich, Jewgenij Pawlowitsch ging mit seltsamen Gedanken fort: auch er hatte den Eindruck, daß der Fürst nicht ganz bei Sinnen war. Und was bedeutet dieses Gesicht, das er fürchtete und das er so liebte? Und zugleich konnte er vielleicht wirklich sterben, wenn er Aglaja nicht mehr sah, und sie würde möglicherweise niemals erfahren, daß er sie so sehr liebe! Haha! Und wie kann man zwei lieben? Sind es zwei ganz verschiedene Arten von Liebe? Das ist interessant . . . der arme Idiot! Und was sollte aus ihm jetzt werden?

10

Der Fürst starb jedoch nicht vor seiner Hochzeit, weder im Wachen noch „im Schlaf“, wie er zu Jewgenij Pawlowitsch gesagt hatte. Vielleicht schlief er wirklich schlecht und hatte böse Träume; bei Tag, vor anderen, erschien er aber gut gelaunt und sogar zufrieden, doch war er manchmal sehr nachdenklich, aber nur, wenn er allein war. Man eilte mit der Hochzeit; sie sollte etwa eine Woche nach Jewgenij Pawlowitschs Besuch stattfinden. Bei dieser Eile hätten selbst die besten Freunde des Fürsten, wenn er solche gehabt hätte, ihre Bemühungen, den unglücklichen Wahnsinnigen zu „retten“, aufgegeben. Man sprach davon, Jewgenij Pawlowitschs Besuch sei teilweise auf den Einfluß des Generals Iwan Feodorowitsch, und seiner Gattin, Lisaweta Prokofjewna, zurückzuführen. Wenn sie aber beide in ihrer grenzenlosen Herzensgüte den armen Toren vor dem Abgrund zu erretten wünschten, mußten sie sich natürlich auf diesen schwachen Versuch beschränken; weder ihr Stand, noch auch vielleicht ihr Wohlwollen konnten zu ernsthafteren Bemühungen führen (was ja natürlich war). Wir haben erwähnt, daß selbst die Umgebung des Fürsten sich zum Teil gegen ihn auflehnte. Wera Lebedewa begnügte sich übrigens mit Tränen, wenn sie allein war, und saß jetzt mehr zu Hause und ging seltener als früher zum Fürsten. Kolja verlor zu dieser Zeit seinen Vater; der Alte starb an einem zweiten Schlaganfall, acht Tage nach dem ersten! Der Fürst nahm an dem Schmerz der Familie großen Anteil und verbrachte in der ersten Zeit einige Stunden täglich bei Nina Alexandrowna, er erschien auch bei der Beerdigung und in der Kirche. Viele bemerkten, daß das in der Kirche anwesende Publikum den Fürsten mit unwillkürlichem Geflü-

ster empfing und geleitete; dasselbe geschah auch auf den Straßen und im Park: wenn er vorüberging oder vorüberfuhr, wurde über ihn gesprochen, man nannte ihn, zeigte auf ihn, man hörte Nastasia Filippownas Namen. Man suchte sie auch beim Begräbnis, sie erschien aber nicht. Auch die Hauptmannsfrau ließ sich dort nicht sehen, da es Lebedew gelungen war, sie für eine Weile zu bändigen und zurückzuhalten. Die Seelenmesse machte auf den Fürsten einen mächtigen und krankhaften Eindruck; er flüsterte Lebedew noch in der Kirche als Antwort auf eine Frage zu, er wohne zum erstenmal einer rechtgläubigen Seelenmesse bei und erinnere sich, nur in der Kindheit eine Seelenmesse in irgendeiner Dorfkirche gehört zu haben.

„Jawohl, es ist, als ob dort . . . im Sarge ein ganz anderer Mensch liegt, als der, den wir erst vor so kurzer Zeit bei uns zum Vorsitzenden ernannt haben, wissen Sie noch?“ flüsterte Lebedew dem Fürsten zu. „Wen suchen Sie?“

„Es ist nichts, mir ist es nur so vorgekommen . . .“

„Vielleicht Rogoshin?“

„Ist er denn hier?“

„Er ist in der Kirche.“

„Darum ist es mir auch so vorgekommen, als ob ich seine Augen sehe“, murmelte der Fürst verlegen, „ja . . . warum ist er da? Hat man ihn eingeladen?“

„Man hat gar nicht daran gedacht. Es kennt ihn dort ja niemand. Es sind aber alle möglichen Leute hier; das ist eben so das Publikum. Warum wundern Sie sich denn so? Ich begegne ihm jetzt oft; in der verflossenen Woche habe ich ihn viermal hier in Pawlowsk getroffen.“

„Ich habe ihn . . . seit jener Zeit noch kein einziges Mal gesehen“, murmelte der Fürst.

Da auch Nastasia Filippowna ihm nichts davon gesagt hatte, daß sie Rogoshin „seit damals“ getroffen, schloß der Fürst, daß Rogoshin sich aus irgendeinem Grunde absichtlich nicht sehen ließ. Er blieb in tiefes Sinnen versunken; Nastasia Filippowna war dagegen diesen ganzen Tag und Abend außergewöhnlich lustig.

Kolja, der mit dem Fürsten noch vor dem Tode des Vaters Frieden geschlossen hatte, hatte ihm vorgeschlagen (da die Sache dringend und unaufschiebbar war), Keller und Burdowskij als Brautführer zu bitten. Er bürgte dafür, daß Keller sich anständig benehmen würde und vielleicht „nützlich“ sein könnte, bei Burdowskij war das selbstredend, er war ja ein stiller bescheidener Mensch. Nina Alexandrowna und Lebedew fragten den Fürsten, weshalb die Hochzeit, die ja schon eine beschlossene Sache sei, denn durchaus in Pawlowsk und noch dazu während der Hauptsaison und so öffentlich stattfinden sollte?

Wäre es nicht besser, die Hochzeit in Petersburg, und zwar bei sich im Hause zu feiern? Der Fürst war sich darüber ganz klar, was alle diese Befürchtungen zu bedeuten hatten; er antwortete jedoch kurz und einfach, es sei Nastasia Filippownas ausdrücklicher Wunsch.

Am nächsten Tag erschien Keller beim Fürsten, den man benachrichtigt hatte, er sei zum Brautführer bestimmt. Bevor er eintrat, blieb er vor der Tür stehen, hob, als er den Fürsten erblickte, die rechte Hand mit gestrecktem Zeigefinger in die Höhe und schrie ihm, wie schwörend entgegen:

„Ich trinke nicht!“

Dann kam er auf den Fürsten zu, umarmte ihn fest, schüttelte ihm beide Hände und erklärte, er wäre anfangs, als er davon hörte, dagegen gewesen, was er auch beim Billard erklärt hätte, und zwar aus keinem andern Grunde, als weil er mit der Ungeduld eines Freundes den Fürsten täglich mit niemand anderem, als mit der Prinzessin de Rohan oder wenigstens de Chabeau verheiraten wollte; jetzt sähe er aber selbst ein, daß der Fürst wenigstens zwölfmal edler, als „die alle zusammen“ über alles dachte. Denn er verlangte nicht nach Glanz, nach Reichtum und nicht einmal nach Ehrenbezeugungen, sondern nur nach Wahrheit! Der Wert der Sympathien hoher Persönlichkeiten sei nur zu bekannt, und der Fürst stehe seiner Bildung nach zu hoch, um, allgemein gesprochen, keine hohe Persönlichkeit zu sein! „Der Pöbel und allerlei Gesindel urteilt aber anders; man hört in der Stadt, in den Häusern, in Gesellschaften, in den Sommerwohnungen, bei der Musik, in den Wirtshäusern, beim Billardspiel von nichts anderem reden und schwatzen als von dem bevorstehenden Ereignis. Ich habe gehört, daß man in der ersten Nacht unter Ihren Fenstern ein Ständchen bringen will! Fürst, wenn Sie die Pistole eines anständigen Menschen benötigen, bin ich bereit ein halbes Dutzend Schüsse abzugeben, noch bevor Sie sich am nächsten Morgen aus dem Hochzeitsbett erhoben haben.“ Er riet auch dazu, in Anbetracht des zu erwartenden großen Andranges von Neugierigen nach Schluß der kirchlichen Trauung, auf dem Hof eine Feuerspritze aufzustellen; Lebedew habe aber dagegen protestiert und sagte: „Man würde das Haus dem Boden gleichmachen, wenn man eine Feuerspritze sähe.“

„Dieser Lebedew intrigiert gegen Sie, Fürst, bei Gott! Die alle wollen Sie mit allem was Sie haben, mit Ihrem freien Willen und ihrem Geld, das heißt also mit den beiden Dingen, die jeden von uns von einem Vierfüßer unterscheiden, unter Kuratel stellen! Ich habe es mit eigenen Ohren gehört! Es ist wirklich wahr.“

Der Fürst erinnerte sich, schon selbst etwas in der Art gehört zu haben, ohne es aber natürlich zu beachten. Er lachte auch jetzt nur

und vergaß es gleich wieder. Lebedew hatte sich eine Zeitlang wirklich damit beschäftigt; die Berechnungen dieses Menschen entstanden immer wie aus einer Inspiration und wurden vor übergroßem Eifer zu kompliziert, verzweigten sich und entfernten sich vom ursprünglichen Ausgangspunkt nach allen Seiten hin; darum gelang ihm auch nur selten etwas im Leben. Als er dann, schon fast am Hochzeitstage, zum Fürsten beichten kam (er hatte stets die Gewohnheit, zu denen, gegen die er intrigierte, beichten zu kommen, besonders wenn die Intrigen mißlangen), erklärte er ihm, er sei ein geborener Talleyrand und es sei unbegreiflich, wieso er nur ein Lebedew geblieben. Darauf setzte er ihm sein ganzes Manöver auseinander, was den Fürsten außerordentlich interessierte. Er hatte, nach seinen Worten, damit begonnen, daß er sich die Protektion hoher Persönlichkeiten verschaffte, auf die er sich, wenn es notwendig sein sollte, stützen könnte und war zum General Iwan Feodorowitsch gegangen. Der General, Iwan Feodorowitsch, war erstaunt und sagte, er meine es mit dem „jungen Mann“ gut, erklärte jedoch, wenn er auch von Herzen wünschte, ihn zu retten, so schickte es sich doch für ihn nicht, sich an so etwas zu beteiligen. Lisaweta Prokofjewna wollte ihn weder sehen, noch anhören; Jewgenij Pawlowitsch und Fürst Stsch. wehrten ihn nur mit den Händen ab. Er verlor aber nicht den Mut und beriet sich mit einem guten Juristen, einem ehrwürdigen alten Herrn, seinem Freund und beinahe seinem Wohltäter; dieser meinte, die Sache sei wohl durchzuführen, wenn man kompetente Zeugen seines geistigen Verfalls und gänzlichen Irrsinns aufreiben könnte, die Hauptsache bleibe aber die Protektion hochgestellter Personen. Lebedew verzagte auch jetzt noch nicht und brachte einmal einen Arzt zum Fürsten, auch einen achtbaren alten Herrn, einen Sommerfrischler mit dem Annenorden am Halse, der einzig und allein kam, um die Sache sozusagen selbst in Augenschein zu nehmen, den Fürsten kennenzulernen und vorläufig nicht offiziell, sondern freundschaftlich seine Meinung über ihn zu äußern. Der Fürst erinnerte sich an diesen Besuch des Arztes; er wußte noch, daß Lebedew am Vorabend auf ihn eingeredet hatte, er sei unwohl; als der Fürst jedoch jede Behandlung endgültig abwies, erschien er plötzlich mit dem Arzt, unter dem Vorwand, sie kämen jetzt beide von Herrn Terentjew, dem es sehr schlecht gehe und der Arzt hätte dem Fürsten etwas über den Kranken mitzuteilen. Der Fürst lobte Lebedew dafür und empfing den Arzt außerordentlich freundlich. Man begann sofort über den kranken Ippolit zu sprechen; der Arzt bat ihn, die Szene des Selbstmordversuches genau zu erzählen, und der Fürst riß ihn durch eine Wiedergabe des Vorfalles und dessen Erklärung ganz hin. Man sprach vom

Petersburger Klima, von der Krankheit des Fürsten, von der Schweiz und von Schneider. Der Fürst flößte dem Arzt durch seine Darstellung von Schneiders System und durch seine Art zu erzählen solches Interesse ein, daß er zwei Stunden dableib; er rauchte dabei die ausgezeichneten Zigarren des Fürsten, während Lebedew ihm einen sehr guten Likör vorsetzte, den Wera brachte, wobei der Arzt, ein verheirateter Mann mit Familie, ihr eine Reihe von Komplimenten machte und in ihr dadurch tiefe Entrüstung hervorrief. Sie schieden als Freunde. Als der Arzt den Fürsten verließ, fragte er Lebedew, wen man eigentlich zum Vormund ernennen sollte, wenn man solche Leute unter Kuratel stellen wolle? Als Lebedew aber in tragischer Weise von dem bald bevorstehenden Ereignis zu sprechen begann, schüttelte der Arzt nur spöttisch und belustigt den Kopf und bemerkte endlich, daß „man ja schon von so manchen Heiraten gehört hätte, diese verführerische Person besitze aber, soviel er gehört hatte, außer ihrer großen Schönheit – was ja schon allein genüge, um einen begüterten Menschen hinzureißten – Kapitalien, die sie von Tozkij und Rogoshin erhalten hatte, und überdies Perlen, Diamanten, Schals und Möbel, und darum ließe diese Wahl nicht nur auf keine besondere, in die Augen fallende Dummheit seitens des teuren Fürsten schließen, sondern zeuge eher von einem schlaue berechnenden, praktischen Verstand und führe also zu einem entgegengesetzten, für den Fürsten nur schmeichelhaften Schluß...“ Dieser Gedanke machte auf Lebedew Eindruck; „er halte sich auch jetzt noch daran“, fügte er dem Fürsten gegenüber hinzu, „jetzt erwarten Sie von mir nichts als Ergebenheit und Bereitschaft, mein Blut für Sie zu vergießen, ich bin nur deswegen hergekommen, um Ihnen das mitzuteilen.“

Auch Ippolit nahm den Fürsten in diesen letzten Tagen in Anspruch; er ließ ihn sehr oft rufen. Sie lebten nicht weit entfernt in einem kleinen Häuschen; die jüngeren Kinder, der Bruder und die Schwester von Ippolit, freuten sich deswegen über den Landaufenthalt, weil sie sich vor dem Kranken in den Garten retten konnten; die arme Hauptmannsfrau mußte aber alle seine Launen über sich ergehen lassen und war sein Opfer; der Fürst mußte täglich begütigen und Frieden stiften, der Kranke nannte ihn immer seine „Kinderfrau“, wagte es aber doch nicht, ihn seiner Vermittlerrolle wegen zu verachten. Er war auf Kolja sehr böse, weil dieser ihn fast gar nicht besuchte und erst bei seinem sterbenden Vater und dann bei der verwitweten Mutter blieb. Endlich machte er die bevorstehende Hochzeit des Fürsten mit Nastasia Filippowna zur Zielscheibe seines Spottes und endete damit, daß er den Fürsten beleidigte und ihn so aufbrachte, daß dieser ihn nicht mehr besuchte. Nach zwei Tagen kam

die Hauptmannsfrau des Morgens und bat den Fürsten unter Tränen, sich zu ihnen herüber zu bemühen, sonst würde Ippolit sie zu Tode quälen. Sie fügte hinzu, er wolle ein großes Geheimnis mitteilen. Der Fürst ging hin. Ippolit wollte sich mit ihm aussöhnen, weinte und wurde nach den Tränen natürlich noch erboster, er fürchtete sich aber, seinen Zorn zu äußern. Es ging ihm sehr schlecht und man sah deutlich, daß er bald sterben würde. Er hatte gar kein Geheimnis und wußte außer seinen wiederholten Bitten, sich „vor Rogoshin in acht zu nehmen“, die er in atemloser (vielleicht gemachter) Aufregung hervorbrachte, nichts zu sagen. „Das ist ein Mensch, der einem nichts abtritt; er ist ganz anders als wir beide; wenn er etwas will, weicht er nicht von der Stelle.“ Der Fürst begann sich näher zu erkundigen, da er Tatsachen hören wollte; es gab aber keine solchen, sondern nur Ippolits persönliche Empfindungen und Eindrücke. Er brachte es zu seiner außerordentlichen Befriedigung so weit, daß er dem Fürsten furchtbare Angst einflößte. Der Fürst wollte anfangs einige seiner Fragen nicht beantworten und lächelte nur über seine Ratschläge „ins Ausland zu fliehen, es gäbe überall russische Geistliche und man könne sich auch dort trauen lassen.“ Endlich schloß Ippolit aber mit folgender Wendung: „Ich fürchte ja nur für Aglaja Iwanowna; Rogoshin weiß, wie Sie lieben; Liebe um Liebe; Sie haben ihm Nastasia Filippowna weggenommen, und er wird Aglaja Iwanowna töten; sie gehört Ihnen jetzt zwar nicht mehr an, es würde Sie aber doch schwer treffen, nicht wahr?“ Er erreichte sein Ziel; der Fürst war ganz außer sich, als er ihn verließ.

Diese Warnungen in bezug auf Rogoshin wurden am Tage vor der Hochzeit geäußert. Der Fürst sah an demselben Abend auch Nastasia Filippowna zum letztenmal vor der Trauung; doch sie war nicht imstande, ihn zu beruhigen, sondern steigerte seine Unruhe nur noch mehr. Früher, also noch vor einigen Tagen, hatte sie alles versucht, um ihn heiter zu stimmen, sie fürchtete sehr seine traurige Miene: sie versuchte sogar ihm vorzusingen; am häufigsten erzählte sie ihm aber alles Komische, an das sie sich erinnern konnte. Der Fürst tat zwar immer so, als wäre er heiter und lachte manchmal auch wirklich, dank den geistvollen Einfällen und dem Temperament, mit dem sie erzählte, wenn sie sich hinreißen ließ, und das geschah häufig. Wenn sie den Fürsten aber lachen sah und sich von dem von ihr erzielten Eindruck überzeugte, war sie entzückt und stolz auf sich. Jetzt wuchs ihre Traurigkeit und ihre Nachdenklichkeit aber fast von Stunde zu Stunde. Seine Meinung über Nastasia Filippowna stand schon fest, sonst wäre ihm alles an ihr jetzt natürlich rätselhaft und unverständlich erschienen. Er glaubte aber aufrichtig, daß sie wieder zu neuem

Leben auferstehen könnte. Er sprach die Wahrheit, als er Jewgenij Pawlowitsch gegenüber bemerkte, daß er sie von Herzen und innig liebte, und in seiner Liebe zu ihr war etwas wie die Neigung zu einem armen, kranken Kinde, das man schwer und unmöglich sich selbst überlassen kann. Er erklärte niemandem seine Gefühle zu ihr und liebte es selbst dann nicht davon zu sprechen, wenn das schwer zu umgehen war; mit Nastasia Filippowna selbst sprach er jedoch, wenn er mit ihr allein war, niemals von „Gefühlen“, als hätten sie es beide miteinander verabredet. An ihrem heiteren und lebhaften Gespräch konnte gewöhnlich jedermann teilnehmen. Darja Alexejewna erzählte nachher, sie hätte sich diese ganze Zeit bei ihrem Anblick gefreut und sie bewundert.

Diese seine Ansicht über Nastasia Filippownas seelischen und geistigen Zustand befreite ihn teilweise von vielen Zweifeln. Sie war jetzt eine ganz andere Frau als diejenige, die er vor drei Monaten gekannt hatte. Er dachte zum Beispiel nicht mehr darüber nach, warum sie damals mit Tränen, Flüchen und Vorwürfen vor der Trauung geflohen war und jetzt selbst auf baldiger Hochzeit bestand? „Sie fürchtet wohl nicht mehr wie damals, daß die Ehe mit ihr mich unglücklich machen könnte“, dachte der Fürst. Das so rasch in ihr entstandene Selbstvertrauen konnte seiner Ansicht nach nicht natürlich sein. Diese Sicherheit war aber doch nicht nur auf den Haß gegen Aglaja zurückzuführen; Nastasia Filippowna verstand es, tiefer zu empfinden. Es war auch nicht die Furcht vor dem Schicksal, das sie an Rogoshins Seite erwartet hätte. Es konnten dabei, mit einem Wort, alle drei Ursachen mit noch einigen anderen zugleich maßgebend sein; es war ihm aber ganz klar, daß es sich hier gerade um das handelte, was er schon lange ahnte, und daß die arme, kranke Seele es nicht ertragen konnte. Das alles befreite ihn zwar einigermaßen von seinen Zweifeln, ließ ihn jedoch die ganze Zeit nicht zur Ruhe und Sicherheit kommen. Er bemühte sich manchmal, an nichts zu denken; er schien die Ehe tatsächlich als eine ganz unbedeutende Formalität zu betrachten; er legte auf sein eigenes Schicksal viel zu geringes Gewicht. Bei Entgegnungen und Gesprächen in der Art seiner Auseinandersetzung mit Jewgenij Pawlowitsch fühlte er sich aber ganz unsicher und gar nicht maßgebend, so daß er Unterredungen dieser Art vermied.

Er hatte übrigens bemerkt, daß Nastasia Filippowna nur zu gut wußte und verstand, was Aglaja für ihn bedeutete. Sie sagte es zwar nicht, er sah aber ihr „Gesicht“, wenn sie ihn manchmal dabei traf, daß er im Begriff war, zu Jepantschins zu gehen. Als die Jepantschins fortreisten, strahlte sie förmlich. So wenig argwöhnisch und aufmerksam er auch war, machte ihm doch der Gedanke Sorgen, Nastasia

Filippowna könnte sich zu irgendeinem Skandal entschließen, um Aglaja aus Pawlowsk zu vertreiben. Das Gerede und Aufsehen, das durch die Hochzeit im Kreise der Sommergäste hervorgerufen wurde, war zum Teil durch Nastasia Filippowna aufrechterhalten worden, um die Nebenbuhlerin zu reizen. Da die Japantschins schwer zu treffen waren, nahm Nastasia Filippowna den Fürsten einmal in ihrem Wagen mit und ordnete an, dicht an den Fenstern der Wohnung des Generals vorbeizufahren. Das war für den Fürsten eine furchtbare Überraschung; er bemerkte es wie gewöhnlich erst, als man nichts mehr dagegen tun konnte und als der Wagen schon an den Fenstern vorüberfuhr. Er sagte nichts, war darauf aber zwei Tage krank; Nastasia Filippowna wiederholte dieses Experiment nicht mehr. In den letzten Tagen vor der Hochzeit verfiel sie in tiefes Sinnen; sie endete immer damit, daß sie ihre Traurigkeit überwand und wieder heiter wurde, sie wurde aber stiller, und in ihrer Fröhlichkeit nicht so stürmisch und glücklich, wie noch vor kurzer Zeit. Der Fürst verdoppelte seine Aufmerksamkeiten. Er wunderte sich, daß sie mit ihm nie von Rogoshin sprach. Nur einmal, fünf Tage vor der Hochzeit, schickte Darja Alexejewna plötzlich zu ihm und ließ ihm sagen, er sollte sofort kommen, Nastasia Filippowna wäre sehr unwohl. Er fand sie in einem Zustand, der an völligen Irrsinn erinnerte; sie zitterte und schrie, Rogoshin hätte sich bei ihnen im Hause, im Garten versteckt, sie hätte ihn soeben gesehen, er würde sie in der Nacht töten . . . erstechen! Sie konnte sich den ganzen Tag nicht beruhigen. Als der Fürst aber am selben Abend zu Ippolit kam, erzählte die Hauptmannsfrau, die in Geschäften in der Stadt gewesen und soeben zurückgekehrt war, heute wäre Rogoshin bei ihr in der Wohnung gewesen und hätte sich bei ihr über Pawlowsk erkundigt. Auf die Frage des Fürsten, wann Rogoshin bei ihr gewesen sei, nannte die Hauptmannsfrau fast dieselbe Stunde, zu welcher Nastasia Filippowna ihn heute in ihrem Garten gesehen haben wollte. Die Sache mußte also auf eine einfache Halluzination zurückgeführt werden: Nastasia Filippowna suchte selbst die Hauptmannsfrau auf, um sich genauer zu erkundigen und war dann ganz getröstet.

Am Vorabend der Hochzeit war Nastasia Filippowna ganz begeistert, als der Fürst sie verließ; von der Modistin in Petersburg war alles, was zur Hochzeitstoilette gehörte, eingetroffen, das Brautkleid, der Schleier und alles übrige. Der Fürst hätte nie erwartet, daß diese Dinge sie so beschäftigen würden, er lobte alles und sein Lob machte sie noch glücklicher. Sie ließ sich aber doch einiges entchlüpfen: sie hatte schon gehört, daß man in der Stadt aufgebracht war und daß Spottvögel tatsächlich ein Ständchen in eigens für die Gelegenheit

gedichteten Versen vorbereiteten, was auch von der übrigen Gesellschaft gutgeheißen wurde. Und deshalb wollte sie jetzt den Kopf noch höher tragen, alle durch den Geschmack und Reichtum ihrer Toilette in Schatten stellen, „sie mögen schreien und pfeifen, wenn sie es wagen!“ Bei dem bloßen Gedanken funkelten ihre Augen. Sie hatte noch einen heimlichen Wunsch, den sie nicht laut äußerte: sie träumte davon, daß Aglaja oder wenigstens eine von ihr abgesandte Persönlichkeit inkognito unter der Menge in der Kirche sein würde, um sie anzuschauen und alles zu sehen, und sie bereitete sich heimlich darauf vor. Sie trennte sich, von diesen Gedanken ganz erfüllt, um elf Uhr abends vom Fürsten; es hatte aber noch nicht Mitternacht geschlagen, als Darja Alexejewna eilig zum Fürsten schickte und ihm sagen ließ, „er möchte rasch kommen, es stehe mit Nastasia Filippowna sehr schlecht“. Der Fürst traf seine Braut ganz verzweifelt, in Tränen und in Krämpfen an; sie hatte sich im Schlafzimmer eingeschlossen und hörte lange nicht darauf, was man ihr durch die geschlossene Tür sagte, öffnete endlich, ließ nur den Fürsten ein, schloß hinter ihm die Tür und fiel vor ihm auf die Knie. (So erzählte später wenigstens Darja Alexejewna, der es gelungen war, einiges zu erspähen.)

„Was tue ich nur! Was tue ich, was tue ich mit dir!“ rief sie und umfaßte krampfhaft seine Füße.

Der Fürst blieb eine ganze Stunde bei ihr; wir wissen nicht, wovon sie sprachen. Darja Alexejewna erzählte, sie hätten sich nach einer Stunde beruhigt und glücklich voneinander getrennt. Der Fürst schickte im Laufe der Nacht noch einmal hin und ließ sich nach allem erkundigen; Nastasia Filippowna schlief aber schon. Des Morgens, noch vor ihrem Erwachen, erschienen bei Darja Alexejewna wieder zwei Boten des Fürsten; man ließ ihm erst durch den dritten sagen, um Nastasia Filippowna herum sei ein ganzer Schwarm von Modistinnen und Friseuren aus Petersburg beschäftigt, das von gestern sei vergessen, sie sei von ihrer Toilette so in Anspruch genommen, wie es bei einer so schönen Frau vor der Trauung nur natürlich sei, und jetzt, in diesem Augenblick, finde gerade eine höchst wichtige Konferenz darüber statt, was von dem Diamantenschmuck und wie er verwendet werden sollte? Der Fürst war ganz beruhigt.

Alle übrigen Einzelheiten dieser Hochzeit wurden von verlässlichen Leuten folgendermaßen wiedergegeben:

Die Trauung war auf acht Uhr abends festgesetzt; Nastasia Filippowna war schon um sieben Uhr fertig. Schon von sechs Uhr an begannen sich um Lebedews Sommerwohnung, besonders aber um Darja Alexejewnas Haus ganze Haufen Neugieriger zu versammeln; um sieben Uhr begann sich auch die Kirche zu füllen. Wera Lebedewa

und Kolja waren in großer Angst um den Fürsten; sie hatten jedoch zu Hause viel zu tun: sie bereiteten den Empfang und die Bewirtung in den Zimmern des Fürsten vor. Nach der Trauung war übrigens keine Feierlichkeit weiter in Aussicht genommen; außer den Personen, die bei der Trauung zugegen sein mußten, hatte Lebedew die Ptizyns, Ganja, den Arzt mit dem Annenorden um den Hals und Darja Alexejewna geladen. Als der Fürst sich bei Lebedew erkundigte, wie es ihm einfallen konnte, den Arzt zu laden, der ja „fast ganz fremd sei“, antwortete Lebedew selbstzufrieden: „Er hat einen Orden um den Hals und ist ein respektabler Mensch, er sieht nach was aus“, und der Fürst mußte lachen. Keller und Burdowskij sahen in Frack und Handschuhen sehr anständig aus, nur brachte Keller den Fürsten und seine übrigen Freunde durch seine allzu offenerherzige Kampfbereitschaft ein wenig in Verlegenheit: er betrachtete die sich vor dem Haus versammelnden Schaulustigen sehr feindselig. Um halb acht begab sich der Fürst endlich im Wagen zur Trauung. Wir wollen unter anderem bemerken, daß er absichtlich nichts von den üblichen Sitten und Gebräuchen unterlassen wollte; alles spielte sich offen vor aller Augen und wie es sich gehörte ab. Der Fürst schritt unter Kellers Obhut, der nach rechts und links drohende Blicke richtete, mit Mühe durch die Menge, von ununterbrochenem Flüstern und von Ausrufen begleitet, und verschwand für eine Weile im Altarraum, während Keller die Braut holen ging; er traf vor der Tür von Darja Alexejewnas Haus eine Menge an, die nicht nur dreimal so dicht, sondern vielleicht auch dreimal so frech war, wie die vor dem Hause des Fürsten. Als er ins Haus trat, hörte er derartige Bemerkungen, daß er es nicht länger aushalten konnte und sich an das Publikum wandte, um eine entsprechende Rede zu halten, zum Glück wurde er aber von Burdowskij und Darja Alexejewna selbst, die aus dem Hause kam, unterbrochen; sie packten ihn und führten ihn mit Gewalt in die Wohnung. Keller war gereizt und hatte es eilig. Nastasia Filippowna erhob sich, schaute noch einmal in den Spiegel, sagte mit einem „schiefen“ Lächeln, wie Keller nachher erzählte, sie sei bleich „wie eine Tote“, verbeugte sich inbrünstig vor dem Heiligenbild und ging hinaus. Ein Stimmengewirr begrüßte ihr Erscheinen. Im ersten Augenblick hörte man lachen, applaudieren und vielleicht auch pfeifen; nach einer Weile ertönten aber auch andere Stimmen:

„Wie schön sie ist!“ rief man in der Menge.

„Sie ist nicht die erste und nicht die letzte!“

„Alles wird durch die Trauung gutgemacht, ihr Schafsköpfe!“

„Nein, wo findet man nur jemand, der so bildschön ist, hurra!“ schrien die am nächsten Stehenden.

„Eine Fürstin! Ich würd' einer solchen Fürstin zulieb meine Seele verkaufen!“ schrie irgendein Schreiber. „Mein Leben für eine einzige Nacht!“

Nastasia Filippowna trat tatsächlich bleich wie ein Tuch heraus; ihre großen schwarzen Augen leuchteten jedoch wie glühende Kohlen in die Menge hinein, und die Menge ertrug diesen Blick nicht; die Entzündung ging in Rufe des Entzückens über. Die Wagentür stand schon offen und Keller reichte eben der Braut den Arm, als sie auf einmal aufschrie und sich von der Treppe direkt in die Menge stürzte. Alle, die sie begleiteten, erstarrten vor Staunen, die Menge trat vor ihr zurück und in einer Entfernung von fünf, sechs Schritten von der Anfahrt tauchte plötzlich Rogoshin auf. Nastasia Filippowna hatte in der Menge seinen Blick aufgefangen. Sie lief wie wahnsinnig auf ihn zu und packte ihn bei beiden Händen:

„Rette mich! Führe mich fort! Wohin du willst, jetzt gleich!“ Rogoshin hob sie fast auf den Arm und trug sie halb zu einem Wagen. Dann entnahm er seinem Portemonnaie im Augenblick einen Hundertrubelschein und streckte diesen dem Kutscher hin.

„Zur Bahnstation, und wenn du den Zug erreichst, kriegst du noch einen Hunderter!“

Damit sprang er Nastasia Filippowna nach in den Wagen und warf die Tür zu. Der Kutscher zögerte nicht einen Augenblick und schlug auf die Pferde los. Keller erklärte später alles durch die Plötzlichkeit des Vorfalles: „noch eine Sekunde, und ich wäre zu mir gekommen und hätte es nicht zugelassen“, erklärte er, als er von dem Abenteuer erzählte. Er und Burdowskij nahmen einen zweiten Wagen, der sich zufällig dort befand und wollten ihnen nacheilen, überlegten sich aber unterwegs, es wäre jedenfalls schon zu spät, und man könnte mit Gewalt doch nichts ausrichten.

„Auch der Fürst wird dagegen sein!“ entschied Burdowskij erschüttert.

Rogoshin und Nastasia Filippowna langten rechtzeitig am Bahnhof an. Als Rogoshin den Wagen verließ und schon im Begriff war in den Zug zu steigen, fand er noch Zeit, ein vorübergehendes Mädchen in einer alten, aber anständigen dunklen Mantille und einem Foulardkopftuch anzuhalten.

„Wollen Sie fünfzig Rubel für Ihre Mantille?“ fragte er, dem Mädchen plötzlich das Geld hinhaltend. Noch bevor es Zeit hatte, sich zu wundern und die Sache zu begreifen, hatte er ihr schon einen Fünfzigrubelschein in die Hand geschoben, ihr die Mantille und das Tuch weggenommen und Nastasia Filippownas Kopf und Schultern damit bedeckt. Ihre zu großartige Toilette fiel auf und würde im Zug die

allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben; das Mädchen begriff erst nachher, warum man ihr den alten, wertlosen Kram so teuer abgekauft hatte.

Das Gerücht von dem Ereignis drang mit ungewöhnlicher Schnelligkeit in die Kirche. Als Keller zum Fürsten zurückkehrte, stürzten viele ganz unbekannte Leute zu ihm, um ihn auszufragen. Man sprach laut, schüttelte den Kopf und lachte sogar; niemand verließ die Kirche, alle warteten darauf, wie der Bräutigam die Nachricht aufnehmen würde. Er erbleichte, hörte die Neuigkeit aber ruhig an und sagte kaum hörbar: „Ich habe vieles befürchtet, ich habe aber doch nicht gedacht, daß es so kommen würde!“ Darauf schwieg er eine Weile und fügte hinzu: „Übrigens . . . in ihrer Lage . . . ist das ja ganz in Ordnung.“ Keller nannte diese Äußerung nachher „beispiellos philosophisch“. Der Fürst trat scheinbar ruhig und gefaßt aus der Kirche heraus; wenigstens wollten viele es bemerkt haben und erzählten das später. Er wünschte wohl recht rasch nach Hause zu kommen und allein zu bleiben, man ließ es aber nicht dazu kommen. Gleich nach ihm traten einige der Eingeladenen ins Zimmer, unter anderem Ptizyn, Gawrila Ardalionowitsch und mit ihnen der Arzt, der auch noch nicht zu gehen beabsichtigte. Außerdem war das Haus von müßigen Gaffern buchstäblich umlagert. Der Fürst hörte von der Terrasse aus, wie Keller und Lebedew mit einigen Menschen, die wie Beamte aussahen, in heftigen Streit geraten waren, weil sie um jeden Preis auf die Terrasse kommen wollten. Der Fürst trat auf die Streitenden zu, fragte, um was es sich handle, schob Keller und Lebedew höflich beiseite, wandte sich liebenswürdig an einen schon grauhaarigen dicken Herrn, der an der Spitze einiger anderer Neugieriger auf den Treppenstufen stand und lud ihn ein, ihm die Ehre seines Besuches zu erweisen. Der Herr wurde verlegen, trat aber doch näher: ihm folgte ein zweiter und dritter. In dem ganzen Haufen fanden sich sieben, acht Personen, die mit hereinkamen und möglichst ungezwungen taten; sonst meldete sich niemand mehr und die Menge sprach sich bald darauf gegen die Frechlinge aus. Man bot den Ankömmlingen Sitze an; das Gespräch kam in Gang, es wurde Tee serviert und alles spielte sich zu einiger Verwunderung der Gäste außerordentlich anständig und bescheiden ab. Es wurden natürlich Versuche gemacht, das Gespräch anregender zu gestalten und auf das gewisse Thema zu bringen; es wurden auch einige unbescheidene Fragen gestellt und einige gewagte Bemerkungen gemacht. Der Fürst antwortete aber allen so einfach und freundlich und zugleich so würdevoll und setzte in die Anständigkeit seiner Gäste solches Vertrauen, daß die unbescheidenen Frager von selbst verstummten. Das Gespräch wurde nach und nach beinahe ernst. Ein

Herr schwur plötzlich, als die Rede darauf kam, außerordentlich empor, er würde, was auch geschehen möge, sein Gut nicht verkaufen, er würde im Gegenteil warten und dabei gut fahren, da „die Unternehmungen besser als Geld“ wären: „Darin besteht mein ökonomisches Prinzip, verehrter Herr, jetzt wissen Sie es.“ Als er sich an den Fürsten wandte, lobte dieser ihn eifrig, obwohl Lebedew ihm ins Ohr flüsterte, jener Herr besäße weder Haus noch Hof und hätte nie ein Gut gehabt. Es war beinahe eine Stunde vergangen, man hatte Tee getrunken und die Gäste schämten sich endlich, noch länger zu bleiben. Der Arzt und der grauhaarige Herr verabschiedeten sich herzlich vom Fürsten; auch alle übrigen taten es mit großem Lärm. Es wurden Wünsche und Aussprüche in der Art, wie: „man dürfe nicht zu traurig sein, es wäre so vielleicht besser“ getan. Es wurden zwar Versuche gemacht, Champagner zu verlangen, doch die älteren Gäste wiesen die jüngeren zurecht. Als alle fort waren, neigte sich Keller zu Lebedew und sagte zu ihm: „Wir beide hätten ein Geschrei gemacht, gerauft, uns bloßgestellt und die Polizei hinzugezogen, er hat aber neue Freunde gewonnen; und was für welche, ich kenne sie!“ Lebedew, der ziemlich „fertig“ war, seufzte und sagte: „Gott hat es vor den Weisen und Vernünftigen verborgen und es den Kindern offenbart; ich habe das schon früher von ihm gesagt, jetzt füge ich aber hinzu, daß Gott und alle seine Heiligen auch das Kind selbst geschützt und vor dem Abgrund gerettet haben!“

Gegen elf Uhr ließ man den Fürsten allein; er hatte Kopfweg; Kolja ging als letzter und half dem Fürsten seinen Hochzeitsanzug mit seinen Hauskleidern zu vertauschen. Sie trennten sich freundschaftlich voneinander, Kolja ließ sich über das Vorgefallene nicht weiter aus und versprach, morgen früh zu kommen. Er bezeugte später, der Fürst hätte ihm bei diesem letzten Abschied nichts mitgeteilt, er hätte seine Absichten also auch vor ihm verborgen. Bald war im ganzen Hause fast niemand mehr; Burdowskij begab sich zu Ippolit und Keller ging mit Lebedew zusammen fort. Nur Wera Lebedew hielt sich noch einige Zeit in den Zimmern auf, die sie des festlichen Aussehens beraubte und in den Alltagszustand zurückversetzte. Beim Weggehen schaute sie zum Fürsten hinein. Er saß, auf beide Ellbogen gestützt, am Tisch und bedeckte sich den Kopf mit den Händen. Sie kam leise auf ihn zu und berührte seine Schulter; der Fürst blickte sie erstaunt an und sann fast eine Minute nach; als er sich aber an alles erinnert hatte und über alles klar geworden war, geriet er plötzlich in außerordentliche Erregung. Alles endete dann mit der an Wera gerichteten flehentlichen Bitte, man möchte morgen früh um sieben Uhr, vor dem ersten Zug, bei ihm anklopfen. Wera versprach es; der Fürst

bat sie eifrig, es niemand mitzuteilen; sie versprach das auch und als sie endlich die Tür öffnete, um hinauszugehen, hielt der Fürst sie noch zum drittenmal auf, faßte ihre Hände, die er küßte, küßte sie dann auf die Stirn und sagte mit „ungewöhnlichem“ Ausdruck: „Auf morgen!“ So erzählte Wera wenigstens später. Sie verließ ihn in großer Sorge. Des Morgens, als sie nach sieben Uhr, wie verabredet, an seine Tür klopfte und ihm sagte, der Zug nach Petersburg ginge in einer Viertelstunde, wurde sie ruhiger; es kam ihr so vor, als öffne er ihr ganz wie gewöhnlich, sogar mit einem Lächeln. Er hatte sich zur Nacht fast gar nicht ausgekleidet, hatte aber doch geschlafen. Er meinte, er würde noch am selben Tage zurückkehren. Er hatte also geglaubt, in diesem Augenblick nur ihr allein mitteilen zu können und zu müssen, daß er in die Stadt fuhr.

11

In einer Stunde war er schon in der Stadt und läutete gegen zehn Uhr bei Rogoshin. Er war durch den Haupteingang gekommen und man öffnete ihm lange nicht. Endlich ging die Tür auf, die in die Wohnung von Rogoshins Mutter führte, und es erschien eine alte, nett aussehende Dienerin.

„Parfen Semionytsch ist nicht zu Hause“, erklärte sie von der Tür aus. „Wen wünschen Sie zu sprechen?“

„Parfen Semionytsch.“

„Er ist nicht zu Hause.“

Die Dienerin betrachtete den Fürsten mit seltsamer Neugierde.

„Sagen Sie wenigstens, ob er zu Hause übernachtet hat? Und ... ob er gestern allein zurückgekehrt ist?“

Die Dienerin sah ihn an, antwortete jedoch nicht.

„War ... Nastasia Filippowna nicht gestern abend ... mit ihm hier?“

„Erlauben Sie die Frage, wer ist der Herr denn eigentlich selbst?“

„Fürst Lew Nikolajewitsch Myschkin, wir sind miteinander sehr gut bekannt.“

„Er ist nicht zu Hause.“

Die Dienerin senkte die Augen.

„Und Nastasia Filippowna?“

„Davon weiß ich nichts.“

„Warten Sie, warten Sie! Wann wird er denn zurückkehren?“

„Wir wissen auch das nicht.“

Die Tür wurde geschlossen.

Der Fürst beschloß, in einer Stunde wiederzukommen. Als er in den Hof hineinschaute, traf er den Hausmeister.

„Ist Parfen Semionytsch zu Hause?“

„Jawohl.“

„Warum hat man mir denn eben gesagt, er sei nicht zu Hause?“

„Hat man es Ihnen in seiner Wohnung gesagt?“

„Nein, die Dienerin seiner Mutter; ich habe bei Parfen Semionytsch geläutet, mir hat aber niemand geöffnet.“

„Vielleicht ist er auch fortgegangen“, schloß der Hausmeister, „er sagt es ja nie. Manchmal nimmt er den Schlüssel mit und die Zimmer bleiben drei Tage lang zugeschlossen.“

„Weißt du bestimmt, daß er gestern zu Hause war?“

„Ja. Manchmal kommt er über die Haupttreppe und man sieht ihn gar nicht.“

„War Nastasia Filippowna gestern nicht mit ihm?“

„Kann ich nicht sagen. Sie kommt nicht oft zu Besuch; man müßte es doch wissen, wenn sie gekommen wäre.“

Der Fürst ging hinaus und schlenderte eine Zeitlang sinnend auf dem Trottoir herum. Die Fenster der von Rogoshin bewohnten Zimmer waren geschlossen; die der Mutter standen fast alle offen; es war ein klarer, heißer Tag; der Fürst durchquerte die Straße, begab sich auf das Trottoir gegenüber und blieb stehen, um nochmals auf die Fenster zu schauen: sie waren nicht nur geschlossen, sondern es waren auch überall die weißen Vorhänge heruntergelassen.

Er blieb eine Weile stehen, da kam es ihm seltsamerweise plötzlich so vor, als ob der Rand eines Vorhanges sich hob, Rogoshins Gesicht auftauchte und gleich darauf verschwand. Er wartete eine Weile und wollte schon wieder hingehen und läuten, überlegte es sich aber und verschob es für eine Stunde: „Wer weiß, vielleicht ist es mir nur so vorgekommen!“

Er eilte jetzt vor allem auf die Ismajlowskaja, in Nastasia Filippownas frühere Wohnung. Er wußte, daß, als sie auf seine Bitte hin vor drei Wochen aus Pawlowsk abreiste, sie sich bei einer guten Bekannten, einer verwitweten Lehrerin, einer achtbaren, soliden Dame eingemietet hatte, die eine schön möblierte Wohnung besaß, und fast nur vom Vermieten derselben lebte. Es war am wahrscheinlichsten, daß Nastasia Filippowna bei ihrer neuerlichen Übersiedlung nach Pawlowsk die Wohnung noch weiterbehalten hatte; jedenfalls war es sehr möglich, daß sie dort übernachtete, und daß Rogoshin sie gestern dorthin gebracht hatte. Der Fürst nahm eine Droschke. Es fiel ihm unterwegs ein, er hätte damit anfangen sollen, denn es war kaum anzunehmen, daß sie des Nachts direkt zu Rogoshin gefahren war. Dabei erinnerte er sich auch an die Worte des Hausmeisters, daß Nastasia Filippowna nicht oft zu Besuch kam. Wenn sie auch sonst nicht

oft kam, warum sollte sie denn jetzt bei Rogoshin absteigen? Der Fürst suchte sich durch solche Gedanken zu trösten und kam endlich mehr tot als lebendig in der Ismajlowskaja an.

Zu seinem großen Befremden hatte man bei der Lehrerin nicht nur weder gestern noch heute etwas von Nastasia Filippowna gehört, sondern alle liefen sogar heraus, um ihn wie ein Meerwunder anzustarren. Die ganze zahlreiche Familie der Lehrerin, Mädchen und Backfische, von fünfzehn bis sieben Jahre abwärts, kamen mit der Mutter heraus und umringten ihn mit aufgerissenen Mäulern. Ihnen folgte eine magere Tante mit gelbem Gesicht, in einem schwarzen Tuch, und endlich erschien die Großmutter, ein steinaltes Mütterchen mit einer Brille. Die Lehrerin bat ihn sehr, einzutreten und sich zu setzen, was der Fürst auch tat. Er erriet sofort, daß es ihnen ganz genau bekannt war, wer er sei, wie auch, daß gestern seine Hochzeit stattfinden sollte, und daß sie ihn sehnlichst nach der Hochzeit und danach ausfragen wollten, wieso er sich bei ihnen nach Nastasia Filippowna erkundigte, die sich jetzt mit ihm zusammen in Pawlowsk befinden sollte – daß sie es nur nicht wagten. Er befriedigte mit ein paar kurzen Worten ihre Neugierde bezüglich der Hochzeit. Man war betroffen, schrie auf und stöhnte, so daß er sich genötigt sah, fast alles übrige, natürlich nur in den Hauptzügen, zu erzählen. Endlich wurde im weisen Rat der erregten Damen beschlossen, vor allem unbedingt bei Rogoshin einzudringen und von ihm alles genau zu erfahren. Wenn er aber nicht zu Hause sein sollte (was man genau feststellen mußte) oder nichts mitteilen wollte, würde man in die Semionowskaja zu einer Bekannten von Nastasia Filippowna, einer deutschen Dame, die mit ihrer Mutter zusammen wohnte, fahren; vielleicht hatte Nastasia Filippowna in ihrem Eifer sich zu verstecken, bei ihr übernachtet.

Der Fürst erhob sich ganz vernichtet; sie erzählten nachher, er wäre „furchtbar bleich“ geworden; ihm zitterten tatsächlich die Knie. Endlich verstand er in dem großen Stimmengewirr, daß sie mit ihm zugleich etwas zu unternehmen beabsichtigten und ihn nach seiner Adresse in der Stadt fragten. Er hatte aber gar keine und man riet ihm, in einem Hotel abzusteigen. Der Fürst gab nach einigem Überlegen die Adresse seines früheren Hotels an, in dem er vor etwa fünf Wochen den Anfall gehabt hatte. Dann begab er sich wieder zu Rogoshin.

Diesmal wurde ihm bei Rogoshin nicht nur nicht geöffnet, sondern auch die Tür, die in die Wohnung der Mutter führte, ging nicht mehr auf. Der Fürst begab sich zum Hausmeister, den er mit Mühe auf dem Hof fand; er war sehr beschäftigt, antwortete kaum und sah ihn nicht an, er sagte jedoch mit Sicherheit, Parfen Semionytsch sei noch

früh am Morgen nach Pawlowsk gereist und werde heute nicht zurückkommen.

„Ich werde warten; vielleicht kommt er abends.“

„Vielleicht wird er aber auch in einer Woche noch nicht zurück sein, wer kann das wissen?“

„Er hat heute also doch hier übernachtet?“

„Ja, er hat hier übernachtet.“

Das alles war verdächtig und nicht ganz in Ordnung. Es war gut möglich, daß der Hausmeister jetzt neue Weisungen erhalten hatte: er war vorhin geradezu geschwätzig gewesen, jetzt drehte er sich aber einfach weg. Der Fürst beschloß, nach etwa zwei Stunden nochmals zu kommen und, wenn es sein müßte, hier vor dem Haus zu warten, jetzt blieb aber noch die Hoffnung auf die Deutsche übrig und er eilte nach der Semionowskaja.

Dort verstand man ihn aber gar nicht. Er konnte aus einigen Bemerkungen schließen, die schöne Deutsche wäre vor etwa zwei Wochen mit Nastasia Filippowna in Streit geraten, so daß sie alle diese Tage nichts von ihr gehört hatte, sie bemühte sich jetzt auch eifrig zu zeigen, daß sie sich gar nicht für sie interessierte, „selbst wenn sie alle Fürsten der Welt heiraten sollte.“ Der Fürst ging eilig wieder fort. Es fiel ihm unter anderem ein, sie wäre vielleicht, wie damals, nach Moskau gereist, wohin Rogoshin ihr natürlich gefolgt wäre oder sich ihr angeschlossen hätte. „Wenn man doch nur auf eine Spur kommen könnte!“ Er erinnerte sich aber doch daran, daß er in den Gasthof gehen müsse und eilte auf die Litejnaja; man wies ihm dort gleich ein Zimmer an. Der Kellner fragte, ob er nicht etwas zu essen wünschte; er bejahte das zerstreut und war nachher auf sich sehr böse, weil das Essen ihn eine halbe Stunde länger aufhielt; er kam erst später darauf, daß nichts ihn gehindert hätte, das Essen einfach stehenzulassen. Ein seltsames Gefühl bemächtigte sich seiner in diesem schwülen, dunklen Gang und strebte qualvoll danach, Form anzunehmen; er konnte aber doch nicht darauf kommen, worin dieser neue, sich ihm aufdrängende Gedanke bestand. Er verließ endlich ganz außer sich den Gasthof; ihm schwindelte, wo sollte er eigentlich hin? Er stürzte wieder zu Rogoshin.

Rogoshin war noch nicht zurückgekehrt; niemand kam auf das Läuten. Er läutete bei der alten Rogoshina, man öffnete und erklärte, Parfen Semionytch sei nicht da und werde vielleicht drei Tage fortbleiben. Es befremdete den Fürsten, daß man ihn, wie vorher, mit so ungewöhnlicher Neugierde betrachtete. Den Hausmeister fand er diesmal überhaupt nicht. Er ging wieder auf das gegenüberliegende Trottoir, schaute auf die Fenster und stand hier, in der qualvollen

Hitze, etwa eine halbe Stunde lang und vielleicht noch mehr; diesmal zeigte sich nichts, die Fenster wurden nicht geöffnet, und die weißen Vorhänge bewegten sich nicht. Er glaubte jetzt endgültig daran, daß es ihm vorher nur so vorgekommen sei, und daß die Fenster so trübe aussähen und so lange nicht geputzt wären, daß es schwer zu unterscheiden wäre, selbst wenn jemand wirklich durch die Scheiben hinausschaute. Dieser Gedanke erfreute ihn und er fuhr wieder nach der Ismajlowskaja zu der Lehrerin.

Er wurde dort schon erwartet. Die Lehrerin war bereits an drei, vier Stellen gewesen und hatte sich sogar zu Rogoshin begeben: sie hatte nichts zu erfahren vermocht. Der Fürst hörte sie schweigend an, trat ins Zimmer, setzte sich auf das Sofa und begann alle so anzuschauen, als verstünde er nicht, wovon sie zu ihm sprachen. Er war seltsamerweise bald außerordentlich aufmerksam, bald grenzenlos zerstreut. Die ganze Familie erklärte nachher, er wäre an diesem Tage ein „auffallend“ seltsamer Mensch gewesen, „so daß alles sich vielleicht schon damals in ihm vorbereitete.“ Er erhob sich endlich und bat, man möchte ihm Nastasia Filippownas Zimmer zeigen. Das waren zwei große, helle, hohe Räume, die ganz anständig möbliert waren und nicht billig abgegeben wurden. Alle diese Damen erzählten nachher, der Fürst hätte jeden Gegenstand im Zimmer betrachtet, er sah auf dem Tisch ein aufgeschlagenes Buch aus der Leihbibliothek liegen, es war der französische Roman „Madame Bovary“, er bog die aufgeschlagene Seite um, bat um die Erlaubnis, das Buch mitnehmen zu dürfen und steckte es, trotz Entgegnungen, es gehöre der Leihbibliothek, in die Tasche. Er setzte sich ans offene Fenster und fragte, als er den mit Kreide bekritzelten Spieltisch sah, wer hier gespielt hätte. Sie erzählten ihm, Nastasia Filippowna hätte jeden Abend mit Rogoshin Schwarzen Peter, Préférence, Müller, Whist gespielt, mit einem Wort, alle Spiele, sie hätte sich jedoch erst in der allerletzten Zeit, nach der Übersiedlung aus Pawlowsk nach Petersburg, Karten angeschafft, denn sie hätte immer geweint und über Langeweile und darüber geklagt, daß Rogoshin ganze Abende schweigend dasaß und über nichts zu reden verstand, und so nahm Rogoshin am nächsten Abend plötzlich die Karten aus der Tasche; da lachte Nastasia Filippowna und sie begannen zu spielen. Der Fürst fragte, wo die Karten seien, mit denen sie gespielt hätten. Sie waren aber nicht zu finden; Rogoshin brachte sie immer selbst in der Tasche mit, jeden Tag ein neues Spiel, das er dann wieder mitnahm.

Die Damen rieten dazu, noch einmal zu Rogoshin zu fahren und noch lauter zu klopfen, aber nicht jetzt, sondern erst am Abend, „vielleicht würde dabei doch etwas herauskommen.“ Die Lehrerin selbst

machte unterdessen den Vorschlag, vorher nach Pawlowsk zu Darja Alexejewna zu fahren, vielleicht wisse man dort etwas? Man bat den Fürsten, jedenfalls um zehn Uhr abends wiederzukommen, um eine Verabredung für den morgigen Tag treffen zu können.

Trotz aller Trostesworte und Hoffnungen war die Seele des Fürsten von tiefer Verzweiflung erfüllt. Er ging, unsäglich traurig, zu Fuß bis zu seinem Gasthof. Das im Sommer staubige und schwüle Petersburg lastete auf ihm wie ein Alpdruck; er drängte sich zwischen den düsteren oder betrunkenen Leuten durch, schaute ziellos die Gesichter an und ging vielleicht viel weiter, als er mußte; es war schon beinahe ganz dunkel, als er in sein Zimmer trat. Er beschloß, sich ein wenig auszu-ruhen und dann, wie man ihm geraten hatte, wieder zu Rogoshin zu gehen, er setzte sich auf das Sofa, stützte sich mit beiden Ellbogen auf den Tisch und sann nach.

Wer weiß, wie lange das dauerte und woran er dabei dachte. Er fürchtete sich und empfand qualvoll und schmerzlich seine unendliche Furcht. Ihm fiel Wera Lebedewa ein; dann dachte er, daß vielleicht auch Lebedew etwas über die Sache wisse, wenn aber nicht, könnte der es vielleicht schneller und leichter erfahren als er selbst. Seine Gedanken gingen auf Ippolit über und darauf, daß Rogoshin bei Ippolit gewesen war. Dann dachte er an Rogoshin selbst: daran, wie er ihn kürzlich bei der Seelenmesse, dann im Park und plötzlich hier in Gang gesehen hatte, als er sich damals in der Ecke versteckt hielt und ihn mit dem Messer erwartete. Ihm fielen jetzt seine Augen ein, die Augen, die damals aus dem Dunkel hervorschauten. Er fuhr zusammen: ihm kam plötzlich wieder ein Gedanke, der sich ihm schon längst aufdrängte.

Er bestand teilweise darin, daß Rogoshin, wenn er in Petersburg war, auch wenn er sich zeitweise versteckt hielt, schließlich doch zu ihm kommen würde, vielleicht so wie damals, in guter oder böser Absicht. Jedenfalls konnte Rogoshin, wenn er ihn aus irgendeinem Grunde sehen wollte, nirgends anders, als wieder hierher in den Gang kommen. Er wußte keine Adresse; er würde also wohl annehmen, daß der Fürst in dem früheren Gasthof abgestiegen war; er würde ihn jedenfalls zuerst hier aufsuchen . . . wenn es etwas sehr Wichtiges sein sollte. Und wer weiß, vielleicht würde es auch etwas sehr Wichtiges sein?

So dachte er und dieser Gedanke erschien ihm sehr wohl möglich. Er hätte sich beim Vertiefen in diesen Gedanken nie Rechenschaft abgelegt: weshalb Rogoshin ihn plötzlich so brauchen sollte und warum es unmöglich sei, daß sie nicht endlich doch zusammenkamen? Es war aber ein beängstigender Gedanke: „wenn es ihm gut geht, wird er nicht kommen“, dachte der Fürst wieder: „er wird eher kommen, wenn

es ihm nicht gut geht; und es geht ihm doch sicherlich nicht gut.“

Wenn er so dachte, hätte er Rogoshin zu Hause, in seinem Zimmer erwarten sollen; er konnte diesen neuen Gedanken aber wohl nicht ertragen, er sprang auf, nahm den Hut und lief fort. Im Gang war es schon fast ganz dunkel; „wie, wenn er jetzt plötzlich aus dieser Ecke herauskommt und mich auf der Treppe aufhält?“ fiel es ihm ein, als er an der bekannten Stelle vorüberkam.

Es sprang aber niemand heraus. Er ging zum Tor hinab, betrat den Bürgersteig, staunte über die dichte Menschenmenge, die beim Sonnenuntergang auf die Straße herausströmte (wie es in Petersburg während der Ferienzeit stets geschieht) und schlug die Richtung nach der Gorochowaja ein. Fünfzig Schritte vom Gasthof stieß ihn bei der ersten Kreuzung jemand beim Ellbogen und sagte halblaut, dicht über seinem Ohr:

„Lew Nikolajewitsch, komm mit, Bruder, ich brauche dich.“

Das war Rogoshin.

Seltsam: der Fürst begann ihm plötzlich, vor Freude stammelnd, sich überhastend, davon zu erzählen, wie er ihn eben im Gang des Gasthofes erwartet hatte.

„Ich war dort“, antwortete Rogoshin plötzlich, „komm!“

Der Fürst wunderte sich nachher, vielleicht zwei Minuten später, über die Antwort, als er darüber nachgedacht hatte. Als er diese Worte klar erfaßt hatte, erschrak er und betrachtete Rogoshin forschend. Er ging ihm schon fast um einen halben Schritt voraus, schaute gerade vor sich hin, ohne jemand von den Vorübergehenden anzublicken und wich allen mit automatischer Vorsicht aus.

„Warum hast du mich denn nicht in meinem Zimmer aufgesucht . . . wenn du doch im Gasthof warst?“ fragte plötzlich der Fürst.

Rogoshin blieb stehen, sah ihn an, dachte nach und sagte, als hätte er die Frage nicht ganz verstanden:

„Weißt du, Lew Nikolajewitsch, geh jetzt geradeaus weiter, bis zum Haus, verstehst du? Und ich werde auf der andern Seite bleiben. Gib nur acht, daß wir zusammen gehen . . .“

Als er das gesagt hatte, ging er über die Straße auf die andere Seite, schaute hin, ob der Fürst weiterging und als er ihn stehen und vor sich hinstarren sah, winkte er ihm in der Richtung der Gorochowaja mit der Hand, dann schritt er weiter, wobei er sich jeden Augenblick umwandte, um nach dem Fürsten zu schauen und ihn zum Weitergehen aufzufordern. Er war sichtlich beruhigt, als er sah, daß der Fürst ihn verstanden hatte und zu ihm herüberkam. Der Fürst dachte, Rogoshin spähe nach jemand aus, wolle jemand nicht verpassen und sei deswegen auch auf die andere Seite hinübergegangen. „Warum hat

er aber nicht gesagt, wer es ist?“ Sie legten auf diese Weise etwa fünfhundert Schritte zurück; da begann der Fürst plötzlich zu zittern; Rogoshin schaute sich zwar seltener um, hörte damit aber doch nicht auf, der Fürst hielt es nicht aus und winkte ihm mit der Hand. Er kam sofort zu ihm herüber.

„Ist Nastasia Filippowna bei dir?“

„Ja, sie ist bei mir.“

„Und du hast mich vorher hinter dem Vorhang aus dem Fenster angeschaut?“

„Ja.“

„Wieso denn?“

Der Fürst wußte aber nicht, was er weiter fragen und wie er seine Frage enden sollte; außerdem schlug sein Herz so, daß er nur mit Mühe sprechen konnte. Rogoshin schwieg auch und blickte ihn wie früher nachdenklich an.

„Nun, ich werde weitergehen“, sagte er plötzlich, indem er sich wieder bereit machte, die Straße zu passieren, „komm nur. Wir wollen auf der Straße getrennt gehen . . . es ist so besser . . . auf verschiedenen Seiten . . . du wirst schon sehen.“

Als sie endlich von den zwei entgegengesetzten Seiten in die Gorochowaja einbogen und sich Rogoshins Haus näherten, begannen dem Fürsten die Knie wieder so zu wanken, daß er nur mit Mühe weitergehen konnte. Es war schon gegen zehn Uhr abends. Die Fenster standen in der Wohnung der Mutter wie vorher offen, waren aber bei Rogoshin geschlossen und die weißen, herabgelassenen Vorhänge hoben sich in der Dunkelheit noch deutlicher ab. Der Fürst kam von der gegenüberliegenden Seite auf das Haus zu, während Rogoshin von der Straße auf die Vortreppe trat und dem Fürsten mit der Hand zuwinkte. Der Fürst ging zu ihm herüber.

„Nicht einmal der Hausmeister weiß, daß ich jetzt nach Hause komme. Ich habe vorhin gesagt, ich fahre nach Pawlowsk, ich habe das auch der Mutter gesagt“, flüsterte er mit einem listigen, fast zufriedenen Lächeln, „wir können hineingehen und niemand wird uns hören.“

Er hielt schon den Schlüssel in der Hand. Als er über die Treppe ging, wandte er sich zum Fürsten um und machte ihm Zeichen, er solle leiser gehen, er öffnete vorsichtig die Tür, die in seine Zimmer führte, ließ den Fürsten hinein, folgte ihm lautlos, schloß die Tür hinter sich und steckte den Schlüssel in die Tasche.

„Komm“, sagte er im Flüsterton.

Er hatte schon auf der Litejnaja begonnen zu flüstern. Er befand sich trotz seiner äußerlichen Ruhe in tiefer, innerer Erregung. Als sie

in den vor seinem Arbeitszimmer befindlichen Saal traten, ging er ans Fenster und winkte den Fürsten geheimnisvoll heran.

„Als du vorhin bei mir geläutet hast, habe ich sofort gewußt, daß du es bist; ich bin auf Zehenspitzen zur Tür gegangen und habe gehört, wie du mit der Pafnutjewna gesprochen hast, ich habe ihr aber schon in aller Frühe eingeschärft, sie sollte um keinen Preis sagen, daß ich zu Hause bin, wenn du oder jemand von dir oder sonst irgendwer bei mir klopfen würde; besonders aber, wenn du selbst nach mir fragen solltest; und ich habe ihr auch deinen Namen genannt. Und als du fort warst, ist mir eingefallen: wie, wenn er jetzt dasteht und schaut, oder auf der Straße auf etwas wartet? Ich bin dicht an das Fenster getreten und habe den Vorhang fortgeschoben, da standest du da und schautest mir gerade ins Gesicht . . . So war die Sache.“

„Wo ist denn . . . Nastasia Filippowna?“ fragte der Fürst atemlos.

„Sie ist . . . hier“, sagte Rogoshin langsam, als hätte er mit der Antwort ein wenig gezögert.

„Wo denn?“

Rogoshin richtete seinen Blick auf den Fürsten und sah ihn forschend an:

„Komm!“

Er sprach noch immer im Flüsterton, langsam, ohne zu eilen und, wie vorher, seltsam nachdenklich. Selbst als er von den Vorhängen erzählte, schien er mit seinen Worten etwas ganz anderes sagen zu wollen, obgleich er dabei sehr expansiv war.

Sie traten in das Arbeitszimmer. In diesem Zimmer war, seitdem der Fürst sich zuletzt darin befunden hatte, eine kleine Veränderung vorgegangen, man hatte quer durch das ganze Zimmer einen grünen Seidenvorhang gezogen, mit zwei Eingängen an den beiden Enden, der von dem Arbeitszimmer einen Alkoven abteilte, in dem sich Rogoshins Bett befand. Der schwere Vorhang war zugezogen und die Eingänge geschlossen. Es war im Zimmer sehr dunkel. Die „weißen“ Petersburger Sommernächte begannen schon dunkler zu werden und wenn nicht Vollmond war, konnte man in Rogoshins dunklen Zimmern mit den geschlossenen Vorhängen nur mit Mühe etwas erkennen. Man sah die Gesichter nur sehr undeutlich. Rogoshin war wie gewöhnlich bleich; die Augen sahen den Fürsten durchdringend, mit starkem Glanz, aber regungslos an.

„Willst du nicht eine Kerze anzünden?“ fragte der Fürst.

„Nein, das ist unnötig“, antwortete Rogoshin, nahm den Fürsten bei der Hand und zog ihn zu einem Sessel herab; er selbst setzte sich ihm gegenüber hin und schob seinen Sessel so heran, daß er den Fürsten beinahe mit den Knien berührte. Zwischen ihnen befand sich, etwas

abseits, ein kleines rundes Tischchen. „Setze dich, wir wollen ein wenig sitzen!“ sagte er, als rede er ihm zu. Sie schwiegen eine Weile. „Ich habe gewußt, daß du in demselben Gasthof absteigen wirst“, begann er von nebensächlichen Kleinigkeiten zu reden, die nicht ganz zur Sache gehörten, wie man es manchmal bei wichtigen Gesprächen tut. „Als ich in den Gang kam, dachte ich: vielleicht sitzt er jetzt da und erwartet mich in diesem Augenblick, so wie ich ihn. Warst du bei der Lehrerin?“

„Ich war dort“, konnte der Fürst bei seinem Herzklopfen nur mit Mühe sagen.

„Ich habe auch daran gedacht. Es wird über die Sache doch noch geredet werden, habe ich mir gesagt, und dann sagte ich mir: ich werde ihn hierher bringen, damit wir diese Nacht zusammen . . .“

„Rogoshin! Wo ist Nastasia Filippowna?“ flüsterte plötzlich der Fürst, an allen Gliedern zitternd.

Auch Rogoshin erhob sich.

„Dort“, flüsterte er, mit dem Kopf auf den Vorhang weisend.

„Schläft sie?“ flüsterte der Fürst.

Rogoshin blickte ihn wieder, wie vorher, forschend an.

„Komm . . .! Aber . . . nun ja, komm doch!“

Er hob die Portiere, blieb stehen und wandte sich wieder dem Fürsten zu.

„Komm!“ sagte er, nach der Portiere hinnickend und ihn zum Weitergehen auffordernd. Der Fürst kam näher.

„Es ist dunkel hier“, sagte er.

„Man sieht schon!“ murmelte Rogoshin.

„Ich kann kaum . . . das Bett erkennen.“

„Tritt näher heran“, forderte Rogoshin ihn auf.

Der Fürst machte noch einen, zwei Schritte, trat näher hin und blieb stehen. Er stand da und schaute sich ein paar Minuten um, beide sprachen die ganze Zeit, da sie am Bett standen, kein Wort; dem Fürsten schlug das Herz so, daß man es in dem im Zimmer herrschenden toten Schweigen zu hören glaubte. Er hatte sich aber schon an das Dunkel gewöhnt, so daß er das ganze Bett erkennen konnte; jemand schlief darin, ganz reglos; man hörte auch nicht das geringste Rascheln und keinen Atemzug. Die Schlafende war bis über den Kopf mit einem weißen Leinentuch zugedeckt, der Körper hob sich aber undeutlich ab und man sah nur an der Erhöhung, daß darunter ausgestreckt ein Mensch lag. Ringsumher, auf dem Bett, zu den Füßen, auf dem Sessel dicht am Bett und auch auf dem Boden lagen abgelegte Kleidungsstücke herum, das elegante weiße Seidenkleid, die Blumen und Bänder. Auf dem kleinen Tisch beim Kopfende des Bettes funkel-

ten die abgenommenen und weggelegten Diamanten. Am Fußende lagen in einen Klumpen zusammengeballt, Spitzen und darauf schaute unter dem Leinentuch eine nackte Fußspitze hervor; sie schien aus Marmor gemeißelt und war entsetzlich starr. Der Fürst schaute und fühlte, daß es im Zimmer, je länger er hinsah, desto toter und stiller wurde. Plötzlich erwachte eine Fliege, begann zu summen, flog über das Bett und verstummte am Kopfende. Der Fürst zuckte zusammen.

„Komm“, sagte Rogoshin, seine Hand berührend.

Sie gingen und setzten sich auf denselben Sesseln wieder einander gegenüber hin. Der Fürst zitterte immer mehr und wandte seinen fragenden Blick nicht von Rogoshins Gesicht.

„Ich bemerke, daß du zitterst, Lew Nikolajewitsch“, sagte endlich Rogoshin, „fast ebenso, wie wenn du deine Anfälle hast; Erinnerst du dich noch, wie es in Moskau war? Oder wie es kurz vor den Anfällen geschieht. Und ich weiß gar nicht, was ich mit dir jetzt tun soll.“

Der Fürst spannte seine ganze Kraft an, um ihm zuzuhören und ihn zu verstehen und fragte ihn noch immer mit dem Blick.

„Warst du es?“ sagte er endlich, mit dem Kopf auf die Portiere hinweisend.

„Das . . . war . . . ich“, flüsterte Rogoshin und senkte die Augen. Sie schwiegen etwa fünf Minuten lang.

„Denn“, fuhr Rogoshin plötzlich fort, als hätte er seine Worte gar nicht unterbrochen, „denn bei deiner Krankheit, bei deinen Anfällen und dem Schreien, könnte es jemand von der Straße oder vom Hof aus hören und darauf kommen, daß in der Wohnung jemand übernachtet; man wird klopfen und hereinkommen . . . sie glauben ja alle, daß ich nicht zu Hause bin. Ich habe auch keine Kerze angezündet, damit man auf der Straße oder auf dem Hof nichts merkt. Denn ich nehme die Schlüssel mit, wenn ich fortgehe, und wenn ich nicht da bin, kommt drei, vier Tage lang niemand aufräumen, so ist es bei mir einmal eingeführt. Damit man also nicht weiß, daß wir hier übernachten . . .“

„Warte“, sagte der Fürst, „ich habe vorhin den Hausmeister und die alte Frau gefragt, ob Nastasia Filippowna hier übernachtet hat? Sie wissen es also schon.“

„Ich weiß, daß du danach gefragt hast. Ich habe der Pafnutjewna gesagt, daß Nastasia Filippowna gestern hier war und noch gestern nach Pawlowsk gefahren ist und daß sie nur zehn Minuten bei mir geblieben ist. Niemand von ihnen weiß, daß sie hier übernachtet hat. Wir sind gestern ebenso leise hereingekommen, wie ich und du es heute getan haben. Ich habe unterwegs noch im stillen gedacht, daß sie nicht leise hereinkommen wollen wird, aber es war gar nicht so. Sie hat geflüstert, hat das Kleid aufgehoben und mit den Händen gehal-

ten, damit es nicht raschelte, dabei hat sie mir auf der Treppe immer mit dem Finger gedroht; sie hat das alles nur darum getan, weil sie sich vor dir fürchtete. Im Zuge war sie vor lauter Angst wie verrückt und hat von selbst vorgeschlagen, hier bei mir zu übernachten; ich dachte zuerst daran, sie in die Wohnung der Lehrerin zu bringen, aber sie wollte davon nichts wissen! „Er wird mich dort in aller Frühe suchen, du sollst mich aber verstecken und morgen fahren wir, sowie es tagt, nach Moskau“, und dann wollte sie irgendwohin, nach Oriol. Sie hat noch beim Schlafengehen immer davon gesprochen, daß wir nach Oriol fahren . . .“

„Warte, was soll denn jetzt werden? Parfen, was willst du tun . . .?“

„Ich habe deinetwegen Angst, weil du immer zitterst. Wir werden die Nacht zusammen verbringen. Es ist hier kein anderes Bett außer jenem, und ich habe mir gedacht, wir könnten von beiden Sofas die Kissen nehmen und ich werde sie hier, bei dem Vorhang, nebeneinander legen, für dich und für mich, damit wir beide hier zusammen liegen können. Denn wenn man kommt und sich umschaute und sucht, wird man sie gleich sehen und forttragen. Man wird mich fragen, ich werde sagen, daß ich es war, und man wird mich gleich fortführen. Sie soll jetzt nur neben uns, neben mir und dir, liegen . . .“

„Ja, ja!“ besätigte der Fürst eifrig.

„Wir wollen also nichts zugeben und sie nicht forttragen lassen.“

„Auf keinen Fall!“ bestätigte der Fürst. „Auf keinen Fall!“

„Ich will das auch auf keinen Fall, Junge; wir wollen sie niemand geben! Wir wollen hier die Nacht ganz still verbringen. Ich bin heute morgen nur für eine einzige Stunde von Hause fortgegangen, ich war die ganze Zeit bei ihr, am Abend bin ich dich dann holen gegangen. Ich fürchte aber auch, daß es schwül ist und daß man etwas riechen wird. Riechst du es oder nicht?“

„Vielleicht rieche ich es, ich weiß nicht. Morgen wird man es bestimmt riechen.“

„Ich habe sie mit einem Wachstuch zugedeckt, mit einem guten amerikanischen Wachstuch, und darüber mit einem Leinentuch, und habe vier offene Flaschen mit Sublimat aufgestellt, sie stehen noch immer da.“

„Es ist so, wie dort . . . in Moskau?“

„Denn man riecht es, Bruder. Und wie sie daliegt . . . Schau sie dir an, wenn es am Morgen hell wird. Was ist dir, du kannst ja nicht aufstehen?“ fragte Rogoshin mit ängstlichem Staunen, als er sah, daß der Fürst derartig zitterte, daß er sich nicht erheben konnte.

„Die Beine wollen nicht“, murmelte der Fürst, „das ist vor Angst, ich weiß es . . . wenn die Angst vergeht, werde ich aufstehen . . .“

„Warte, ich werde für uns unterdessen aufbetten und du kannst dich niederlegen . . . auch ich lege mich zu dir . . . und wir werden horchen . . . denn ich weiß noch nicht, Junge . . . ich weiß jetzt noch nicht alles, Junge, ich sage es dir vorher, damit du es schon vorher erfährst . . .“

Rogoshin begann aufzubetten, indem er diese undeutlichen Worte murmelte. Man sah, daß er sich das vielleicht schon des Morgens ausgedacht hatte. Er hatte in der vorigen Nacht auf dem Sofa gelegen. Zu zweit konnte man aber nicht darauf schlafen, und er wollte jetzt unbedingt, sie sollten nebeneinander liegen, darum schleppte er mit großer Mühe verschiedene Kissen von den beiden Sofas durch das ganze Zimmer bis dicht zum Eingang hinter der Portiere. Das Bett wurde, so gut es ging, hergerichtet; er kam auf den Fürsten zu, nahm ihn zärtlich und feierlich erregt am Arm, half ihm hoch und führte ihn zu seinem Lager; es erwies sich aber, daß der Fürst auch selbst gehen konnte; „die Angst verging“ also; und doch fuhr er fort zu zittern.

„Denn es ist heute heiß, Bruder“, begann plötzlich Rogoshin, indem er den Fürsten links auf das bessere Kissen legte und sich selbst, ohne sich auszuziehen, mit unter dem Kopf verschränkten Armen rechts ausstreckte, „und man wird es gewiß riechen . . . Ich fürchte mich, die Fenster zu öffnen; meine Mutter hat Blumentöpfe, viele Blumen, und sie duften so gut; ich wollte sie herübertragen, die Pafnutjewna wird es aber erraten, sie ist so neugierig.“

„Ja, sie ist neugierig“, bestätigte der Fürst.

„Vielleicht sollte man Blumen kaufen, sollte sie ganz mit Blumenkränzen bedecken? Dann habe ich mir aber gedacht, es wird mir leid tun, wenn sie unter Blumen ist, mein Freund!“

„Höre“, fragte der Fürst, als verliere er den Faden, als suche er danach, was er eigentlich fragen müsse und als vergesse er es sogleich wieder; „höre: sage mir, womit hast du das getan? Mit dem Messer? Mit jenem Messer?“

„Mit jenem Messer . . .“

„Warte noch! Ich will dich noch etwas fragen, Parfen . . . ich werde dich noch vieles fragen, nach allem . . . sage mir aber lieber zuerst, zu Anfang, damit ich es weiß: wolltest du sie vor meiner Hochzeit, vor der Trauung an der Kirchentür mit dem Messer erstechen? Wolltest du das oder nicht?“

„Ich weiß nicht, ob ich es wollte oder nicht“, antwortete Rogoshin trocken, als wunderte er sich etwas über die Frage und als verstehe er sie nicht.

„Hast du das Messer nie nach Pawlowsk mitgenommen?“

„Ich habe es nie mitgenommen. Ich kann dir über dieses Messer

nur eines sagen, Lew Nikolajewitsch“, fügte er nach einem Schweigen hinzu, „ich habe es heute früh aus einer verschlossenen Lade genommen, denn alles ist heute früh, gegen vier Uhr, geschehen. Es hat bei mir immer in einem Buch gelegen . . . Und . . . und . . . und mir kommt nur eines seltsam vor: das Messer ist anderthalb . . . ja fast zwei Zoll tief . . . dicht unter der linken Brust eingedrungen . . . dabei ist aber etwa nur ein halber Löffel Blut auf das Hemd geflossen; mehr war es nicht . . .“

„Das, das, das“, sagte der Fürst, sich plötzlich in furchtbarer Erregung erhebend, „das, das, ich weiß es, ich habe es gelesen . . . das nennt man innere Verblutung . . . Es kommt vor, daß kein Tropfen ausfließt. Das ist dann, wenn man mitten ins Herz trifft . . .“

„Warte, hörst du?“ unterbrach ihn Rogoshin plötzlich rasch und setzte sich auf dem Kissen auf. „Hörst du?“

„Nein!“ sagte der Fürst ebenso rasch und erschrocken, indem er Rogoshin anblickte.

„Es kommt jemand! Hörst du? Im Saal . . .“ Beide begannen zu lauschen.

„Ich höre“, flüsterte der Fürst mit Sicherheit.

„Kommt jemand?“

„Ja.“

„Wollen wir die Tür zumachen?“

„Ja, wir wollen sie zumachen . . .“

Sie schlossen die Tür und legten sich beide wieder hin. Sie schwiegen lange.

„Ach ja!“ flüsterte der Fürst plötzlich erregt und eilig wie früher, als er endlich einen Gedanken aufgefangen und als fürchte er sich sehr, ihn wieder zu verlieren, er sprang sogar von seinem Lager auf. „Ja . . . ich wollte ja . . . diese Karten! Die Karten . . . Man sagt, du hast mit ihr Karten gespielt?“

„Ja, ich habe mit ihr gespielt“, sagte Rogoshin nach kurzem Schweigen.

„Wo sind denn . . . die Karten?“

„Die Karten sind hier“, antwortete Rogoshin nach einem weiteren Schweigen, „da . . .“

Er nahm aus der Tasche ein in Papier gewickeltes, gebrauchtes Spiel Karten und hielt es dem Fürsten hin. Dieser nahm es, schien aber betroffen zu sein. Ein neues, trauriges, trostloses Gefühl krampfte ihm das Herz zusammen; er begriff plötzlich, daß er jetzt, in diesem Augenblick und schon lange immer nicht das sagte und nicht das tat, was er eigentlich sollte, und daß diese Karten, die er in der Hand hielt und über die er sich so freute, jetzt nichts, gar nichts mehr nützen

konnten. Er erhob sich und schlug die Hände zusammen. Rogoshin lag reglos da und schien seine Bewegung weder zu sehen, noch zu hören; seine Augen leuchteten aber hell durch die Dunkelheit und waren ganz offen und starr. Der Fürst setzte sich auf den Sessel und begann ihn ängstlich zu betrachten. Es verging eine halbe Stunde; plötzlich schrie Rogoshin laut und schrill auf und lachte, als hätte er vergessen, daß er nur flüstern dürfte.

„Der Offizier, der Offizier . . . weißt du noch, wie sie jenen Offizier bei der Musik geschlagen hat, erinnerst du dich, hahaha! Der Kadett . . . der Kadett, der Kadett kam herbeigesprungen . . .“

Der Fürst fuhr in neuer Furcht vom Sessel auf. Als Rogoshin verstummte (er verstummte auf einmal), beugte sich der Fürst zu ihm leise herab, setzte sich neben ihn und begann ihn, schwer atmend und mit heftig klopfendem Herzen zu betrachten. Rogoshin wandte ihm den Kopf nicht zu und schien ihn ganz vergessen zu haben. Der Fürst schaute ihn an und wartete; die Zeit verging, es begann zu tagen. Rogoshin murmelte ab und zu, laut und unzusammenhängend; er schrie auf und lachte; der Fürst streckte ihm dann seine zitternde Hand entgegen und berührte und streichelte leise seinen Kopf, seine Haare und seine Wangen . . . Das war alles, was er tun konnte. Er begann wieder zu zittern und schien wieder die Herrschaft über seine Beine zu verlieren. Ein ganz neues Gefühl erfüllte sein Herz mit unendlicher Bangigkeit. Es war unterdessen ganz hell geworden; er legte sich endlich völlig kraftlos und verzweifelt auf das Kissen und schmiegte seinen Kopf an Rogoshins bleiches, regloses Gesicht; die Tränen rannen aus seinen Augen auf Rogoshins Wangen, aber er fühlte und wußte damals vielleicht schon nichts mehr von seinen eigenen Tränen . . .

Denn als die Tür nach vielen Stunden aufging und Leute kamen, fanden sie den Mörder fiebernd und völlig bewußtlos vor. Der Fürst saß reglos neben ihm auf den Kissen und fuhr bei jedem Schrei und bei den Fieberphantasien des Kranken diesem liebkosend und beruhigend mit zitternder Hand über Haare und Wangen. Doch er verstand nichts mehr von dem, was man ihn fragte und erkannte nicht die eintretenden und ihn umringenden Menschen. Und wenn Schneider jetzt in eigener Person aus der Schweiz gekommen wäre, um seinen ehemaligen Schüler und Patienten zu besuchen, er hätte auch nur an den Zustand denken können, in dem sich der Fürst manchmal, im ersten Jahr seiner Kur in der Schweiz, befunden hatte, er hätte die Achseln gezuckt und wie damals „Idiot“ – gesagt!

S C H L U S S

Als die Lehrerin in Pawlowsk angelangt war, eilte sie direkt zu der seit gestern ganz aufgeregten Darja Alexejewna, sie erzählte ihr alles, was geschehen, und machte sie dadurch ganz ängstlich. Beide Damen beschlossen sofort, sich an Lebedew zu wenden, der als Freund seines Mieters und als Hausherr ebenfalls beunruhigt war. Wera Lebedewa teilte alles mit, was sie wußte. Man beschloß auf Lebedews Rat, daß sie alle drei sich zur Vorbeugung dessen, „was sehr leicht passieren konnte“, nach Petersburg begeben sollten. Es geschah auf die Weise, daß die Polizei schon am nächsten Morgen gegen elf Uhr in Anwesenheit von Lebedew, von den Damen und Rogoshins Bruder Semion Semionowitsch, der in einem Seitengebäude wohnte, in Rogoshins Zimmer eindrang. Der Erfolg der Sache wurde vor allem durch die Angaben des Hausmeisters gefördert, der sagte, er hätte gestern abend gesehen wie Parfen Semionowitsch mit einem Gast heimlich die Treppe hinaufging. Nach dieser Angabe zögerte man nicht länger damit, die Tür, die auf das Läuten nicht geöffnet wurde, zu erbrechen.

Rogoshin lag zwei Monate an Gehirnentzündung krank und wurde, als er sich erholt hatte, vor den Untersuchungsrichter und dann vor Gericht gestellt. Er sagte über alles klar, genau und ganz befriedigend aus, so daß der Fürst von Anfang an nicht vorgeladen zu werden brauchte. Rogoshin war während seines Prozesses sehr schweigsam. Er widersprach seinem geschickten und beredten Advokaten nicht, der klar und logisch bewies, das geschehene Verbrechen wäre die Folge der Gehirnentzündung, die schon lange vor der Katastrophe, infolge der von dem Angeklagten erduldeten Kränkungen, begonnen hätte. Er selbst fügte zur Bestätigung dieser Annahme aber nichts hinzu und wiederholte, wie bisher, deutlich und genau alle kleinsten Nebenumstände des Geschehenen, an die er sich noch erinnern konnte. Er wurde unter Zubilligung mildernder Umstände für fünfzehn Jahre zu Zwangsarbeiten in Sibirien verurteilt und hörte sein Urteil düster, stumm und sinnend an. Sein ganzes, ungeheures Vermögen fiel, außer dem kleinen Teil, das er in der Zeit, da er ein lustiges Leben führte, verausgabt hatte, an seinen Bruder Semion Semionowitsch – zu dessen großer Genugtuung. Die alte Rogoshina lebt noch immer und scheint sich manchmal undeutlich an ihren geliebten Sohn Parfen zu erinnern: Gott rettete ihren Verstand und ihr Herz vor dem Bewußtsein des Entsetzens, das ihr trauriges Haus heimgesucht hatte.

Lebedew, Keller, Ganja, Ptizyn und viele andere Personen unserer Erzählung leben wie bisher, haben sich wenig verändert und wir kön-

nen von ihnen fast nichts mitteilen. Ippolit starb in furchtbarer Erregung und etwas früher, als er erwartet hatte, zwei Wochen nach Nastasia Filippownas Tode. Kolja war durch das Geschehene tief erschüttert; er schloß sich jetzt innig an seine Mutter an. Nina Alexandrowna ist um ihn besorgt, weil er über sein Alter hinaus nachdenklich ist; aus ihm wird vielleicht ein tüchtiger Mensch werden. Es war teilweise auch auf seine Bemühungen zurückzuführen, daß man sich des ferneren Schicksals des Fürsten annahm: von allen Personen, die er letzthin kennengelernt hatte, flößte ihm schon lange Jewgenij Pawlowitsch Radomskij besondere Achtung ein; er ging zuerst zu ihm und teilte ihm alle Einzelheiten des Vorgefallenen und des Zustandes, in dem sich der Fürst befand, mit. Er hatte sich nicht geirrt: Jewgenij Pawlowitsch nahm an dem Unglück des „Idioten“ den herzlichsten Anteil, und der Fürst kam dank seiner Bemühungen und seiner Verwendung wieder ins Ausland, in Schneiders Anstalt in der Schweiz. Jewgenij Pawlowitsch selbst, der sich im Ausland befindet, dort sehr lange zu bleiben beabsichtigt und sich aufrichtig „einen in Rußland ganz überflüssigen Menschen“ nennt, besucht seinen kranken Freund ziemlich oft, wenigstens alle paar Monate einmal, bei Schneider; dieser runzelt aber immer mehr die Stirn und schüttelt den Kopf; er meint, das Gehirn sei ganz krank, er spricht noch nicht mit Bestimmtheit von Unheilbarkeit, macht aber recht traurige Andeutungen. Jewgenij Pawlowitsch läßt sich das sehr nahegehen, und er hat ein Herz, was er schon dadurch bewiesen hat, daß er von Kolja Briefe erhält und sie manchmal sogar beantwortet. Außerdem hat sich bei ihm noch eine seltsame Charaktereigenschaft gezeigt, und da es ein guter Zug ist, beeilen wir uns ihn mitzuteilen: nach jedem Besuch in Schneiders Anstalt schickt Jewgenij Pawlowitsch außer an Kolja auch noch an eine Person in Petersburg einen Brief mit einer ganz genauen und eingehenden Darstellung der Krankheit des Fürsten. Diese Briefe enthalten jetzt manchmal (und zwar immer häufiger) auch einige offenherzigen Äußerungen und Ansichten, Ideen und Empfindungen, es erscheint darin mit einem Wort etwas, das an freundschaftliche, intime Gefühle erinnert. Diese Person, die mit Jewgenij Pawlowitsch in einem (übrigens ziemlich seltenen Briefwechsel) steht und in einem solchen Maße seine Aufmerksamkeit und Achtung verdient, ist Wera Lebedewa. Wir konnten nicht genau erfahren, auf welche Weise diese Beziehungen entstanden sind; sie wurden natürlich aus Anlaß des Vorfalls mit dem Fürsten angeknüpft, als Wera Lebedewa so erschüttert war, daß sie selbst erkrankte; wir wissen jedoch nicht, wie die Bekanntschaft und Freundschaft geschlossen wurde. Wir erwähnen diese Briefe hauptsächlich deswegen, weil sie manchmal

Nachrichten über die Familie Jepantschin und vor allem über Aglaja Iwanowna Jepantschina enthielten. Jewgenij Pawlowitsch theilte von ihr in einem ziemlich unzusammenhängenden Brief aus Paris mit, sie hätte nach einer kurzen und leidenschaftlichen Freundschaft mit einem Emigranten, einem polnischen Grafen, diesen plötzlich geheiratet, obwohl ihre Eltern dagegen waren und endlich nur deswegen ihre Einwilligung gaben, weil die Sache sonst mit einem ungeheuren Skandal zu enden drohte. Dann erzählte Jewgenij Pawlowitsch nach einem halbjährigen Schweigen in einem langen und ausführlichen Brief, er wäre bei seinem letzten Besuch bei Professor Schneider in der Schweiz mit allen Jepantschins (natürlich mit Ausnahme von Iwan Feodorowitsch, der wegen seiner Geschäfte in Petersburg zurückgeblieben war) und mit Fürst Stsch. zusammengetroffen. Es war ein seltsames Wiedersehen; sie alle empfingen Jewgenij Pawlowitsch mit Entzücken; Adelaida und Alexandra fanden sogar, sie wären ihm „wegen seiner engelhaften Fürsorge für den Fürsten“ eigentlich zu Dank verpflichtet. Als Lisaweta Prokofjewna den Fürsten krank und jämmerlich sah, weinte sie von ganzem Herzen. Sie hatte ihm wohl schon alles verziehen. Fürst Stsch. gab dabei einige gut gewählte und kluge Sentenzen von sich. Es kam Jewgenij Pawlowitsch so vor, als hätten er und Adelaida sich noch nicht ganz miteinander verständigt, es erschien für die Zukunft jedoch unausbleiblich, daß die temperamentvolle Adelaida sich gutwillig und liebevoll dem Verstand und der Erfahrung des Fürsten Stsch. unterordnen würde. Überdies hatten die von der Familie gesammelten Erfahrungen, besonders Aglajas Erlebnisse mit dem gräflichen Emigranten auf sie furchtbar eingewirkt. Alles, was die Familie von dieser Ehe befürchtet hatte, als sie Aglaja diesem Grafen gab, traf schon in einem halben Jahr ein, mit Überraschungen, an die man nicht gedacht hatte. Es erwies sich, daß er gar kein Graf war und daß sich an sein Emigrantentum eine dunkle, zweideutige Geschichte knüpfte. Er hatte Aglaja durch den außerordentlichen Edelmut seiner durch die Sehnsucht nach dem Vaterland zerrissenen Seele bestrickt, und zwar in einem solchen Maße, daß sie noch vor ihrer Heirat einem ausländischen Komitee zur Wiederherstellung Polens als Mitglied beitrug und überdies bei einem berühmten katholischen Pater beichtete, der sich ihres Geistes bis zur völligen Beherrschung bemächtigte. Das riesige Vermögen des Grafen, von dem er Lisaweta Prokofjewna und dem Fürsten Stsch. fast unumstößliche Beweise erbracht hatte, erwies sich als gar nicht vorhanden. Noch mehr als das: nach halbjähriger Ehe war es dem Grafen und seinem Freunde, dem berühmten Beichtvater, gelungen, Aglaja gänzlich mit ihrer Familie zu entzweien, so daß diese sie schon ein paar Monate

nicht gesehen hatte . . . Es gab mit einem Wort vieles zu erzählen; Lisaweta Prokofjewna, ihre Töchter und selbst Fürst Stsch. waren durch das Entsetzliche dieser Ereignisse aber so mitgenommen, daß sie manche Dinge im Gespräch mit Jewgenij Pawlowitsch sogar zu erwähnen fürchteten, obwohl sie wußten, daß Aglaja Iwanowas letzte Erlebnisse ihm schon ohnehin gut bekannt waren. Die arme Lisaweta Prokofjewna wollte gerne nach Rußland zurückkehren und kritisierte, nach Jewgenij Pawlowitschs Worten, bitter und voll Voreingenommenheit alles Ausländische. „Nirgends versteht man richtig Brot zu backen, und die Leute frieren im Winter wie die Mäuse im Keller“, sagte sie, „hier habe ich aber wenigstens über diesen armen Menschen auf russische Art weinen können“, fügte sie hinzu, indem sie erregt auf den Fürsten wies, der sie gar nicht erkannt hatte. „Wir haben uns lange genug von allem fortreißen lassen, es ist Zeit, dem Verstand zu folgen. Und das alles, das ganze Ausland und euer ganzes Europa, ist nur ein Phantasiegebilde, und wir alle sind im Ausland nichts als ein Phantasiegebilde . . . Denken Sie daran, Sie werden es selbst sehen“, schloß sie beinahe zornig, als sie sich von Jewgenij Pawlowitsch verabschiedete.

E N D E

Meisterwerke russischer Literatur

- | | |
|-----------------------|--|
| ARKADIJ AWERTSCHENKO | Der Truthahn mit Kastanien u. a., 705 |
| ISAAK BABEL | Die Geschichten des Isaak Babel, 794 |
| GRIGORIJ BAKLANOW | Die Toten schämen sich nicht, 867 |
| IWAN BUNIN | Ein Herr aus San Franzisko u. a., 678 |
| DAS LACHENDE RUSSLAND | Humoristische u. satirische Geschichten, 897 |
| DIE EIGENE MEINUNG | Erzählungen zeitgenössischer russischer Autoren, 840 |
| FJODOR DOSTOJEWSKIJ | Arme Leute, 543 |
| | Aufzeichnungen aus einem toten Hause, 609/10 |
| | Die Brüder Karamasoff, 478/79/80/81 |
| | (2 Doppelbände in Pappschuber DM 9.60) |
| | Die Dämonen, 575/76/77 |
| | Die Erniedrigten und Beleidigten, 936/37 |
| | Der Idiot, 361/62 |
| | Kindergeschichten, 471 |
| | Raskolnikoff - Schuld und Sühne, 435/36 |
| | Russische Liebesgeschichten, 330 |
| | Der Spieler, 884 |
| W. M. GARSCHIN | Das Signal, Erzählungen, 1339 |
| NIKOLAI GOGOL | Abende auf dem Vorwerk bei Dikanjka, 663 |
| | Erzählungen, 468. Novellen, 387 |
| | Die toten Seelen, 572/73 |
| IWAN GONTSCCHAROW | Der Abgrund, 721/22/23 |
| | In der Heimat, 811 |
| MAXIM GORKI | Erzählungen, 529 |
| | Mein Weggenosse u. a. Erzählungen, 670 |
| | Auch sie waren Menschen, 855 |
| NIKOLAI JEWDOKIMOW | Xenia, die Sünderin, 879 |
| WLADIMIR KISEIEW | Der Mensch kann, 847/48 |
| WLADIMIR KOROLENKO | Das Paradox, Erzählungen, 955 |
| MICHAIL KUSMIN | Der zärtliche Josef, 799 |
| | Die grüne Nachtigall, 1392 |
| MICHAIL I. LERMONTOW | Ein Held unserer Zeit, 585 |
| NIKOLAI LJESSKOW | Der Bösewicht von Askalon u. a., 564 |
| | Der stählerne Floh, Die Kampfbereite, |
| | Die schöne Asa, 420 |

Fortsetzung »Meisterwerke russischer Literatur«

NIKOLAI LJESSKOW	Lady Macbeth u. a. Erzählungen, 734 Der versiegelte Engel u. a., 754 Der verzauberte Wanderer, 1309
MAMIN-SIBIRJAK	Geschichten aus dem Ural, 513
DMITRIJ MERESCHKOWSKIJ	Leonardo da Vinci, 832/33/34 Der vierzehnte Dezember, 923/24
JURIJ OLESCHA	Die Drei Dicken, 698. Neid, 655
VERA PANOWA	Sentimentaler Roman, 802
BORIS PILNJAK	Die Legende von Wasser und Erde, 836 Mahagoni und andere Erzählungen, 771
MICHAIL PRISCHWIN	Der schwarze Araber u. a., 719 Der versunkene Weg, 999
ALEXANDER PUSCHKIN	Die Hauptmannstochter, Pique Dame, 365 Erzählungen, 554
RUSSISCHE MEISTERBRIEFE	Ausgewählt von Karl Noetzel, 600
RUSSISCHE VOLKSMARCHEN	Übertragen von August Albert, 788/89
MICHAIL SOSCHTSCHENKO	Der Flieder blüht u. a. Erzählungen, 539
ALEXEJ N. TOLSTOI	Aëlitä, 641
LEO N. TOLSTOI	Anna Karenina, 692/93/94 Erzählungen, 424, Kindheit, 483 Die Kreutzersonate, 1398 Krieg und Frieden*, 430/31/32 Roman einer Ehe, 684 Volkserzählungen und Legenden, 626
ANTON TSCHECHOW	Ariadna, Sechs Geschichten v. d. Liebe, 339 Das Glück und andere Erzählungen, 868 Heitere Erzählungen, 331 Der Mensch im Futteral u. a., 550 Der Mord, 907, Der Taugenichts, 886 Von der Liebe, Erzählungen, 978 Das Duell, 1316
IWAN TURGENJEW	Das Adelsnest, 967 Aufzeichnungen eines Jägers, 615/16 Klara Militsch, Der Duellant, 782 Väter und Söhne, 342 Visionen u. a. phant. Erzählungen, 746

Die mit * gekennzeichneten Bände wurden gekürzt bzw. bearbeitet.
Einzelband DM 2.40, Doppelband DM 4.80, Dreifachband DM 7.20

Moderne russische Literatur

Boris Pilnjak, *Mahagoni*

Erzählungen. Übertragen von Valerian P. Lebedew
280 Seiten Großoktav. Leinen DM 16.-

Pilnjak ist eine der großen Gestalten der frühen Sowjetliteratur. Dieser Band vereint seine bedeutsamsten Erzählungen.

Grigorij Baklanow, *Die Toten schämen sich nicht*

Roman. Übertragen von Valerian P. Lebedew
156 Seiten Großoktav. Leinen DM 10.80

Baklanow hat hier eine objektive und packende, in persönlichem Erleben wurzelnde Darstellung des Kriegsgeschehens gegeben.

Wladimir Kiselew, *Der Mensch kann*

Roman. Übertragen von Valerian P. Lebedew
376 Seiten Großoktav. Leinen DM 18.-

Ein gesellschaftskritischer Roman, der mit überraschender Freiheit Kritik am staatspolitischen Kollektivdenken in der Sowjetunion übt.

Nikolai Jewdokimow, *Xenia, die Sünderin*

Roman. Übertragen von Valerian Lebedew
192 Seiten Großoktav. Leinen DM 12.50

Jewdokimow wagt es erstmalig, den aktuellen Konflikt zwischen dem Sowjetregime und einer unerhört breiten religiösen Bewegung in Rußland dichterisch zu gestalten.

Alexander Miltschakow, *Das Unheil bricht über die Stadt herein*

Ein Bericht. Übertragen von Valerian P. Lebedew
260 Seiten Großoktav. Leinen DM 12.50

Der junge russische Autor gibt eine authentische Schilderung einer Blitzaktion gegen eine drohende Pockenepidemie im heutigen Moskau.

Arkadij Adamow, *Die Bunte Bande von Moskau*

Kriminal-Roman. Übertragen von Valerian P. Lebedew
256 Seiten Großoktav. Leinen DM 14.50

Der erste sowjetrussische Kriminal-Roman in deutscher Sprache, spannend und von hohem dokumentarischem Wert.

Religion und Religionsgeschichte

AUGUSTINUS. Bekenntnisse. Übertragen und eingeleitet von Hermann Endrös. In 13 Büchern stellt der Kirchenlehrer Augustinus seinen Weg zum Christentum dar. Die Übersetzung erhielt das Imprimatur des kirchlichen Ordinariats München. (Band 997/98, DM 4.80)

DER BABYLONISCHE TALMUD. Ausgewählt, übersetzt und erklärt von Dr. Reinhold Mayer. Der Talmud ist das Hauptwerk des orthodoxen Judentums. (Band 1330/31/32, DM 7.20)

BUDDHA. Die Lehre des Erhabenen. Aus dem Kanon der Lehre Buddhas hat P. Dahlke die wichtigsten Kapitel ausgewählt und übertragen. Vorwort von M. Steinke-Tao Chün. (Band 622/23, DM 4.80)

BUDDHA. Sein Leben. Seine Lehre. Seine Gemeinde. Diese Darstellung des Religionsforschers Hermann Oldenberg ist ein Grundwerk der Indienkunde. (Band 708/09, DM 4.80)

DER KORAN. Das heilige Buch des Islam. Die dieser vollständigen Ausgabe zugrunde gelegte Übertragung von Ludwig Ullmann wurde von Leo Winter neu bearbeitet und erläutert. (Band 521/22, DM 4.80)

LEBEN UND LEGENDE DER RELIGIONSSTIFTER. Der Religionswissenschaftler Gustav Mensching hat Berichte und Legenden über die Religionsstifter Moses, Jesus, Mohammed, Zarathustra, Buddha, Konfuzius und Laotse zusammengestellt. (Band 829/30, DM 4.80)

MARTIN LUTHER. An den christlichen Adel deutscher Nation. Von der Freiheit eines Christenmenschen. Ein Sendbrief vom Dolmetschen. Herausgegeben und eingeleitet von K. G. Steck. (Band 973, DM 2.40)

DIE RELIGION. Erscheinungstformen, Strukturtypen und Lebensgesetze. Gustav Mensching gibt eine umfassende Darstellung des Phänomens Religion, indem er die einzelnen Kultformen von den verschiedensten Aspekten her betrachtet. (Band 882/83, DM 4.80)

THOMAS VON KEMPEN. Die Nachfolge Christi. Das Buch vom inneren Trost. Übertragen von Felix Braun. Das nach der Bibel weitestverbreitete Buch in der christlichen Welt. (Band 944, DM 2.40)

WÖRTERBUCH DER RELIGIONEN. Die Glaubenslehren der Völker. In der Einleitung erläutert der Verfasser, Wilfried Nölle, die Theorien vom Ursprung der Religionen. (Band 642/43, DM 4.80)

WÖRTE DES KONFUZIUS. Das zugrunde liegende »Buch der Gespräche« ist die beste Quelle für die Kenntnis des chinesischen Philosophen Konfuzius und seiner Lehre. (Band 914, DM 2.40)

Goldmanns Liebhaberausgaben

In Goldmanns Liebhaberausgaben sind geeignete Bände aus Goldmanns
GELBEN Taschenbüchern auf holzfreies Papier gedruckt und
in Leinen oder Leder gebunden.

ALTFRANZÖSISCHE LIEBESNOVELLEN
184 Seiten, Leinen DM 6.80, Leder DM 10.80

Angelus Silesius, DER CHERUBINISCHE WANDERSMANN
240 Seiten, Leinen DM 8.50 Leder DM 12.50

Augustinus, BEKENNTNISSE
346 Seiten, Leinen DM 16.—, Leder DM 20.—

DER BABYLONISCHE TALMUD
606 Seiten, Leinen DM 22.—, Leder DM 30.—

Buddha, DIE LEHRE DES ERHABENEN
464 Seiten, Leinen DM 16.—, Leder DM 20.—

DEUTSCHE BALLADEN
216 Seiten, Leinen DM 8.50, Leder DM 12.50

FABELN VON ÄSOP UND ÄSOPISCHE FABELN DES PHÄDRUS
168 Seiten, Leinen DM 6.80, Leder DM 10.80

Gustave Flaubert, SALAMMBO
240 Seiten, Leinen DM 8.50, Leder DM 12.50

FRECH UND FROMM, Dichtungen des lateinischen Mittelalters
204 Seiten, Leinen DM 8.50, Leder DM 12.50

Gobineau, DIE RENAISSANCE
396 Seiten, Leinen DM 16.—, Leder DM 20.—

Johann Wolfgang von Goethe, BRIEFE
416 Seiten, Leinen DM 16.—, Leder DM 20.—

DER KORAN, Das heilige Buch des Islam
512 Seiten, Leinen DM 16.—, Leder DM 20.—

Luther, AN DEN CHRISTLICHEN ADEL DEUTSCHER NATION
184 Seiten, Leinen DM 8.50, Leder DM 12.50

Fortsetzung »Goldmanns Liebhaberausgaben«

Margarete von Navarra, DAS HEPTAMERON

456 Seiten, Leinen DM 16.-, Leder DM 20.-

Thomas Morus, UTOPIA

136 Seiten, Leinen DM 6.80, Leder DM 10.80

DIE NACHTFEIER DER VENUS, Die Liebesgötter der Antike

150 Seiten, Leinen DM 6.80, Leder DM 10.80

DIE NACHTWACHEN DES BONAVENTURA

160 Seiten, Leinen DM 6.80, Leder DM 10.80

Napoleon, BRIEFE

224 Seiten, Leinen DM 8.50, Leder DM 12.50

François Rabelais, GARGANTUA UND PANTAGRUEL

384 Seiten, Leinen DM 16.-, Leder DM 20.-

Racine, DRAMEN I

200 Seiten, Leinen DM 8.50, Leder DM 12.50

Racine, DRAMEN II

168 Seiten, Leinen DM 8.50, Leder 12.50

Juan Ruiz, AUS DEM BUCH DER GUTEN LIEBE

134 Seiten, Leinen DM 6.80, Leder DM 10.80

Arthur Schopenhauer, APHORISMEN ZUR LEBENSWEISHEIT

224 Seiten, Leinen DM 8.50, Leder DM 12.50

Theodor Storm, VIER ERZÄHLUNGEN

192 Seiten, Leinen DM 6.80, Leder DM 10.80

Villiers de l'Isle-Adam, GRAUSAME GESCHICHTEN

312 Seiten, Leinen DM 12.50, Leder DM 16.50

Voltaire, ROMANE UND ERZÄHLUNGEN I

160 Seiten, Leinen DM 6.80, Leder DM 10.80

Voltaire, ROMANE UND ERZÄHLUNGEN II

244 Seiten, Leinen DM 8.50, Leder DM 12.50

WILHELM GOLDMANN VERLAG MÜNCHEN



Ein Ereignis
der Literatur!

BORIS PILNJAK

Mahagoni

Erzählungen

264 Seiten

Leinen DM 16.-

Übertragen von

Valerian P. Lebedew

»Es ist immer erschütternd, ein Buch in Händen zu halten, für das der Autor gestorben ist. Dies ist der Fall bei den Erzählungen des sowjetrussischen Dichters Boris Pilnjak, der 1894 geboren wurde und etwa 1937 in einem sowjetischen KZ endete, weil er in der Erzählung ‚Mahagoni‘ den Kommunismus auf seinen inneren Wert geprüft und zu leicht befunden und in der ‚Geschichte vom nichtausgelöschten Mond‘ den Mord beschrieben hat, den Stalin durch ärztliche Hand an General Frunse vollziehen ließ. Schon diese beiden Erzählungen würden ... auch als literarisches Ereignis das Buch lohnen ...« *Kölnische Rundschau*

»... und es sei ganz klar ausgesprochen, daß wir ihn für einen großen Dichter halten, nicht weil er gegen Stalin war und ein Zweifler am Heil, das der Kommunismus bringt, sondern weil ihn auch die stillsten, persönlichen, unpolitischen Erzählungen als solchen legitimieren.« *Der Kurier, Wien*

»... Eine durch jeden Satz sich hindurchziehende, vibrierende Dramatik reißt das makabre Geschehen mit sich fort, das mit einem bösen Heulen von Werkssirenen beginnt und endet... Ein feinnerviges ... sensitives Erzählertum haben sich in diesem spontanen Schriftsteller mit der Unerschrockenheit politischer Stellungnahme verbunden, die in der Sowjetdichtung jener Jahre ihresgleichen suchen könnte.« *Süddeutsche Zeitung, München*

WILHELM GOLDMANN VERLAG MÜNCHEN 8

Verehrter Leser,

senden Sie bitte diese Karte ausgefüllt an den Verlag. Sie erhalten dann kostenlos die Verlagsverzeichnisse und laufend die Literaturbriefe, die Sie über die Neuerscheinungen des Verlages unterrichten, zugesandt.

WILHELM GOLDMANN VERLAG AG MÜNCHEN 8

Bitte hier abschneiden

Diese Karte entnahm ich dem Buch: _____

Mein Urteil über das genannte Buch: _____

_____ G

Der—die Unterzeichnende wünscht kostenlos und unverbindlich die regelmäßige Zusendung der Verlagsverzeichnisse und Literaturbriefe des Wilhelm Goldmann Verlages.

Name: _____

Beruf: _____

Ort: () _____

Straße: _____

Ich empfehle Ihnen, Ihre Verzeichnisse
auch an die nachstehende Anschrift zu senden:

Name: _____

Beruf: _____

Ort: () _____

Straße: _____

Goldmann-Bücher erhalten Sie in allen Buchhandlungen, in
vielen Kaufhäusern und an den meisten Bahnhofskiosken
überall in der Welt, wo deutsche Bücher verkauft werden.

Für Mitteilungen:

XXI • 766 • 963 • 3200

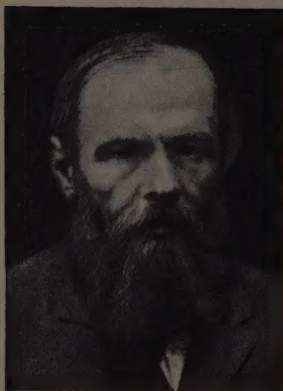
Bitte mit
15 Pfg.
frankieren.
Sie erhalten die
Verzeichnisse
kostenlos

Wilhelm Goldmann Verlag AG

8000 MÜNCHEN 8

Postfach 205

5. —



FJODOR DOSTOJEWSKIJ

geboren am 30. 10. 1821 in Moskau

gestorben am 28. 1. 1881 in Petersburg

Fjodor Michailowitsch Dostojewskij widmete sich schon seit 1844 ganz seiner literarischen Tätigkeit. 1849 wurde er als Mitglied einer geheimen Gesellschaft utopischer Sozialisten zum Tode verurteilt, in letzter Minute begnadigt und nach Sibirien verbannt. In den ›Aufzeichnungen aus einem toten Hause‹ hat er seine Verbannungsjahre dargestellt. Von 1867 bis 1871 lebte Dostojewskij in Westeuropa; seine Weltanschauung jedoch wandelte sich zu einem leidenschaftlichen Panslawismus. Dostojewskijs Werk hat entscheidend auf die moderne europäische Literatur eingewirkt.

Von Dostojewskij sind in Goldmanns GELBEN Taschenbüchern erschienen: ›Arme Leute‹ (Band 543), ›Aufzeichnungen aus einem toten Hause‹ (Band 609/10), ›Die Brüder Karamasoff‹ (Band 478/79/80/81), ›Die Dämonen‹ (Band 575/76/77), ›Die Erniedrigten und Beleidigten‹ (Band 936/37), ›Der Idiot‹ (Band 361/62), ›Kindergeschichten‹ (Band 471), ›Raskolnikoff‹ (Band 435/36), ›Russische Liebesgeschichten‹ (Band 330), ›Der Spieler‹ (Band 884).

G

In der Reihe Goldmanns GELBE Taschenbücher erscheinen Werke der Weltliteratur, Biographien, Reiseberichte, heitere Bücher, moderne Romane, Gesetzesausgaben, Sachbücher.

GOLDMANN'S GELBE TASCHENBÜCHER